Deutsche Dichtung

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES S[illegible]NTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Vierundzwanzigster Band.

April 1898 bis September 1898.

Berlin.
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
1898.

Digitized by Google

S 30.6
D 45 3
V.24

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des XXIV. Bandes.

Seite

Adler, Friedrich in Prag 67. 222. 266
Arnold, Robert F., in Wien 117. 157. 185. 216. 262

Bachmann, G., in Moskau 101
Bobertag, Bianca, in Breslau . . 1. 33. 57. 158
Boie, H. Chr. (Ungedruckter Nachlaß) 284
Brömse, H., in Hamburg 45. 158. 185. 215. 237 282

Briese, Paul, in Frankfurt a. M. 40

Ebert, J. A. (Ungedruckter Nachlaß) 269
Ehrmann, A. von, in Baden bei Wien . . 102. 147

Faktor, Emil, in Prag 195
Falk, Johannes (Ungedruckter Nachlaß) 299
Franzos, Karl Emil, in Berlin 7. 22. 47. 48. 72. 73. 90. 91. 118. 138. 140. 153. 169. 181. 195. 196. 217. 223. 247. 264. 285

Galli, E., in Köln 5. 39. 72. 125
Garve, Christian (Ungedruckter Nachlaß) 273
Geiger, Albert, in Karlsruhe 18
Gellert, Chr. F. (Ungedruckter Nachlaß) 243
Geßner, Salomon (Ungedruckter Nachlaß) . . . 269
Gleim, J. W. L. (Ungedruckter Nachlaß) 244
Goeze, J. M. (Ungedruckter Nachlaß) 243
Gottsched, Johann Christoph (Ungedruckter Nachlaß) 227
Grehling, Johannes, in Braunschweig . 40. 72. 100. 117. 139. 216. 240
Grübel, Joh. Konr. (Ungedruckter Nachlaß) . . . 271
Grüninger, Hans M., in Neckarbischofsheim 39. 67. 102. 138. 195. 216. 261
Günther, Trude, in Berlin 39. 68

Hadwiger, Hans, in Wien 266
Hagedorn, C. L. von (Ungedruckter Nachlaß) . . 241
Hagedorn, Friedrich von (Ungedruckter Nachlaß) . 228
Hanstein, Adalbert von, in Berlin 159. 191. 210. 238
Haug, J. Chr. Fr. (Ungedruckter Nachlaß) . . . 269
Hauser, Otto, in Wien . 113. 175. 185. 222. 266
Hebel, J. P. (Ungedruckter Nachlaß) 268
Heinse, Wilh. (Ungedruckter Nachlaß) 294
Herold, Theodor, in Münster i. W. 81
Henne, Chr. L. (Ungedruckter Nachlaß) 295
Hückinghaus, Karl August, in Elberfeld . . 40. 117

Idel, W., in Wermelskirchen 88

Käfner, A. G. (Ungedruckter Nachlaß) 245
Kellner, August, in Neapel 184. 225
Kenserling, Gräfin M., in Breslau 38. 89
Kiesewetter, Max, in Neusahrwasser 46. 102. 190. 237
Klaar, Alfred, in Prag 139
Kleist, Ewald von (Ungedruckter Nachlaß) 211
Klotz, Chr. Ad. (Ungedruckter Nachlaß) 272
Knieß, Philipp, in Lübeck 105. 129. 164. 186. 205
Knodt, K. E., in Oberklingen . 87. 125. 195. 263

Seite

Knuffert, Rudolf, in Donauwörth . . 39. 100. 138
Kohlrausch, Robert, in München . . 220. 273. 277
Kuczinsky, Paul (Ungedruckter Nachlaß) . . 28. 69

Langbein, A. F. (Ungedruckter Nachlaß) 297
Lau, Samuel (Ungedruckter Nachlaß) 227
Leon, Gottl. von (Ungedruckter Nachlaß) . . . 297
Lichtenberg, Georg Chr. (Ungedruckter Nachlaß) . 274
Limböck, Eide, in Berlin 47
Linder, Fr., in Hamburg 293

Manheimer, Victor, in Berlin 15
Matthes, Valerie, in Schweidnitz . . 67. 88. 125
Matthisson, Fr. von (Ungedruckter Nachlaß) . . 299
Merck, J. H. (Ungedruckter Nachlaß) 272
Milewski, W., in Hannover 101
Morgenstern, Christian, in Berlin 6. 87
Müller-Arwinger, Hans, in Zürich-Hirslanden 5. 175. 185. 262. 283
Münchhausen, Börries von, in Göttingen . . . 47
Mylius, Christlob (Ungedruckter Nachlaß) . . . 267

Nicolai, Chr. Fr. (Ungedruckter Nachlaß) . . . 270

Pfeffel, G. K. (Ungedruckter Nachlaß) 271
Preuschen, Hermine von, in Eckerberg 190

Rabener, G. W. (Ungedruckter Nachlaß) 241
Ramler, K. W. (Ungedruckter Nachlaß) 269
Reinhold, K. L. (Ungedruckter Nachlaß) 297
Robertin, H., in Mecklenburg . 168. 184. 222. 237
Roeder, Hans, in Görlitz 44
Rübsaamen, Rosa, in Berlin 210. 237. 286

Schink, J. Fr. (Ungedruckter Nachlaß) 295
Schlegel, G. A. D. von (Ungedruckter Nachlaß) . 226
Schlegel, J. A. (Ungedruckter Nachlaß) 296
Schleufert, Fr. Chr. (Ungedruckter Nachlaß) . . 296
Schubert, A., in Berlin 163. 185. 225
Schulze, Ernst (Ungedruckter Nachlaß) 22. 48. 73. 91. 118. 140. 169. 196. 217. 247. 264. 285
Semerau, Alfred, in Berlin 287
Solina, Maria, in Görz 27. 38. 101. 125. 210. 261
Stodte, H., in Wildungen 40
Strauß, J. J., in Frankfurt a. M. 46
Strneuse, Adam (Ungedruckter Nachlaß) 228

Tarnow, Fanny (Ungedruckter Nachlaß) 77
Tiedge, Chr. A. (Ungedruckter Nachlaß) 295
Tielo, A. K. T., in München 17

Vulpius, Th., in Colmar 47. 138

Wieland, Chr. Martin (Ungedruckter Nachlaß) . . 270
Wilhelm, Carl, in Lichtenau 5
William, Harry, in Berlin 38
Willomitzer, Josef, in Prag 8. 41

Digitized by Google

Inhalt des XXIV. Bandes.

Seite

Romane, Novellen, Skizzen.

Die Kentaurin. Roman von Bianca Bobertag. (Fortsetzung und Schluß.) 1. 33. 57
Scherzgeschichten. Von Josef Willomitzer.
Der Papagei 8
Die „Benehmität" bei Tische 11
Schlaflose Nacht 41
Goldene Herzen 43
Häuschen. Von Hans Roeder 14
Gratias tibi ago. Von Theodor Herold . . . 81
Aus Sturm und Not. Neue Geschichten von der Wasserkante. Von Philipp Kniest:
Der Tambourmajor 105. 129
Peter Witt's letzte Steuermannsreise 135. 164
186. 205
Die Stärkere. Skizze von Alfred von Ehrmann . 147
Im Mondlicht. Ein Novellen-Fragment von Karl Emil Franzos 153. 181. 223
Die Malerin. Novelle von Robert Kohlrausch 229. 253. 277
Aus der Jugendzeit. Skizze von Alfred Semerau 287

Lyrik.

Gespenst. Von Hans Müller 5
„Die schlanken Halme . . . ." Von Carl Wilhelm 5
„Du gingst . . . ." von E. Galli 5
Gedichte von Henrik Ibsen. Übersetzt von Christian Morgenstern:
Der Bergmann 6
Dank. An meine Frau 6
Verbrannte Schiffe 7
Spielleute 7
An die Überlebenden 7
Der Eidervogel 7
Kleinrussische Volkslieder. Übersetzt von Karl Emil Franzos 7
Treue. Von Maria Solina 27
Die Besten. Von Harry William 38
Abschied. Von Maria Solina 38
Frühlingsklage. Von Gräfin M. Keyserling 38
Abschied. Von Rudolf Kunssert 39
Ein Königstraum. Von Hans M. Grüninger . 39
„Ich war so wild . . . ." Von Trude Günther 39
Venezianisch. Von E. Galli 39
Glück. Von Carl August Hückinghaus . . . 40
Unter dem Apfelbaum. Von H. Stodte 40
Alte Klänge. Von Johannes Grehling 40
Mut. Von Paul Driese 40
Liebesfahrt. Von H. Brömse 45
Wer mag sie sein? Von Victor Manheimer . 45
El temblor. Von Max Kiesewetter 46
Erde und Mensch. Aus dem Englischen des Stopford A. Brooke von J. J. Strauß 46
Scham. Von A. K. T. Tielo 47
„Meine Blumen . . ." Von Eike Limböck . . . 47
Kleinrussische Volkslieder. Übersetzt von Karl Emil Franzos 47
Schmerzensnacht. Von Börries von Münchhausen 47
Am Abend eines Festtages. Aus dem Italienischen des Giacomo Leopardi von Valerie Matthes 67
Enterbt. Von Hans M. Grüninger 67
Gedichte von Trude Günther:
Sommernacht 68
Stirb! 68
Das Königslied 68
Herbstlicht 68
Flämmchen im Kamin. Von E. Galli. 72
Heuduft. Von Johannes Grehling 72
Kleinrussisches Volkslied. Übersetzt von Karl Emil Franzos 72
Liebesbrief. Von Christian Morgenstern . . . 87
Auch genug! Von Karl Ernst Knodt 87
An die Geliebte. Aus dem Italienischen des Giacomo Leopardi von Valerie Matthes 88
Erneute Liebe. Von Wilhelm Idel 88
Kleinrussisches Volkslied. Übersetzt von Karl Emil Franzos 90
Die Poesie. Von Rudolf Kunssert 100
Mittag. Von Johannes Grehling 100
Genügen. Von Maria Solina 101
Umbra nocturna. Nach dem Dänischen des Thor Lange von Georg Bachmann 101
Märzabend. Von Hans M. Grüninger . . . 102
An den Kuckuck. Nach dem Englischen des Michael Bruce von Max Kiesewetter . . . 102
Die Cremoneser Geige. Von A. v. Ehrmann . 102
Beethoven. Neunte Symphonie. Aus dem Dänischen des Holger Drachmann von Otto Hauser 113
Frühlingsregen. Von Johannes Grehling . . 117
Seidnes Haar. Von Karl August Hückinghaus 117
Ungarisches Volkslied. Deutsch von Robert F. Arnold 117
Epigonen. Von Maria Solina 125
An den Mond. Aus dem Italienischen des Giacomo Leopardi von Valerie Matthes . . . 125
Ich harre. Von Karl Ernst Knodt 125
Johannistrieb. Von E. Galli 125
Im Mai. Von Th. Vulpinus 138
Die Heimfahrt. Von Hans M. Grüninger . . 138
Haltlos. Von Rudolf Kunssert 138

Digitized by Google

Seite

Kleinrussisches Volkslied. Übersetzt von Karl Emil Franzos 138
Belehrung. Von Alfred Klaar 139
Friedhofsbirke. Von Johannes Grebling . . . 139
Ungarisches Volkslied. Übersetzt von Robert F. Arnold 157
Gedichte. Von Bianca Bobertag:
Meine Liebe 158
Noch einmal 158
Meine Träume 158
Feierabend. Von Heinrich Bröwje 158
Dämmerung. Von J. Schubert 163
Ohnmacht. Von H. Robertin 168
Ein dunkler Tag. Aus dem Englischen des Dante Gabriel Rossetti von Otto Hauser . . . 175
Ein Inmitag. Von Hans Müller-Irminger. 175
Vor Don Juan's Sarge. Von August Kellner . 184
In Frost und Schnee. Von H. Robertin . . . 184
Frühling. Aus dem Englischen des Dante Gabriel Rossetti von Otto Hauser 185
Furcht vor der Genesung. Von J. Schubert . 185
Wiedergeburt. Aus dem Norwegischen des Kristofer Rauders von Robert F. Arnold 185
Mittagsstunde. Von Hans Müller-Irminger 185
Abendrot. Von Heinrich Bröwje 185
Warten. Von Hermine von Preuschen 190
Der Neger. Aus dem Englischen des John Henry Boner von Max Kiesewetter 190
Dir! Von Karl Ernst Knodt 195
Kleinrussisches Volkslied. Übersetzt von Karl Emil Franzos 195
„Und ist's Dir recht . . ." Von Hans M. Grüninger 195
Der Lauscher. Von Emil Faktor 195
Raff Dich auf! Von Heinrich Bröwje 215
Zum letzten Mal. Aus dem Holländischen der Helene Swarth von Robert F. Arnold 216
Sommernacht. Von Johannes Grebling . . . 216
Heckenrose. Von Hans M. Grüninger . . . 216
Trinke! Von Rosa Kübsaamen 216
Der Schnellläufer. Von Friedrich Adler . . . 222
O Immmond, o Rosenzeit. Von H. Robertin . 222
Schönheit. Aus dem Englischen des Dante Gabriel Rossetti von Otto Hauser 222
Toter Frühling. Von J. Schubert 225
Magnetismus. Aus dem Italienischen des Giulio Alfieri von August Kellner 225
Meeresrauschen. Von Heinrich Bröwje 237
„O ihr trügerischen Träume." Von Rosa Kübsaamen 237
Strandidyll. Von Max Kiesewetter 237
Traurigkeit. Aus dem Französischen des A. de Musset von H. Robertin 237
Dichterträume. Von Johannes Grebling . . . 240
Friede. Von Maria Solina 240
Vorsatz. Von Maria Solina 261
Der letzte Gruß. Von Hans M. Grüninger . 261
Wohlgeboren. Aus dem Neugriechischen des Alexandros Sutsos von Robert F. Arnold . . . 262
Geschwisterseelen. Ein Fragment. Von Hans Müller-Irminger 262
Aus Rosen . . . Von Karl Ernst Knodt . . . 263
Getrennt. Aus dem Englischen des Dante Gabriel Rossetti von Otto Hauser 266

Seite

Die Perle. Von Hans Hadwiger 266
Schönbrunn. Von Friedrich Adler 266
Erinnerung. Von Heinrich Bröwje 282
Gedichte von Hans Müller-Irminger:
Sangesfreude 283
Der Flatterliebe Tod 283
Seligkeit 284
Trübe Tage 284
Abendgedanken 284
Wunsch 284
Schweigen 284
Versäumt. Von Rosa Kübsaamen 286
Die Kranke. Von Fr. Linder 293

Sprüche.

Sprüche. Von Th. Vulpinus 47

Epische Dichtungen.

Aus Hans Sachsens Jugendzeit. Von Albert Geiger 18
Ali. Von Friedrich Adler 67
Zuletzt. Von Gräfin M. Kenserling 89
Siegfrieds Leiche. Von W. Milewski 101
Achmed der Heilaud. Eine epische Dichtung. Von Adalbert von Hanstein:
I. Die Ausgestoßenen 159
II. Der Versucher 160
III. Die Liebenden 191
IV. Das Wunder 192
V. Der Weltheiland 210
VI. Der Sturz aus dem Himmel 212
VII. Der Lügner 214
VIII. Das letzte Gericht 238

Essays und Mitteilungen.

Ein Liebeshandel à l'empire. Aus den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Ernst Schulze's. Mitgeteilt von Karl Emil Franzos 22. 48. 73. 91. 118. 140. 169. 196. 217. 247. 264. 285
Erinnerungen von Paul Kuczynski. (Ungedruckter Nachlaß):
Bülow, Liszt, Wagner 28
Albert Lindner, Hans Herrig 69
Ibsen in Deutschland 31
Metrische Übertragungen:
I. 126
II. 149
III. 176
IV. 202
Aus dem XVIII. Jahrhundert. Ungedruckte Briefe und Gedichte:
I. G. A. D. von Schlegel. Johann Christoph Gottsched. Samuel Lau. Friedrich von Hagedorn. Adam Struensee 226
II. G. L. von Hagedorn. G. W. Rabener. Gwald von Kleist. Chr. F. Gellert. J. M. Goeze. J. W. L. Gleim. A. G. Kästner. J. A. Schlegel 241

Digitized by Google

Seite

III. Chr. Mylius. J. A. Ebert. K. W. Ramler. S. Geßner. Chr. Fr. Nicolai. Chr. M. Wieland. J. K. Grübel. G. K. Pfeffel. Chr. A. Klotz. J. H. Merck. Chr Garve. G. Chr. Lichtenberg. 267

IV. H. Chr. Boie. Wilh. Heinse. Chr L. Heyne. (Anton Wall). Christian August Tiedge. J. Fr. Schink. Fr. Chr. Schleukert. Gottlieb von Leon. A. F. Langbein. K. L. Reinhold. J. P. Hebel. Fr. von Matthisson. J. Chr. Fr. Haug. Johannes Falk. 284

Aufrufe.

Aufruf für das Gottfried August Bürger-Denkmal 32
Aufruf für die Friedrich Hebbel-Stiftung . . . 104
Aufruf für ein Willibald Alexis-Denkmal . . . 180

Litterarische Notizen.

32. 55. 79. 103. 152. 178. 204. 251. 275. 300

Neue Bücher.

32. 56. 80. 104. 128. 180. 204. 252. 276

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Arno, Carl. „Aus dem Leben" 276
Arnold, Robert Fr. „Gedichte von Jens Peter Jacobsen" 204

Bartels, Wanda von. „Aus dem Sonnenflimmern" 80
Bauer, Martin. „Um Glück und Leben" . . . 252
Beetschen, Alfred. „Das Theaterwesen in der Schweiz" 55
Blümner, Hugo. „Samra" 126

Cesar, A. „Kann man einen Eid erzwingen?" . 103
Commer, Clara. „Jacinto Verdaguers Atlantis" 176

Kastenrath, Johannes. „Don José Zorillas Don Juan Tenorio" 150
Freiligrath, Gisberte. „Englische Dichter" . . 202
Friedländer, Margarete. „Blütenlese englischer Dichtung" 177

Grünberg, Victor. „Das Verbrechen Liebe" . 180

Hausstein, Adalbert von. „Zwei Welten" . . . 103
Held, Franz. „Großmutter" 180
Henckel, Karl. „Ada Negri" 204
Henkel, Paul. „Harald" 180
Herbert, Friedrich. „Blumen und Küsse" . . . 180
Heydemann, E. „Novellen und Skizzen" . . 152
Heyne, Moriz. „Beowulf" 202

Jahn, Hedwig. „Blüten ausländischer Lyrik" . . 149
Jordan, Richard. „Adolfo Becquers Spanische Lieder" 149

Kielland, Alexander L. „Arbeiter" 275
Klein, Ulrich. „Laura am Klavier" 180
Krüger, F. G. Theo. „Was ich erinnen, was ich erlebt!" 103

Lechleitner, Franz. „Tiroler Bauernspiele" . . 179
Lewes, Dr. Louis. „Lord Byron" 152
Lich, Fred. „Aus dem Diesseits" 179
Lindau, Paul. „Der König von Sidon" . . . 252
Litten, Rosa. „Frauenverein in Krähwinkel" . . 32
Luhs, Maria de. „Junges Grün" 252

Mayr, Dr. G. Die deutsche Publizistik im 17. Jahrhundert 79
Müller, Dr. Gustav. Ungedrucktes aus dem Goetheкreise 275
Müller, Dr. phil. Josef. Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart 276

Niemann, August. „Die Erbinnen" 204
Nitschmann, Heinrich. Proben französischer Dichtung 176

Pauls, August. „Träume der Jugend" 80
Pidsler, Rudolf Johann. „Angelus Silesius' Pantheistisches Laienbrevier" 56
Pochhammer, Paul. „Durch Dante" 128
Pölling, Gräfin Hedwig. „Marthas Tagebuch" . 56

Reich, Moriz. Ausgewählte Werke 251
Rüthning, Paul. „Vergangenheit" 180

Severus, Severin. „Ein Duell im Jahre 2000" 56
Siegemann, Hermann. „Des Horatius schönste Lieder" 126
Suttner, Bertha von. „Schach der Qual" . . 178

Telmann, Konrad. „Von Jenseits des Grabes" 103

Verbeck, O. „Einsam" 103
Viajero, Carlos. „Ein Leben in Liedern" . . . 179

Willaysen, P. J. „Altisländische Volksballaden" 203

Zelan, Curt von. „Reime und Träume" . . . 275

Druck von G. Bückmann, Berlin W. 66, Buchhändlerhaus.

Digitized by Google

Die Kentaurin.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Was wurde das für ein köstlicher Abend, wie sie da ihre Schuljahre und vollends die unvergeßliche Hallenser Studienzeit hervorzogen aus der Schatzkammer des Gedächtnisses. Da war so viel gutes, ernstes Streben, soviel Ausgelassenheit, soviel Idealismus! Da eine solche Reihe von Charakterköpfen unter den Mitschülern, den Kommilitonen, den Lehrern. Es giebt kaum eine größere Lust, als die ist, in harmlosen Jugendeseleien erinnernd zu schwelgen. Und indem man sie lebendig macht, vergißt man zu doppeltem Gewinn, was später liegt: die manchmal so herzlich öde Berufsarbeit, den Ärger über die Dummheit und Kleinlichkeit, das Grauen vor dem verbrecherischen Hang in der Menschennatur: die Starrköpfigkeit der Vorgesetzten: die künstlerischen Bestrebungen und ihr Mißlingen, die unter heißen Kämpfen erstrittenen Erfolge: Herzenswünsche, die zu Enttäuschungen und Entsagungen führten, vorzeitiges Altersgefühl, Zweifel und Sorgen. Schließlich sogar das Glück der letzten Monate und Tage.

„Weißt Du noch, damals bei Brunnüllern? — weißt Du noch, im Kirchenrecht bei Wegener? — weißt Du noch, wie Kampe und Hellbach losgingen und Hellbach schrie: „Leb' wohl, Erde", da hatte es ihm ein bischen die Jacke gestreift? — und weißt Du noch Achtert, der sich in alle Mädchen verliebte, mit zweiundzwanzig heiratete, um diese „Teufelsgeschöpfe" los zu sein und sich nichtsdestoweniger immer wieder verliebte? Der reine Cherubin! Und weißt Du noch den Bismarck-Kommers, wo der alte Brinkmann am Ende die Festrede hielt? So prachtvoll, wie den Abend, habe ich Dich nie mehr kneipen sehen, Förster! Ich glaub' das einzige Mal, wo Du „wie Kosrns Enkel Jezdegerd auf Leichen eine Leiche lagst", — Dein ganz Spezielles, Förster. — Prosit, Prosit!"

So vergeht die Zeit.

„Was sinnst Du? Mit einemmal so ernst geworden?" fragt der Freund.

„Nicht doch!"

Er streicht sich über die Stirn, er denkt der Gegenwart, der Stunde. Oder ist's nicht vielmehr eine ganz ferne Vergangenheit? Er sieht die Recken am Bach gelagert, gewölbter Bäume Schatten über ihnen, das Trinkhorn kreist von Mund zu Munde, Siegfried, arglos und freudig, erzählt seines jungen Lebens Wesen und Thaten: wie er Nothung sich schuf, wie er den Wurm erschlug, der Vöglein Sprache lernte, wie ihn „brünstig umschlang der schönen Brünhilde Arm!" Zwei Raben fliegen auf, er sieht ihnen nach — da trifft ihn Hagens Speer in den Rücken: Verrat um Verrat!

Gerhard sieht Ada, in den Sessel gelehnt, die Lippen fest geschlossen, den rätselhaften Ausdruck im Angesicht, der seine Zärtlichkeit in den letzten Tagen leise zurückgedrängt, sieht die dunkle Glut in ihren Augen, die von einer innern Erregtheit spricht, die ablehnende Ruhe vergeblich zu hehlen sucht — — — und fährt vom Stuhle auf, zieht die Uhr — —

„Nicht doch, es ist noch eine Stunde Zeit, wenn Du durchaus zum Theater mußt, obgleich doch eine so verständige kleine Frau wahrhaftig —"

Er setzt sich wieder und trinkt, trinkt mit durstigen Zügen.

„So ist's recht. Ich komme Dir nach. Sieh mal, es ist eigentlich famos, daß mein Vetter nicht erschienen ist. — Natürlich, da ist er gerade!"

Ein großer, rotblonder Mensch, knochig und sommersprossig, kommt herein, setzt sich zu ihnen und breitet sich aus. Einer von denen, die alles

Digitized by Google

wissen, alles können, alles bespötteln, ein unangenehmer Mensch, der ihm die Stimmung vollends verdirbt. Gezwungen hält er noch eine halbe Stunde aus, dann geht er.

Draußen ist es so weich, so frühlingsduftig, so glückverheißend lenzhaft. Eine seltsame Erregung überkommt ihn, ein heißes, sehnsüchtiges Wonnegefühl, in dem ganz leise etwas von der Schwermut haften bleibt, die ihn drin angeweht, er weiß selbst nicht wieso und woher. Es ist noch verhältnismäßig zeitig, behaglich stille geht er durch die nächtlich schweigsamen Straßen. Welch gewaltiges Stück Leben, diese Stadt, die ihre jungen Glieder wie ein Riese die seinigen stark und herausfordernd dehnt — er liebt sie nicht, er liebt die halben Einsamkeiten, die Städte, die sich zwischen Wäldern und Feldern an die Brust der Erde ducken, die Städte, in denen einem der Himmel weit und leuchtend in die Fenster blickt, in denen die Wasser unter kleinen Holzbrücken dahinschäumen, die Pferde mit altmodischen großen Kummeten gehen, die Gastwirte gestickte, runde Käppchen tragen und die Briefträger in Uniformen herumlaufen, die die Sonnen und Regenschauer von zwanzig Jahren gefärbt haben.

Aber gewiß: eine junge Frau soll auch Welt und Leben kennen lernen, und sei es zu keinem anderen Zwecke, als zu erfahren, daß, wonach wir Sehnsucht trugen, der Sehnsucht nicht wert war, daß die Weite leer ist, die Fremde öde, und daß das Glück dort wohnt, wo die Liebe und die holde Gewohnheit des Tages ist.

Da wäre er ja! Es kann höchstens noch zehn Minuten dauern. Er promeniert auf und ab, stellt sich endlich auf unter den andern jungen Ehemännern, Brüdern, Dienstmädchen und Dienern, die zum Abholen gekommen sind, und behält die Treppe scharf im Auge. Es zieht ein wenig, wo er steht, aber das schadet nichts, er ist nicht anfällig.

Endlich kommen die Gäste der Musen: Offiziere, Kaufleute, Künstler, Aristokratinnen, Bankiersfrauen, der Typus Frau Buchholz in die Region des Atlaskleides gehoben, Einheimische, Provinzler, Ausländer. Die Wagen fahren vor, die Thüren krachen zu, ein Rollen, ein Schieben, ein Drängen hin und her. Immer weiter strömen die Wagnerberauschten heran, Kritik und Gegenkritik fliegt hin und her, ein scharfer Witz, ein kurzes Lachen.

Man kommt schon in billigeren Abendmänteln und schlichteren Kopftüchern, die Offiziere und Bankiers sind ausgestorben, die Dienerreihen haben sich gelichtet — Anna-Ada zögert noch.

Er wartet.

Der Strom wird dünner — immer dünner, seltsam! Die Abholer sind alle weg, wirklich seltsam. Noch zwei Damen — ein alter Herr — noch — nein nichts mehr — die Treppe bleibt leer — leer.

Er wartet.

Anna-Ada kommt nicht.

Die Lichter erlöschen, das Leben erstirbt, Gerhard Förster steht und zaudert, geht ein paar Schritte und kehrt wieder um. Die Thüren sind abgeschlossen, es ist totenstill.

Hm!

Sie wird nach dem zweiten Aufzug gegangen sein, oder vielleicht nach dem Trauermarsch, oder — oder sonst wann, um nicht allein in das Gedränge zu geraten oder bei so vorgerückter Stunde allein im Hotel ankommen zu müssen. Es war thöricht, daß sie nichts Festes verabredet hatten.

Er ist aber doch unruhig, nimmt eine Droschke und fährt nach der Behrenstraße, wo sein Hotel liegt. Was die Berliner Droschkengäule für elende Klepper sind!

„Zufahren, Kutscher! Trinkgeld! Eile!"

Endlich!

Es dauert eine Weile, bis der Portier öffnet.

„Meine Frau glücklich zurück?" fragt er leicht.

„Ich weiß nicht —"

„Nummer vierzehn."

Der Portier sucht. „Der Schlüssel von Nummer vierzehn hängt hier. Bitte."

Er sieht den Mann an, als hätte er einen in flagranti ertappten Wilderer zu verhören.

„Der Schlüssel?"

„Der Schlüssel von Nummer vierzehn . . . Stimmt schon."

„'n Nacht."

Er steigt hinauf. Rechts um? Nein links. Zwölf, dreizehn, vierzehn. Ein Kellner ist mit heraufgekommen, zündet die Lichter an, legt ein paar Poststücke hin: Geschäftsreklamen, gießt ihm Wasser aus der Karaffe ins Glas, zieht die Vorhänge zu.

„Ich habe mich mit meiner Frau verfehlt", sagt der Amtsrichter nach einiger Überwindung.

Digitized by Google

„O, es wird zu jeder Stunde aufgemacht. Kommt die gnädige Frau aus dem Theater?“

„Jawohl.“

„Die Herrschaften pflegen dann noch in ein Café zu gehen.“

Gerhard Förster spielt mit einer der Geschäftsanzeigen. Die Herrschaften! sie war ja — — nein Stollwerk! Daß er daran nicht gedacht hatte! Sie war abgespannt gewesen, Stollwerk, so wenig die Höflichkeit ihn sonst drückte, hatte sich auf seine Ritterpflicht besonnen und sie zu Bauer oder sonst wohin geführt, wo er ihr eine Tasse Kaffee präsentieren konnte. Das war alles so einfach.

„Ja, ja richtig“, sagt er, „es war sogar die Rede davon. Nun, wir werden ein wenig warten.“

„Befehlen der Herr Amtsrichter noch etwas?“

„Sie könnten mir immerhin noch eine Flasche Portwein heraufbringen, wenn das geht.“

„O gewiß.“

Sobald der Kellner hinaus ist, reißt Gerhard das Fenster wieder auf. Eine Droschke rollt heran —

Gott sei dank, da kommt sie! Die Augen des Gefährtes sehen ihn ordentlich beruhigend, herzlich an, indem es sich nähert, jetzt wird es herüberbiegen . . .

Nein! Die Droschke fährt vorüber.

Aber von der andern Seite kommt eine andere und dort noch eine.

„Der Wein!“

„Ja, bitte, danke. 'n Nacht.“ —

Wie sie sich freuen wird, noch eine kleine Stärkung vorzufinden. Sie trinkt gern so etwas, nicht viel davon, aber gern.

Die Droschken sind weg.

Er sieht nach der Uhr — es ist zwei Uhr.

Ihn überkommt ein eigentümlicher Trotz, ein Trotz des Gleichmuts gegen diese neue Lanne. Herr Gott, die Erde kann sie doch nicht verschlungen haben! Er steckt sich eine Cigarre an, setzt sich aufs Sofa und gießt sich ein Glas Wein ein: er spielt sich die Komödie der Unbekümmertheit vor. Aber Gerhard ist ein so schlechter Komödiant. Als er unten Schritte hört, stürzt er wieder ans Fenster — es sind zwei Männer, die vorübergehn. Aber da hinten kommt ein Wagen — das wird, das muß sie sein, muß! Die Droschke kommt, näher, näher und — fährt weiter.

Er geht an den Tisch und gießt zwei Gläser Portwein hintereinander hinunter. Die Kerzen brennen trübe mit langen, an den Spitzen verkohlten Dochten, und der Zug vom Fenster her bewegt ihre Flammen flackernd. Ihn fröstelt. Draußen ist es totenstill. Ihn fröstelt, und vage, ängstliche Vorstellungen verfolgen ihn von Straßenräubern, die sie anfallen, erwürgen, in die Spree werfen, oder von noch entsetzlicheren Subjekten, die sie in schmutzige Spelunken schleppen — von Wagen, die sie überfahren, verrückten Schutzleuten, die sie in falschen Verdacht nehmen und unter rohen Schimpfworten — — wieder eine Droschke! — er stürzt abermals ans Fenster — es ist nur in der Kreuzungsstraße. — Er sieht nach der Uhr: es ist drei.

Sie hat also eine Verwandte getroffen oder eine Freundin, die sie mitgenommen hat, hat ihm eine Nachricht geschickt, die man ihm nicht abgegeben — ja so: die Tochter der Scherras und Anselm Steinachs, der irgendwoher aus Galizien stammt, hat ja keine Verwandten. Sie hat außer My Rudloff auch keine Freundinnen!

Wo ist Ada Steinach?

Gerhard Förster zieht sich aus und legt sich zu Bett. Gegen sechs schläft er ein. — —

Um halb acht fährt er wieder auf, besinnt sich: was war denn eigentlich? was ist denn nur? Ja so! dreht sich um — Adas Bett ist leer, kleidet sich rasch an und klingelt. Dann, als es klopft:

„Brief an mich da?“

„Jawohl, gnädiger Herr.“

„Bringen Sie ihn sofort herauf.“

„Ich habe das Stück schon hier. Ist vor zehn Minuten abgegeben worden.“

„Schön, geben Sie.“

„Befehlen Frühstück?“

„Ja, bitte.“

Was er in der Hand hält, ist ein herausgerissenes und zusammengefaltetes Blatt eines Notizbuches, (kleine blaue Kästchen) statt mit Siegellack oder Oblaten mit zwei Zehnpfennigmarken verklebt. Die Adresse in Bleistift von Adas Hand. Ein seltsames Briefstück. Ein verrückt aussehendes Briefstück, das er in der Hand hält, ohne es zu öffnen.

Eine Verstimmung überkommt ihn über diese Rücksichtslosigkeit, ihn eine Nacht in solcher Ungewißheit zubringen zu lassen. Aber sie kann ja eine Entschuldigung haben, die er muß gelten lassen. Also nicht länger gezögert.

Der Brief lautet:

Digitized by Google

„Verzeihung, lieber Gerd!

Ich kann nicht anders. Ich komme nicht wieder. Ich bin auf der Reise nach Paris und Algier.

Lieber, armer Gerd! Vergiß mich!“

Er liest das dreimal.

„Gnädiger Herr, der Kaffee.“

„Schön, schön. — Bitte auch um die Rechnung.“

„Jawohl.“

Dann liest er es zum vierten Mal.

Und jetzt weiß er alles: wo sie ist und — wer sie ist.

„, Oder — oder —‘“

Er sucht nach einem Wort, einer Zeile und findet sie nicht. Es quält ihn: „Oder“ —

Endlich fällt es ihm ein:

„Oder daß die Brust mir des Typhons Atem Giftig versengte!“

„Schwach gesagt“, setzt er hinzu.

Eine Weile geht er noch wie taumelnd hin und her, will sich durchaus halten, bezwingen — dann stürzt er auf sein Bett, keuchend, stöhnend, schluchzend und wimmelt immerfort — wie ein anderer die Zähne zusammen- oder sich in die Hand beißt vor Schmerz —:

„Giftig versengte — giftig versengte — giftig versengte.“

Ganz sinnlos sagt er es.

Zwanzigstes Kapitel.

Während die Gerichte die Scheidung der Ehe von Gerhard und Anna-Ada Förster mit Weitschweifigkeit, Ernst und Würde betrieben, wurde die Angelegenheit in Neuhaus mit noch größerer Umständlichkeit, aber zum Teil nicht eben würdig behandelt. Zum Anwalt einer so heiklen Sache war die Pflegerin der kleptomanischen und idiotischen Menschenknospen so recht die berufene Person.

Und sie fand merkwürdig viel Zeit zu diesem Berufe: den ganzen Tag war sie unterwegs, ihre moralische Entrüstung über die beiden Algier-Reisenden an den Mann zu bringen und dabei Meinungen, Mitteilungen und Vermutungen auszusprechen und herauszulocken, die sich weiter kolportieren ließen.

In Vermutungen war sie, dem gefährlichen Charakter ihrer Phantasie gemäß, hervorragend groß. Der Person, die ihren Freundinnen Giftmorde andichtete, war es eine Kleinigkeit, Neuhaus in Aufruhr zu bringen mit ihren Behauptungen, daß Steinach der Sohn eines Zigeuners und umgetauft sei, daß das Fräulein von Scherra, das er entführt, nur das Kammermädchen des Fräuleins von Scherra gewesen, daß Stollwerk-Kunzendorf heimlicher Jesuit sei und Anna-Ada Maikäfer äße. Da sie sah, daß man ihr je lieber glaubte, je toller ihre Einbildungen sich versteigen, ließ sie ihre Phantasie nun so weiter schweifen und als es damit den Leichtgläubigen schließlich doch zu bunt wurde, glaubte sie aus Trotz wenigstens selbst daran. Damit aber war der Zeitpunkt gekommen, wo sie noch obendrein die moralische Verpflichtung fühlte, Gerhard Förster in anonymen Briefen mit ihren Verdächtigungen zu behelligen.

Ada Förster wurde allgemein verurteilt, doch gab es auch Leute, die Freude an ihrem Gewaltstreich fanden. So ihr Vater, dem der bürgerlich philiströse Schwiegersohn, der „paprikafose“, von Anfang an nicht lieb gewesen war und der den von ihm erkiesenen nun doch dort sah, wo er ihn sehen gewollt.

„Sie hat einen kleinen Umweg genommen“, sagte er zu seiner Braut, „manche Menschen lieben das, ihre Mutter liebte es auch, es ist auch ganz amüsant und zeugt von Phantasie. Übrigens habe ich es ihr vorausgesagt, daß es so kommen würde, ich! Ja, gewiß! Wenn ich nicht diesen Treffer hätte, dieses Ahnungsvermögen, dieses Flair für Menschen und Dinge! Ich, ha!“

Der ehemalige Liebling der Petersburger Gesellschaft war vielmehr völlig auf der Höhe der Situation. Die Sache mit Amerika war thatsächlich riesenhaft. Die Aufträge waren so umfangreich, daß im Mai ein zweites Fabrikgebäude errichtet werden mußte, eine neue „Backstube des Reichtums“, wie er es nannte — noch ein paar Jahre so weiter und Stollwerk-Steinach gehörten zu den ersten Großindustriellen der Monarchie: der Kommerzienratstitel konnte nicht ausbleiben, schließlich der Adel nicht. Dann konnte man von Silber speisen, sich einen Marstall halten und mit Seelenruhe die Cigarre dann und wann mit einem Tausendmarkschein anzünden.

Für Arved und Ada sollte natürlich eine zweite Villa gebaut werden, zwei Frauen in einem Hause, das taugte nicht, Steinach dachte an einen Bau aus gebrannten Blöcken in englisch-normännischer Gotik aufgeführt. Gefiel aber Cornelia Corroni das besser, so baute er so etwas für sie und sich. Eigentlich war nichts gut genug für das hehre Weib.

Digitized by Google

„Haben Sie gelesen, was unsere ersten Musikreferenten über die Aufführung des Nibelungenringes, speziell über die Brunhild geschrieben haben?“ fragte er nach den Berliner Tagen des Triumphes jeden, der ihm in die Quere kam, und zog dabei auch schon die Blätter aus der Brusttasche. — Und das, das wurde sein!

„Du Weib, jetzt lösche den Brand,
schweige die schäumende Glut!“

Er hatte ein Glück, ein Glück, ein Glück, wie es noch kein Mensch gehabt! Er hielt sich für einen Liebling der Götter. Aber freilich auch für einen Mann von hervorragendem Verdienst, für eine Säule des Vaterlandes, er, der die Königlichen Porzellanmanufakturen zu Berlin und Meißen überflügelt und Deutschland den ersten Rang auf dem Weltmarkt verschafft hatte!

„Wie sich Verdienst und Glück verketten.
Das fällt den Thoren niemals ein“,

zitierte er gern. Sagt es doch Goethe!

Gerhard Förster dagegen sollte an sich die bittere Wahrheit empfinden lernen, daß die Verletzung der heiligsten Gefühle die Gefühle selbst noch nicht gleich tötet, daß Liebe langlebiger ist, als Achtung und kein noch so heftiger Zorn sie wie mit einem Rucke aus dem Herzen reißt, sondern sie dort eines langsamen, qualvollen Todes sterben muß.

Immer noch ein Glück, wenn solch schmerzliche Prozesse sich still und heimlich vollziehen dürfen, zugedeckt mit Lächeln und Schweigen — aber ein Schmerz, auf den das Tageslicht scheint, an dem der Klatsch sensationslüstern herumtastet, das Gesetz seine prüfende Sonde legt — das ist eine Folter, bei der das Gemüt tausend Tode stirbt und nur wieder auflebt, um sie von neuem zu erleiden.

(Fortsetzung folgt.)

Gespenst.

Ich höre leis die Stunden gehn,
Da wir im Liebestraum uns wiegen —
Ich sehe schnell wie Sturmeswehn
Mir's schattenhaft entgegenfliegen!

Das ist die Zeit, die kommen muß
Nach ehernem Gesetz auf Erden,
Wo wir — nach Liebesüberfluß
In Einsamkeit vergehen werden!

So gläsern stiert ihr Blick mich an,
Starr wie der Tod sind ihre Züge,
Uns schiert in des Geschickes Bann
Und Nacht verbreiten seine Flüge!

O hör' nicht hin, o schau' nicht hin,
Sonst wittert das Gespenst die Beute!
Denk, daß ich heut dein Eigen bin!
Denk an kein Morgen! — denk an heute!

Hans Müller.

„Die schlanken Halme . . .“

Die schlanken Halme neigen
Die goldnen Kronen schwer,
Als ruhe Gottes Segen
Auf ihrem Wogenmeer,
Als gebe der Himmel nach heiligem Schluß,
Dem sprießenden Felde den Weihekuß.

Die schlanken Halme rauschen
In leisem Windeswehn,
Und lassen Feuerkelche

Aus ihren Tiefen sehn:
Das ist die göttliche Liebesglut,
Die tief im Segen verborgen ruht.

Die schlanken Halme beben,
Die Wogen schlummern ein . .
Doch blaue Blumensterne
Umkränzen licht den Rain:
Das ist der Treue göttliche Wacht,
Die über dem Segen am Raine wacht.

Carl Wilhelm.

„Du gingst . . .“

Du kamst und sprachst; drauf schaltest Du mich kalt.
Ich stand so stumm; da gingst Du endlich wieder . . .
Ich lauschte, wie Dein Tritt im Gang verhallt,
Dann sank ich neben Deinem Sessel nieder

Und wähnte, daß ich zärtlich Deine Knie'
Umfinge, und mit unbewußtem Lallen
Dir flüsterte, was ich verraten nie —
Von meinem Glück und meinen Schmerzen allen.

Vergessen war, was trübe mich verwirrt,
Ein Sehnen nur, ein Lieben füllt die Seele;
Ich hätt' die ganze Welt nach Dir durchirrt,
Dir zu gestehen, was ich bang verhehle!

Es drängte sich in einen Augenblick
Der vollen, heißen Liebe Wundersüße,
Mit tausend Stimmen rief ich Dich zurück!
Mit tausend Küssen deckt ich Deine Füße!

Ich sprach mir leise vor Dein letztes Wort
Und barg mein Haupt aufschluchzend in die Hände,
Als trügst Du meinen Himmel mit Dir fort,
Als ginge alle Zeit mit Dir zu Ende! . . .

E. Galli.

Digitized by Google

Gedichte

von

Henrik Ibsen.

Überſetzt von Chriſtian Morgenſtern.

Der Bergmann.

Fels, birſt weiter Tag um Tag!
Dröhnend fällt mein Hammerſchlag.
In die Tiefe muß ich dringen,
Bis mir ihre Erze klingen.

Tief in öder Felſennacht
Winkt mir eines Schatzes Pracht, —
Diamanten, ſeltne Steine,
Goldgeäſt von rotem Scheine.

Friede herrſcht dort weit und breit, –
Fried' und Ruh' ſeit Ewigkeit; —
Brich den Weg mir, ſchwerer Hammer,
Zu des Berges Herzenskammer!

Saß als Knab' einſt luſtgeſchwellt
Unter Gottes Sternenzelt,
Zog einher auf Frühlingswegen,
In der Bruſt der Unſchuld Segen.

Doch im mitternächt'gen Schacht
Ward ich fremd des Tages Pracht,
In der Grube Tempelgängen
Fremd der Erde heitren Klängen.

Damals als ich niederſtieg,
Glaubt' ich noch, ein Kind, an Sieg:
Glaubte, daß der Rätſel Fülle
Abgrundgeiſterwort enthülle.

Doch hat niemand mich belehrt
Über das, was mich verzehrt,
Doch kein Blitz die Nacht durchſchoſſen,
Der die Tiefen hätt' erſchloſſen.

Iſt's ein Irrtum? Führt mich nicht
Dieſer Weg zum rechten Licht?
Ach, mein Blick wird ja geblendet,
Sucht er, himmelan gewendet.

Nein, hinab, wo weit und breit
Friede herrſcht ſeit Ewigkeit!
Brich den Weg mir, ſchwerer Hammer,
Zu des Berges Herzenskammer! —

Hammerſchlag auf Hammerſchlag
Bis zum letzten Lebenstag.
Keiner Hoffnungsſonne Schimmer;
Tiefe, tiefe Nacht auf immer.

Dank.

An meine Frau.

Ihr Schmerz war, wenn Nächte
Den Pfad mir verhüllt, —
Ihr Glück, wenn die Mächte
Mein Hoffen erfüllt.

Ihr Heim an dem Meere
Der Einſamkeit liegt,
In dem meine Fähre
Sich ſpiegelt und wiegt.

Ihr Kreis iſt der ſchwanken
Erſcheinungen Troß,
Die meinen Gedanken
Bunt ſchreitend entſproß.

Ihr Höchſtes iſt, walten
Der Glut meiner Bruſt, —
Was ſtark mich erhalten,
Hat niemand gewußt.

Und weil ihre Treue
Stets ſtill ſich beſchied,
So grüß' und erfreue
Zum Dank ſie dies Lied.

Digitized by Google

Verbrannte Schiffe.

Er wandte die Steven
Seiner Schiffe gen Süd,
Nach freundlichern Häfen,
Der Nordgötter müd.

Des Schneerlands Signale
Erloschen im Meer;
Im Südsonnenstrahle
Schwieg sein Begehr.

Er verbrannte seine Schiffe; —
Da spannte sich blau
Zum nordischen Riffe
Einer Rauchbrücke Bau. —

Nach den schneeigen Breiten,
Aus der Südhaine Pracht,
Sieht ihn nun reiten
Jedjegliche Nacht.

Spielleute.

Nach ihr nur war mir des Sommers
Bämm'rige Nächte bang;
Mein Weg aber ging am Bergbach
Durch taniger Erlen Gang.

Hei, kennst Du sein dunkles Singen,
Verwirrt Du der Liebsten Sinn,
Daß sie Dir nachfolgt, als ging' es
Zu Kirchen und Burgen hin.

Da schwor ich den Bach aus der Tiefe;
Er sang mir die Seel' aus dem Leib; —
Doch da ich sein Meister geworden,
War sie meines Bruders Weib.

Zu großen Kirchen und Burgen
Sang ich mich selber hin;
Des Sturzbachs dunkles Singen
Wich nimmer aus meinem Sinn.

An die Überlebenden.

Nun schallt Lob aus aller Munde,
Da der Kämpe ruht im Grunde.

Schuf er Licht von Firn zu Firne,
Schlugt ihr ihm damit die Stirne.

Schliff er euch die stumpfen Erze,
Stieht ihr ihn damit in's Herze.

Stritt er mit des Eintags Göhen,
Hingt ihr euch an ihn gleich Klöhen.

Doch ein Glanzgestirn voll Segen
Habt ihr, nun er starb, zu hegen.

Trübt es nicht, — daß doch im Grabe
Der Verdornte Frieden habe!

Der Eidervogel.

Der Eidervogel wohnt hoch im Nord;
Da hält er sich auf an dem blangrauen Fjord.

Er pflückt von der Brust sich den weichen Daun,
Ein warmes, geschlüftes Nest sich zu bau'n.

Des Fjordfischers Herz hat für Mitleid nicht Raum;
Er plündert das Nest bis zum letzten Flaum.

Der Vogel, voll trotziger Lebenslust,
Zerrupft sich von neuem die eigene Brust.

Der Räuber kehrt wieder; — das Tier sucht sich noch
Zum zweiten Mal ein geschlüftes Loch.

Doch wenn es das Schicksal zum dritten Mal schlug,
Da hebt es die blutende Brust zum Flug —

Und flieht aus dem kalten, nebligen Land; —
Gen Süden, gen Süden, zu wärmerem Strand!

Kleinrussische Volkslieder.

Hüt' dich nicht vor alten Hexen,
Hüt' dich vor den jungen!
Jene, die mich jetzt umgarnt,
Ist der Höll' entsprungen!

Gleiche Treue find' ich nicht,
Mag ich weithin wandern:
Hei — zur Stund', wo sie mich küßt,
Küßt sie keinen Andern.

Meinen Liebsten hab' ich lieb
Und er ist mir teuer,
Wie am flaubig heißen Weg
Ein tiefblauer Weiher,

Wie das erste süße Kind
Einer Kinderlosen,
Wie dem lang Gefangenen
Duft der roten Rosen.

Übersetzt von **Karl Emil Franzos.**

Digitized by Google

Scherzgeschichten.

Von Josef Willomitzer.

Der Papagei.

Drei Tage nachdem ich die hohe obrigkeitliche Bewilligung zur öffentlichen Ausübung der Fahrradkunst erhalten hatte, brachte ein höhnisch lächelnder Lohnkutscher in seinem Wagen mich und mein zerbrochenes Fahrrad nach Hause. Dienstmänner mit roten Mützen trugen mich vorsichtig die Treppe hinan, meine Quartierfrau fiel in Ohnmacht, ich wurde ins Bett gelegt, und der Doktor kam schleunigst herbei.

An alledem ist die hohe Obrigkeit vollkommen unschuldig, denn würde sie gewußt haben, wie wahnsinnig ich mich in meine schöne Radfahrschulfreundin, die Schauspielerin Irma St. . . . . ch verliebt hatte, dann würde mir gewiß die Erlaubnis zur Ausübung einer Kunst, in deren Dienst man des ungestörten geistigen Gleichgewichts bedarf, nicht erteilt worden sein. Die hohe Obrigkeit kann nichts dafür, daß ich, statt auf den Weg zu achten, im Geiste jene fernweilende Irma selig umtänzelte und umgaukelte, bis mich das plötzliche Malheur in die rauhe Wirklichkeit zurückversetzte.

Jetzt freilich war mir die Aussicht auf eine langwierige Zimmerhaft und damit auch die Möglichkeit eröffnet, in voller Behaglichkeit an sie, die Unvergleichliche, zu denken, im Geiste dabei zu sein, wie sie in die beneidenswerte Nordsee steigt, im Geiste mit ihr am Strande umherzuwandeln. . . .

Ein wilder Schrei schreckt mich auf. „Heraus!" kreischt der graue Papagei. „Herrraus! — Herrraus!"

Es ist Irmas Papagei. Daß sie mir ihn vor ihrer Abreise zur Pflege anvertraute, war von mir als Zeichen ihrer Huld dankbar begrüßt worden. Sie aber zuckte die Achseln. „Ich glaube," sagte sie, „er wird Ihnen wenig Freude bereiten. Mich wenigstens langweilt er sehr, dieser blödsinnige Papperl, aber ich bin, so zu sagen, moralisch verpflichtet, ihm das Gnadenbrod zu geben."

In der That hatte ich bis zu meinem Unfalle wenig Freude an meinem Pflegling erlebt. Grollend saß er immer da in seinem Käfig, nur zuweilen fuhr er wütend auf und schrie: „Heraus!" — Das war sein ganzer Wortschatz. Man wurde an den Raben Edgar Poë's erinnert, der auf alle Fragen „Nevermore" und immer nur „Nevermore" zur Antwort gab. Irmas Papperl war das richtige Seitenstück zu diesem unheimlichen Raben.

Nun trat Freund Otto ins Zimmer. Er hatte von meinem Unfall gehört und kam, um mir Trost zu sagen und seine Dienste anzubieten. Im Zimmer umherhastend und mit seinen kurzsichtigen Augen in dem Durcheinander meiner Bücher und Papiere herumspähend, hielt er endlich vor dem Papagei.

„Er spricht wirklich nur das einzige Wort?" fragte Otto. „Hm, weißt Du, da hast Du jetzt als Zimmerarrestant den schönsten Zeitvertreib. Gieb dem Papperl Sprechunterricht, man kann damit die wunderbarsten Erfolge haben. Brehm erzählt von Papageien, welche vollkommen sprechen lernten. Nämlich nicht bloß nachplappern, sondern Worte mit Begriffen verbinden, weißt Du? Brehm erzählt sogar von Papageien, welche Witze machten."

„Unsinn!"

„Mein Wort," betenerte Otto. „Ich werde Dir diesen Band von Brehms Tierleben schicken, Du findest da ganze Seiten von Redensarten, die von einzelnen Papageien beherrscht wurden, weißt Du: sinngemäß angewandte Redensarten."

„Dein Vorschlag ist nicht so übel," sagte ich. „Vielleicht überleg ich mir's. Eine reizende Überraschung für Fräulein Irma wär's jedenfalls, wenn ich ihren Papperl dazu brächte, sie nach ihrer Rückkehr mit einer tiefgefühlten Begrüßungsansprache zu empfangen."

Digitized by Google

Das warf ich scherzweise hin. Aber andern Tags brachte mir ein Bote wirklich den Band Brehm, und was ich da fand, ließ mich dem Vorschlag meines Freundes ernstlich näher treten. Fürwahr, es grenzt an's Fabelhafte, was Brehm nach unanzweifelbaren Gewährsmännern zu melden weiß von sprechenden Papageien. Das Auge wurde mir naß, als ich die Biographie des Kleinmayrn'schen Papageis las, der über einen wunderbaren Wortschatz verfügte und im Jahre 1854 starb, nachdem er während seiner Krankheit noch oft mit trauriger Stimme gesagt hatte: „Der Papperl ist krank, armer Papperl ist krank!" . . . Und was für ein lieber Kerl muß jener andere Joko gewesen sein, von dem eine „hochstehende Dame" dem Verfasser des „Tierlebens" erzählt: „Er sprach schon viel, aber nur holländisch. Bald jedoch lernte er Deutsch und Französisch. In diesen drei Sprachen schwatzte er so deutlich wie ein Mensch. Dabei war er so aufmerksam, daß er oft Redewendungen auffaßte, welche ihm niemals vorgesagt worden waren; diese wandte er dann zu Aller Erstaunen gelegentlich passend an. Er sprach einzelne Worte und zusammenhängende Sätze in holländischer Sprache, brachte aber auch holländische Worte sinnig zwischen deutschen an, wenn ihm in dieser Sprache das deutsche Wort mangelte oder nicht einfiel. Er fragte und antwortete, forderte und bedankte sich; er wandte die Worte mit Verständnis der Zeit, des Ortes und der Personen an. So pflegte er zu sagen: „Pappchen will Klukkluk machen!" (trinken.) „Pappchen will 'was zu fressen haben!" Erhielt er das Verlangte nicht sogleich, so rief er: „Pappchen will und muß aber was zu fressen haben!" Geschah es dann noch nicht, so warf er Alles durcheinander, um seinen Zorn auszulassen . . . Er nahm an Allem Teil, was seine Gebieterin that, und oft wenn er sie mit irgend etwas beschäftigt sah, fragte er sie mit unendlich komischem Ernst: „Ja, was macht denn da die Frau?" Und als er sie nicht mehr sah, weil der Tod sie entführt hatte, da fühlte auch er den Verlust. Man hatte Mühe, ihm Speise beizubringen und ihn am Leben zu erhalten. Ja oft weckte er von Neuem den herben Kummer der Trauernden, indem er sie fragte: „Wo ist denn die Frau?""

Dies Alles und noch viel mehr erzählt Brehm; auch von Witzen des zuletzt erwähnten Papageis, die dieser machte und selbst belachte, weiß Brehm zu berichten.

XXIV.

Ich schlug das Buch zu, und ließ mir den Käfig an's Bett bringen. „Herrrrans!" schrie Irmas Papagei.

„Ja wohl, heraus," war meine Antwort, „heraus mit Deinem Talente! Dann sollst Du auch nach Belieben im Zimmer herumflattern, vorher aber mußt Du sprechen lernen. Verstehst Du wohl: sprechen lernen!"

Dies wiederholte ich eindringlich. Er sah mich ruhig an mit seinen gelbbraunen Augen, und nach einer langen Pause wiederholte er zu meiner freudigen Überraschung ganz klar und deutlich die Worte: „Sprechen lernen!"

Das war denn ausschlagend für meinen Entschluß, den Papagei zu einem Sprecher ersten Ranges auszubilden. Ich widmete dieser Aufgabe fortan den ganzen Tag, ging vollkommen methodisch zu Werke, lehrte den Papperl zuerst die Dinge in seinem nächsten Umkreise benennen und kann nur sagen: Wenn die Geduld des freundlichen Lesers dieser Geschichte so belohnt werden würde, wie meine Unverdrossenheit durch die erstaunlichen Erfolge dieses Unterrichts belohnt wurde — da könnte der freundliche Leser wahrhaftig zufrieden sein!

Schon nach acht Tagen machte Papperl unter großem Gelächter seine erste witzige Bemerkung. Warum ich sie nicht mitteilen kann, wird man sofort erfahren. Für einen Papperl-Erstlingswitz war dieser Witz gut genug, und da ich mir sagen durfte, daß so mancher menschliche Witz auch nicht viel besser sei, entschloß ich mich zu dem Versuche, Papperls Witz an eines unserer gediegensten Witzblätter zu senden mit der Bitte, daß mir im Falle der Annahme des Beitrags das Honorar sofort geschickt werden möge. Es geschah da wohl zum ersten Male, daß die fremden Federn, mit denen sich ein Schriftsteller schmückte, Papagei-Federn waren. Die Redaktion schrieb mir sofort, daß sie den Beitrag dankend annehme und um weitere ähnliche Beiträge bitte. Fünf Mark Honorar lagen dem Briefe bei. Von diesem Gelde kaufte ich sofort Zuckermandeln, für welche Papperl schwärmte, und um ihm den Wunsch der Redaktion zu verdolmetschen, sagte ich ihm:

„Papperl Witz gemacht — hahaha! — Witz gedruckt worden (dies illustrierte ich minisch, indem ich die Handfläche auf den Tisch preßte) — Papperl Honorar bekommen, — (dabei ahmte ich mit den Fingern das Geldzählen nach) — vom Honorar Zuckermandeln gekauft. — Papperl

Digitized by Google

wieder bald Witz machen — hahaha! — Vom Honorar wieder Zuckermandeln bekommen!"

Der schlaue Vogel verstand mich sofort, nickte, verzehrte mit Behagen eine Zuckermandel und rief dabei fröhlich: „Honorar!"

Leider verbietet auf dem Kopfe des Witzblattes, das bald darauf den Erstlingsversuch Papperls veröffentlichte, eine Redaktionsbemerkung jeden Nachdruck der einzelnen Beiträge. Da nach dem Gesetze das litterarische Eigentumsrecht erst dreißig Jahre nach dem Tode des Verfassers erlischt, bin ich vorläufig außer Stande, den ersten Witz Papperls hier abzudrucken.

Schon am nächsten Morgen begrüßte mich Papperl lachend mit einem zweiten Witz. Dieser aber wahr sehr faul. Kopfschüttelnd sagte ich: „Nicht hahaha! Nicht Honorar!" — Es war rührend anzusehen, wie bestürzt der arme Bursche diesen Bescheid vernahm.

In den folgenden Tagen machte Papperl noch einige Witze. „Honorar?" fragte er dann jedesmal schüchtern. Leider mußte ich die Frage immer verneinen, denn es zeigte sich auch in diesem Falle, daß der Witz stark darunter leidet, wenn man ein Gewerbe daraus macht. Gleichwohl that es mir stets in der Seele weh, wenn Papperl nach solchen Mißerfolgen traurig den Kopf hängen ließ und leise klagte: „Nicht hahaha!" —

Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, und machte ihm begreiflich, daß er zu Höherem als zu einem gewöhnlichen Spaß-Vogel bestimmt sei, und daß ohnehin der wahrhaft Gebildete grundsätzlich den Witz verschmäht, wenn er ihn nicht hat. Papperl begriff das vollkommen, gewöhnte sich das Witzemachen ab, wurde ein wahrhaft Gebildeter, und ich gestehe ganz offen: als ich von meinen Verletzungen halbwegs hergestellt das Bett verlassen konnte, hatte mich dieser phänomenale Papagei in Bezug auf gelänfige und gewählte Ausdrucksweise bereits nahezu überflügelt.

Eines Tages kam Otto wieder, der in der Zwischenzeit verreist gewesen war. „Spricht Dein Zögling schon ein wenig?" fragte er. In stolz-fröhlichem Vorgefühl meines Triumphes forderte ich Papperl auf, meinem Freunde Bescheid zu geben. Allein Papperl blieb stumm. All mein Bitten und Flehen blieb vergeblich. Selbst Drohungen fruchteten nichts: Papperl gab keinen Laut von sich.

Ich war empört. Als Otto sich entfernt hatte, würdigte ich meinen eigensinnigen Pflegling keines Blickes und vertiefte mich in irgend eine Lektüre.

„Entschuldigen Sie," sagte der Papagei nach einer Weile, „ich bin Ihnen eine Aufklärung schuldig. Es schmerzt mich tief, in Ihren Augen als ungehorsam und undankbar zu erscheinen, allein ich empfinde gegenüber diesem Menschen eine geradezu unüberwindliche Idiosynkrasie!" —

Andern Tags sah ich vom Fenster aus Otto auf der Straße. Ich winkte ihm heraufzukommen, bedeckte Papperls Käfig mit einem Tuche, ging meinem Freunde entgegen und vereinbarte mit ihm auf der Treppe, daß er sich der Stiefel entledigen, mit mir in mein Zimmer schleichen, sich unter meiner Bettstätte verbergen und mein Gespräch mit dem Papagei belauschen möge.

Nachdem Otto unter das Bett gekrochen war, enthüllte ich den Käfig und erkundigte mich zärtlich nach Papperls Befinden. Aber der Papagei schwieg beharrlich.

„Ja, warum geben Sie mir denn keine Antwort, Papperl?" Ihn zu duzen hatte ich mir angesichts der außerordentlichen Intelligenz dieses Vogels längst abgewöhnt.

Als ich die Frage in drohendem Tone wiederholte, entgegnete der Papagei: „Weil dieser niederträchtige Haderlump sich unter's Bett verkrochen hat!"

Wütend kroch Otto aus seinem Verstecke hervor und überhäufte mich mit Schmähungen. All mein Beteuern, daß nicht ich, sondern Papperl ihn als Haderlump bezeichnet habe, fand keinen Glauben, sondern erhöhte nur seine Wut. Während er sich die Kniee vom Staube reinigte und die Stiefel anzog, legte er in einer Abschiedsrede dar, daß sein längstgehegter Argwohn, ich sei ein recht heimtückischer, bösartiger Gesell, sich jetzt als durchaus gerechtfertigt erwiesen habe. Nunmehr seien wir für immer geschiedene Leute. Sprach's und zog von dannen.

Noch größer als meine Entrüstung über diesen Streich Papperls war mein Erstaunen über die Art, wie der so sorgfältig erzogene Papagei aus der Rolle eines wahrhaft Gebildeten gefallen war.

Ich überhäufte den Papagei mit Vorwürfen und sagte ihm, daß Ausdrücke wie „Haderlump" im Verkehre der wahrhaft Gebildeten nicht zulässig sind. Seitdem freilich ist dieser Zuruf

Digitized by Google

in Oesterreich sogar parlamentsfähig geworden. Endlich fragte ich ihn, wie er denn überhaupt zu diesem Worte käme?

„In der That," antwortete Papperl, „ich habe dieses Wort niemals von Ihnen gehört, ich gebrauchte es offenbar nur intuitiv."

Ich räusperte mich verlegen und griff zu einem Wörterbuche, um nachzusehen, was denn das eigentlich ist: „intuitiv."

„Und woher wußten Sie," fragte ich weiter, „daß Otto unterm Bette war?"

„Es bedurfte," entgegnete der Papagei, „keines besonderen Scharfblickes, dies zu entdecken, denn seine langen, charakteristischen Beine ragten ausgiebig hervor."

*

Es war ein herrlicher Sommertag. Papperl saß auf einer Stuhllehne. Wir sprachen miteinander über seine Zukunft. Papperl erklärte mit großer Bestimmtheit, daß er nicht zu seiner Herrin zurückkehren, sondern bei mir bleiben wolle.

„Vielleicht läßt sich Beides vereinigen", sagte ich fröhlich. „Vielleicht erhört mich Fräulein Irma, wenn Sie mein Fürsprecher sein werden."

„Wie," rief der Papagei lebhaft, „Sie wären bereit, diese Irma zu heiraten?"

„Aber sehr gern," sagte ich.

Da kreischte mein Zögling laut auf. „Niemals!" sprach er dann. „Niemals darf das geschehen! Sie haben keine Ahnung von der Lasterhaftigkeit dieses Weibes. Es ist eine Sirene, welche die Männer in jeder Hinsicht zu Grunde richtet. Ich könnte Ihnen als Augenzeuge Geschichten erzählen . . ."

„Wohlan, erzählen Sie."

„Es wird nicht möglich sein, ohne Ihr Schamgefühl zu verletzen," sagte Papperl.

„Bitte, erzählen Sie," drängte ich. „Sie wissen ja die Worte so treffend zu wählen, daß es Ihnen möglich sein wird, Alles zu sagen, ohne den Anstand zu verletzen."

„Wohlan," sagte der Papagei, „ich will es versuchen. Vor allem müssen Sie wissen, daß sich unter den heimlichen Busenfreunden meiner ehemaligen Eigentümerin ein sehr hochgestellter frommer Herr befindet, und zwar kein Geringerer, als . . ."

Ritsch — ratsch! Was war das? Durch etwas Blitzschnelles, Unfaßbares war die Erzählung unterbrochen worden. Und Papperl? Wo ist er? — Verschwunden, entführt, zerfetzt!

Der große schwarze Kater der Hausbesorgerin war durch die halbgeöffnete Zimmerthür eingedrungen und hatte sich heimtückisch auf Papperl gestürzt.

Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich das jähe Ende dieses hochintelligenten Vogels tage- und nächtelang bitterlich beweint habe. Des Morgens war mein Kopfkissen von Thränen naß zum Auswinden, und wenn ich dann den leeren Käfig sah, begann die Thränenflut auf's Neue hervorzubrechen. — —

Wenige Tage später traf ich Irma, die aus dem Seebad zurückgekehrt im offenen Wagen durch die Stadt fuhr. Sie ließ halten und lud mich mit verheißungsvollem Lächeln ein, sie nach Hause zu begleiten. Kühl dankend lehnte ich ab. „Ihren Papagei," fügte ich hinzu, „hat leider eine große schwarze Katze gefressen."

Das herzlose Weib lachte: „Wenn's weiter nichts ist, dann steigen Sie ruhig ein."

„Nein, ich danke — und was den Papagei betrifft — er hatte sprechen gelernt und kurz vor seinem Tode erfuhr ich von ihm, daß Sie einen sehr bedauerlichen Lebenswandel führen, und daß sich unter Ihren heimlichen Busenfreunden kein Geringerer befindet, als . . ."

„Wie?" — rief Irma — „auch das hat Ihnen dieser Tölpel gesagt? Erzählen Sie das gefälligst nicht weiter — sonst kommt die große schwarze Katze auch über Sie!"

Mit diesen Worten flog sie davon.

Die „Benehmität" bei Tische.

(Gedächtnisverse.)

Tischdame heißt die Frau, die munter — zu Tisch führt der galante Mann. — Schieb hilfreich ihr den Sessel unter, — daß sie bequem sich setzen kann.* — Dann setz Dich selbst, nimm die Serviette, — leg sie entfaltet auf die Knie, — pfropf an den Hals sie nicht, der nette — moderne Jüngling thut das nie! — Auch in das Knopfloch sie zu stecken — gilt, merk Dir's, keineswegs als fein! — Daß Hemd und Rock wir nicht beflecken — wird Sache unserer Vor-

* „Man macht durch Zurückschieben des Stuhles der Dame Platz am Tisch, stellt sich links von ihr auf, erfaßt die Stuhllehne mit beiden Händen und schiebt den Stuhl nach vorn, indem man zugleich mit dem rechten Fuß am linken hintern Stuhlbein nachhilft. Die Dame setzt sich in demselben Augenblick, so daß sie nun bequem am Tische sitzt, ohne sich selbst durch Rücken des Stuhles bemühen zu müssen. Dann nimmt man selbst Platz und die Unterhaltung kann beginnen." Alban von Hahn: Der Verkehr in der guten Gesellschaft. (Leipzig 1897.) S. 105.

Digitized by Google

sicht sein! — Herrscht an dem Tische große Enge, — dann mache man sich möglichst schmal! — Aus Artigkeit wird im Gedränge — sogar der Elefant zum Aal!*

Da liegt Dein Brödchen. Doch: ich bitte, — mit Deinem Messer schneid es nicht, — denn Jeder, der das Brödchen schnitte, — wär ein Verbrecher, weil man's bricht! — Da kommt die Suppe! Ungeduldig — fällt drüber her der Egoist; — Du aber, Jüngling, bist Dir schuldig, — es zu verbergen, wenn Du's bist! — Nie stürze Dich auf Deine Beute, — auch wenn es Überwindung braucht, — bevor das Weib an Deiner Seite — den Löffel in die Suppe taucht. — Die Frau, die Du zu Tisch geleitet, — das präg Dir ein, vergiß es nie, — bleibt Deinem Schutze unterbreitet. — Bedien' und unterhalte sie! — Wenn möglich, plaudre geistreich-heiter, — doch fällt Dir nichts Gescheitres ein — als Staatsrecht, Reichsrat und so weiter, — dann freilich laß es lieber sein!** — Viel eher noch erzähl' vom Wetter — und von der Oper allerlei*** — und was Herr Löwe für ein netter — humorbegabter Künstler sei. — Ist es ein Fräulein, mußt verschonen, — wär noch so schön ihr Körperbau, — Du sie mit eitlen Illusionen, — willst Du nicht wirklich sie zur Frau! — Denn heilig ist die Mädchen-Reinheit, — und von der bloßen Illusion, — die Du erweckst nur ans Gemeinheit,† — da hat die Jungfrau nichts davon!

Was bei der Suppe wir nicht dürfen, — weil guter Ton es streng verpönt, — das ist zunächst das laute Schlürfen, — das man sehr leicht sich abgewöhnt: — Langsam den hintern Teil erhebend — (des Löffels nämlich) führet man — zum Mund die Spitze. Leise schwebend — entleert der Löffel selbst sich dann.* — Das man sich nicht den Bart beträufelt, — verlangt gebieterisch der Takt, — der schönste Bart erscheint verteufelt — unschön als Suppen-Katarakt!** — „Weiß oder Rot?“ tönt jetzt die Frage. — Wünscht Deine Dame weißen Wein, — so schenk' ihr Weißen zum Gelage, — und sagt sie Rot, schenk' Roten ein. — Die Flasche nimm nie mit der Linken, — nimm stets sie mit der rechten Hand! — Korkstückchen mußt Du selber trinken! — denn Du bist Mann und bist galant. — Drum gieß Dir selbst zunächst ein wenig, — o Jüngling, in Dein Glas hinein, — und dann erst fülle unterthänig — nicht ganz das Glas der Frau mit Wein!*** — Zum Munde führen statt der Gabel — „nachbohrend bis an's Heft den Stahl“ — das Messer manche. Höchst blamabel — o Jüngling, ist dies allemal! — Laß mit gesperrter Schrift es drucken — Dir ins Gemüt und merk es Dir: — Nicht einmal lecken, niemals schlucken — darf man es je! Cela va sans dire! — Soll nicht für immerdar erblassen — in der Gesellschaft, Mensch, Dein Stern — dann mußt Du Dir's gesagt sein lassen: — das Messer bleibt den Lippen fern!

Daß man die Gabel in der Linken, — das Messer in der Rechten hält, — die Finger nicht bis in die Zinken — beziehungsweise Klinge stellt, — will als bekannt voraus ich setzen, — obgleich gar mancher Ignorant — selbst diese Regel zu verletzen — schon oft genug sich unterstand.

Dem Zarten kömmt man zart entgegen. — Jetzt naht der Fisch. Der Fisch ist zart. — Das Messer fort! Man senkt den Degen — vor'm Fisch, so will's die Lebensart. — Nur mit der Gabel, ohne Messer — ißt man den Fisch! Ein Stückchen Brod — hilft (diesmal gabelrechts) Dir besser — erfüllen dieses Tischgebot. — „Der Meister kann die Form zerbrechen,“ — singt Schiller zwar, jedoch zumeist — verübelt man solch ein Verbrechen — bei Tisch sogar dem Mann von Geist.

---

* „Herrscht am Tische zu große Enge, so versuche man sich so schmal wie möglich zu machen, um seine Nachbarn nicht zu genieren. Einsichtsvolle Wirte wissen, daß eine peinliche Enge den Erfolg des ganzen Festes in Frage stellen kann und setzen die Gäste bequem.“ J. v. Wedell: Wie soll ich mich benehmen? (Stuttgart 1897.)

** „Rede mit Damen nicht über Politik, Geschäftliches oder Dienst. Die Dame will unterhalten, amüsirt, nicht belehrt werden.“ Wedell S. 19.

*** „Dafür werden schon die Wirte gesorgt haben, daß sie nicht zwei schlechterne oder der Gesellschaft unkundige Personen neben einander gesetzt haben; kommt es aber doch vor, so muß der Herr stets das Gespräch beginnen, und wäre es selbst vom Wetter oder den schönen Blumen auf dem Tisch oder der neuesten Oper im Theater.“ Hahn. S. 106.

† „Erwecke in keiner Dame Illusionen und Hoffnungen, die Du nicht erfüllen willst. Ein Mann, der von einer Dame an der Nase herumgeführt wurde, verdient gewiß unser Bedauern; ein junges Mädchen aber, das derartig angeführt wurde, unser ganzes Mitleid. Die Dame handelt herzlos, der Mann ehrlos.“ Wedell. S. 20.

---

* „Der Löffel wird mit der Spitze zum Mund geführt und dann nicht etwa ausgeschlürft oder ausgesogen, sondern man hebt das hintere Ende langsam, worauf der Inhalt von selbst in den Mund läuft.“ Hahn S. 89.

** „Besondere Vorsicht ist denen anzuempfehlen, die einen größeren Bart haben; denn ist es schon an und für sich kein ästhetischer Anblick zu sehen, wie die Suppe vom Löffel wieder heruntertröpfelt, so macht ein Bart, in dem die einzelnen übrig gebliebenen Tropfen langsam von Haar zu Haar herunterperlen, einen geradezu widerlichen Eindruck.“ Hahn. S. 90.

*** Fast wörtlich nach Wedells Prosa. S. 27.

Digitized by Google

Fischgräten darf man nicht verschlingen, — das wußtest selbst Du schon, ei ei! — Jedoch um dies zustand' zu bringen, — zerwühlteit Du den Fisch zu Brei. — Gefehlt, mein Sohn! Was Du vernichtet — im Eifer hast, war von Natur — schon eigens für Dich aufgeschichtet, — Du Tölpel übersahst es nur! — Damit Dir künftig diese Klippe — nicht abermals gefährlich sei, — studier' daheim das Fischgerippe! — Der Fisch ist keineswegs ein Brei."

Wenn in der Speise zwischendrunter — Dein Blick vielleicht ein Haar entdeckt, — schlag keinen Lärm, würg' es hinunter! — Das Gegenteil wär inkorrekt, — denn „hat der Jüngling ein Vergnügen," — dies that schon längst ein Weiser kund, — „dann sei er dankbar und verschwiegen!" — Drum prahle nie mit solchem Fund!

Dasselbe gilt ganz selbstverständlich, — fändst Du noch Schlimm'res als ein Haar,** — zum Beispiel, oh, das wäre schändlich: — ein Hühnerang' der Köchin gar! — Würg' es hinunter stumm, heroisch — und grolle nicht, wenn's Herz auch bricht! — Würg' es hinunter schweigend, stoisch — und prahle mit dem Funde nicht!

Nun giebt es wohl noch manche Sachen, — wo man nicht weiß: Wann? Wie? und Wo? — Sieh zu, wie es die Andern machen — und mach' es möglichst ebenso!

Mußt Du ein Taschentuch gebrauchen — bei Tisch, so thu das still und keusch. — Es sei ein sanftes, leichtes Hauchen, — kein widerwärtiges Geräusch! — Nie darfst Du dann im Tuch studieren — das Resultat, das dort entstand***, — so sehr das Dich mag interessieren, — nicht ist es Andern interessant! — Singt Schiller auch: „Mit Fleiß betrachte, — was aus der schwachen Kraft entspringt," — ans Taschentuch gewiß nicht dachte — der Dichter, welcher dieses singt! — Kommt schließlich eine Wasserschale — trink sie nicht aus, denn schmachbedeckt — trotz aller Müh mit einem Male — wärst Du durch diesen Schlußeffekt!

Zahnstocherei wirkt nie entzückend — darum entsag' dem holden Wahn, — als wär' Dein Anblick sinnberückend, — wenn Du Dir stocherst Deinen Zahn! — Willst Du schon stochern, so vertag es, — bis endlich, endlich, Gott sei Lob — nach Abschluß unseres Tischgelages — sich die Gesellschaft rings erhob. — Dann kannst Du Dir den Anschein geben, — als hättest Du an jener Wand — das kleine Landschaftsbild soeben — als höchst bemerkenswert erkannt. — Vor diesem Bilde meinetwegen — kannst stochern Du, doch nur diskret. — Auch wenn an Bildern nichts gelegen, — darf heucheln, daß er was versteht.*

Befolgst Du alle diese Regeln, — dann ist das Schlimmste schon gethan** — bald wirst Du „alle Neune" kegeln — auf feinster Sitte Regelbahn, — dann wirst Du wie auf grünen Auen — durch's Leben ziehn; dann winkt Dir, oh — gar bald die Gunst der schönsten Frauen — als einem Jüngling comme il faut! — Doch wer verstockt sich nicht gewöhnen — an diese edlen Sitten will, — um wilder Eßlust nur zu fröhnen — vergleichbar schier dem Krokodil, — fürwahr, der schadet sich beträchtlich, — manch schöner Mund belächelt ihn — und seufzt dabei vielleicht verächtlich: — „Das ist der reine Nassreddin!"***

---

* „Daß man beim Zerlegen des Fisches sehr vorsichtig sein muß, um keine Gräten in den Mund zu bekommen, verlieht sich von selbst; trotzdem darf man ihn aber nicht so auseinandergehen, daß das Ganze überhaupt kein festes Stück mehr bleibt. Bei den meisten Fischen, und besonders bei solchen, die in Gesellschaft vorgelegt werden, sind die Gräten derart angeordnet, daß sie in einer Fläche liegen und ganz bequem mit der Gabel bei Seite geschoben werden können, wenn man nur die richtige Stelle des Angriffspunktes findet. Man kann dies schon an einem Fischskelett studieren und sollte nicht versäumen, dies zu thun, wenn man die Gelegenheit dazu hat." Hahn S. 91.

** „Findest Du etwas in dem Gericht auf Deinem Teller, lieber Leser, das nicht hineingehört, ein Haar, ein Schmutzkäuchen, eine Fliege oder gar Schlimmeres, so schweig davon, damit nicht Andern auch der Appetit vergeht." Wedell S. 36

*** „Wenn möglich, sollte man den Gebrauch des Taschentuches bei Tische und überhaupt in Gesellschaft ganz vermeiden; geht dies doch nicht, so bediene man sich dessen möglichst geräuschlos; sich dabei zu bücken oder ganz abzuwenden, oder gar halb unter den Tisch zu kriechen, ist nicht fein. Dann steckt man das Taschentuch sofort wieder ein, ohne es erst, wie das allerdings viele Leute in der Gewohnheit haben, anzusehen." Hahn S. 97.

* „Wer solch wenig schöne Mundreinigung gar nicht vermeiden zu können meint, der nehme sie wenigstens nicht vor, so lange er sich noch mit Anderen unterhält, sondern betrachte, wenn von Tisch aufgestanden ist, scheinbar ein Bild an der Wand oder eine Blume am Fenster, um unbemerkt die Angelegenheit zu erledigen. Ist es wirklich einmal nötig, den Zahnstocher zu gebrauchen, so thue man es so diskret wie möglich." Hahn S. 102.

** „Die bei Tische geltenden Gebräuche sind gewissermaßen die Schule für den Verkehr unter gebildeten Menschen und die Quintessenz des guten Tones der Gesellschaft überhaupt. Wer sich bei Tische nach allen Vorschriften zu benehmen weiß, dem wird es nicht schwer fallen, auch sonst im gesellschaftlichen Verkehr den richtigen Ton zu treffen." Hahn S. 88.

*** Nasreddin, Schah von Persien, aus dem Hause der Kandscharen, geb. 1831, ermordet 1. Mai 1896, hat während seiner Reisen durch Europa durch Verletzung europäischer Tischgebräuche vielfach Anstoß erregt.

Digitized by Google

Häuschen.

Von Hans Roeder.

Der Frühlingssturm fegte durch das Flußthal. Er wirbelte den Ruß, der aus den zahlreichen Schornsteinen der kleinen Fabrikstadt Spremberg emporzusteigen pflegt, durch die Luft, als wären es schwarze Schneeflocken. Die Spree, die sonst so heiter um sich blickt, und in der Waldlandschaft der Lausitz noch mit unschuldigen Kinderaugen in die Welt hinauständelt, machte ein Gesicht wie ein böser Bube, der eben einen schlechten Streich ausgefressen und dafür eine Tracht Prügel bekommen hat. Trübe Wassermassen, die von dem schmelzenden Schnee herrührten, wälzten sich unruhig durch das enge Flußbett; sie schäumten auf und schlugen sogar Wellen, gerade als wollten sie einen kleinen Orkan inscenieren, etwa als Vorstudium für das, was später vielleicht noch einmal aus ihnen werden könnte, wenn sie sich erst mit dem salzigen Naß der Nordsee vermischt. Auch vom Georgen-Berge, der die Tuchmacherstadt an der Spree überragt, nicht minder stolz und nicht minder sandig wie sein Kollege, der Kreuzberg in Berlin, auch von diesem Maulwurfshügel aus den Tagen der Eiszeit rieselte das Schneewasser ungestüm in zahlreichen kleinen Gießbächen zu Thale. Man konnte fast sehen, wie der Schnee von Stunde zu Stunde abschmolz; kurz, es war ein Wetter, nicht kalt, nicht warm, und doch mit jenem wohlig erfrischenden Ton der Luft, der in unsern Breiten die ersten Frühlingstage auszuzeichnen pflegt, wenn der Wind plötzlich nach Süden umschlägt und die warme Luft über die Schneefelder streicht.

Die Uhren hatten die vierte Nachmittagsstunde verkündet und die Straßen belebten sich mit den Scharen der Kinder, die aus der Schule nach Hause eilten. Bald sah man Knaben, die den letzten Schnee auf den Straßen zu Schneebällen zusammenballten. Andere gingen in Trupps bei einander, schwatzten, neckten sich und lachten. Und wieder Andere schritten einzeln oder Arm in Arm schweigend und mit ernsten Gesichtern einher, als dächten auch sie schon nach über die Rätsel und Sorgen des Lebens.

Einer der letzten, der die Volksschule verließ, war ein bleicher, schüchterner Knabe. Er ging allein und wandte sich in raschen Schritten, die Schiefertafel krampfhaft unter dem Arme haltend, den Anlagen zu, die hart an der Stadt den Georgen-Berg hinauf zum Friedhof führen. Dies ist der schönste Punkt des ganzen Städtchens. Dort oben, wo die Toten wohnen und wo die langen Reihen der Gräber künden die Vergänglichkeit der Menschen, den rastlosen Wechsel der Geschlechter, die in Liebe und Haß, vom Glück emporgetragen oder vom Unglück verfolgt und von ihren Leidenschaften zu Grunde gerichtet, alle ihren Frieden fanden, dort hat man einen herrlichen Blick weit hinaus in das Land. Tief unten, dem Kinde in einer Wiege gleich, liegt das freundliche Städtchen. Es surren die Webstühle und wie der Lanzenwald einer Schwadron Ulanen ragen die zahlreichen Essen der Fabriken empor. Das sind die Waffen der neuen und der kommenden Zeiten, die der rastlos sinnende Menschengeist sich gebildet zum Kampfe um die Herrschaft auf Erden. Es sind die Wahrzeichen einer höheren Kultur, die wachsen und reifen will aus der Arbeit vergangener Geschlechter. Und wenn auch diese rußigen Essen, wie ehemals das Kreuz des Christenheilandes, zeugen von dem blutigen Schweiß der Menschheit, so spricht doch auch aus ihnen zugleich die sieghafte Kraft des Menschengeschlechts und die Hoffnung auf Erlösung aus Not und Nacht.

Hans Nitschke war das einzige Kind eines armen Schneiders, der seine Kundschaft unter der zahlreichen, aber wenig bemittelten Arbeiter-

Digitized by Google

schaft der Tuchmacherstadt hatte. Er war acht Jahre alt, hatte ein zartes, feingeschnittenes Gesicht und zwei große, tief dunkle, schwermütige Augen, die wie ein paar heimlich glimmende, sich selbst verzehrende, feurige Kohlen in die Welt hineinleuchteten. Der Knabe hielt sich fast immer allein; er hatte einen verschlossenen Charakter; aber er war ein eifriger und ordentlicher Schüler, sehr gewissenhaft und empfindlich. Seine Lehrer waren ihm zugethan. Er hieß allgemein das Hänschen, weil er klein und schwächlich war und in allen seinen Bewegungen eine gewisse Unbeholfenheit zeigte. Deshalb auch mußte er von seinen Mitschülern allerlei Neckereien über sich ergehen lassen.

Sobald im Frühjahr der Schnee schmolz, reckten in den Anlagen am Georgen-Berge die Schneeglöckchen als die ersten Boten des kommenden Frühlings ihre Köpfchen neugierig empor. Hans Nitschke liebte die Blumen. Diese Neigung war ihm von seiner Mutter vererbt und anerzogen worden; denn dieselbe hielt stets, so arm sie auch war, an den Fenstern ihrer Wohnung einen kleinen Blumengarten, den sie sorgsam pflegte. Der Knabe kannte die Stellen, wo die Schneeglöckchen auf dem Georgen-Berge wuchsen, genau, und es dauerte daher nicht lange, bis er an jenem Tage einen Strauß beisammen hatte. Er verbarg ihn unter seinem Kittelchen und lief dann so eilig wie er gekommen war, nach Hause.

Als der Kleine eben in den dunkeln Hausflur getreten war, von dem aus eine schmale Treppe zu der Wohnung des Schneiders hinaufführte, öffnete sich oben die Thür und er hörte, wie sein Vater und der Arzt, den er schon an der Stimme kannte, im Gespräch aus der Wohnung heraustraten und oben an der Treppe stehen blieben. Der schüchterne Knabe drückte sich in den dunkeln Flurwinkel, wartete und horchte auf. „Mein lieber Nitschke," sagte der Doktor, „ich kann Ihnen keine Hoffnungen mehr machen. Sie müssen auf das Schlimmste gefaßt sein; wenn Ihre Frau noch die ersten warmen Maitage erlebt, länger wird sie es kaum ertragen. Der ganze rechte Lungenflügel ist bereits zerstört und die Krankheit greift nun auch auf die linke Lungenhälfte über. Das Mittel, das ich Ihnen verschrieben habe, dient nur zur Beruhigung, wenn Ihre Frau Schmerzen bekommen sollte und nicht schlafen kann."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor," sagte der Schneider, der schweigend zugehört hatte. Der Arzt ging. Der Knabe, der diese Unterhaltung gleichfalls verstanden hatte, fing an zu weinen. Er blieb noch eine geraume Zeit in seinem Versteck, dann trocknete er sich die Thränen ab und schlich die Treppe hinauf. Der Schneider hatte inzwischen seine Arbeit wieder aufgenommen; seine kranke Frau lag allein in einer Kammer, die an die Wohn- und Arbeitsstube angrenzte.

Bis zum Herbst hatte die Frau Nitschke ihrem Mann von früh bis spät bei der Arbeit zur Seite gestanden. Sie war eine sehr tüchtige und gewandte Frau. Dann konnte sie aber nur noch stundenweise helfen und jetzt lag sie schon seit einigen Wochen fest im Bette. Der Schneider Nitschke gehörte zu den Naturen, die in sich selbst nicht einen genügenden Halt besitzen und diesen Halt deshalb bei Andern suchen. So lange seine Frau gesund war, war diese der leitende Geist der Familie. In dem Maße aber, wie ihre Kräfte nachließen und zudem Doktor und Apotheke die Spargroschen aus besseren Tagen aufzehrten, kam das glückliche Gleichgewicht dieses Verhältnisses ins Wanken. Nitschke wurde anmaßend und rücksichtslos und je mehr die todkranke Frau ihrer Auflösung entgegen ging, umsomehr ließ er seinen Unmut an ihr aus. Er fühlte sich jetzt Herr, und wie Leute, die plötzlich zu Reichtum und Ansehen kommen, es lieben zu prahlen und zu prunken, so kitzelte es auch ihn, endlich einmal den Herrn herauszubeißen, nachdem er so lange unter dem verständigen Regimente seiner Frau gestanden. Hierunter hatte auch das Hänschen zu leiden. Er wurde seinem Vater gänzlich entfremdet und schloß sich noch inniger der kranken Mutter an, mit der ihn schon immer das allerherzlichste Verhältnis verbunden hatte. Der Knabe schlich sich in die Kammer der Mutter, zog die Schneeglöckchen aus seinem Kittelchen hervor und drückte sie der Kranken in die abgezehrte Hand. Dann schlang er seine Aermchen um den hageren Kopf und herzte und küßte die kranke Frau. Aber er vermochte nicht länger sich zu halten; er schluchzte ganz leise und seine Thränen rannen auf das fahle Gesicht seiner Mutter herab.

„Mein herzliebes Kind, was ist Dir?" flüsterte die Kranke. Sie zog den Knaben liebevoll an sich; aber das Kind vermochte sich nicht zu fassen. Endlich sagte der Knabe: „Meine liebe gute Mutter, Du darfst nicht sterben, Du darfst nicht sterben", dann brach er wieder in

Digitized by Google

heftige Thränen aus und schmiegte sich an den Hals der Mutter an. Aber die Kranke richtete sich unruhig auf. Eine dunkle flammende Röte schoß über ihre hohlen Wangen und sie sah den Knaben forschend in das Gesicht, dann sagte sie: „Wer sagt denn, daß ich schon sterben muß?“ Der Knabe wollte ängstlich seinen Kopf in die Betten verbergen; aber seine Mutter hob ihm das Köpfchen hoch und forschte ihn aus. „Liebe Mutter, der Doktor hat es vorhin gesagt,“ gab das Kind zögernd zur Antwort. Die Kranke sah dem Knaben wehmütig in die Augen, sie neigte sich in die Kissen zurück. Ihre Augen erglänzten und es war, als wollte sie weinen; doch sie faßte sich bald wieder und sagte mit heiserer Stimme: „Nein, mein lieber Junge, das mußt Du nicht glauben, die Ärzte haben sich schon oft geirrt. Ich fühle es, es geht mir viel besser, mir ist so leicht. Nun wird es auch bald Frühling, dann kann ich wieder aufstehen, und dann gehen wir hinaus und pflücken Blumen zusammen.“ Sie drückte viele heiße Küsse auf die Stirne des Knaben.

Von nun an lief das Häuschen alle Tage in die Anlagen auf den Georgen-Berg hinaus und pflückte seiner kranken Mutter einen Strauß von Schneeglöckchen. So vergingen zwei Wochen. Die Knospen fingen ganz langsam an zu schwellen und an den Weiden zeigten sich die ersten Kätzchen.

Frau Nitschke lag noch immer in ihrer dumpfigen Kammer, noch immer war sie voller Hoffnung auf baldige Genesung, ja, sie war hoffnungsfreudiger als je, obgleich sie noch magerer und bleicher geworden war. Nur ihr Husten hatte fast ganz aufgehört, und ihr Atem war so schwach geworden, daß sie kaum noch ein Wort zu sprechen imstande war. Immer heftiger wurden die Klagen und Vorwürfe, die der Schneider seiner Frau machte, wenn er wieder einmal von der Sparkasse hatte Geld holen müssen. Dann blickte die kranke Frau wie in stummer Verzweiflung tief traurig vor sich hin, sie war ja so elend und schwach. Sie lehnte sich in die Kissen zurück und schwieg, bis ihr Mann ausgeredet hatte und die Kammer wieder verließ.

Um so herzlicher war das Verhältnis zwischen der Mutter und ihrem Sohne. Alles, was der Knabe ihr nur an den Augen absehen konnte, das that er. Oft saß er stundenlang bei ihr und hielt ihre kalte, todesstarre Hand in seinen warmen Händchen, er streichelte ihre Wangen, liebkoste und küßte sie. So saß er auch an einem Sonnabend Nachmittag wieder an ihrem Bett. Er war allein mit seiner Mutter, der Vater war ausgegangen, um Arbeit abzuliefern. Es war ein klarer, kühler Frühlingstag, die Sonne neigte sich bereits am Himmel herab und ihre schrägen Strahlen glitten neugierig über die Dächer des Städtchens. Sie guckten durch die Fenster hinein und vergoldeten mit ihrer Lichtflut auch die Kammer der armen Schneiderfrau.

Da lag sie abgehärmt und abgezehrt, lebensmüde auf ihrer erbärmlichen Lagerstätte. Sie war nur noch der Schatten eines lebendigen Menschen. Alles Körperliche und Wesenhafte schien bereits aus ihr geflohen, so zart und durchsichtig war ihre Haut; aber noch immer wälzte sich das dicke, dunkle Blut in trägen und stockenden Pulsen durch die erschlafften Adern. Wie thätig und munter sie auch einst den schweren Lebenskampf gekämpft, nun hingen ihre Arme entkräftet herab und ihre großen, dunkeln Augen, aus denen noch vor Jahresfrist Lebenslust und Willenskraft hervorgeleuchtet, sie waren tief in die Augenhöhlen zurückgesunken, als wären sie müde des Lichts. Und dennoch, wie das rosige Licht ihr Antlitz umspielte, da war es, als zöge noch einmal nach all der Not, der Sorge und Qual ganz leise ein freundlicher Traum durch dieses gramdurchfurchte Menschengesicht, es war, als ginge ein Ahnen von Frieden und Glück lächelnd darüber hin.

Der Knabe am Bett der Mutter war eingeschlummert, er lehnte sein Köpfchen an ihre Hand; sie hielt die Schneeglöckchen darin, die er der Mutter gepflückt. Tiefer Friede lag auf dem unschuldigen Kindergesicht. Innig ruhten die müden Augen der Kranken darauf, als wollte sie ihre letzten Blicke segnend und schirmend breiten über ihr Kind, als wollte sie es liebend mit sich hinfortziehen aus dieser häßlichen Welt. Ein leiser Seufzer entrang sich den fahlen Lippen, dann neigte die Kranke den Kopf zur Seite. Sie hatte ihren Frieden gefunden.

Wie eine prangende Knospe, einem erblühenden Röslein gleich am verdorrten Stamme, ruhte der Knabe an der Seite der Toten, und Beiden drückte das Abendlicht seinen Abschiedskuß auf die Stirn.

Es dunkelte schon, als das Häuschen erwachte. Er sprang auf und horchte, dann rief er ganz leise mit ängstlicher Stimme: „Meine gute, liebe Mutter.“ Er preßte seine Arme um ihren Kopf und küßte das kalte Gesicht. Aber

Digitized by Google

die Mutter gab keine Antwort, und immer lauter wiederholte das Kind seinen Ruf, bis die Thränen seine Worte erstickten. Schluchzend warf sich der Knabe auf das Totenbett und vergrub sein Gesicht an der Brust der toten Mutter. Es war spät am Abend, als der Vater heim kam und ihn aufhob.

Vom Georgen Berg erklang ein Choral. Das ist der Abschiedsgruß, den man den Toten bringt, wenn sie dort ihren letzten Weg hinauf thun. Es ist eine schöne Sitte, feierlich klingen die Weisen hinüber in das Thal, als wollten sie die Herzen der Menschen emporheben aus ihrer täglichen Qual, als wollten sie Balsam gießen auf den Schmerz derer, die dort ihre Toten begraben. Scheu, mit gesenktem Kopfe schritt Häuschen an der Seite seines Vaters hinter dem Sarge her. „Von Erde bist Du genommen, zu Erde sollst Du wieder werden," hatte der Prediger gesprochen. Dröhnend fiel der Sand herab auf den Sarg, aber noch lange starrte der Knabe regungslos in die Gruft, die das Liebste enthielt, was er auf Erden besaß. Dann schob man das Kind beiseite. Es stahl sich unbemerkt von den Leidtragenden fort und lief eilig in die Anlagen hinaus; dort setzte es sich einsam auf eine Bank und weinte lange bitterlich.

Der Frühling kam, die Wiesen im Spreethal grünten und der Blütenduft zog durch die Luft. Die ganze Natur lachte und prangte in ihrer lebendigen Kraft und Schönheit, nur das Häuschen war noch bleicher und stiller geworden, als es immer gewesen. Der Vater bekümmerte sich wenig um das Kind. Der Knabe verbrachte den größten Teil seiner freien Zeit fern von der elterlichen Wohnung. Täglich lief er hinaus in die Anlagen auf den Georgen Berg. Er pflückte Blumen, setzte sich auf eine entlegene Bank, wand Kränze und Sträuße und schmückte damit das Grab seiner Mutter. Oft saß er dort stundenlang ganz allein, trämmte vor sich hin oder brach auch plötzlich in heftiges Weinen aus. Sein einziger Freund und Gespiele war eine Drossel, die sich mit der Zeit an den Knaben gewöhnt hatte. Er brachte ihr täglich von seinem Brote und fütterte das kleine Tier. Es war so zutraulich geworden, daß es sich ganz in die Nähe des Knaben hinsetzte und Brotkrumen aufpickte.

So vergingen der Frühling und der Sommer; der Vater schalt oft auf den Knaben ein, daß er so still und menschenscheu war; aber dadurch wurde das Kind nur noch furchtsamer und suchte soviel als möglich dem Vater aus dem Wege zu gehen. Eines Tages, als der Kleine nach Hause kam, war eine fremde Frau in der Wohnung. Der Vater rief den Knaben und sagte: „Das ist Deine neue Mutter, gieb ihr einen Kuß." Das Kind gehorchte, aber es zitterte am ganzen Leibe, als die fremde Frau es in die Arme schloß. Einige Zeit darauf zog die neue Mutter in die Wohnung ein, mit ihr zwei Kinder. Sie war verwittwet gewesen und brachte einen Knaben und ein Mädchen mit. Nun hatte Häuschen Spielkameraden, aber er konnte sich nicht mit dem andern Knaben befreunden. Er war schwächlich und furchtsam; der Andere war kräftig und lebenslustig. Darum hatte er bald einen schweren Stand mit ihm. Dennoch ließ er alles ohne Murren über sich ergehen. Wenn es dann keiner sah, weinte er sich aus. Auch die Stiefmutter war oft hart und ungerecht gegen ihn. Ebensowenig fand er Liebe, Trost und Hilfe bei seinem Vater. Er versuchte es auch garnicht, denn seit jener Zeit, als der Vater zu seiner todkranken Mutter so böse wurde, hatte das Kind eine heimliche, aber unüberwindliche Abneigung gegen ihn gefaßt. Nur das kleine Mädchen war dem Hans zugethan. Sie spielte mit ihm, sie verteidigte ihn und suchte den verschlossenen und schüchternen Knaben aufzuheitern, soweit das in ihren Kräften stand.

Das Wetter wurde rauh, die Blätter färbten sich. Der kleine Hans war abgemagert und abgehärmt. Er kränkelte und fing an zu husten. Eines Morgens lag er im Fieber und konnte die Schule nicht mehr besuchen. Der Doktor machte ein ernstes Gesicht, das Kind hatte die Diphtheritis und schien dem Tode nahe. Aber so schwach sein kleiner Körper auch erschien, so widerstandsfähig war er trotzdem. Das Fieber legte sich und nach drei Tagen war die Krisis überstanden. Der Kleine fing an sich zu erholen; er lag allein in seiner Kammer. Langsam schlichen ihm die endlosen Stunden des Tages dahin. Noch nie hatte er sich so verwaist, so einsam und verlassen von aller Welt gefühlt. Die Sehnsucht beschlich ihn, die Sehnsucht nach Liebe, nach Trost und Glück, und seine Gedanken eilten hinaus, dort oben auf den Friedhof, wo der stille Hügel stand, den er so oft mit Blumen geschmückt. Dort oben, wo die Eine ruhte, die er so über alles geliebt, dort hatte er seine Schmerzen ausgeweint, dort hatte er Trost ge-

Digitized by Google

fanden und dort kam die Drossel, seine kleine Freundin zu ihm und schaute ihn an mit ihren großen Augen, so liebevoll und so treu. Und immer wieder packte den Einsamen die Sehnsucht, es trieb ihn hinauszueilen mit unwiderstehlicher Gewalt.

Eines Nachmittags, es dämmerte, sprang der Knabe auf. Er schlich ganz heimlich, nur mit einem dünnen Höschen und Kittelchen bekleidet, aus der Wohnung fort. Niemand hatte ihn gesehen, er lief, so schnell er konnte, in weitem Bogen um die Stadt. Dann stieg er auf den Georgen-Berg hinauf und eilte an das Grab seiner Mutter. Er warf sich an dem Grabhügel nieder, breitete seine Ärmchen darüber aus und weinte bitterlich. Es war, als fiele ein welkes Blatt zur Erde nieder. Die Nacht sank herab, der kalte Herbstwind fegte die letzten Blätter von den Bäumen. Er trug auch die Seufzer des Knaben hinaus und als in später Stunde in dem tiefen Schweigen der Nacht der Herbstwind verklang, da nahm er auch von den Lippen des bleichen Knaben den letzten Seufzer mit fort. Der Mond schien über die Gräber, mit seinen bleichen Strahlen sah er schweigend herab auf das starre und friedliche Antlitz des kleinen Hans. Die Rosenknospe war welk zur Erde gefallen, sie konnte nicht blühen, weil der mütterliche Stamm verdorrt war.

Aus Hans Sachsens Jugendzeit.

Von **Albert Geiger.**

I.

Zu Nürenberg, zur schönen Zeit
Der Meistersingerherrlichkeit,
Da lebt' ein Schuster recht und schlecht.
Ein freier Mann, kein Herrenknecht,
Voll stolzer Bürgerwürde; ein Mann,
Dem dieser Name wol stand an.
Sein gutes Handwerk ihm gedieh,
Hatte zu tun mit vollen Händen,
Doch auch der edeln Poesie
Tät manche Stund' er freudig spenden;
Pedantisch freilich, derbbiederer Weis'
Oftmals mit minder Glück als Fleiß.
Auch ehrt' er sein schönes Nürenberg,
Als sei's des Herrgotts bestes Werk,
Und müßte der Herrgott der erste sein,
Kam Nürenberg dicht hinterdrein.
Summa Summarum: Ein Meistersinger
Von echtem tüchtigem Schrot und Korn.
Aber kein Dichter, kein Herzenbezwinger,
Kein frisch hinsprudelnder Liederborn. —
Waren ihm selbst nun auch verschlossen
Des wahren Dichtertumes Sprossen,
Gedieh doch in seines Hauses Männen,
In seiner Werkstatt engem Raum
In heimlichen Poetenträumen
Ein Musenliebling still heran.
Bei diesem Schuster in der Lehre
Eines Handwerksmannes Knabe stand,
Dem es bestimmt, gar hoher Ehre
Zu walten einst im deutschen Land.
Wer ihm ins Antlitz sah, ins stille,
Der fühlte wol: sein Thun und Wille
Gerichtet sei zu edeln Werken.
Er konnt' es an der Stirn' ihm merken,
Der ernst gedankenvollen Stirne,
Daß enggespeichert im Gehirne
Von manchen seltenschönen Gaben
Ein Reichtum wüchse verborgen dem Knaben.
Auch thäten schon in frühen Jahren
Die Eltern dies wohl an ihm gewahren.
Erst war er artig gar und stumm
Eifrig um die Mutter herum,
Die ihm mit Sprüchen und Märlein lieb
Manche gute Stunde vertrieb.
Als er mehr zu Verstande kam,
Gerne den Lauf zum Vater nahm.
Ließ sich gar vieles von ihm berichten
Von Stadt und Reich seltsame Geschichten.
Stand aber am höchsten in seiner Gunst
Schon jetzt die holde Liederkunst.
Konnt' ihm nichts Lieberes geschehn,
Als, wenn er zur Singschul' in würdiger Weise
Den Vater wandeln thäte sehn,
Ihm nachzuschleichen heimlich leise.
Dann stand er oft vor der Kirchenthür,
Wo die Singesmeister schreiten herfür,
Wenn die Singesschul' ist abgehalten
Mit ihrem feierlichen Walten.
Preßte voll heißer Begier das Ohr
An das kalte Kirchenthor,
Ob er nicht einen Schall vernähme,
Der freundlich zu ihm gewandelt käme.
War dann die Singeschul' zu Ende,
Sprang hintern Pfeiler er behende,
Sah Schüler und Meister vorübergehn;
Die Schüler gar schlichtern anzusehn,
Manche rot von des Lobes Freude,
Andere blaß vor verhaltenem Neide.
Die Meister mit ihren Kränzen und Ketten,
Als ob der Dichtung Born sie hätten
Just eben am Ursprung aufgefangen,
So stolz sie kamen dahergegangen.
Sprach dann der Vater mit den Gesellen
Daheim von der Freiung und ihrem Verlauf,
Thät' hinter Vaters Stuhl er sich stellen,
Paßte da wie ein Eichhörnlein auf.
Wenn er so lauschte, zitternd und stumm,
Griff unversehens der Vater herum,
Erwischt' ihn bei den braunen Haaren,

Digitized by Google

Sah in die Augen ihm, die klaren,
Daraus Verstand und Wesensgüte
Ihm leuchteten in seiner Blüte,
Sprach drauf mit wohlgefälligem Ton:
„Du kleiner Lauscher, neugieriger Fex,
Stehst ja dahinter ganz wie verhext!
Nun sag mir, möchtest Du wohl, mein Sohn,
Auch werden dereinst ein Sangesmeister.
Dem dienstbar der Muse holde Geister?!“
Drauf er, der nicht wußte, wie ihm geschah,
Sprach klopfenden Herzens ein schüchternes: „Ja!“

II.

Da er nun aus der Schule was
Und emsig still beim Schustern saß,
Da fand so recht er seine Zeit
Zum Sinnen voll Gemächlichkeit.
So heimlich wie sein Herzensschlag
Und auch so leise bei Nacht und Tag
Fühlt' er voll Schauern wonniglich
Etwas singen und klingen in sich.
Sollt' er es aber ganz erfassen,
Da war's, als wollt' es ihm wieder verlassen.
Zwar lernt' er, wenn der Sonntag kam,
Bei seinem Meister lobesam
Der Dichtkunst Regeln voll Bedacht.
Doch stand's noch nicht in seiner Macht,
Als seines Lernens holden Lohn
Ein Lied zu singen nach eigenem Ton,
Ein Lied zu dichten nach seiner Weis':
Die erste Stufe zum Lorbeerreis.
So sah er unter stillem Sehnen
Zwei Jahre der Lehrzeit hin sich dehnen.
Bis endlich wunderlich sich's schickte,
Daß ihm die erste Weise glückte,
Die frei von Schul- und Regelzwang
Hervor ihm aus dem Herzen drang.
Vernehmet, will's euch so behagen,
Wie sich das Märlein zugetragen.

Es hatte der Schuster auch einen Gesellen,
Mit dem war nichts Rechtes anzustellen.
Hatte den Kopf voll Allerzerein,
Schlechten Späßen, Lumpereien;
War zu dem Handwerk drum so faul
Wie nur ein störrischer Karrengaul.
Dies alles mochte den Meister kränken,
Doch lacht' er manchmal auch zu den Schwänken.
Nur Eines konnt' er ihm nicht verzeihn:
In der Singeschul' die Narrethein.
Hatt' auch der Schelm von der Tabulatur,
Weil's ihn langweilte, nicht eine Spur,
So mehr verstand er von Weisen und Tönen,
Galt's einen Meister zu verhöhnen.
Dem sang er seine Weise nach.
Denn sein Gedächtnis war nicht schwach;
Doch verstümmelt, glossiert und parodiert.
Mit übeln Witzen reichlich verziert.
Das Spottlied rasch unter die Leute kam,
Und wenn's zufällig ein Meister vernahm,
So hieß es gewiß: „Dies Schandliedelein
Kann von keinem Andern nit sein
Denn von Veit's Gesellen, dem lausigen Tropf.“

Das trieb dem Meister das Blut in Kopf,
Und kaum er lange schon, dem Gesellen
Den Stuhl recht derb vor die Thür zu stellen.
Denn dem war noch nicht genug geschehn,
Die Meisterweisen zu verdrehn,
Nein, weil ein Malertalentlein auch
In sich gebürte der schelmische Gauch,
So mußt' ihn der Teufel wieder verlieren,
Die ernsten Meister zu portraitieren
In allerlei Fratzen und Tiergestalt,
Was dann auch wurde ruchbar bald.
Kurz und gut, ein verkommen Genie,
So windig als Eines auf Erden hie . . .

Doch eine alte Weisheit spricht:
Der Krug geht zum Brunnen, bis daß er bricht.
So auch dem schlimmen Gesellen geschehn.
Eins Morgens hieß ihn die Meisterin gehn
Nach oben, wo just der Meister allein
Sich letzte an einem Schöpplein Wein.
„O weh!“ sprach der Geselle zu sich —
„Meine neuen Sünden drücken mich.
Der Teufel thät' mich wieder verführen.
Nun werd' ich gewißlich den Lohn verspüren!“
Der Meister saß zum Fenster gewandt,
Und sah hinaus auf ein Gartenland,
Darin sein Stolz ein jedes Jahr
Ein prächtiger Spätbirnenbaum war.
Der stand nun ihm zu weidlicher Lust
In allerschönster weißer Blust.
Da der Geselle nun trat ein,
Schüchtern, bedachtsam und gar klein,
Wandte er sich und sah ihn an
Ernst, doch nicht zornig, und also begann:

„Daumhänser, ich hab' Dir's nie verborgen,
Du machst schon lange mir schwere Sorgen!
Ließ' ich nicht alles Fluchen sein,
So möchte ich wohl von Herzen sagen:
Verwünscht der Tag, da ich stellte Dich ein!
Ich hab' es lange genug ertragen.
Doch hat ein Ende auch meine Geduld!
Vergboch ist Deine Schand' und Schuld!
Die edeln Gottesgaben, so Dein,
Sind wahrlich Perlen vor ein Schwein!
Du brauchst sie nur, mit Ränken und Schwänken,
Dich selbst zu schänden und andre zu kränken.
Daumhänser war ein Meister genannt,
Berühmt im großen deutschen Land.
Dem hohen Beispiel folgst Du nicht,
Wiewohl Dir's nur am Wollen gebricht.
Das hehre, heilige Werk der Kunst
Wird Dir ein Staut und Narrendunst,
Weil Du nichts willst greifen an,
Wie es ziemt einem rechten Mann!“

Der Meister nahm hier einen Schluck Wein,
Als wollt' er fortspülen den Ärger sein.
Darauf dann fuhr er mahnend fort,
Und etwas milder war sein Wort:
„Doch weil nicht boshaft Dein Gemüt;
Nein, leichter Sinn, unruhig Geblüt
Dich lockt zu solchen übeln Dingen,
So will ich noch einmal mich bezwingen,

Digitized by Google

Gedenkend unsres Herren Christ
Dir schenken eine Gnadenfrist.
Doch kommst Du dann nicht auf rechte Bahn,
So hast verirrungen und verthan!
. . . Nun sieh, ich hab' Dir's immer verdacht,
Daß Du's noch zu keinem Meisterstück bracht.
Womit ein Gesell in jeglicher Stadt
Den Meisterplatz zu erwerben hat.
Viel Andre, die jünger und dümmer als Du,
Sind Meister längst in guter Ruh!
Will's Deinem Leichtsinn nicht gelingen,
Ein Meister zu werden im edeln Singen,
So versuch' an einem solchen Stück
Zu Handwerk wenigstens Dein Glück!
Und will Dir gleich eine Probe geben.
Des Ratsherrn Töchterlein dauehen
Will ein Paar feine Sonntagsschuh;
Daran zeige Deine Kunst nun Du!
Sind diese zu meinem Gefallen gedieht,
So sei Dir ein Meisterstück verliehn!"

III.

Das war doch in der Werkstatt ein Stannen,
Ein Flüstern ohne End' und Rannen,
Als vom Tannhäuser man vernommen:
Er solle ein Meisterstück bekommen!
Zuvörderst war man begierig sehr,
Was er mit den Schuhen einlege für Ehr',
Die für des Ratsherrn Töchterlein
Auf's feinste sollten gefertigt sein!

Der indes mit stolzer Miene,
Als ob ihm das ein Leichtes schiene,
Thät' sich an die Arbeit setzen
Zu der Gesellen großem Ergötzen.
Und als Sonnabend gekommen war,
Erschien es Allen wunderbar:
Die Schuh war'n fir und fertig ganz,
Geziert mit allem Glitz und Glanz,
Niedlich anzuziehen und fein
Selbst für ein Kaiserstöchterlein.
Der Meister schmunzelte voll Behagen:
„Siehst Du! Thät' ich's nicht immer sagen!
Wer recht von Herzen will, der kann!
Fahr fort so! Wirst ein rechter Mann . . .
Und für das Meisterstück gleich morgen
Will ich zum Lohne Dir nun sorgen!"

Dannhäuser einwickelte säuberlich
Die Schuhe und nahm sie heimlich zu sich:
„Die andern Gesellen sind mir verdrossen.
Leicht spielen sie mir einen Possen!"
Dann ging er, sich etwas zu verkühlen
Und den Arbeitsstaub hinunterzuspülen.

Schwülfeuchte Frühlingsnacht. Frische Luft.
In Gassen und Gärten ein eigener Duft,
Von Düften geheimnisvoll ein Weben.
Sind es Frührosen, die in die Nacht
Die blütenschmacktenden Knospen heben?
Oder duftet der Flieder so sacht?
Du athmest nur still. Du kannst es nicht sagen.
Wie immer in jenen Nächten und Tagen,

Die auf der Grenze des Frühlings stehn
Und wie ein Hauch vor dem Sommer verweh'n.

— Elf Uhr. Alles schläft in des Schusters Haus.
Zuletzt blies er selber die Lampe aus.
Murrte noch vor sich hin: „Man mag
Doch nicht erleben einen Tag,
Der nicht am Ende sein Übles hat.
Heut wird der Dannhäuser wieder nicht satt!
Der kommt nicht heim — und ist schon Elfe!
Es wird wohl wieder über Zwölfe!
Sitzt ihm die Scharwacht wohl gar im Nacken . . .
Nun, mögen sie ihn nur tüchtig packen!
Dem Burschen mag man sich freundlich nur zeigen,
Gleich streicht man dem Teufel seine Geigen!"

— Eine Weile — da öffnet sich leise das Thor,
Kommt eine Knabengestalt hervor,
Halbangezogen, leisen Trittes,
Geht weiter, immer vorsichtigen Schrittes.
Setzt endlich im stillen Garteuraum
Sich unter den blühenden Birnenbaum.

Unter dem Birnenbaum sitzt sich's gut;
Des Nachmittags oft der Meister dort ruht,
Wenn eine neue Meisterweise
Ihm allzuschwer trotz allem Fleiße.
Da nickt er ein bischen. Die Hummeln und Immen
Zu sanft unsichwirren mit ihren Stimmen.
Was aber sein Lehrbub' da in der Nacht
Wohl unter dem blühenden Birnbaum macht?

Was thut auf Erden der Mensch wohl lieber,
Wenn ihn ergreift das sehnende Fieber,
So man nennet Liebe und Mai,
Wenn er gar neigt zur Poeterei,
Als in die Nacht hinauszutragen.
Was er nicht weiß, zu singen und sagen!
Sie blickt ihn an mit den alten Augen,
Drin so viel Weh und Wonne funkeln,
Mit den unirdischen Augen, den sanft helldunkeln,
Als wollte sie ihm sein Geheimnis entfangen.
Die Nacht, die immne Zauberin Nacht,
Hat manchen Dichter an's Licht gebracht!

Der Knabe fühlte tiefinnerlich
Die Wunderquelle schon regen sich,
Aus der, wenn die Sterne sich günstig zeigen,
Der Dichtung phantastische Bilder steigen.
Über allem, so war verliebt der Fant,
Und der Liebsten Haus dicht daneben stand . . .

Aus, als er eine Weile so saß,
Und Welt und Zeit und alles vergaß
Ueber dem süßen Doppelschmerz,
Von dem durchwogt sein junges Herz,
Da hört' er einen Schritt — und sahe
Erschreckt, ob sich der Meister nahe —?
Doch nein, es war ein anderer Mann.
Er kam vom Hof, den Weg heran —
Dannhäuser war's! . . .

„Was Der hier thut?"
Sprach der Knabe. Doch wuchs sein Mut.
Er wußte: Der würde nimmer verraten
Dem Vater die nachtverschwiegenen Thaten.
Hätte selber genug am Stecken!

Digitized by Google

Doch thät' er sich recht in's Dunkle recken,
Erwartend mit ungewissem Sinne,
Was der Altgeselle wohl da beginne?

Der hatte den Knaben nicht beacht't.
Sich gleich drum an ein Seufzen macht,
Als hätt' er das ewige Heil verschworen
Und des Teufels Bund erkoren,
Und käme der um die zwölfte Stund,
Zu holen den Lohn für den Sündenbund.

Das Seufzen bewegte den Knaben den Sinn.
Trat keklich zum Gesellen hin
Und fragte leise: „Dannhäuser, was hast?"

Der schrak wie vor dem Höllengast
Vor dem Knaben zurück. Dann faßt' er sich.
„Ei Hans, Du bist's? Wie wunderlich!
Was thust denn Du so spät noch hier?"

„Das sage erst einmal Du mir!"

„Willst Du es dem Meister nicht zutragen,
So will ich Dir mein Unglück sagen.
Preßt mir's doch beinah die Brust schon ab. . . ."

„Kann schweigen!" entgegnete stolz der Knab.

„Nun wohl! Der Meister, wie Du weißt,
Hat von des Pirkheim Mägdlein daneben
Die Schuhe als Probe mir aufgegeben.
Hab' mich auch eifrig dazu befleißt.
Waren gewiß ein schönes Stück!
Nun sind sie hin — mein letztes Glück!
Ich bin geschlagen, ich bin verloren,
Ich bin wahrhaftig zur Schande geboren!"

„Was hast Du denn mit den Schuhen gemacht?"

„Ich hab' sie verzecht in dieser Nacht. . . ."

„Was willst Du denn nun weiter beginnen?"

„Ach, möchte mir den Kopf zerrinnen!
Doch schlag' ich in Stücken das Jammergebäu,
's käm nichts heraus als Scham und Reu. . ."

Es war eine Stille. Vom Gartensaum
Lockt' eine Amsel halb im Traum . . .

Und wieder hub der Knabe an:
„Was sagst Du, wenn ich Dir helfen kann?"

„Goldjunge Du! Mein halbes Leben
Will ich dafür zum Lohn Dir geben!"

„Das hieße wohl zu viel Dir rauben . . .
Du sollst nur Eines mir erlauben:
Wenn wieder die schönen Schuhe Dein,
Daß ich statt Deiner ihr Träger darf sein
Zum Nachbarhaus —"

„Ei sieh, Potz Blitz!
Zu was kann Dir das werden nütz?
Am Ende gar — schau, wie gescheidt!
Des Pirkheims Kind, die blonde Maid . . .
Nu nu, man ist ja nicht so dumm!
Du wählst nicht schlecht . . ."

„O frag nicht drum!"

Und rasch enteilte der Junge dem Garten.
Der Geselle mußte nicht lange warten,
So kam er wieder, in seiner Hand
Ein hölzern Büchslein, voll zum Rand.
„Hier, was die Eltern mir geschenkt!
Behalt's, mich der Verlust nicht kränkt!"

„Ich löse noch aus in dieser Nacht
Die Schuhe! Dir wird es eingebracht
Bei Tag und Nacht mit emsigem Fleiße,
So wahr ich Heinrich Tannhäuser heiße!
Ich werde krank mich stellen morgen,
Sonst könnte der Meister Argwohn schöpfen
Samt den Gesellen, den dummen Tröpfen.
Du kannst dann Deine Sache besorgen!"

„. . . . . Morgen! Morgen . . . Ob ich sie sehe?
Vielleicht sie spreche? Doch nah ihr stehe?!
Nur nahe . . ."

Der Knabe im Sinnen weilt,
Indes der Geselle von dannen eilt
Mit langen Schritten, die kostbaren Schuhe
Zu lösen aus des Wirtes Truhe.

Den Tag nach dieser nächtlichen Stund'
Der Meister sein Schreibzeug nicht finden kunnt
Trotz allem Fragen und eifrigem Suchen.
Diesmal thät' er wahrlich fluchen!
War in der Sonntagmittagsstille
Zu dichten just sein ernster Wille.
Da gab's denn eine rechte Pein:
Wo Henker mag das Schreibzeug sein!
Wie stannt' er aber in allem Verdruß,
Als ihm die Meisterin zum Schluß
Ein sauber Vöglein brachte dar,
Drauf von dem Knaben geschrieben war,
Was junger Minne schmende Not
Heimlich zu dichten ihm gebot:

„Will Einer nach den Linden gehn,
Die in des Nachbars Garten stehn,
Mag er sich wohl behüten!
Allda in Gras und Blüten
Steht eine Jungfrau auf der Wacht,
Die lacht nur immerfort und lacht!
Mußt Du von hinnen gehen,
Ist Dir ein Leid geschehen.

„Sie stand in holder Mägdlein Kreis.
Ich nahte mich verzagter Weis.
Kannt' meinen Geist nicht sammeln,
Ein Wörtlein nur zu stammeln.
Da trat sie lachend auf mich zu
Und nahm mir lachend ab die Schuh.
Fortan in Traum und Wachen
Hör' ich dies helle Lachen.

„Ich armer, unscheinbarer Knab'
Noch keine Meisterweise hab'.
Kann ich erst eine singen,
So soll es mir gelingen,
Daß, die so wonniglich lacht,
Sich mir zu Herzens Eigen macht.
Viel Glück und Heil uns dann erwachs!
Das wünscht von Nürnberg Haus Sachs."

Digitized by Google

Ein Liebeshandel à l'empire.

Aus ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen **Ernst Schulze's.**

Mitgeteilt von **Karl Emil Franzos.**

I.

Ein jederzeit vielgerühmter und bis in die letzten Jahrzehnte vielgelesener Dichter hat diesen Liebeshandel erlebt und aufgezeichnet; sicherlich ist diese Aufzeichnung auch ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis seines Wesens, zur Geschichte seines Lebens. Daneben mag sie an sich lesenswert genug sein und soviel romantisches Interesse bieten, wie irgend eine Novelle. Der wichtigste Grund aber, der mich zur Mitteilung dieser Aufzeichnungen bewegt, ist der große Wert, den sie meines Erachtens für die Kultur- und Sittengeschichte Deutschlands haben. Es wäre vielleicht kaum möglich, die Empfindungsweise, die Verkehrsformen und den Sittenzustand unserer guten Gesellschaft in der traurigen Zeit zwischen dem Zusammenbruch des preußischen Staates und dem Beginn der Befreiungskriege durch eine Dichtung oder durch einen Essay so anschaulich zu schildern, wie sie sich in diesen absichtslos und zu rein persönlichen Zwecken hingeschriebenen Mitteilungen enthüllen.

Eben darum glaube ich meinerseits nur das Notwendigste beifügen zu sollen. Die Sprache, die der Dichter der „Bezauberten Rose" im Folgenden führt, dürfte manchen Leser überraschen, denn sie steht mit dem, was man bisher in weiteren Kreisen von seinem Leben und seinen Grundsätzen gewußt hat, in schärfstem Gegensatz. Am 22. März 1789 geboren, am 29. Juni 1817 gestorben, zog er während seines kurzen Lebens nur eben die Aufmerksamkeit der Nächststehenden auf sich; die beiden Bändchen, die er selbst als Vierundzwanzigjähriger erscheinen ließ, blieben fast unbeachtet; berühmt wurde sein Name erst, als die Dichtung, die ihn am längsten überlebt hat, einige Monate nach seinem Tode erschien; die Nachricht, daß die „Bezauberte Rose" den vom Verleger der „Urania" für die beste poetische Erzählung ausgeschriebenen Preis erhalten habe, war die letzte Freude des Sterbenden gewesen. Ein Zehrfieber, erfuhr man bald, habe ihn so früh dahingerafft, und was schon eine kurze pietätvolle biographische Skizze des Herausgebers seiner Werke, Professor Bouterwek, angedeutet hatte, sprach dann ein 1819 von Heinrich Zschokke in seinen „Erheiterungen" veröffentlichter Aufsatz mit voller Glut und Schwärmerei aus: daß der Verlust der einzig Geliebten, einzig Betrauerten, Cäcilie Tychsen, den jungen Sänger so früh gefällt habe. Denkt man daran, wie sehr Zschokkes Darstellung dem Bilde entsprach, das der Leser aus jenen schwärmerischen Werken gewinnen mußte, so muß es als durchaus natürlich erscheinen, wenn seine Meinung lange wie ein Dogma galt und für viele noch heute gilt: ein edler, reiner Jüngling faßt eine schwärmerische Neigung zu einem ebenso edlen und reinen Mädchen, widmet, als sie stirbt, den Rest seines Lebens ihrer Verklärung im Liede, bis Schmerz und Sehnsucht seine Kraft untergraben und er ihr früh im Tode nachfolgt. Als Hermann Marggraff 1855 die erste quellenmäßige Biographie Schulze's schrieb, blieb von diesem Lichtbild nicht viel übrig; er mußte die schweren Vorwürfe der Frivolität, der Eitelkeit, des Blankenmuts und des Egoismus gegen seinen Helden erheben und begründen, und wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er für den Dichter und für den Menschen verschiedene Rechnungen anlegte. Noch weiter im Tadel ging Julius Tittmann in seiner gehaltvollen, 1858 erschienenen Skizze; da ihm eine Reihe neuer Briefe und Selbstanklagen Schulze's vorlag, so gestaltete sich das Bild, das er gewann, noch ungleich unsympathischer oder doch widerspruchsvoller. All dies freilich kam nur engeren Kreisen zur Kenntnis und vollends war in jenen litterarischen Regionen, aus denen sich über die Redaktionen belletristischer Blätter die Gedenkblätter zu hundertsten Geburtstagen berühmter Dichter zu entladen pflegen, keine Ahnung davon. Das Meiste, was zum 22. März 1889 in Deutschland geschrieben und gedruckt worden ist, bewegte sich in Zschokkes Bahnen.

Gleichwohl sollte dieser Tag eine Thatsache herbeiführen, die sowohl die sentimentale Auffassung des wackeren Schweizer Dichters, als auch die widerspruchsvollen Darstellungen Marggraffs und Tittmanns für immer zu beseitigen geeignet ist. Ein Nachkomme des Dichters, Herr Erster Staatsanwalt H. Schulze, entschloß sich, den litterarischen

Digitized by Google

Nachlaß, den er mit ungemeiner Sorgfalt zusammengebracht und geheftet hatte und der fast Alles umfaßt, was an schriftlichen Materialien von Ernst Schulze, dann über und an ihn vorhanden ist, der litterarhistorischen Bearbeitung zu erschließen, und erwies mir das Vertrauen, ihn zu diesem Zwecke in meine Hände zu legen. Auf Grund dieser neuen Materialien habe ich zunächst in der „Deutschen Dichtung"*) versucht, ein Bild der geistigen und moralischen Entwickelung Ernst Schulze's zu zeichnen; ich habe hier nicht des Näheren darauf zurückzukommen, wohl aber jenes Wichtigste zu sagen, was zum Verständniß des Folgenden unentbehrlich ist.

Ernst Schulze ist einsam heranngewachsen. Einer Mutter Sohn, die ihm bereits in seinem zweiten Lebensjahre dahinstarb, und ihm den Keim zu jener Krankheit hinterließ, von der auch er schließlich dahingerafft wurde, — körperlich kränkelnd und daher nur mit großer Schonung zu den Studien herangezogen, trieb er bis in sein vierzehntes Jahr sein einsames, scheues Wesen fort, war bald ausgelassen lustig, bald tief melancholisch und lernte wenig, sondern „las entweder Romane und Gedichte oder träumte von dem, was er gelesen hatte." Man dachte, da er in weltlichen Dingen geringen Verstand zeigte, einen Pfarrer aus ihm zu machen, wozu aber sein trotziges, verschlossenes Wesen schlecht taugte. Etwa von seinem vierzehnten Jahre ab jedoch ging eine ungemeine Wandlung mit ihm vor: der Träge wurde fleißig, der übermüthige Trotzkopf ein Schwärmer. Er ging einige Freundschaftsbündnisse ein, wie man sie sich kaum zärtlicher und überschwänglicher denken kann und verliebte sich in nächster Zeit einmal, dann zum zweiten und dritten Mal, das heißt, er heftete seine Schwärmerei an jedes Mädchen, mit dem ihn der Zufall in irgendwelche Beziehung brachte. Je stürmischer ihn diese Seelenfieber rüttelten, desto eifriger studierte und dichtete er aber auch, zumeist in Matthisson's Manier und tauchte dann eine Zeit lang völlig in tiefer Melancholie unter, bis ihn der Einfluß Wielands vom derselben befreite. Durch diesen Dichter ist Schulze nicht bloß aus einem verträumten, umgelenken und trübsinnigen Knaben ein heiterer und weltfreudiger Jüngling, sondern auch aus einem Nachahmer Matthisson's der Dichter jener Lieder und Elegien geworden, die ihm seinen gesicherten Platz in unserer Litteraturgeschichte verschafft haben. Vier Dinge, darf man wohl sagen, waren ihm seit 1807 ein stetes Bedürfnis, ohne das er nicht leben konnte: angestrengtes Studium (er trieb romanische und klassische Philologie), starke dichterische Produktion, großer gesellschaftlicher Verkehr, darunter mindestens eine, zuweilen aber auch zwei oder drei zärtliche Beziehungen zu gleicher Zeit, und endlich die Führung einer Korrespondenz, in welcher er von alledem berichtete, was er trieb, am eifrigsten von seinen Liebesaffairen. Auf mehrere Umstände ist das seltsame Wesen, wie es sich uns in seinen überaus zahlreichen und vorzüglich geschriebenen Briefen und Tagebüchern enthüllt, zurückzuführen: neben einer ungewöhnlichen Dosis von Eitelkeit auf eine durch Wielands Muster gebildete Weltanschauung, und, ich nenne es als das dritte, obwohl es vielleicht das Wichtigste ist, auf das Beispiel, das er um sich her sah.

„Ich kann nicht läugnen", schreibt er als zwanzigjähriger Jüngling an einen Freund, „daß ich etwas leichtsinnig und unbeständig bin, aber diese Art, das Leben en bagatelle zu behandeln, ist mir zu dem Glück, welches ich mir vorgesetzt habe, unumgänglich nöthig. Ich bin nicht zum Schwärmen geschaffen. Ich bewundere das Große und fühle den Trieb in mir, es nachzuahmen, aber ich kann es nicht anbeten, nicht vergöttern. Du mußt deswegen nicht glauben, daß ich kalt für alles Schöne und Edle sey. Nein, jene sanfte Schwärmerey, welche, ohne uns in einen exaltirten Zustand zu setzen, gleich einem sanften Feuer erwärmt und erquickt, jene Schwärmerey, welche eine der süßesten Freuden unseres Lebens ist, fehlt mir nicht, doch zeigt sie sich selten äußerlich bey mir, sie waltet wie ein wohlthätiger Genius nur in dem Innern meiner Seele . . . Ich flattere um die Mädchen her, ohne mich je fesseln zu lassen und suche nur das Bedürfniß der Unterhaltung und der feineren Sinnlichkeit zu befriedigen. Junge Weiber und vorzüglich kokette junge Weiber ziehen mich mehr an, als unschuldige junge Mädchen. Diese flößen mir Achtung ein, und ich würde es mir nie verzeihen, in ihnen auch nur den geringsten Funken von Sinnlichkeit erregt zu haben; jene hingegen, denen die Kokketerie, wenn sie nicht zu weit getrieben wird, etwas außerordentlich Reizendes gibt und bey denen man nicht zu fürchten braucht, den feinen Takt der Sittlichkeit zu beleidigen, dienen mir zum unterhaltenden Spiele, indem sie ebensowohl auch mit mir spielen . . . Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, mir immer die Gegenwart zu genießen, und nie wegen der zukünftigen Zeit mir Sorge zu machen. Indeß habe ich auch den Genuß der Gegenwart so eingerichtet, daß ich nie wegen der Zukunft selber bekümmert seyn darf. Die Meinung der Welt kümmert mich nicht im Geringsten und das einzige Richtmaaß meines Handelns ist das System meiner Lebensfilosofie, welche mich, soviel ich glaube, nie zu etwas meiner ganz Unwürdigem verleiten wird . . ."

Daran sei eine Stelle aus einem Briefe gereiht

*) Band VI, S. 24, 49, 146, 223, 245, Band VII, S. 50, 97, 170, 193, Band VIII, S. 198, Band XI, S. 119, 171, 196, 244, 294, Band XII, S. 198, 221, 245, 267, 294, Band XVI, S. 28, 47, 68, 92, 115, 142, 165, 194, 217, 240, 265, 287.

Digitized by Google

welchen er ein Jahr später an einen andern Freund gerichtet:

„Genuß ist allein Wirklichkeit für mich. Widrige Schicksale betrachte ich für einen Traum, dessen der Träumende sich selbst bewußt ist. Thor! rufe ich mir zu, wenn mich der Mißmuth übernommen will, willst Du Dich um Seifenblasen grämen und einen Schatten fürchten? Hatte nur aus, bald bricht der Tag an und ruft Dich zum frohen Erwachen. Ueberhaupt habe ich nie ein zuverlässigeres Mittel gefunden, ein Unglück zu mildern, als ihm eine lächerliche Seite abzugewinnen, und ich glaube, es gibt keine glücklicheren Menschen, als die, welche die Kunst verstehen, mehr über sich als über Andere zu spotten. Wer seinem Trübsinn hartnäckig nachhängt, gleicht dem Kinde, welches aus Trotz nicht essen will, weil der Vater es züchtigt. Trotz dem Achselzucken des Verständigen hatte ich die Schöppenstädter für weise, welche sich bemühten, mit Säcken Licht in die Kirche zu tragen, da sie nun einmal ohne Fenster gebaut war . . . Es muß sehr erfreulich sein, sich an einen Menschen ganz anzuschließen. Mir hat die Natur dieses Glück versagt, die Gewohnheit, in der Welt zu leben, hat mich verführt, mich zuweilen meiner Empfindungen zu schämen, und ich verschließe sie in mich, um nicht affektirt zu erscheinen . . . Mit meinen hiesigen Verhältnissen bin ich sehr zufrieden. Es läßt sich hier in Göttingen wirklich ganz hübsch leben, wenn man sich nach den Leuten etwas bequemen kann und vorzüglich bei den Damen das Bemühen Grazien zu sein für Grazie annehmen will. Ueberhaupt ist das größte Verdienst, welches man sich hier erwerben kann, zu scheinen, was man nicht ist und nicht sein möchte. Ich besuche an bestimmten Tagen in der Woche verschiedene stehende Thees, die in mehreren Häusern regelmäßig gegeben werden und wo Jeder, der vorgestellt ist, Zutritt hat. Man amüsirt sich wirklich dort recht gut, denn die Göttinger Damen machen in der That den jeux d'esprit unserm Musensitz Ehre. Da Jeder in dieser Gesellschaft, um nicht als Null betrachtet zu werden, einen bestimmten Charakter nach dem Zuschnitt der eleganten Welt haben muß, habe ich den eines höchst malizieusen Menschen angenommen, der Jedem bei allen Gelegenheiten etwas anzuhängen sucht und kein größeres Glück kennt, als über Andere zu medisiren und zu satyrisiren. Bey Leuten von grader und ungemodelter Denkungsart würde sich ein solcher Charakter gerade nicht sehr empfehlen, hier ist er indeß an seinem Platze. Was meine eigentliche Lage anbetrifft, so lebe ich hier freylich immer noch unter dem Namen eines Studenten, ohne jedoch seit zwey Jahren Collegien gehört zu haben. Seit eben der Zeit ist die Theologie auch schon mit Bewilligung meines Vaters an den Nagel gehängt. Ueber meine künftigen Aussichten kann ich Dir nichts schreiben, weil ich selbst noch höchst ungewiß darüber bin: wahrscheinlich promovire ich Michaelis als Doktor der Philosophie und werde dann abwarten, was das Schicksal mir weiter giebt. Meine Beschäftigungen während der letzteren Jahre haben sich vorzüglich auf die Philologie bezogen. Schon seit neun Monaten arbeite ich an einer Geschichte der neueren lateinischen Poesie seit Petrarca, ein Studium, welches mich nicht wenig interessirt."

Zur Vervollständigung dieses Charakterbildes, das gewiß an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, seien noch folgende Briefstellen beigefügt: „Was der Mensch sich selbst und dem einzelnen Individuum nur sich her schuldig ist, übertrifft bey Weitem das, was der Staat von ihm verlangen kann. Zudringe die Grazien in keinen Reifrock und setze Amor keine Allongeperrücke auf, sie rächen sich dafür, sollten Du ihnen diese Schmach auch nur auf eine Zeit zugedacht haben. Kannst Du nicht lieben, so verliebe Dich wenigstens. Wärme im Herzen ist ebenso sehr nothwendig, als Licht im Gehirne. Es ist ein recht hübsches Gefühl verliebt zu seyn, und sich ein wenig, wenn auch nicht feurig, wieder lieben zu lassen. Nur daß man wie in der Poesie Schwärmerey mit Besonnenheit verbinde, wenn man Vortheil aus solchen Verbindungen ziehen will, ohne den gewöhnlichen Nachteil dieser Engagements auf sich zu laden. Die Liebe muß Dir Deine Geschäfte erheitern, nicht Dich von ihnen abziehen, und die Arbeit muß Dir das Vergnügen würzen, Dich nicht frumpf dafür machen. Die Schwärmerey muß Dich nicht hindern, psychologische Bemerkungen zu machen, und die Jagd nach solchen Bemerkungen muß Dein Feuer in keine todte Kohle verwandeln. Schmiege Dich nach dem Charakter eines jeden einzelnen Frauenzimmers, und Du wirst Geheimnisse entdecken, von welchen kalte Systematiker, die nach angenommenen Grundzügen den weiblichen Charakter analysiren wollen, nichts ahnen. Du siehst, daß meine zuweilen etwas abenteuerliche Lebensart meinem Fleiße keinen besonderen Abbruch thut, und daß das mitunter etwas trockene Studium der Philologie, worauf ich mich besonders geworfen habe, recht gut mit solchen Zerstreuungen bestehen kann." (2. September 1810).

Wieweit diese brieflichen Bekenntnisse, die sich mühelos bis zu der Zeit, wo das Tagebuch beginnt (September 1811) fortführen ließen, auch innerlich ganz und gar wahr sind.

Ob sich der junge Poet wirklich in diesem Treiben so völlig sicher und wohl gefühlt, und ob er thatsächlich dem Grundsatz seiner Lebenskunst: „Das Leben ist nur ein Schauspiel" in allen Stimmungen nachgehangen, mag freilich dahingestellt bleiben; einzelne Äußerungen deuten immerhin auf eine gewisse innere Unruhe. Selbstvorwürfe wegen vergeudeter Zeit konnten diese nicht hervorgerufen haben,

Digitized by Google

er indirte thatsächlich fleißig und wenn auch von seinen größeren dichterischen Arbeiten nur das Epos „Pinche“ zum Abschluß gekommen war, so hatte er doch eine Reihe Elegien geschrieben, auf die er mit Recht stolz sein durfte, und auch seine ungewöhnlich weitläufig angelegte Doktordissertation schritt rüstig vorwärts. Wohl aber mochte er sich zuweilen mit Recht fragen, ob das Leben, das er führte, in Wahrheit so von seiner griechischer Grazie durchtränkt und von so heiterer Sittlichkeit erfüllt war, wie er wähnte, und die Antwort darauf konnte für eine tiefere Natur nicht zweifelhaft sein, sofern es ihr nur gelang, aus dem Treiben, in dem sie dahinschwamm, zur Ruhe und damit zum Nachdenken über sich selbst zu gelangen.

Daran aber eben lag's. Woher sollte denn jungen Dichter dieser Trieb zum Nachdenken kommen? Wie er, so brachten alle Andern um ihn her ihre Tage zu, mit größerem oder geringerem Geist und Geschmack, mit größerer oder geringerer Gewissenhaftigkeit, das war aber auch der einzige Unterschied. Im Übrigen lebte alle Welt in Göttingen und Celle wie er: man trieb seine Beschäftigungen soweit nötig, Inhalt und Würze des Lebens waren die „Sentiments“, die „Amourschaften“. In einer anderen Zeit und Umgebung wäre ein Dasein wie jenes, welches dieser junge, im Kern tüchtige und bedeutende Dichter und Gelehrte von seinem zwanzigsten Jahre ab geführt hat, schwer möglich; in diesem traurigsten und häßlichsten Abschnitt unserer Geschichte fiel es Niemand auf, auch ihm selber nicht. Mit dem Nationalgefühl, mit dem Festhalten an deutscher Art und Sitte war der bürgerlichen Gesellschaft der Rheinbundszeit bis auf wenige Ausnahmen auch der Ernst, die Reinheit und die Tüchtigkeit abhanden gekommen, und vielleicht nirgendwo mehr, als in jenem Lande, das der Schauplatz dieses Liebeshandels ist, dem Reich des „König Lustik“, Westfalen. Nur wer diesen Gesichtspunkt festhält, wird die folgenden Aufzeichnungen recht verstehen und sie als das würdigen, was sie sind, ein Stück deutscher Sittengeschichte.

II.

Ernst Schulze war noch nicht ganz dreiund zwanzig Jahre alt, als er diese kuriose Liebes-Affaire erlebte; sie fällt in den Herbst 1811, den er, wie alljährlich, im Hause seines Vaters, des Advokaten und Bürgermeisters Dr. Ernst Friedrich Schulze in Celle zu verbringen pflegte. Auch die folgenden Tagebuchblätter, Gedichte und Briefe sind, wo nicht das Gegentheil ausdrücklich bemerkt ist, in Celle geschrieben. Ich gebe sie ohne jede Retouche; nur das Unwesentliche ist weggelassen. Sämtliche Aufzeichnungen sind ungedruckt; die wenigen Fälle, wo ich gedruckte Gedichte heranziehen mußte, sind im Folgenden jedesmal verzeichnet.

Die Orthographie ist durchweg jene der Originale; einige Erläuterungen habe ich als Noten unter dem Text beigefügt. Die Namen der Betheiligten brauchten nicht unterdrückt zu werden, da Nachkommen nicht mehr am Leben sind. Bemerkt sei nur noch, daß Louise von Pentz eine Cellenserin war, und in jenem Herbste, während ihr Gatte, der früher Kammerherr am Stuttgarter Hofe gewesen, als Gresmajor in der westphälischen Armee diente, zu Besuch bei ihrer Mutter, die in zweiter Ehe an einen Amtmann vermählt war, in Celle verweilte. Den Beginn ihrer Bekanntschaft mit Ernst Schulze schildern die folgenden Blätter seines Tagebuchs:

Am 8ten Septbr. 1811. Ich war mit Echte und Ritmeyer*) nach Lachtehausen gegangen, ohne auf besondere Unterhaltung zu rechnen. Bald nach uns kamen Stolzens, Ludewig, die Secretairin Lampe ectr.ectr. Die übrigen Damen setzten sich gleich mit einigen Herrn zu Schiffe; ich blieb mit meiner Gesellschaft, um den Kaffe erst auszutrinken. Bald gesellte sich eine junge, schöne Frau, wie es mir schien**), zu uns, die mir unbekannt war. Ich erfuhr, es sey die Frau von Pentz. Eine ungewöhnliche Freyheit und Ungezwungenheit im Betragen und eine Mine à la Ninon, die man einer hiesigen Dame nicht verzeihen würde, machte mich aufmerksam auf sie. Ich fand vors erste keine Gelegenheit, mich mit ihr zu unterhalten, erhielt aber desto mehr Stoff zu stillen Bemerkungen. Sie redete Bindseil, den sie nie vorher gesehen hatte, sehr vertraulich an und sprach mit ihm über Musik, ließ sich von dem Doktor Wölfe***) mit Gas-konnaden unterhalten und gab, wenn ich nicht irre, auch ihr Theil dazu. Später gingen wir nach dem Königsplatz, wo wir uns alle ziemlich langweilten, wenn das Stillschweigen der Damen und Herren nicht von Liebe herrührte. Fast jeder und jede aus der Gesellschaft hatte hier nähmlich sein Attachement und die Liebe gehört hier, wie ich bemerkt habe, zu der stillen, trockenen, bescheidenen und langweiligen Art. Denn zurückgehen redete mich die Dame selbst an, sprach von Göttingen, von der Frau von Jasmund†), von ihren Reisen nach Bayern und Schwaben, und zeigte mir deutlich, daß sie sich gerne selbst höre. Als wir nach Zelle zurückgingen, bot ich ihr den Arm und gab den übrigen jammernden Liebhabern, von denen keiner es zuerst zu

*) Dr. Echte und Assessor Ritmeyer, (letzterer nachmals Manzlei-Prokurator und Rath zu Celle), Bekannte Schulze's, mit denen er viel zusammen war, ohne nähere Beziehungen zu ihnen zu haben. Lachtehausen ist ein Ausflugsort bei Celle.

**) Schulze war überaus kurzsichtig.

***) Bindseil ein Freund und Jugendgenosse; Dr. W., ein flüchtiger Bekannter Schulze's.

†) Eine Göttinger Dame, mit welcher Schulze seit Jahren und für Jahre, fast bis in seine letzte Lebenszeit eine kokette Tändelei unterhielt.

Digitized by Google

thun wagte, die erfreuliche Gelegenheit, meinem Benspiel zu folgen. Zu Stolzens Hause wurde berathschlagt, ob wir noch zur Illumination nach Baumanns Garten gehen sollten. Ich hatte keine sonderliche Lust, denn ob ich gleich meiner Gesellschafterin schon einiges Interesse abgewonnen hatte, schien mir dort doch nicht der Ort zu seyn, neue Progressen zu machen. Ich wurde indeß, besonders durch Rittmeyer überstimmt, der von der Traulichkeit des Orts und dem Feuer des Punsches das für seinen Geist und für sein Verhältniß mit der schönen Sekretairin erwartete, was der Tag und die Nüchternheit ihm nicht giebt. Wir gingen, und die Pentz war natürlich mein Gast. Sie unterhielt mich viel vom Würtembergischen und Mecklenburgischen Hofe, woran sie einige Jahre gewesen war, und ich sah, daß die Erbfehler des weiblichen Geschlechts, die Sucht zu glänzen und zu gefallen, auch ihr nicht mangelten. Hierauf baute ich den Plan zu einem Roman, der mich wahrscheinlich noch einige Zeit in Zelle zurückhalten wird. Nach Tische wurde bis gegen vier Uhr getanzt und ich bediente mich aller meiner Koketterie, der sichersten Waffe, um solchen Weibern Interesse einzuflößen. Wie es mir vorkömmt, ist es mir schon ziemlich gelungen. Die übrige Gesellschaft war in der besten Laune und die Sekretairin schien vom Weine etwas begeistert, denn sie spannte ihre Netze, ungeachtet ihres phlegmatischen Liebhabers, auch für andere.

Am 9ten Septbr. Ich machte heute Morgen meiner Dame die Visite, und das gestrige Spiel wurde fortgespielt, so viel die Kürze der Zeit zuließ. In der Stadt spricht man von uns beyden schon ziemlich viel.

Am 11ten Septbr. Ich wurde von Rittmeyer benachrichtiget, daß eine Gesellschaft nach dem Vorwerke ginge. Auch die Pentz war da. Sie gab mir, als wäre es Zufall, einige Winke über die Ähnlichkeit unseres Geschmacks, ich errieth indeß, daß es Vorsatz sey. Wir tanzten einige Tänze und ich führte sie zu Hause. Unterwegs glaubte sie meine schwache Seite zu treffen, wenn sie mit mir von der Poesie spräche und mich wegen meiner Gedichte lobte. Auch ließ sie mich merken, daß sie nicht zu den Weibern gehöre, die den Spinnrocken für ihr einziges Symbol ansehen und rezitirte mir, mit der Miene, als wolle sie sich über sich selbst lustig machen, einige Kleinigkeiten, die der Zufall ihr eingegeben habe und die nicht ohne Witz waren. Ich lobte natürlich mit vollen Backen, aber nicht unverschämt, denn sie hat Verstand, obgleich sie auch Eigenliebe besitzt. Ich lenkte das Gespräch auf die Liebe, sprach von der Begeisterung, die dieses Gefühl hervorbringt, und von dem poetischen Enthusiasmus, den ein einziger Blick erwecken könne. Sie widersprach mir, weil sie fühlte, daß dieses Gespräch sich auf sie beziehen könnte und ich nahm mir vor, ihr ein Gedicht über die Macht der Blicke zu machen."

Dies die Aufzeichnungen der ersten Woche. Kritische Bemerkungen meinerseits wären überflüssig: man soll nicht aussprechen wollen, was jeder denkende Leser sich selber sagen wird. Ich füge nur bei, daß die erste Frucht dieses Spaziergangs nicht das Gedicht „Die Macht der Blicke" war, das später mitgeteilt werden soll, sondern eine Charade, die sich gleichfalls noch unter Schulze's Papieren findet:

Charade.

An Frau v. P.

Als ich Dir jüngst das Erste bot,
Durchbebte mich ein süßes Bangen,
Und schüchtern hüllten meine Wangen
Sich in der Sehnsucht zartes Roth.

Ach, in die Trunkenheit des Zweyten
Verwebst Du jedes Erdenglück
Und aller Himmel Seligkeiten
Zu einen kurzen Augenblick.

Das Ganze darf ich kühnlich wagen,
Es ist der Ehrfurcht heil'ger Zoll;
Doch ob ich, ohne Dich zu fragen,
Dir schlau das Zweyte rauben soll,
Das laß des Ersten Druck mir sagen.

Zelle, am 12ten Septbr. 1811.

Die Auflösung ist natürlich: „Handkuß". Über geben wurde das Gedicht erst später.

Eine Woche nach der ersten Begegnung schreibt der junge Dichter in sein Tagebuch:

Am 15ten Septbr. Die gewöhnliche Gesellschaft war in Lachtehausen. Als der Masse der Damen kam, war der meinige noch nicht fertig. Die Pentz gab mir aus ihrer Tasse zu trinken. Nachher gingen wir zum Königsplatz. Mich langweilte dieser Spaziergang, denn ich hätte lieber geschifft. Ich sagte es der P. und sie wollte allein mit mir umkehren, indeß bewogen sie die Bitten der Gesellschaft und wahrscheinlich die Furcht einen zu großen Eklat zu geben, mitzugehen. Beym Zuhausegehen bot ich ihr den Arm. Als wir aus dem Dorfe kamen, sagte sie: Der Staub, den die Andern machen, ist unerträglich, lassen Sie uns den Fahrweg gehn. Wir wußten freylich beide, daß dieser Weg noch einmahl so sandig ist, als der andre; aber warum hätte ich nicht gern folgen sollen. Auch Rittmeyer, welcher die Sekretairin führte, ergriff den Vorschlag mit beyden Händen, ließ sich aber nicht zu laut etwas davon merken, damit nicht noch mehrere dieselbe Idee fassen möchten. Da waren wir also allein in der Dunkelheit, denn Rittmeyer hütete sich wohl uns näher als zweyhundert

Digitized by Google

Schritte zu kommen. Ich hörte nur von Zeit zu Zeit sein phlegmatisches Gemurmel, das, wenn es wirklich Gefühl erhielt, mit einem Göthe'schen Gedichte zu vergleichen gewesen wäre, das mit den Lettern und auf dem Papier des Hamburger Korrespondenten gedruckt ist. Meine Dame glaubte wahrscheinlich, ich würde die Zeit und Gelegenheit benutzen, aber mein Geist war gerade nicht rege genug zur gehörigen Verstellung. Als wir mit den Andern wieder zusammentrafen, sagte sie, der Weg sey ganz vortrefflich gewesen, wahrscheinlich nur sich wegen dieses einsamen Spazierganges zu entschuldigen; wer sich aber bey solchen Gelegenheiten entschuldigen zu müssen glaubt, der fühlt, daß er Schuld auf sich habe; ich konnte also diese Entschuldigung für eine offenbare Avance, die mir gemacht wurde, ansehen. Diese Idee weckte mich aus meinem Stumpfsinn. Wir gingen wieder eine gute Strecke voraus und ich zwang mich zu sentimentalen Äußerungen, die sich freylich namentlich auf nichts bezogen, aber doch sehr verständlich gedeutet werden konnten. Endlich sagte ich ihr, sie habe neulich den Blicken weniger Gewalt zugestanden, als sie besäßen, ich wollte ihr eine Probe von der Begeisterung geben, die nur durch Blicke geweckt wäre. Hierbey überreichte ich ihr mein Gedicht, dessen Refrain in jedem Verse ungefähr der war:

„Ach, Du mußt Deinen Blick nicht kennen."

Sie nahm es stillschweigend an und steckte es in den Busen. Hätte sie mir gedankt, so wäre es ein Zeichen gewesen, daß sie nicht ahnde, daß der Inhalt sich auf sie bezöge, denn es ist ja einmahl Sitte, daß man für das nicht danken darf, was einem das angenehmste ist, für Schmeicheleyen nehmlich. Ahndete sie aber, was der Inhalt war, wie sie es that, und nahm es dennoch an, so war dieses wenigstens kein ungünstiges Zeichen für mich. Nachher kamen wir auf die Filosofie des Lebens. Weil sie glaubte, daß ich besonderes fait von der Filosofie machte, nannte sie fast alles, was ich sprach, Filosofie, ja sie wollte mich durch Neigung zur Gelehrsamkeit interessiren und sagte mir, die Sprache, die sie am meisten zu verstehen wünsche, sey das Lateinische, denn Horaz und Virgil verlöhren gewiß viel in den Übersetzungen. Diese Unterhaltung fing an, mir sehr unangenehm zu werden, denn nichts ist langweiliger, als mit einem ungelehrten Menschen von Gelehrsamkeit zu sprechen. Wenn man sich nicht in weitläuftige Erörterungen einlassen will, die der Andere doch nicht verstehen würde, muß man entweder beystimmen oder schweigen. Es ist bey mir immer ein Zeichen von großer Achtung für die Talente eines Menschen, wenn ich ihm in Dingen widerspreche, die ich kenne und wovon er nichts versteht. Ehe wir zu Hause kamen, machten wir mit einander aus, wer morgen dem Andern zuerst Prosit das Jahrmarkt sagte, solle ein Geschenk erhalten. Ich werde mich sehr in Acht nehmen, mich von ihr überraschen zu lassen, nicht aus Geiz, sondern um wenigstens ein kleines Andenken von ihr davon zu tragen. So etwas schmeichelt der Eitelkeit."

Das Gedicht, dessen dies Tagebuchblatt erwähnt lautet in der mir vorliegenden Handschrift:

An L. v. P.

Du wähnst, des Dichters Fantasie,
Begnügt, um loderud zu entbrennen,
Mit einem bloßen Blick sich nie?
Ach, Du mußt Deinen Blick nicht kennen!

Sind Lieb' und Lieder nicht verwandt?
Apollo, den wir Vater nennen,
Geht mit der Anmuth Hand in Hand,
Wie sollt' er Deinen Blick nicht kennen?

Das Band, das sich um Beyde schlingt,
Ein kaltes Herz nur kann es trennen;
Wer liebt und nicht von Liebe singt,
Ach, der muß Deinen Blick nicht kennen!

Die Liebe naht so süß und still,
Wer sollt' ihr nicht ein Plätzchen gönnen?
Doch wer sie nie bewirthen will,
Ach, der muß Deinen Blick nicht kennen!"

Das Gedicht liegt unter dem Titel: „Die Macht des Blicks" auch gedruckt vor*), aber in so arg durch Druckfehler und willkürliche Änderungen Voulemots verballhornter Form, daß sich die korrekte Wiedergabe rechtfertigt. Auf den Widerspruch zwischen der Tonart des Gedichts und des Tagebuchs sei nur eben hingedeutet. —

*) Sämtliche Poetische Werke. Dritte Auflage 1855. IV. 168.

Treue.

Mein Pfirsichbäumchen steht im Flor:
Hat er's vergessen,
Daß ich, als es jüngst geprangt,
Sein Herz besessen?

Auch Apfelblüte wagt sich vor,
Bald folgt die Linde,
Gelbveiglein dann und roter Mohn,
Die blaue Winde.

Die Welt ist weit und hat für ihn
So viele Blüten —
Ich muß im engen Gärtlein still
Die meinen hüten.

Maria Solms.

Digitized by Google

Bülow, Liszt, Wagner.

Erinnerungen von Paul Kuczynski.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Acht Jahre lang war ich Hans von Bülow's getreuer Famulus und fleißiger Schüler, ihm ergeben mit Begeisterung und Pietät. Der Anregungen, die ich von ihm empfing, war kein Ende, die Fortschritte, die ich machte, waren ersichtliche; ich reifte unter seiner Ägide künstlerisch heran, und was in mir später nach dieser Richtung zum Glaubensbekenntnis geworden, dafür hat mir Hans von Bülow die Grundlage, gewissermaßen seine zehn Gebote, gegeben. Mit unsäglicher Wehmut denke ich deshalb auch jetzt, wo meine Wege mich schon lange von denen dieses elementaren Mannes geschieden, an diese Zeit zurück. Auf meinem Pfade spriessen die Blumen weiter, deren Saatkorn gerade er und er allein gepflanzt! Ihn aber hat längst ihr Duft verdrossen, ihm freuten die blühenden Wiesen nicht mehr. Aus dem Gärtner wurde ein Wandersmann. Er durchmaß unermüdlichen Schrittes die breiten Heerstraßen, die Städte und Länder verbinden, und lagerte sich zur Rast unter dürre Pappeln und Weiden hin; er war zum Judas an sich selbst geworden. Die Tragik seines sozialen Geschickes mag ihn so abseits von seinem eigensten Ich getrieben haben. Er hat ein großes Haus mit aufgerichtet, aber das schützende Dach darauf nicht legen können, und deshalb wird die Kunstgeschichte bei diesem hervorragenden Geiste dermaleinst nur allzu kurz verweilen; sie wird ohne Zweifel seiner pädagogischen Verdienste und seines genialen Dirigenten-Talentes gedenken, mit großen Lettern aber von ihm doch nur zu verkünden wissen, daß er der erste Mann jener Frau Cosima, geborenen Liszt, gewesen, die später die Frau und Witwe des Genius Richard Wagner geworden.

Leise und in schwachen Konturen, wie ein Nebelstreif in der Morgendämmerung, zog auch damals schon die Gestalt Richard Wagners an meinem Geiste vorüber; es war wie ein Vorahnen, daß am Himmel meiner künstlerischen Welt mir dereinst noch ein leuchtendes Meteor erscheinen sollte. Ich war zu reifer Erkenntnis noch zu jung, und der Genius selber hatte überdies seine vollen Schwingen noch nicht entfaltet. Aber oft stand ich wohl vor dem mich berauschenden und mir damals einzig erschlossenen Lohengrin nachsinnend still, ob da nicht die Geistesschätze meiner Zukunft verborgen lägen, ob da nicht eines Vögleins Flug den Weg mir wiese, um mich hinauf zu geleiten zu jenen einsamen Bergeshöhen, wo in heiligem Feuer der Glaube lebt an eine erlösende, selig machende Kunst.

Zwei Wege führten mich noch vor dem Tode meines Vaters (1882) an die Orte meiner künstlerischen Träume. Auf die dringliche Einladung Hans von Bülow's begab ich mich zur Zeit der ersten „Meistersinger"-Aufführungen nach München und besuchte dort den Schöpfer des Werkes selbst, zum ersten Male ihm persönlich näher tretend, in seinem an den Propyläen gelegenen, künstlerisch wohlig eingerichteten Hause. Die mündliche Visitenkarte gab Hans von Bülow für mich ab, indem er mich als einen seiner besten Schüler vorstellte, der jetzt an seinen Mußetagen den Klavierauszug des Tristan auswendig zu spielen pflegte. Das schon an sich leuchtende Auge Richard Wagners wurde sichtlich noch leuchtender und ich hatte das Gefühl, daß diese Vorstellung auch eine haltbare sei. Um den Meister im Halbkreise waren die Koryphäen der musikalischen, litterarischen und sonstigen künstlerischen Welt aus aller Herren Länder versammelt. Sie alle waren gekommen, um den „Meistersingern" an der Stätte ihrer Geburt zu lauschen. Aber die Unpäßlichkeiten der Sänger und Hindernisse aller Art jagten sich förmlich um die Wette, und wir warteten und warteten, in verschiedenen Abstimmungen der Getreulichkeit, aber alle gleichmäßig erfolglos. Das Häuflein der Ersthegeisterten mußte schließlich

*) Wir entnehmen diese pietätvollen Erinnerungen dem Manuskript eines Buches, das gleichzeitig ein Denkmal der Pietät für den nun dahingeschiedenen Autor sein wird: „Erlebnisse und Gedanken. Dichtungen zu Musikwerken. Von Paul Kuczynski"; das Werk wird in den nächsten Wochen im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erscheinen. Paul Kuczynski, im bürgerlichen Leben ein bekannter Berliner Bankier, hat sich durch einige Tondichtungen großen Stils auch einen Namen in der Geschichte der deutschen Musik gesichert. Gleich ansehend wie sein Talent war auch seine Persönlichkeit, die ihn in dauernde innige Beziehungen zu den vornehmsten Geistern seiner Zeit gebracht hat. Der vorliegende Abschnitt wird erweisen, daß die warmherzigen Aufzeichnungen des trefflichen Mannes der Beachtung wert sind. D. Red.

Digitized by Google

nahezu vollzählig wieder von dannen ziehen, während einem mir meist unbekannten Abguß von Enthusiasten später der Labetrunk gereicht werden sollte, nach dem wir dürstend lechzten. Aber er hatte doch erfahren, daß ich lebe, und ich hatte ihn doch gesehen und gesprochen, den Genius, der noch meine ganze künstlerische Welt wie eine Sonne überstrahlen, wie ein Gott beherrschen sollte, und mit dem ich von jener Zeit an zu meiner Freude wie zu meinem Stolze auch in persönlichen Beziehungen verblieb.

Der zweite bedeutungsvolle Weg führte mich, etwa ein halbes Jahr später, als ich mit einem Freunde eine kurze Reise durch Italien, bis nach Sorrent und Amalfi hinunter machte, nach dem lieblichen, in den Sabinerbergen so traulich versteckten Tivoli bei Rom, wo in der Villa d'Este des Cardinals Hohenlohe in jedem Frühjahr die ehrwürdige Gestalt Franz Liszt's in weltvergessener Einsamkeit thronte. Längst schon trug ich das Verlangen, diesem herrlichen Manne wieder zu begegnen, der einst bei Hans von Bülow für mein Klavierspiel mir den Künstlerkuß auf die Stirn gedrückt, und den ich in seinen Schöpfungen, mir damals durch Hans von Bülow's geistsprühende und eindrucksvolle Interpretationen nahe gebracht, so innig und schwärmerisch verehrte. Er wohnte im Erdgeschoß der Villa d'Este und saß, als ich eintrat, gerade am Flügel, in einem großen dunklen Zimmer, das nach der einen Seite auf das alte Städtchen hinausging, nach der anderen einen wundervollen Ausblick auf den Waldpark von Pinien und Cypressen bot, der sich terrassenförmig von der Villa d'Este bis tief in's Thal hinunter senkt. Mit dem ihm eigenen phänomenalen Gedächtnis wußte Liszt sogleich, wer ich sei und weß' Meisters ich Gesell gewesen. Er schrieb damals an seiner zweiten Beethoven-Kantate, diesem Werke voll blühender Phantasie und überströmender Wärme, an dem die jüngste Mitwelt achtlos bisher vorübergegangen. Der melodisch so einfache, harmonisch so süße Gedanke bei den Worten: „Viel tausend halten mächtig am Himmelsrund die Wacht" mußte gerade Gestaltung gewonnen haben, denn Liszt spielte, mit leiser Stimme dazu singend und mich gleichsam fragend dabei anblickend, wie selbstbeglückt und erdentrückt ihn mir zwei- oder dreimal vor. Die Stille und duftende Poesie dort draußen in der umgebenden Natur, das tönende Leben einer künstlerisch verklärten Seele hier innen, dicht neben mir — Beides wirkte zusammen, um statt aller Worte mir nur die Thräne zu erpressen.

Mir ist Liszt von je wie eine musikalische Heilandsnatur erschienen. Er hat mit dem Herzen voll Liebe und aus Bedürfnis fortgegeben, was er an geistigen und materiellen Schätzen besaß. Arm an Hab' und Gut ist er gestorben, er, über dessen Leben ein Glanz sondergleichen ausgegossen war, und versiegt war seine schöpferische Kraft, die sich in mehr denn fünfzig Jahren völlig ausgegeben hatte, als er in Bayreuth am Grabe seines geliebten, unsterblichen Freundes als der überlebende Dioskur seine letzten Tage verbrachte. Und die Welt, die angebliche Richterin über das, was Groß und Klein, was Gut und Böse sein soll, hat selten einen großen Künstler weniger verstanden, als gerade ihn. Als er noch im Flügelkleide des Virtuosentums oder eigentlich im Kleide des Flügel-Virtuosentums einherwandelte, als er noch des Klavierspiels unumschränkter Herr und Meister war, wie keiner je vor ihm — denn auch ihm haben nach dieser Richtung schon einige posthume Kollegen sich eingestellt — da jubelte ihm Alles zu, da dröhnte ganz Europa von seinem Namen wieder, da lag ein Parterre von Königen und besonders Königinnen ihm huldigend zu Füßen. Als aber später die Schale des eitlen Ruhmes überfloß, als er, des sind'schen Spieles satt, aus dem berühmten Manne zu einem großen werdend, weihevoll ernste Einkehr in sich selber hielt und, alle Gebiete der Kunst und des Wissens in gleicher Genialität in sich erfassend, aus ihnen befruchtende Anregung schöpfend, in gestaltender Kraft als Finder und Neuerer auf seinem eigensten Kunstgebiete erstand, da schrumpfte ganz Europa sichtlich, so recht kleinbürgerlich zusammen, da stutzten die Einen und hörgelten in Unverständnis die Anderen, da staunte die große Welt in ihm nur noch den einst so berühmten Mann an, während eine kleine eklektische Gemeinde den groß gewordenen unsterblichen Geist auf seinen Wegen verehrend weiter begleitete. Und aus seiner Umgebung ließ sich nicht einmal das in aller Welt verstreute Häuflein seiner wirklich Getreuen herauslesen; um ihn gesellte sich in hellen Scharen eine Herde von jenen Kunst-Schmarotzern, die nach rechter Insektenart immer in den Kleidern der berühmten Leute zu nisten pflegen. Liszt hatte nicht die Kraft, wohl aber zu viel Güte, um sie mit beherztem Finger zu zerdrücken und einfach abzuthun nach Goethe's praktischer Weise: „Wir knicken und ersticken doch gleich, wenn einer sticht."

Dem ganzen Wirken und Schaffen dieses großen Mannes habe ich, ob ihm fern oder nah, ob äußerlich erkennbar oder still für mich, stets in überzeugungsvoller Begeisterung gehuldigt und ich weiß nicht, ob Liszt, bei den verwirrenden Tänzen, die um ihn aufgeführt wurden, sich dessen so voll bewußt gewesen, wie ich es wohl verdient und er es mir geschuldet hätte. Oft führten mich meine Wege zu ihm hin, sei's in sein Weimaraner Tuskulum, wo ich stets herzlich von ihm empfangen wurde, sei's bei anderen musikfestlichen Gelegenheiten, wo Liszt immer der Längstausharrende, der Meistumgenommene, wie der Gefeiertste, so auch der Schwerstgeprüfte war. Er hatte auch da nicht die Kraft des Widerstandes. Ich aber denke an all' die Tage,

Digitized by Google

die ich mit ihm zusammen verbracht, wie an die Blütengärten auf dem Pfade meines Lebens zurück: um ihn grünte und duftete für mich alles. Ja, selbst als er in Rom des Papstes Diener wurde und das geistliche Gewand anzog, mutete auch das mich an: die glaubensinnige Frömmigkeit dieses Mannes mußte nach einer ihr gerecht werdenden äußeren Bethätigung, nach einem Werk und Abzeichen verlangen, und Kunst und Kirche haben sich schon oft amalgamiert und zu fruchtbarer Ehe vereinigt, grad' wie's bei Liszt auch der Fall sein sollte. Oft, wenn in der Grauer Festmesse das mysteriöse „ex Maria virgine" erklang, überkam mich ein Sehnen, auch ein so inbrünstig gläubiger Katholik zu sein, wie der Schöpfer dieser Klänge. Ein betäubender Weihrauchduft, ein blendendes Himmelslicht hielt mich mit allen Sinnen gefangen, und willig hätte ich in solchen Momenten aus dem Weihebecken des Priesters meine Taufe nehmen können. Und wenn es gar so menschlich rührend, so innig rein aus Liszt's Tönen zu mir sprach, wie in dem 13. Psalm bei den in erwachender Zuversicht, noch wie flehend an den Herrn gerichteten Worten: „Ich aber hoffe, daß Du so gnädig bist," dann ging vollends mein Herz zu Freude darüber auf, daß hier nicht einmal der äußere Glaubensboden den Hörer von dem Schöpfer trennt, daß hier in edel abgeklärtem Menschentum, in reinstem Gottvertrauen alles sich auflöst und wieder vereinigt, was ursprünglich auf getrenntem Boden des kirchlich-dogmatischen Glaubens entsprossen.

Mir ist Franz Liszt nicht gestorben; der Nachwelt aber wird er dereinst noch auferstehen.

*

Es nahte der Glücksgipfel meines Lebens, das Jahr 1876, heran und mit ihm die Verwirklichung jenes großen künstlerischen Traumes, an dessen Ausgestaltung ich treulich mitgeponnen, in dessen dichtes Netz ich manche Fäden fleißig mit hineingewoben habe.

Der große Genius, der dem Kunstleben unseres Jahrhunderts den Weg gewiesen und den Stempel seines Geistes aufgedrückt: Richard Wagner hatte seine Getreuen nach Bayreuth berufen auf Walhall's Burg. Und die er sich entbot, die das Panier der Liebe freudig schwangen und der Stimme des Propheten gläubig folgten, sie waren damals die Auserwählten der Nation; heut' wär's das ganze deutsche Volk zu Hauf, in heller Geistes Wehr und Waffen gewesen. Daß ich zu diesen Auserwählten gehört, wird stets als stolzestes Blatt in meinem bescheidenen Lebensbuche glänzen.

Als Richard Wagner schon im Jahre 1870 rief, war ich zur Stelle: zu den ersten Patronen der neu erstandenen olympischen Spiele gehörte ich. Als zwei Jahre später der Meister auf dem Hügel vor Bayreuth den Grundstein mit seinem Wahrspruch in die Erde senkte, war ich zugegen: ich gab auch meinen Segen inbrünstig mit hinab. Als noch kein Mädchenhuer; von Wonnemond und Winterstürmen träumte, brachte ich der Walküre ersten Akt in meinen Räumen zu Gehör: es war das erste Erklingen der Nibelungen-Töne in Berlin. Und als jetzt endlich die ganze Götterpracht lebendig auf die schöne, deutsche Erde niederleiten sollte, da zog ich gen Bayreuth, den Ort der Offenbarung, mit Leib und Seele, mit Weib und Kind, mit allem, was ich an Kunst- und Liebesschätzen besaß, drei Monate schon, bevor das Wunder sich begeben sollte: ich hatte in diesem Jahre in ungestörter Sammlung meinem fränkischen Herrn zu dienen und Niemandem außer ihm.

Und als in Bayreuth zum ersten Male der Vorhang zum Rheingold sich öffnen sollte, da lag unser Kindlein im Bette tot. Wir senkten zu Hause still in die Erde hinab, was wir an Menschen Liebstes besaßen, dieweil am Schauplatz unserer Sehnsucht eine Götterwelt, fern unseren Blicken, auferstand.

In der dreimonatlichen Zeit der unter meinen Augen sich vollziehenden künstlerischen Vorbereitungen zum großen Wunderwerke des Genius strömte eine Fülle von Genüssen auf mich ein, die ob ihrer ursprünglichen Gewalt, ob ihres innig intimen Charakters zu den unvergeßlichen, nie wiederkehrenden meines Lebens gehören werden. Fast kein Tag verging, wo ich nicht einer Probe im Festspielhause beiwohnen durfte oder mit hervorragenden Geistern der Kunst in nähere oder nur oberflächlichere Berührung trat oder gar mit dem Meister selber in persönlichem, stets herrlich anregenden Verkehre stand. Ich bewegte mich gewissermaßen in des Goldschmiedes Werkstatt und sah, wie die einzelnen Glieder und Ringe im Feuer geschweißt und kunstvoll allmählich in die große, wundervolle Kette zu einem Ganzen eingefügt wurden. Alles legte sich bis auf die kleinsten Staubfasern meinem erkennenden Blicke bloß und an seine Teilarbeit war ein Jeder mit Bienenfleiß und überschwänglicher Liebe geheftet. Und das ganze Heer der geistigen Elitescharr befehligte mit des Strategen Genie Er, aller Goldschmiede Meister, der Einzige, der Herrliche, der Schöpfer dieser ganzen Welt, der mit seines Blickes eiserner Gewalt, wie Alberich, die kleinen Nibelungen-Zwerge, an seinen Schätzen schleppend, im Banne hielt und sich zu seinen Füßen in Gehorsam winden ließ, und dann auch wieder, wie ein milder, gütiger Vater, seinen Kindern in geweihten Stunden verriet, was in seiner großen Seele bei diesem oder jenem Vorgang sich begeben, wie er, gehorchend dem Weckruf in seiner Brust, zu seiner Wundermacht gelangt.

Es war ein Welt-Kongreß aller Künste. Der Eine malte der Götter prangende Burg, des Waldes

webende Pracht mit schaffensfreudiger Hand und Vollendung; der andere ließ Gärten erblühen und welken und plötzlich in des Nibelungs Klüfte wieder versinken; der dritte, ein Meister des Formensinns, schuf in fleißigen Studien für Götter und Helden kunstvolle Gewänder und schmückte mit herrlich anzuschauenden Gruppen die Scene. Und doch, wenn alle ihrer Künste bestes gegeben und es erklang nur ein Ton, wenn nur das erste, endlose Es der Bässe und Tuben im Rheingold ertönte, nun uns in die wogende Tiefe des Rheines zu führen, da schwanden schon alle anderen Künste wie Nebel hinweg vor ihr, der Musik, der Königin unter all' ihren Geschwistern, die, als Siegerin thronend, im herrlichen Wettkampf die kostbarste Beute sich heimgeführt — die ergriffene Seele, denn wahr singt der Dichter: „Zu des Äthers verschwiegenen Wonnen, zu dem ewigen Geheimnis der Sonnen weihet den Schlüssel einzig der Klang".

Wie Richard Wagner's Musik der vollendetste Ausdruck einer bis aufs Höchste entwickelten und durchgeistigten Kunstform ist, so ist sie auch gleich geistig nur der tönende Spiegel der Natur selber. Was in dieser schweigend schlummert: die ungeborenen Laute hat sie ihr entnommen und, verbrämt von der Majestät einer idealischen Kunst, ihr zurückgegeben.

Ibsen in Deutschland.

Henrik Ibsens 70. Geburtstag ist in seiner Heimat als ein rechtes Fest des ganzen Volkes gefeiert worden; in Deutschland haben zum Mindesten die jüngeren Schriftsteller den 20. März 1898 begangen, wie nie zuvor den Ehrentag eines nicht deutschen Dichters. Man mag sich zu dem Mann aus Skien stellen, wie man wolle, die Thatsache wird man weder verwunderlich noch tadelnswert finden — welcher lebende deutsche Dichter, nur den einzigen Gerhard Hauptmann ausgenommen, hätte auf unsere heutige Litteratur gleich tiefgehende Wirkungen geübt, wie dieser Fremde?! Und wer hätte die Berwegenheit, die Summe dieser Wirkungen schon heute zu ziehen und festzustellen, ob in ihnen das Gute oder das Schlimme für unsere Dichtung überwiegt?! Darum ist auch gegen die beiden Ehrungen, die ihm zu diesem Tage in Berlin wurden, an sich nichts einzuwenden, wie immer man sich Ibsen bewerten mag: die große Ehrung einer monumentalen Gesamt-Ausgabe und die übliche eines Ibsen-Banketts.

Die „Sämtlichen Werke" in deutscher Sprache, eine „neue, nach historisch-kritischen Gesichtspunkten besorgte, aber durch keinen gelehrten Apparat belastete Ausgabe" (Berlin, S. Fischers Verlag) wird neun Bände umfassen. Herausgeber sind Georg Brandes, Julius Elias und Paul Schlenther. Die Übersetzer sind Emma Klingenberg und Christian Morgenstern. Die Anewahl aus Ibsens Lyrik, die das vorliegende Heft bringt, ist uns von dem Übersetzer mit Genehmigung der Verlagshandlung zum ersten Abdruck überlassen worden. Darf man diesen Proben und den Namen der Schriftsteller vertrauen, so wird die Ausgabe ihre Aufgabe würdig erfüllen. Wir kommen auf das Werk zurück.

Über das Ibsen-Bankett haben die Zeitungen berichtet, es war an geistigem Gehalt etwas dünner, als zu erwarten stand. Aber dertei hängt so viel vom Zufall ab und ist im Grunde so gleichgültig, daß sich darüber nicht weiter zu sprechen verlohnt. Hingegen hat diese Feier auch eine litterarische Gabe gebracht, die Beachtung verdient: eine Reihe von Aussprüchen deutscher Schriftsteller und Schauspieler über Ibsen, die das Berliner Bankett-Comité erbat und dann als Festgabe den Teilnehmern überreichte. Das schmächtige Heftchen ist ein merkwürdiger Beitrag zu dem Thema: „Ibsen in Deutschland" und wird dem Litterarhistoriker einst wertvoller sein, als manches dickleibige Buch.

Es kann nichts an diesem Urteil ändern, daß fast alle älteren Dichter geschwiegen haben und durch ihre Abwesenheit auffallen. Heyse, Hopfen, Fontane, Jensen, Wildenbruch, Wolff, Wildbrandt, Kruse, Dahn, Ebner-Eschenbach, Finger, Bamnbach, Spielhagen, Linga, Konrad Ferdinand Meyer, Frenzel, Gottschall, Herz — um nur eine Handvoll Namen zu nennen, nach denen man sucht, sie alle haben ihre Meinung über Ibsen für sich behalten. Gewiß, auch dies ist ein beachtenswerter, vielleicht der interessanteste Beitrag zu dem Thema, den das Büchlein bietet, nur wird man ihn richtig schätzen müssen. Einige Wenige mögen durch Krankheit, Alter oder Zufall behindert gewesen sein, so namentlich Meyer, Fontane, die Ebner; einige andere haben geschwiegen, weil sie grundsätzlich von Ibsen nichts wissen wollen, weil sie ihn für einen Götzen der momentanen litterarischen Mode halten, zu dessen Ehren sie nichts zu sagen hätten, während sie ihre wahre Meinung nicht gerade zu seinem 70. Geburtstag haben äußern mögen. Den Meisten und darunter gerade den Besten von ihnen hat ein anderer Umstand den Mund verschlossen: die kuriose Kampfweise, in welcher sich unsere Ibsen-Fanatiker nun ein Jahrzehnt lang gefallen haben; der Ruhm des fremden Dichters, den sie schmieden halfen, diente ihnen als Keule, die heimischen Dichter totzuschlagen. Da mochten sich denn diese Poeten sagen: „Genug ist ihr Ibsen ein bedeutender Dichter und auch wir hätten einiges an seinem Ruhme zu sagen, aber in dies Kornbanten-Gestimmel mischen wir uns nicht. Schon deshalb nicht, weil wir neben dem Lob auch Bedenken zu äußern hätten. Die nun Ibsen aber wollen nichts hören, als Hurrahgeschrei und das mögen sie selber besorgen!"

So erklärt sich's, daß nur einige wenige Männer ihre Meinung gegen Ibsen abgegeben haben, und die Zahl der maßvoll abwägenden Urteile eine nicht viel größere ist. Unter den Verneinern ist kein Geringerer als Theodor Mommsen. Er schreibt echt mommsenisch:

„Ibn Bornen ist einst Verlor'n
Und dann fragt der strenge Richter:
„Machen Peters Witzeslichter,
Macht der glänzende Regisseur
Wirklich auch den großen Dichter?""

Aus der Zahl derer, die weder Hurrah rufen noch verneinen, sei in der alphabetischen Aufreihung des Büchleins zunächst Georg Ebers angeführt:

Glutreichere Sonnen lieh ich, helle Sterne,
Als kühl nnwohl uns deine Muse zeigt; —
Mich labt das Süß im bittern Lebenskerne,
Von dessen Heilkraft deine Laune schweigt.
Und gilt denn Bühnenspiele den Gestalten,
Die du uns zeigst, mein lauter Beifallsruf,
Dünkt es mich doch bei ihrem fremden Walten,
Es sei dein Geist nur, der sie zweckvoll schuf.

Karl Emil Franzos meint: „. . . Für die deutsche Litteratur bedeutet Ibsen viel Gutes, aber auch manches Schlimme, letzteres ohne seine Schuld, denn er hat keinem befohlen, ihn blind nachzuahmen. Sehr zu bedauern ist, daß seine Gedichte bisher keinen deutschen Übersetzer gefunden haben, welcher seiner Aufgabe gewachsen wäre; die bisherigen Übersetzungen lassen leider nur eben ahnen, was er auch als Lyriker bedeutet" Auf Morgensterns neue Übertragung bezieht sich dies Urteil natürlich nicht.

Felix Holländer schreibt u. A.: „Ibsen hat das germanische Drama revolutioniert und auf die Künstler der jüngeren Generation einen Einfluß gewonnen, der heute schlechterdings unermeßlich ist. Er ist ein christlicher Asket, dem alles Hellenische fremd ist. Wohl vermag er in den Grund der Seelen zu blicken — aber die eigene Seele ist so von Zweifeln, Kümmernissen und Kobolden gepeinigt, daß ihr die Schwingen zu freudigem Flug ge-

Digitized by Google

lähmt sind. Man mag aber gegen ihn sagen, was man will — er gehört zu jenen phänomenalen Erscheinungen, deren Spuren unauslöschlich sind."

Beachtenswert ist das Urteil der schwedischen Schriftstellerin Ellen Key: „Ibsen ist ein anarchistischer Aristokrat, ein idealistischer Naturalist, ein immoralistischer Moralist. Er ist ein Skeptiker mit Ahnungen und ein Träumer ohne Hoffnung. Die seltene Vereinigung dieser Gegensätze ist das Seltsame in Ibsens Genie. Alle diese Züge finden sich, aber getrennt, bei seiner Mitwelt. Darum wird er für diese das unlösliche Rätsel, der steig Einsame. Darum wurde er unter seinen in unzählige Halbheiten zersplitterten Zeitgenossen der radikale Verfolger von Konsequenzen, der pessimistische Einheitsfanatiker, der rücksichtslose Individualist. Er ist, mit einem Worte gesagt, seiner Zeit gegenüber der große Unversöhnliche, der weder zu bestechen noch zu übersehen ist."

Christian Morgenstern charakterisiert Ibsen, indem er ein Wort Nietzsches auf ihn anwendet: „Das Individuum unbehaglich zu machen ist meine Aufgabe."

Ein feines Wort steuert Theodor Wolff bei: „Wie du Bois-Reymond gesagt hat, daß alle Menschen heute Voltairianer sind, auch diejenigen, welche nie eine Zeile von Voltaire gelesen, so dürfen wir vielleicht sagen: wir alle sind Ibsenianer, auch diejenigen, welche es am wenigsten zu sein glauben. Wer das Blut unserer Generation auf seine Zusammensetzung untersuchen wollte, würde neben den anderen Bestandteilen immer etwas von dieser Ibsensubstanz finden. Wir sind also allesamt Ibsenianer und die Verschiedenheit der Auffassungen kann am wenigsten etwas daran ändern."

Fedor von Zobeltitz scheut vor einem Bekenntnis nicht zurück, das zweifellos auch die meisten andern hätten ablegen können: „Ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß ich Ibsen erst allmählich schätzen gelernt habe . . . Doch auch heute noch scheint mir Ibsen als befruchtender Genius ungleich mehr Bedeutung für die litterarische Welt zu haben denn als schaffender Dichter."

Einige, so z. B. Professor Dr. Erich Schmidt, Martin Greif u. A. geben kein Urteil über Ibsen ab, sondern erzählen Aussprüche von ihm, oder ziehen sich sonstwie durch eine unverfängliche Phrase aus der Affaire.

Der Rest aber — und es sind gut drei Vierteile des Büchleins — ist eitel Bewunderung, ja Exaltation. Es gibt einzelne Perlen unfreiwilliger Komik darunter, so wenn Peter Altenberg anhebt: „Ich bin Heide. Denn ich habe mehrere Götter, an welche ich glaube, zu welchen ich bete — — — Henrik Ibsen, August Strindberg, Knut Hamsun, Arne Garborg." Auch Ernst Heilborn sagt sehr hübsch: „. . Da bist gekommen, und der Berg predigt wieder und das Erz im Erdenschoße lockt und dem Meer entsteigt die Sehnsucht und das Verlangen. Darum bist Du ein Richter, der auf Freispruch erkennt. Darum bist du mir ein großer Tröster." Aber das Allerhübscheste, geradezu das Kleinod des Büchleins bietet Ernst Rosmer: „Das Naheliegende einem Großen in einer gemeinsamen Gegenwart ist ein Erkennungsblindenheit. Das Heute kann nur ahnend emporbewundern, wo erst das in Vergangenheit entfernte Morgen herabübersehen kann." Der Satz sollte in jeder Poetik als warnendes Beispiel stehen, wohin es führt, wie man nur einen herzlich trivialen Gedanken hat und ihn durch eine geschraubte Einkleidung geistreich machen will. Der Dame ist eben leider, als sie ihre Meinung über einen der merkwürdigsten Dichter aller Zeiten niederschreiben sollte, nichts beigefallen, als der abgedroschene, obendrein schiefe Gemeinplatz, daß erst die Zukunft dem Genius gerecht werden könne, und um dies zu verdecken, muß das arme Heute „ahnend emporbewundern", während dem „in Vergangenheit entfernten Morgen" vollends die schwierige Aufgabe zufällt, „herabübersehen zu können." Ach, das wird auch das „Morgen" nicht können!

Doch wäre es ungerecht, zu übersehen, daß sich auch unter den rückhaltslos bewundernden Stimmen mehrere von Wert finden. Einige Strophen aus dem Gedicht von Ludwig Fulda, mit dem wir unsere Auswahl schließen wollen, mögen dies erweisen:

Kennt ihr sein Vaterland, so kennt ihr ihn!
Scharf ist die Luft, durchsichtig klar und stählern;
Sie duldet nicht, wenn Nebelstreifen ziehn.
Daß lang sie finster wuchten auf den Thälern.
Im stummen Trotz erhabner Einsamkeit
Ragt manch ein Felsenhaupt in schroffen Zacken,
Das vor dem bunten Wechselfluf der Zeit
Niemals gebeugt den ungefügen Nacken. —
Die Sunde führen in das offne Meer:
Wenn noch den Anblick ahnungsvoller Weiten
Versperrte des Gebirgs getürmte Wehr,
Urplötzlich grüßen ihn Unendlichkeiten.
Die Sonne steht am Himmel in der Nacht.
Und mitten in der Stunde der Gespenster
Strahlt sie der Wahrheit blutigrote Pracht
Lichtscheuem Volk durch die verhaug'nen Fenster.

Litterarische Notizen.

— Wir werden um Veröffentlichung nachstehenden Aufrufs ersucht: „Bewohner von Molmerswenda, dem abseits der großen Landstraße im Harz gelegenen Geburtsorte des Dichters Gottfried August Bürger, haben schon seit Jahren an der Verwirklichung des Planes gearbeitet, ihrem berühmten Landsmann ein wenn auch nur bescheidenes Denkmal zu setzen. Aber ohne Verbindungen mit der litterarischen Welt, nur auf ihre eigene Kraft angewiesen, haben sie sich bisher der Erfüllung ihres berechtigten Wunsches nicht erfreuen können. Deshalb haben die Unterzeichneten als Bürger der jenem Ort am nächsten gelegenen Stadt Sangerhausen auf Wunsch der Molmerswender gern die Aufgabe übernommen, weitere Kreise für die Idee zu interessieren. Gerade jetzt, da 150 Jahre seit der Geburt Bürgers verflossen sind, scheint uns der Zeitpunkt gekommen, alle Verehrer des Vaters der deutschen Ballade, des Gründers einer neuen deutschen Lyrik, um ein Scherflein zu bitten für einen einfachen Deutstein. Wir bitten, Beiträge an unseren Kassierer Bankdirektor U. Schmidt, Sangerhausen, freundlich gelangen lassen zu wollen. Allen Spendern schon jetzt unseren herzlichsten Dank! Sangerhausen 1898. Das Sangerhäuser Comité zur Errichtung eines Bürger-Denkmals in Molmerswenda am Harz."

— Rosa Mittens, „Frauenverein in Krähwinkel und andere Humoresken" (Berlin, Friedrich Schirmer, 1897), ist nicht ganz ohne Humor, die Verfasserin schreibt auch im Ganzen ein fließendes Deutsch, trotzdem hat ihr Buch keinen litterarischen Wert und es ist sogar sehr fraglich, ob es überhaupt eine Daseinsberechtigung hat. Denn was sie erzählt, ist nicht nur das Alltäglichste, sondern es ist auch ohne Spur von Individualität angelehnt und ebenso wiedergegeben. Diese Geschichtchen alle sind schon hundertmal geschrieben, ebenso geschrieben worden. Wo und von wem? Ja, wenn das zu sagen wäre, dann hätten sie doch schon ein besonderes Gepräge, dann erinnerten sie an etwas Bestimmtes, Besonderes, während sie thatsächlich Gemeingut des Dilettantismus sind.

O. S.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Terberg, Hugo. Verse. Großenhain. Baumert & Ronge. 1897.

Widmer, C. Hans Waldmann. Trauerspiel in fünf Akten. Zürich. Ed. Rascher (Meyer & Zellers Nachf.) 1898.

Poltbammer, Josef. Gedichte. Neue Folge. Wien. Carl Gerolds Sohn. 1898.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von C. Drückmann in Berlin.

Digitized by Google

Die Centaurin.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Es ist aber keine Not, die, wenn sie uns nicht moralisch tötet, nicht zu einer Neugebärerin unserer selbst würde, die uns nicht persönlicher, stärker, größer machte. Wem vollends ein Gott verliehen, in irgend welcher Sprache zu sagen, was die Menschheit bewegt, nachzusammeln, was sie jauchzt und leidet, dem läßt er auf sein Ostern auch ein Pfingsten folgen, das ihm die Zunge löst und die Flamme leuchten läßt über seinem Haupte, dem giebt er auch gnädig die Kraft, aus den Trümmern seines Lebens einen leuchtenden Tempel zu errichten, darin beten mag, wen zu beten das Herz treibt.

Und sie kamen von weit und breit her, eine Gemeinde der Gläubigen, die erschüttert, besänftigt der Sprache lauschte, die Gerhard zu ihnen redete, ein Schmerz- und Feuergetaufter, ein Wissender und Empfindender jetzt, der das höchste Glück genossen und die tiefste Qual erlitten und darum von beiden zu reden wußte.

Das „Reden lernen" bedeutete freilich noch keine Befreiung von der eigenen Bitternis. Zurückgezogen von dem Umgange mit Menschen, lag er seinen Berufsgeschäften ob mit dem Pflichtgefühl und dem Gerechtigkeitssinn, die ihm eigen waren, um sich nach ihrer Erledigung in die Töne einzuspinnen, die das Allerheiligste seines Empfindens geworden waren; aber obgleich beides ihm gelegentlich Befriedigung, ja Momente des Glücks gewährte, blieb er scheu, ernst und düster, und das Leben schien seine heiteren Seiten für ihn eingebüßt zu haben.

Sein Richteramt, das er in einer kleinen Posenschen Stadt ausübte, in die er als Einzelrichter versetzt worden, war übrigens unter den gegebenen Verhältnissen kein besonders angenehmes oder leichtes. Brachte es doch außer den gewöhnlichen Erscheinungen von Not, Elend und Verbrechen noch in unerquicklicher Weise zahlreich die religiösen und Rassengehässigkeiten vor die Schranken, die dieser Boden zeitigt. Elemente, bestimmt sich zu verschmelzen, mindestens einander zu dulden, standen, von Parteihäuptern und einer kurzsichtigen Priesterschaft fanatisiert, einander grollend gegenüber. Die soziale Erbitterung that das ihre, um die Gegensätze zu steigern und die unerfreulichsten Resultate hervorzubringen.

Es war in den Augusttagen des Jahres 1803, als Gerhard Förster berufen war, die Unordnungen zu untersuchen, die auf der Gräflich Riez'schen Besitzung Sendomirz vorgefallen waren. Es galt eine Truppe von einigen dreißig Arbeitern und Vögten, den Gutsverwalter und den Grafen selbst in der Voruntersuchung zu verhören, und es handelte sich dabei um Landesfriedensbruch, Raub, Beschimpfung staatlich anerkannter Religionen, grobe Insulten und eine Anzahl schwerer und leichterer Körperverletzungen: ein ermüdendes und unerquickliches Stück Arbeit. Bei der Verstocktheit, der Gehässigkeit und den Widersprüchen der Aussagenden wollte zudem keine rechte Klarheit in die Sache kommen und niemand von sämtlichen bei der Angelegenheit Beteiligten schien volles Vertrauen zu verdienen.

Nach dem Verhöre folgte Förster einer Einladung des Grafen zum Diner.

Ein schwerfälliger, barocker Kasten, dieses Schloß Sendomirz, ein Bauwerk aus der Zeit Augusts des Starken, echter Jesuitenstil mit seiner mißverständlichen Verwendung von Säulen, Gebälk und Ornamenten, die Mauern von ungeheurer Dicke, die Fenster vergittert, alles schwer, dumpf, frostig, die Räume von drückendem Schweigen erfüllt — ein düsteres altes Polennest, das unter der Administration des Grafen Hoya — damals, da Posen als Provinz Südpreußen an Friedrich Wilhelm II. fiel — an die Grafen Riez gekommen war.

Ein seltsames Paar, die jetzigen Besitzer

Digitized by Google

von Seudomirz. Der Graf schlank, hochgewachsen, ein vollkommener Hofmann, kühl und ein wenig doppelzüngig, die Gräfin klein und rundlich, thränenreich, bedrückt und bigott, waren sie das rechte Prototyp eines Ehepaares, von dem der männliche Teil in Hofämtern, auf Reisen, in jovialer Gesellschaft sein Leben genossen hat, während der weibliche im dumpfen Merker eines mußigen Schlosses seine Tage vertrauert. Beide nur in Einem sich nahestehend und verknüpft: in einem aristokratischen Hochgefühl, das so gut eine Religion war, wie die kirchliche Rechtgläubigkeit, und das ihnen erlaubte, in ihren Untergebenen — den Leuten, die ihr Brod aßen, wie diejenigen, die andere unter Verdienst bezahlen, es zu nennen pflegen — Wesen von geringerem Stoffe zu sehen.

Man speiste verhältnismäßig einfach, aber von Silber und von drei Livrierten bedient und sprach von diesen schrecklichen neuen Ideen, von der Gottlosigkeit und Zuchtlosigkeit der unteren Klassen, von dem Mangel an Pietät und Dankbarkeit derer, die man gesättigt, und der schweren Heimsuchung, die der liebe Gott mit dieser — ihr! — Sozialdemokratie über die Menschen verhängt habe.

Nach Tische war man harmloser. Die Gräfin schloß eine große Truhe auf, die ganz angefüllt war mit geklöppelten Spitzen in allen Breiten und Mustern und die das Werk ihres Lebens darstellten. Sie habe elf Kinder geboren, erzählte sie, von denen acht ganz klein gestorben, während zwei von den drei Söhnen, die sie am Leben erhalten, in Nervenheilanstalten weilen, und der dritte zwar sehr klug und sehr fromm, aber doch ein bischen — ein kleines bischen — schwach von Gedächtnis sei. Aber ein so guter Sohn und ihre große und einzige Freude, die ihr der liebe Gott gewährt.

Gerhard Förster sagte der Weinenden, daß ihr Schicksal große Teilnahme verdiene und ihre Spitzen, soweit er es verstehe, wundervoll seien.

Das hörte sie gern. Sie sei eine Kosmin und die Kosmin's und die Riez' seit vierhundert Jahren verschwägert, so daß kaum eine andere Heirat vorkäme, und immer wären die Ehen mit zehn, zwölf Kindern gesegnet, von denen der Herr immer wieder die Hälfte zu sich nähme.

Der Graf dagegen ließ ihn seine Waffensammlung sehen, die sehr reichhaltig und schön war. „Ich habe diese Stücke ohne die Absicht, sie je zu gebrauchen, nur aus Liebhaberei zusammengekauft — natürlich ist so manches Stück auch ein Geschenk von lieber Seite — aber es kann nun bei den heutigen Zeitläuften kommen, daß man mal auf die Kanaille schießen muß, die die demokratischen Gesetzgeber nun einmal zur Aufwiegelei erzogen haben. Teuerste Melanie — dort kommt die Sonne herein, willst Du Dich der Mühe unterziehen, den Vorhang zu schließen?"

Die Gräfin bannte den fürwitzigen Sonnenstrahl mit eigenen Händen. „Nur keine Luft, kein Licht, keine neuen Ideen in das alte Schloß lassen!

Übermüdet, zerquält und verstimmt von einer Fülle widriger Eindrücke bat Förster, sich zurückziehen zu dürfen — das Verhör sollte um fünf wieder aufgenommen werden. Aber man litt nicht, daß er in den ländlichen Gasthof ging; ein Diener wurde angewiesen, ihn nach dem hellblauen Zimmer zu geleiten.

Langsam folgte ihm Gerhard einen langen Korridor entlang, dessen Fenster umrauscht waren, von vielleicht tausendjährigen Riesenbäumen, Eichen, Rüstern und Plantanen, deren Äste um die Wiege zahlloser Grafen Seudomirzki gerauscht, ehe sie die der deutschen Adelssprossen umschattet. Wo aber einer der alten Zeugen von so viel Macht und Herrlichkeit vermorscht und seine Spuren getilgt waren, blieb ein Ausblick frei auf die Ebene und jammervoll lagen die Hütten der Dominialarbeiter und Kleinbesitzer, wie auf ein Häufchen gedrückt, ohne Ahnung, daß sie heute ein üppig lebendes und trotzig aufbegehrendes Geschlecht beherbergten im Vergleich zu jenen tief unter die Tierheit herabgedrückten, gemißhandelten Scharen, die zu Zeiten des großpolnischen Reiches unter der Fuchtel von vierzigtausend Königen standen, den Besitzern des absoluten Veto, ein Gesindel von Leibeigenen unter einem Gesindel von Herrschern. Einer der Augenblicke, wo uns der Menschheit ganzer Jammer anfaßt.

„Hier, gnädiger Herr", sagte der Diener, ein Zimmer öffnend.

Förster trat ein.

Der Raum war hell und freundlich und ein Sonnenstrahl spielte auf der vergoldeten Kinderposaune, die ein krampeliger Barock-Engel über dem Kaminsims bearbeitete. Es war dem Amtsrichter, als ob er aus einem alten Märchen zu neuem lebendigen Leben erwache. . . . Aber was war das? Träumte er vielleicht nur in ein anderes, lichteres Märchen hinüber? War es ein Wunder, was er jetzt eben erlebte? An der Wand ihm

Digitized by Google

gegenüber prangte in reichem Rahmen ein Korb mit einer lachenden Fülle wundervoller Azaleen, so zart, so sonnig, so farbenfroh, wie nur vollendete Kunst sie malt, so lebendig, daß die Blumen zu atmen, zu zittern, im Lichte sich zu bewegen schienen. Er sah nach dem Künstlernamen und fand, was er erwartet hatte. Marie Karstens stand links unten in der Ecke.

Als der Diener merkte, daß der Gast lächelnd vor dem Gemälde stehen blieb, sagte er: „Herr Graf hatten die Blumen auf einer Ausstellung gekauft und der Frau Gräfin hergeschickt, aber gnädige Frau Gräfin fanden sie zu — grell, glaube ich, und ließen das Bild hierhereinhängen, wo gnädige Komtesse Kosmin zu logieren pflegen."

Der Amtsrichter war allein und konnte sich, obgleich er totmüde eingetreten war, doch nicht entschließen, den behaglichen Divan aufzusuchen. Sah er doch nicht nur, was dort ein anderer auch sehen konnte, sondern hundertmal mehr. Blühten und zitterten diese Blumen doch nicht allein, sondern redeten eine Sprache der Herzlichkeit, der Güte, des Frohsinns und des Geistes, der er entzückt lauschte. Verkündeten sie ihm doch in diesem leuchtenden Idiom das Evangelium der Natur und der Schönheit mitten in einer Wüste von überlebten Anschauungen, von Verkommenheit, Not und Haß. Ach! und sie thaten noch mehr: sie redeten zu ihm wie Laute aus einer verlorenen Heimat in Worten der Fremdschaft, ja der Zärtlichkeit — sie streckten Arme nach ihm aus, die an sein Herz rührten, umdrängten ihn gleichsam mit einem anderen Ich, das — — — Unverbesserlicher Phantast, der er war —! Und er wandte sich, streckte sich auf den Divan und — schlief nicht.

Er dachte jenes Tages, da er Marie zuerst gesehen und sich stark und herzlich von ihr angesprochen fühlte durch ihre sonnige Kunst und — weit mehr noch — durch ihre Frische und Eigenart, ihren Verstand und ihre Gesinnung. Sie war nicht schön, die Tage der Jugend lagen hinter ihr, sie hatte kein verführerisches Lächeln auf den Lippen und keine schmeichlerischen Worte der Hingebung, aber sie war treu und fest und ehrlich und —

Thorheit!

Nun immerhin: hingehen, sie wiedersehn, beglückt neben ihr weilen — das konnte er schon. — Und er springt wieder auf, stellt sich vor die Azaleen und betrachtet sie, vergnügt lächelnd, ordentlich verschmitzt, lächelt, wie ein Märchenprinz gelächelt haben mag, den eine schlimme Fee in einen Baumstamm, einen Frosch oder sonst ein garstiges Tier verzaubert gehalten und den nun ein anderer Zauber erlöst. Er war wieder er, er lebte wieder, er atmete wieder im Licht — er war glücklich.

Den Staub von den Füßen schütteln, sich aufsetzen und nach Neuhaus fahren, sobald er hier fortkonnte — das wollte er.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Es war ein paar Tage später, als Marie Karstens am Fenster stand und den Erntearbeitern zusah, die draußen die Wagen mit den schweren Garben beluden, indessen weiterhin der Pflug schon wieder das Stoppelfeld wendete und am Abhang einer nahen Anhöhe die Heumahd das schwere hohe Gras in saftigen Schwaden niederwarf.

Nicht weit von ihr saß My Rudloff mit dem inzwischen glücklich ans Licht gelangten Erben des Rudloff'schen Genius beschäftigt. Sie reden heiter gemütlich ein bischen von der Wirtschaft, ein bischen von den Kindern, vom Wetter, was man so schwatzt. My ist nun fünfzig Prozent hübscher geworden, Marie ist ganz unverändert. Obgleich die eine eine Person von Geist und die andere eine von nüchternem Sinne und mäßigen Gaben ist, haben sie sich doch herzlich angefreundet wie alle Menschen vermögen, die eines gemeinsam haben: die Güte des Herzens.

„Sitzest der Marie ein bischen auf dem Halse, du Schlaucherl?" fragt Benvenuto, zur Thür hereintretend — ach! Benvenutos Scheitel hat sich immer professoraler gelichtet — „Eine Frau, die zehn Stuben und einen Mangelkeller besitzt, hockt sich ins Atelier mit Baby! Ja, denkt mal, Kinder, unsere Basen mit der Königin Luise gehen so großartig, daß wir dadurch angefeuert werden, noch einige patriotische Stücke zu leisten, ich denke Kronprinz Friedrich Wilhelm hoch zu Rosse oder Kriegers Heimkehr oder so was. Nun, ich sage es ja: ohne unsere pâte sur pâte, was wäre aus der ganzen Geschichte hier geworden? Spucknäpfe und Wasserkrüge, Wasserkrüge und Spucknäpfe! Aber die Kunst, die Kunst! ja, prachtvoll! — Kindchen, zum Abend könntest du mal Kastanien rösten lassen, was? Und dann, hör mal, hattest Du ja Hühner, die, glaub' ich, morgen dran kommen sollten, die könntest Du zum Abend braten."

„Wie? nein, das geht über unsern Etat. Und selbst, wenn nicht, das sündige ich schlemmerhaft."

Digitized by Google

„Knauserchen. Na also, daß Ihr's wißt: wir haben einen Gast zum Abend."

„So? wen denn?" —

„Rat' mal. Na, Ihr rater's doch nicht, also muß ich's schon sagen, unsern Amtsrichter."

„Ja, wahrhaftig? Förster. Marie, was sagst Du dazu?"

„Ich? O — aber garnichts. Das heißt — es ist ja sehr nett," sagte Marie, über ihren Farbenkasten gebeugt.

„Ja, denkt Euch, krieg' da 'nen Brief von ihm, wo er sich für heut Nachmittag, so zwischen Vesper und Abendbrot anmeldet. Ich rede grade mit Steinach, als ich den Brief bekomme, und erzähl's dem in meiner ersten Dummheit, denn am Ende ist es Förster nicht lieb, daß es das Klatschnest gleich erfährt, daß er herkommt — aber bei der Gelegenheit erfahr' ich wenigstens von Anselmo, daß Förster ein großartiges Ding komponiert hat, eine neue Faustouverture für Orchester, ein Stück, das Autoritäten für eine der tiefsten und bedeutendsten modernen Tonschöpfungen erklärt haben. Nun, ich hab es auch immer gesagt: Förster ist ein ganzer Kerl. Ich habe ihn sogar sozusagen hier entdeckt. Der „tiefsten und bedeutendsten" — denkt Euch! Also Ihr zwei — denn ich muß leider sofort in die Fabrik und kann vor halb acht nicht da sein — bildet mal hübsch Spalier, wenn er kommt und wedelt mit den Fazolettli! Addio. Kommst mit, Weibel? Schön." — — —

Marie Karstens setzte Farben auf die Palette und machte sich an ihr Bild: ein Gerank bläulicher Waldrebe, das sich um ein verwittertes Marienbild schlang. Sie malte fieberhaft drauf los mit zusammengepreßten Zähnen und gerötet Wangen. Nach einer halben Stunde warf sie alles hin.

Sehr nett, natürlich war es sehr nett, daß er kam! Und schmeichelhaft am Ende auch — Komponist einer der bedeutendsten und tiefsten modernen Tonschöpfungen, wie er war! Und dann, was war es denn außerdem noch? Eine Qual, der sie am liebsten entlaufen wäre. Wenn sie das thäte — wen ging's was an? Sich aufgemacht, auf den Bahnhof gelaufen, ein bischen in die Berge gefahren! Studienreise, Erholungstour, Kommissionen. Oder ob sie auf den Bahnhof ging, ihn zu erwarten?

Das schickte sich am Ende nicht.

Schickte sich nicht! es war zum Lachen: eine Person von ihrem Alter und mit ihrem Gesicht, für die schickte sich schließlich alles, als mit abgeschmackten Liebesgedanken nicht fertig zu werden. Also sie wollte auf den Bahnhof gehn, das Taschentuch schwenken, lachen, übers ganze Gesicht lachen, ihm die Hand drücken und sagen: „Na, das ist aber mal nett!"

„Herr Amtsrichter Förster," meldete eines der Mädchen.

„Schon?"

„Ich komme Ihnen zu zeitig, gnädiges Fräulein —"

„Ich wollte nur eben — ich wollte Sie am Bahnhof —"

„Das wollten Sie?"

„Ja."

„Ich bin mit dem Schnellzuge gekommen und in der Stadt abgestiegen, ehe ich herkam."

„Und nun sind Sie da," sagte sie freudig.

Ein paar Augenblicke stehen sie sich in einer seltsam verlegenen Pause gegenüber.

„Wie ich mich auf Ihr Gesicht gefreut habe!" sagte er endlich, während sie Platz nahmen.

„Auf mein Gesicht?"

„Ja."

„Wieso?"

Er lächelt. Und da fällt es ihr ein, daß sie gefürchtet hat, er würde gebeugt, gebrochen vielleicht wiederkommen, und nun lächelt er und sieht frisch und heiter aus.

„Sie haben soviel durchgemacht," sagt sie.

„Ja, und recht Schweres. Aber auch Großes und Gesundes. Und habe etwas sehr Gutes bei alledem erfahren." Und dabei setzen sie sich einander gegenüber.

„Was Gutes haben Sie erfahren? Darf ich es wissen?"

„Ihnen das zu erzählen, bin ich ja gekommen. — Es handelte sich nämlich um einen Krawall —"

„Einen Krawall?"

„Ja, der auf einem Dominium stattgefunden."

„Ein Streik vielleicht?"

„Aufwiegelei, Landfriedensbruch, so dergleichen. Ich mußte die Sache untersuchen. Es vergeht eine Menge Zeit darüber. Schließlich lädt mich der Graf ein, eine Siesta bei ihm zu halten. Ich speise vorher mit den Herrschaften. Ein Stück ausgetrocknetes Mittelalter, diese Menschen. Alles schwer, steif, gedrückt, traurig, die Stimmung unbehaglich verärgert — auf einmal — in dem „blauen Zimmer" sehe ich Sie."

Digitized by Google

„Mich?“

„Ja, das heißt Ihre Azaleen. Und sie blühen, blühen, blühen mir ins Gesicht, sie leben, glänzend in Ihrer Frische und Heiterkeit. Und — sie geben mich dem Leben wieder, sie machen mich wieder gesund, sie lassen mich nicht bloß atmen, sie lassen mich wieder gern leben.“

„Ich habe nie ein lieberes Lob gehört“, sagt sie.

„Wie ich die Gräfin liebte, daß sie diese Azaleen besaß! Und da — da überkommt mich eine Sehnsucht nach Ihnen —“

„Nach mir? Nach der Frische, nach der Heiterkeit vielleicht.“

„Und eben das sind Sie ja.“

„Oh, Sie wissen auch eben, was Sehnsucht ist!“ sagt sie verlegen.

„Gewiß weiß ich es, ich hab es in diesen vier Tagen gelernt, als wäre ich darum ausgezogen, wie jener auszog, um das Fürchten zu lernen. In jeder Minute hab ich mich nach Ihnen gesehnt.“

„Wissen Sie auch, wem Sie das sagen!“

„Ich weiß, daß ich sehr kühn bin.“

„Kühn? nicht doch. Warum soll man nicht auf die Freundschaft zurückkommen, wenn man — mit diesem andern gescheitert ist.“

„Sie haben mir früher soviel Proben guter Freundschaft gegeben — darf ich noch auf einen Rest hoffen?“

„Auf die ganze.“

„Und würde — würde die ganze groß genug sein, mir einen steten Zusammenhang mit Ihnen zu gewähren? Würde ich Sie manchmal besuchen dürfen, möchten Sie ein wenig mit mir korrespondieren wollen — denn auf mehr — mehr dürfte ich ja wohl nie hoffen?“ flüstert er.

„Sie sind so ergriffen — Sie sind noch unglücklich, nicht wahr? Sie können sie nicht vergessen?“

„Ich habe sie vergessen. Aber Sie sind mir die Antwort auf eine Frage schuldig.“

„Wenn Sie überwunden haben, wenn Sie keiner guten Worte mehr bedürfen, was soll ich —“

Warum quält sie dieser Mann? Warum ist der Beste grausam in dem Egoismus seiner Verlassenheit?

Und dabei ist sie doch so glücklich, daß er den Weg zu ihr zurückgefunden, daß er in der Not seiner Seele ihrer gedacht, und seine grausamen Worte sind zugleich eine so beglückende Musik in ihren Ohren, daß sie ihn lachend ansieht; fast mit einer ganz kleinen Beimischung von Schadenfreude und glücklicher Bosheit.

Er sieht auf, betrachtet ihre Klematis und das Muttergottesbild und sagt dann:

„Ich war einmal so unbescheiden, in Ihren Skizzen zu blättern, dabei fand ich die Kentaurin und — nahm Sie Ihnen sehr übel, Beweis, daß meine Augen damals blind waren, als sie sich von diesem Schein holdseliger Weiblichkeit, von dieser bittenden Schwäche umschmeicheln ließen, deren plumpen Mätzchen die natürliche Eitelkeit des Mannes so leicht zum Opfer fällt, bis sie die Wahrheit erkannt“ —

„Es war viel guter Wille in ihr.“

„Mag sein! — Die so einfache Wahrheit, daß Weiblichkeit, echteste, wahrste, überhaupt nichts mit Schwäche zu thun hat, daß sie Kraft und Tapferkeit, Treue und Pflichtgefühl, Geist und Güte ist, überall da, wo sie schafft und wirkt, und daß wir Männer Thoren sind, wenn wir, unser eigenes Kraftgefühl zu erhöhen, nach der Schwäche greifen, Feiglinge, wenn wir sie künstlich großziehen und — Glückliche, wenn wir sie in ihrer Echtheit gefunden haben. Können Sie mir verzeihen?“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen.“

„Nichts?“

„Nein.“

„Und meinen, daß auch ich Ihnen nichts zu verzeihen habe?“

„Daß ich nicht wüßte!“

„O, Sie schlimme Ketzerin! Waren Sie es nicht, die einmal behauptete, Liebe sei nichts als Wohlgefallen und das Bewußtsein wechselseitiger Vorteile?“

„Sagte ich das?“

„Das sagten Sie. Und ich sage Ihnen: es ist ganz etwas Anderes. Es ist stärkste Freundschaft, herzlichstes Vertrauen, ist Hingabe unserer ganzen Seele mit jedem Gefühl und Gedanken. Und ist etwas, das in uns wächst, ohne daß wir es recht gewahr werden, mit uns verschmilzt, daß es eines mit uns wird, daß es unsere stärkste Sehnsucht wird und mit der Sehnsucht die Hoffnung unseres Lebens. An dem Tage, Marie, als ich in fremder Umgebung Ihre Azaleen fand, da war es, wo ich erst ganz von einem schwülen und eitlen Traume erwachte und erwachend wußte, daß meine tiefsten und besten Gefühle nicht jener andern, sondern Ihnen gegolten von Anfang an. Und — wenn Ihnen der Gedanke nicht abschreckend wäre — wenn Sie sich mit der Möglichkeit befreunden könnten —

Digitized by Google

ich will Sie ja nicht drängen — nur einige Hoffnung lassen Sie mir!“

„Das ist wahr? Das!?“

„Ja. Und es wäre Ihnen nicht abschreckend—?“

„Aber lieber Freund, haben Sie es denn wirklich nicht gewußt, daß ich Sie von der ersten Stunde an lieb gehabt habe? Und daß ich jene Worte, wenn sie denn gefallen sind, nur gesagt haben kann, in einem thörichten Trotz — gegen die hoffnungslose erdrückende Übermacht, die — Gerhard Förster hieß?!“

Er faßte ihre Hand, als wollte er sie nie mehr lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Besten.

Braust der Sturm im wilden Reigen,
Zitternd sich die Sträucher neigen,
Die verächtlich er verschont.
Doch die Stämme stolzer Eichen,
Die der Übermacht nicht weichen,
Werden mitleidlos entthront.

Blind für idyllische Gebresten,
Reißt das Unglück nur die Besten
Sich in sein Gefolge ein;
Nur die Hohen mag's erlesen:
Nur wer wahrhaft reich gewesen,
Kann auch wahrhaft elend sein!

Harry William.

Abschied.

Kein „Lebewohl“ und kein „Ade“,
Auch kein „Auf Wiedersehn“ —
Es ist ein lautlos scheues Weh
Dies Auseinandergehn.

Kein Thränenguß, kein Klageschrei,
Sie seh'n sich stumm ins Gesicht;
Sie fühlen nur: „Es ist vorbei!“ —
Doch sagen können sie's nicht.

Er greift zum Hut. Sie steht nicht: „Bleib“,
Sie reichen sich still die Hand,
Ein fremder Mann, ein fremdes Weib —
Bald schreidet sie weiten Land.

Sie atmen schwer. Er kürzt die Qual,
Und wendet sich zum Gehn:
So haben sich Zwei zum letzten Mal
Ins schwere Herz gesehn.

Maria Solina.

Frühlingsklage.

Frühling! wie lind die Lüfte wallen,
Vom süßen Blütenhauch beschwingt! . . . .
Doch horch! hörst du den Schrei nicht schallen,
Der furchtbar klagend sie durchdringt?

Was ist's, das durch die Frühlingsblüten
Wie Blutgeruch und Moder steigt?
Hoch! wollustzitternd rast ein Wüten,
Das nie ermattet, niemals schweigt!

Im zacken Kelch, in spiel'nder Welle
Allüberall tobt's ringend fort
Und trägt an jede Erdenstelle
Die grauenvolle Losung: Mord!

Was faselt Ihr von Lenzeswonnen,
Armsel'ge Menschenwichte, noch?
Und schaut im gold'nen Strahl der Sonnen
Dies wüste Würgen stündlich doch? —

Um hoch im Äther sich zu wiegen
Zerfleischt der Aar der Taube Brust,
Und klagend muß das Reh erliegen
Des list'gen Fuchses gier'ger Lust.

Siehst du dort die Libelle spielen?
Den Käfer auch im Blütenstaub?
Schau näher hin, sie späh'n und wühlen
Im zarten Kelch allein nach Raub.

Erkennt's und von dem thör'gen Traume
Der Dichter wirf' den Schleier ab,
Da bleibt im weiten Weltenraume
Die Erde nur ein wandernd' Grab.

Ein Ungeheu'r, das Millionen
In jeder Stunde neu gebärt,
Und sie, die zitternd auf ihr wohnen,
Mit wilder Gier stets selbst verzehrt.

Das sind die Wonnen, die Ihr preiset,
Das ist die Luft im Lenzesstrahl!
Auf eines Friedhofs Gräbern kreiset
Ein ruh'los taumelnd' Bacchanal.

Seid einmal wahr und wollt's gestehen:
Furchtbar ist's, diese stete Pein,
Die endlos währ'nde, nur zu sehen,
Furchtbar, ihr selbst gewesen zu sein!

Denn nie wird's ein Entrinnen geben,
So lang pulsiert ein fühlend' Herz,
Dieweil vom Tode lebt das Leben,
Und der Genuß sich nährt vom Schmerz.

Gräfin M. Reyserling.

Digitized by Google

Abschied.

Vor dem Hausthor wandtest Du Dich um
Und ich drückte Dir die Hand und brachte
Meinen Glückwunsch zur Verlobung dar.
„Nicht wahr", sprachst Du, „schnell ist es gegangen".
„Freilich meine Eltern und Geschwister
Alle, alle wußten längst darum,
Nur ich selber nicht. Ich wußte nichts,
Bis er um mich anhielt."

Armes Kind!
Sieh, ich bin Dir herzlich gut gewesen.
Doch Dich lieben, wußt ich, hieße leiden.
Du bist arm und kränklich, launenhaft
Und ich bin so anders als die andern
Und wir hätten uns wohl nie verstanden.
Aber nun ich Dich verloren seh,
Thut das Herz mir weh; ich kann's nicht glauben;
Und ich meine jetzt noch, hier im Hausflur
Wüßtest Du an meine Brust Dich werfen
Und nur immer schluchzen: „Rette mich!
Dein gehör' ich oder ich will sterben." —

Ja, wenn das geschäh, dann nähm' ich Dich . . . .

Doch, ich kenne Dich, Du bist ein Kind,
Freust Dich Deiner Würde nun als Braut
Und des Neids der lieben Freundinnen
Und der vielen schönen Glückwunschkarten
Und gewöhnst allmählich Dich an ihn
Und den Sturz aus Deinen Mädchenträumen.

Lebe wohl, Du liebes Kind! Für mich,
Den Du lieb gehabt, bist Du nun tot.
Wenn ich nun Dein Kinderlachen höre,
Schneidets mir in's Herz und Deine Augen,
Deine schönen goldnen Mädchenangen
Werden mir von Deinem Elend sagen,
Während Du erzählst von Deinem Glück . . .

Weißt Du noch, wie wir von Ibsen sprachen
Und den Dichtern, die nicht lügen? Brennrot
Stand der Mohn. Es war ein Sommerabend,
Schön, so schön . . . .

Nun bist Du auch dahin
Unabwendbar, ohne Hoffnung. Nimmer
Werd ich küssen Dich auf Mund und Haare,
Nimmer wird in Deines Auges Schimmer
Mich die Liebe grüßen . . . . nimmer . . . nimmer.

Es geschehe denn das Wunderbare.

Rudolf Knussert.

Ein Königstraum.

Auf hohem Schlosse der König,
Der alte König sann.
Vor seinen Augen sein Leben,
Das reiche, vorüber rann.

Der junge Hirt im Thale
Blies auf der Schalmei.
Und trieb des Königs Herde
Unter dem Schlosse vorbei.

Der König hörte die Töne
In sich dringen kaum.
Ihm träumte, er sei der Hirte . . .
Das war ein höllischer Traum.

Hans M. Grüninger.

„Ich war so wild . . ."

Ich war so wild und hab' so viel geküßt
Und wußte doch nicht, was die Liebe ist.

So viele lagen vor mir auf den Knie'n,
Doch niemals kannt' mein Herz für sie erglüh'n.

Doch jetzt mein Mund auf Deinen Lippen lag
Bist meine Sehnsucht Du bei Nacht und Tag.

Ich liebe Deiner Stimme müden Ton;
Wir ist, ich suchte Dich so lange schon.

Wir ist, ich suchte Dich mein Leben lang
Wie eines Liedes halb' vergess'nen Klang.

Der sehnsuchtsvoll durch meine Seele bebt,
Ein Leben hindend, das ich einst gelebt.

Trude Günther.

Venezianisch.

Ach, die öde Klippe sehnt sich,
Daß die blaue Flut sie küsse;
Und die graue Mauer sehnt sich
Nach den bunten Blumenmädchen,
Die der Frühling drüben hinspinnt.

Träumend die Lagune sehnt sich,
Daß die nächtlich-leise Gondel
Ihr im Mondlicht wiederkehre,
— Und ich sollte mich nicht sehnen
Nach dem heißgeliebten Knaben?!

E. Galli.

Digitized by Google

Glück.

Wenig Jahre sind es: nur nach Tagen
Zählte ich noch meines Herzens Schlagen,
Bah mich meines Lebens Abendrot
Wähnt' ich und schloß Freundschaft mit dem Tod.

Doch die Krankheit ward gemach zunichte,
Selig akm' ich heute nun im Lichte;
Statt des Grabs, von dem mir im Gemüte
Träumte, süße Wonne mir erblühte,
Seligkeit an Seligkeit sich reihte,
Und so groß ist, Lieb, an Deiner Seite
All das süße Glück, das ich gefunden,
Daß ich manchmal gar in stillen Stunden
Seine Wirklichkeit nicht weiß zu fassen,
Wundersam Gedanken mich nicht lassen,
Daß ich doch dereinst gestorben wär'
Doch im Grabe rastete nicht mehr,
Sondern von dem Herrn der Himmel droben
In der Sel'gen Kreise ward erhoben,
Und mit Augen, die Verklärten eigen,
Die, was ist, als schön und gut nur zeigen,
Schaut' ich nun die Herrlichkeit der Welt,
Und der beste Engel, mir gesellt
Von dem Höchsten, gebend mir Geleite,
Schrittest Du, o Süße, mir zur Seite.

Karl August Hückinghaus.

Unter dem Apfelbaum.

Unter dem blühenden Apfelbaum
Hab ich als Knabe in Träumen gelegen,
Still durch die Wipfel ins Blaue geschaut,
Dem Frühling gelauscht und des Herzens Schlagen.
Unterm Apfelbaum — süß im Geheimen
Fühlt ichs auch innen schwellen und keimen.

Unter dem blühenden Apfelbaum
Hab ich geweint in erstem Entsagen.
Trüb war der Tag — meine Seele so wund
Von früher Liebe, von Sehnen und Klagen.
Unterm Apfelbaum — die duftende Fülle
Des Frühlings machte mich stark und stille.

Unter dem blühenden Apfelbaum
Hab ich mit Dir, mein Lieb, gesessen.
Mild war die Nacht — unsere Lippen stumm,
Wir hielten uns innig in selgem Vergessen.
Unterm Apfelbaum — da schwuren wir beide
Uns ewig zusammen zu Lieb und Leide.

h. Stodte.

Alte Klänge.

Ich hab's gehört
Das Rauschen hoher Fichten,
Wenn sich der Sturm in ihnen fing;
Ich hab's gehört
Das schmerzerfüllte Ächzen,
Wenn tief der Stamm sich beugte,
Und das harte Dröhnen,
Wenn sich voll festen Trotzes
Die Äste helfend in einander schlangen;
Ich hab' das Rauschen unter meinem Fuß vernommen
Und das Gekrächz der Raben über meinem Haupt;
Ich hab' den kühlen Hauch gesogen,
Der aus der tiefen Schlucht
Vom weißen Gischt des Wildbachs zu mir schwebte
Und hab' den starken Duft des Waldes
In tiefen Zügen eingeatmet.
Und wenn sich dann das Auge senkte
Und lange starrte in das feuchte grüne Moos,
Da war's, als ob mir an das Ohr
Ein süßes Zauberlied erklänge
Voll sanfter, kindlich reiner Melodie:
Es war das Lied der Bergesgeister
Hier an der Wiege deutschen Märchens.

Johannes Grebling.

Mut.

Ich sah Dich, Freund, viel Unbill stumm ertragen
Und schalt oft zornig Deinen schwachen Mut;
Es wallte mir Dir stolz und heiß das Blut,
Wenn Biedrigkeit sich wollte an Dich wagen.

Dann, wie ein Kind, hört' ich Dich bange fragen,
Wenn leichtes Dunkel nur um Dich gerinnt;
Du wagtest niemals nur das kleinste Gut,
Ein Zager in des Lebens schönsten Tagen.

Und nun Dein Haupt will Herbstesreif berühren,
Seh' ich voll Staunen, wie so ahnungslos
Ein Kindessinn das Schwerste kann vollführen:

Da Dich befiel des Lebens härt'stes Los,
Veränderst Du nicht Mienen noch Geberden:
Du hast den Mut, mit Lächeln alt zu werden!

Paul Dricse.

Digitized by Google

Scherzgeschichten.

Von Josef Willomitzer.*)

Schlaflose Nacht.

Unter den alten Römern mag es ja ähnliche Charaktere gegeben haben — aber heutzutage, man bedenke, Frau und Kinder genießen die Sommerfrische im Gebirge, das Familienhaupt, ein Mann in den besten Jahren, wohlhabend, sogar reich kann man sagen, ist dem Geschäfte zuliebe in der schwülen, staubigen Stadt zurückgeblieben, und genau so wie heute verläßt er allabendlich um zehn Uhr, längstens eine Viertelstunde später, seine Stammtischgesellschaft und begiebt sich schnurstracks in sein verödetes Heim. Nichts vermag ihn abzulenken, nicht einmal daran denkt er, sich im Kaffeehause noch eines Schlummertrunkes zu erfreuen und in den illustrierten Zeitschriften zu blättern. Nichts von alledem, schnurstracks geht er nach Hause.

Nun drückt er die Klingel, der alte Michel kommt herangeschlürft, öffnet das Thor und nimmt dankend den Obolus entgegen.

„Gute Nacht, Michel!" sagt der neue alte Römer und will die Treppe hinan. Aber der Alte räuspert sich und bleibt stehen.

„Ich muß Ihnen etwas melden, Herr Colberg, etwas Komisches, hihihi! Sie werden lachen, wenn Sie es hören werden. Denken Sie nur: die Polizei beschäftigt sich mit Ihnen."

„Dummes Zeug! Was kann die Polizei von mir wollen?"

„Kann nicht dienen, Herr Colberg. Ein Mensch war da, mit dem ich schon zweimal drüben in der „blauen Katze" beisammen war, ein geheimer Polizei-Mensch. Nämlich er bildet sich ein, daß er ein Geheimer ist, aber für Den, der's weiß, ist er kein Geheimer. Hihihi! Nun, schon gestern sah ich ihn vor dem Hause herumstreichen, und heute kommt er ganz fröhlich in meine Stube, spricht von der „blauen Katze", von der Witterung und von tausend Sachen. Ich laß' ihn reden — begierig, was herauskommen soll. Endlich fängt er von Ihnen an, erkundigt sich nach Ihren Verhältnissen und stellt hundert Kreuz- und Querfragen. Seien Sie ganz ruhig, sag' ich ihm, Herr Colberg ist ein Ehrenmann, und Sie sind an eine falsche Hausnummer gekommen, wenn sie etwa einen Dieb oder einen Mörder suchen. Hihihi . . ."

„Dieb — Mörder . . . zu dumm!" murmelte Colberg. Die Vertraulichkeit Michels verdrießt ihn. Wie zudringlich diese Leute werden, wenn man zu gut ist. Was geht die ganze läppische Sache diesen Alten an? Wozu muß er das wieder erzählen? Wie kann er es wagen — wenn auch nur scherzhaft — Ausdrücke wie Dieb und Mörder mit dem Namen Colberg in Zusammenhang zu bringen?

Dieb, Mörder! Wirklich eine Frechheit! Man sollte ihn Knall und Fall entlassen, diesen alten Tölpel. . . . Wie das knarrt und knistert und hallt in der öden Wohnung! . . Wie unheimlich diese schimmernden Möbelverhüllungen! Wie ungemütlich dieses Durcheinander! . . . . Halb Elf. Nun wollen wir noch ein wenig lesen und dann zur Ruhe gehen.

Er sucht einen alten Band „Fliegende Blätter" hervor und stiert hinein. Aber dieser widerwärtige Michel hat ihm die ganze Stimmung

*) Gleich den in den beiden letzten Heften veröffentlichten Skizzen entnehmen wir auch die beiden vorliegenden dem Manuskript eines demnächst im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt erscheinenden neuen Buches von Josef Willomitzer. Es betitelt sich: „Lauter Unica. Scherzgeschichten". Wir sind überzeugt, dem Dichter bei unsern Lesern den besten Dienst erwiesen zu haben, indem wir ihn für sein neues Buch selbst sprechen ließen. Josef Willomitzer, der treffliche Redakteur der Prager „Bohemia", ist längst auch in Deutschland nicht allein als tapferer Publizist, sondern auch als humoristischer Dichter voll Kraft und Eigenart hoch geschätzt; sein schönes 1896 erschienenes Buch: „An's Blaue hinein!" hat viele dankbare Leser gefunden. Die hier abgedruckten Proben aber haben erwiesen, daß ihn dies neue Buch, eine Vereinigung der verschiedensten Humore, des feinen und wehmütigen, des phantastischen, des satirischen, wie endlich des drastischen Humors auf der vollen Höhe seines Könnens zeigt. D. Red.

Digitized by Google

verdorben. Dieb — Mörder! Daß er doch den dreisten Schwätzer nicht gründlich zurückgewiesen! Es taugt nichts, wenn man zu gut ist.

Er hört nicht auf, in das lustige Buch zu blicken, aber andere Bilder und Geschichten, ganz andere, thun sich vor ihm auf. Alte Geschichten aus seiner Jugendzeit. Er sieht sich emsig herumhantieren in dem Eisenwaren-Geschäfte von F. X. Bäring. Als junger Gehilfe in er die Seele des Unternehmens, beherrscht die Lehrlinge und Diener, unterhandelt mit den Kundschaften, leitet den Briefwechsel und verwaltet die Kasse. Der gute Bäring hat seine helle Freude an dem flinken jungen Mann, dem er blindlings vertraut. Blindlings! Mit sträflichem Leichtsinn. . . . Colberg empfindet es als ein bitteres Unrecht, das ihm widerfahren, wie er sich dieses sträflichen Leichtsinns erinnert. Wie leicht hätte er zu einem lockeren Lebenswandel verleitet werden können durch Bärings sträfliche Vertrauensseligkeit! Hätte auf die Bahn des Lasters geraten können. . . Aber Gottlob, der junge Colberg hatte bereits Grundsätze. . . . Dieselben Grundsätze, denen er bis zur Stunde treu geblieben. Zwar that er manchen Griff in die Kasse „zur Ergänzung seiner Bezüge", aber all dies Geld wurde fruchtbringend aufbewahrt. Den Wirtshäusern blieb er fern. Spielkarten und Weiber ließ er unberührt. Mit Rührung denkt er jetzt zurück an die Musterhaftigkeit seines damaligen Lebenswandels. Die Abende verbrachte er daheim über kaufmännischen Lehrbüchern oder bei einer alten, vertrockneten, wohlfeilen Englisch-Lehrerin. Sein einziger Luxus war, in der sächsischen Lotterie mitzuspielen. Die Mittel, mit denen er eigenhändig seine Bezüge zu ergänzen pflegte, hätten ihm wahrlich auch viel weniger harmlose Lustbarkeiten erlaubt als dieses Lotteriespiel, das zwar hierzuland verboten ist — aber lieber Himmel, das ist doch ein sehr verzeihliches Vergehen, zumal wenn es so gut ausgeht, wie in seinem Falle. Denn es war ein recht artiges Sümmlein, das ihm die sächsische Fortuna, dieses einzige Weibsbild, mit welchem er jemals verbotenen Umgang hatte, eines schönen Tages in den Schoß warf. Nun hatte er Geld genug, sich auf eigene Füße zu stellen. „Herr Bäring, es thut mir sehr leid, allein Sie werden begreifen . . ." Dem armen Bäring knicken die Kniee zusammen, so daß er sich setzen muß. „Nein, lieber Colberg, das dürfen Sie mir nicht anthun. Verlangen Sie, was Sie wollen, aber bleiben Sie. Bestimmen Sie selbst die Höhe Ihres Gehaltes." Da Colberg dies ohnehin längst gethan, konnte dies Anerbieten keinen besonderen Eindruck erzielen. „Es thut mir wirklich leid, Herr Bäring, allein bedenken Sie gefälligst: man will doch nicht ewig dienen . . ."

Traurig wünschte Bäring dem scheidenden Gehilfen Glück. Dieser Wunsch ging in Erfüllung zu Bärings Unglück. Denn es geschah, was Bäring noch immer nicht ahnte, und was der zielbewußte junge Mann längst sorglich vorbereitet hatte: Colberg blieb in der Stadt und eröffnete hier in einer Hauptstraße ein Konkurrenzgeschäft. Der Wettkampf dauerte nicht gar lange. Colbergs fortschrittliche Strebsamkeit siegte glänzend über Bärings „Schlamperei". Den leichtsinnigen Bäring fand man am Morgen nach dem Zusammenbruch seines Geschäftes erhenkt auf dem Dachboden . . .

Colberg klappt das Buch zusammen und springt auf. Zwischen den verhüllten Möbeln schreitet er auf und nieder. Dieser blödsinnige Michel, der ihm die Stimmung verdorben, ist Schuld daran, daß alle diese begrabenen Geschichten wieder vor ihm auftauchen und lebendig werden. Dieb! — Mörder! — Über den Mund hätte man ihn schlagen müssen, den zahllosen Schwätzer . . .

Elf Uhr. Noch immer eilt mit hallenden Schritten Colberg im Zimmer hin und her. Mörder! Was für ein wahnwitzig lächerlicher Gedanke! Von Eigennutz könnte die Rede sein, von Unregelmäßigkeiten, gut! Aber wenn Sie selbst in dieser Stunde hierherkämen, mein lieber Bäring, ich dürfte Ihnen frei ins Antlitz blicken und Ihnen ruhig sagen, daß nur Sie, Sie allein durch Ihren Leichtsinn Ihren Ruin heraufbeschworen haben, und daß Ihr Mörder kein anderer ist, als Sie selbst! . . .

Da fährt Colberg zusammen . . . In das Rauschen und Knistern ringsum hat sich ein leiser, wimmernder Ton gemischt . . . Und jetzt wieder, ganz deutlich! Ah, man klingelt an der Thür. Jemand verlangt Einlaß. Wer aber kann das sein nach Thorschluß? Bäring, der Selbstmörder? Unsinn! — Unsinn! — Unsinn!

Mit wilder Entschlossenheit eilt er zur Thür. „Wer ist da?"

„Ich."

„Wer?"

Digitized by Google

„Ich, der Michel!“

Colberg reißt die Thür auf und brüllt: „Sind Sie verrückt?“

„Verzeihen Sie, vom Hof aus hab' ich gesehen, daß Sie noch nicht zu Bett gegangen sind, und ich hatte vorhin vergessen, Ihnen diesen Brief zu geben, der heute gekommen ist.“

Colberg entreißt ihm den Brief und schlägt die Thür zu. Ah, von Agnes, seinem herzigen fünfzehnjährigen Töchterlein.

„Liebster Papa! Wunderherrlich ist es hier, unbeschreiblich schön! Könntest Du bei uns sein! Mama und Fritzchen gehen bereits zu Bette. Mama wird Dir morgen schreiben. Deine Schmeichelkatze aber will nicht zur Ruhe gehen, ohne Dir gute Nacht zu sagen. Schlaf süß, Papa! — Gute Nacht! — gute Nacht!“

Colberg legt das Briefblatt an seine brennende Wange. Dank, tausend Dank, Schmeichelkatze! Ein Engel hat Dir diesen Brief eingegeben . . .

Er dreht die Flamme ab und geht zu Bette. Aber zur Ruhe kommt er nicht. Jetzt ist es der Gedanke an den Polizeimenschen, was ihn verdrießt. Je mehr er darüber nachgrübelt, was der Zweck jener Erkundigungen sein möge, desto mehr steigert sich der Mißmut zum Zorne. Wer giebt der Behörde ein Recht, sich um seine persönlichen Verhältnisse zu kümmern? Was will man von ihm? Blank ist sein Ehrenschild, wenn man absieht von jenen alten Privatangelegenheiten, von denen Niemand eine blasse Ahnung haben kann. Niemals hat er ein Wort fallen lassen gegen Thron und Altar — im Gegenteil, nur in humanitären und patriotischen Vereinen ist er hervorgetreten, weil es ihm allezeit ein Bedürfnis war, mit Vertretern der Autorität und Angehörigen der besten Kreise in freundliche Berührung zu treten. Himmel, Herrgott, was also will man von ihm? Er wird das nicht dulden, daß geheime Agenten sich in sein Haus einschleichen! Morgen schon muß dieser unerträgliche Zustand ein Ende haben.

So dehnte sie sich hin, die schlaflose, qualvolle Nacht. Vor den Polizeidirektor wird er morgen hintreten, den er als einen vornehmen, leutseligen, gescheidigen, auf der Höhe seiner Aufgabe stehenden Mann längst hochachten gelernt. Und nun spinnt er die Rede aus, in welcher er seine Beschwerde entwickeln wird, ändert, verschärft, mildert und veredelt die einzelnen Sätze und zwischendrunter mischt sich immer wieder in die Rührung über seine mannhafte Abwehr schnöden Unrechts eine unbestimmte peinigende Angst . . .

* * *

Viel weicher und matter, als sie entworfen worden in schlafloser Nacht, trübselig erschlaffend verliert die Rede, wie er sie am nächsten Vormittag im Bureau des Polizeidirektors vorträgt, selbst für sein eigenes Empfinden jede Spur des geplanten würdevollen Eindrucks. Mit gerunzelter Stirn hört ihm der Polizeidirektor zu, um endlich, ein Buch ergreifend, mit leichtem Aufschlag auf den Tisch seinen Unmut auszudrücken.

„Sie dürfen das nicht tragisch nehmen, Herr Colberg. Eine Ungeschicklichkeit des Agenten, der allerdings den Auftrag hatte, sich um Ihre Verhältnisse zu erkundigen. Nur klüger hätte er vorgehen müssen. Inzwischen ist die Sache weit genug gediehen, daß ich Sie vollends beruhigen kann. Um es kurz zu sagen: es ist Ihnen eine Auszeichnung von Seiten der Regierung zugedacht. Vorläufig nur eine kleinere Auszeichnung — ein Ansporn, in Ihrem ersprießlichen Wirken fortzufahren. Notwendige Voraussetzung in solchen Fällen ist die vollkommenste amtliche Feststellung Ihrer — sagen wir Integrität. Nun wußten wir allerdings schon vorher genügend, daß Sie kein Brandstifter und daß Sie auch kein Dieb oder Mörder sind . . . .“

„Sie sind zu gütig!“ unterbrach ihn Colberg, und zwei Freudentränen rannen ihm über die Wangen.

Goldene Herzen.

Mutter und Tochter sitzen beim Morgenkaffee. Wie gewöhnlich haben Sie die Zeitung auseinandergenommen, damit Jede ein Stück davon zu lesen hat.

Diesmal, so scheint es, hat Mama ein besonders lustiges Stück der Zeitung erhalten. Etwas Wunderschönes muß es sein, was sie liest, etwas Liebes, Gutes, Freudig-Überraschendes. Die Brust der noch immer sehr stattlichen Frau verrät in mächtigem Auf und Nieder eine starke innere Bewegung. Fröhlich flammt es in den braunen Augen, die feinen Nasenflügel heben sich . . . Was sie nur lesen mag?

Aber im Antlitz der Tochter ist Alles herb, verdrossen und vergrämt. Das Zeitungsblatt kann nichts dafür; denn — seht nur näher zu: Fräulein Fritzi liest gar nicht, sie blickt ins Leere über das Blatt hinweg. In's ferne Ungarland

Digitized by Google

blickt sie hinüber, nach Szakálas, wo auf waldumhegter Höhe das Schloß des Freiherrn von Tremmt sieht, das zukünftige Paradies ihrer Freundin Poldi. Dort soll auch ihr, der armen Fritzi, endlich das „Glück" blühen. Das Glück, nicht länger ledig zu bleiben — das Glück, einen Mann zu bekommen. Ach dieses Glück! Hat es denn noch irgend welchen Reiz für sie? Nein, nein, nein!

Das Glück der guten Fritzi — längst ist es mit einem jungen, leichtfertigen Musikus übers Meer dahingeflogen auf Nimmerwiedersehen. Und zu jener gemächlichen Weltanschauung, daß nicht just dieser oder jener Mann, sondern nur ein richtiger Mann überhaupt erforderlich sei, das Glück eines Mädchens zu begründen, vermag Fritzi sich keineswegs zu bequemen. Ihr Glück ist gestorben und verdorben irgendwo in Amerika. Und dieser Herr Brehmer, der Verwalter der ungarischen Besitzungen des Freiherrn Tremmt, auch wenn er wirklich der stramme Biedermann, der wackere Kernmensch ist, als den der Freiherr ihn zu rühmen nicht müde wird — ihr kann er kein anderes Glück mehr bieten, als das Glück der Versorgung einer Jungfrau von dreißig Jahren . . . .

Immerhin, es muß sein. Alle sagen es, daß es sein muß. Selbst die Mutter Poldis, Frau von Stieglitz, die sich vor Hochgefühl kaum mehr zu fassen weiß, seit der junge prächtige Freiherr sich entschlossen hat, Poldi heimzuführen, hat der Freundin ihrer Tochter sonnenklar bewiesen, daß diese den Verwalter Brehmer heiraten muß. „Sie sind es sich selbst schuldig, Fritzi, und Sie sind es Ihrer Mutter schuldig, der Sie doch um Himmelswillen nicht bis in alle Ewigkeit auf dem Halse sitzen bleiben können."

Und Freiherr Tremmt, dem werden vor Rührung allemal die schönen blauen Augen feucht, wenn er von seinem Verwalter spricht, von dem trefflichen Brehmer, der dem Freiherrn eines Tages auf der Bärenjagd das Leben gerettet hat und der dafür endlich den schönsten Lohn aus den Händen seines Herrn — nein: seines Freundes — empfangen soll: die Erfüllung seines Herzenswunsches — ein deutsches Weib, das ihm in der Fremde den ersehnten Zauber eines deutschen Heims aufsprießen lassen soll. Zu dieser Sendung, behauptet Tremmt, ist Niemand so berufen, als Fräulein Fritzi Grauner.

„Denn Sie sind echt, Fräulein Fritzi," pflegt er beizufügen, indem er ihr die Hand drückt. „Ich kenne die Menschen, und ich weiß es: Sie, Fräulein, sind echt." Dabei sieht er sie immer so eigen an mit seinen siegreichen, blauen Augen. Allein Fritzi hat immer nur ein spöttisches Lächeln als Antwort. Ein Lächeln, in welchem Freiherr Tremmt, wenn er wirklich gar so scharfblickend ist, deutlich lesen könnte:

„Ei mein lieber, gnädiger Herr, wenn ich gar so echt bin, warum habt Ihr denn mich nicht zur Frau erkoren? Wohl mag Poldi zwei Jahre jünger sein als ich, hübscher als ich ist sie nicht. Das sagt mein Spiegel und das sagen die Leute. Überlegt doch, gnädiger Herr! Vielleicht kann der Ehrenmann, der Euch den Tatzen des Bären entrissen hat, auch mit meiner Freundin Poldi ausreichend belohnt werden!"

Vielleicht überlegt der junge Freiherr sich's wirklich noch. Mama wenigstens hat die Hoffnung nicht fahren lassen. Mit Falkenaugen beobachtet sie jeden innigen Händedruck, jeden zärtlichen Blick, den ihre Tochter von dem Bräutigam dieser herzlich unbedeutenden Poldi empfängt. Nur ungern würde sich Mama darein fügen, wenn ihre Tochter als Frau des Verwalters, statt als Schloßherrin ihren Einzug in Szakálas halten würde — allein schließlich geheiratet muß in jedem Falle werden, das ist offenbar auch Mamas Ansicht. Und kann man ihr's verübeln? Die Witwenpension, mit der sie zu zweien eben nur knapp das Auslangen finden — für Mama allein wird sie vollkommen ausreichen.

Es muß also sein. Und wenn man dem Freiherrn glauben darf, ist ja dieser Ehrenmann — sein Verwalter — ein sehr stattlicher Mensch mit einem großen schönen Barte und einem sanften Kindergemüt. . . . . Es muß sein, und es wird herrlich sein! eifert vor Allem Poldi, die Braut des Freiherrn. Wie Schwestern wollen sie zusammenleben in dem schönen Schlosse. . . Qui vivra verra! Allein, meine liebe Poldi, wenn Deine Verheißungen sich nicht erfüllen, wenn Dir in Deiner Launenhaftigkeit eines Tages der Einfall kommen sollte, mich nicht mehr als Deine Freundin, als Deine Schwester, sondern als Deine Untergebene zu betrachten, dann hüte Dich! Dann wird der gute Freiherr mir mit Vergnügen helfen, mich zu rächen. Darüber lassen jetzt schon seine Blicke und seine Händedrücke keine Zweifel mehr. Jedenfalls der Anfang eines Romans, der recht interessant werden kann. . . . .

Digitized by Google

In diese Gedanken versunken, blickt Fräulein Fritzi finster ins Leere über das Zeitungsblatt hinweg. Und sie sagt sich, daß die Poldi in ihrem unverhofften Glücke mit all ihrer süßlichen Geschmeidigkeit doch eigentlich recht unausstehlich geworden sei. Widerwärtig, unerträglich! Wie sie sich immer an den Freiherrn drängt und ihn beschnuppert. Geradezu hündisch nimmt sich das aus! Und wie er gestern schwören mußte, nie wieder den Gefahren einer Bärenjagd sich auszusetzen! Nur ungern ließ er sich herbei, das zu geloben. Der Überdruß an Deinen faden Zärtlichkeiten kann nicht ausbleiben; verlaß Dich darauf, liebe Poldi!

Das ist es, was die Tochter sinnt und spinnt, während Mama vor Wonne stöhnend ihre Lektüre beendigt. Strahlenden Angesichts ruft jetzt die gute Frau:

„Großartig! Großartig! . . . . Da sieht man's: der alte Gott lebt noch! Ich gönne gewiß Niemandem etwas Böses, aber dieser Hochmut mußte bestraft werden. Als Frau Gutsverwalterin, als Untergebene ihrer Tochter wollte Dich diese Stieglitz nach Ungarn schicken. Und Du — ich habe es nie begreifen können — statt dieser hochnäsigen Person für die große Ehre und Gnade nach Gebühr zu danken, fügst Dich noch artig dieser frechen Zumutung. Nun, jetzt haben sie's! Der alte Gott lebt noch! Da lies: Entlarvter Hochstapler! Der angebliche Freiherr von Tremmt ist gestern Abends im Hotel verhaftet worden. Er ist in Wirklichkeit ein Schneidergesell aus Temesvar. Er hat riesige Schwindeleien verübt . . . Bestellungen für seine Güter, die in Wirklichkeit nicht in Ungarn liegen, sondern im Monde! Da, lies nur! Drei Spalten lang ist der Bericht."

Und Fräulein Fritzi stürzt auf das Zeitungsblatt. Und während sie liest, da weicht der schwere Druck von ihrem Gemüte. Thränen strömen ihr über die Wangen — lustig rollende Freudenthränen . . . .

Da fängt auch Mama zu weinen an. Und durch den Thränenschleier hindurch sehen Beide jetzt Jemanden, der unangemeldet eingetreten ist.

Poldi!

Zitternd, fassungslos eilt sie auf Fritzi zu. „Du weißt es? . . . Und weinst? . . . Meinetwillen weinst Du? . . O, wie gut Du bist! . . Er hat es immer gesagt: Du bist echt! . . . . . Er . . ."

Da hält sie inne und streicht sich das Haar aus der Stirn . . .

„Fassen Sie sich, armes Kind!" sagt Frau Grammer. Und zärtlich ihre Tochter anblickend, fügt sie hinzu: „Ja, Fritzi ist ganz so wie ich! . Neid kennt sie nicht. Schadenfreude kennt sie nicht. Sie hat ein goldenes Herz!"

Poldi aber umschmiegt die schluchzende Freundin und flüstert:

„Ach Fritzi . . . und das Ärgste weißt Du gar noch nicht!"

Das feine Ohr der Mama hat das vernommen und ihr Scharfsinn hat auch schon erraten, was das „Ärgste" ist. Und Beide brechen in noch reichlichere Thränen aus — das alte und das junge goldene Herz!

Liebesfahrt.

Nun gieb mir deine zarte Hand,
Herzliebes Mägdlein du,
Ich führ' Dich in ein schön'res Land,
Der Liebesinsel zu:
Dahin sind beide wir verbannt
Zu ew'ger sel'ger Ruh'.

Der Kahn, zur frohen Fahrt bereit,
Stößt ab vom Uferſaum.
Hörst Du es klingen nah und weit?
Das Leben ward zum Traum.
Es sind im Meer der Seligkeit
Versunken Zeit und Raum.

H. Brömse.

Wer mag sie sein?

Ich habe nie an sie gedacht,
Und plötzlich — wohl im Traum — heut Nacht . .
Sie blickt und winkt — wie schen sie steht! —
— Und nickt — und geht.

Der Schleierblick, die blasse Hand —
Hab' ich das Mädel doch gekannt?!
So weich und bleich und eigen fein . .
Wer mag sie sein?

Victor Manheimer.

Digitized by Google

El Temblor.

Sengend heiße Sonnenpfeile
Glühn durch deines Äthers Bläne,
Und im Märchenzauberglanze
Liegst du da, mein Mexiko!

Wälzt der Pacifik zur Küste
Donnernd seine Riesenwogen,
Prunk die Cintoreras ziehen
Lächtens lichte Phosphorstreifen.

Hinter Wäldern unzugänglich
Schimmern weiße Wunderstädte
Mit Palästen, deren Mauern
Basrelief-Figuren schmücken.

Davor halten annoch Wache
Jene sonderbar phantastisch
Kostümierten Mayakrieger,
Wie zuerst sie Cortez sah . . .

Morgen ist's. Am Paquistusse
Stehn in scharlachrotem Kleide
Lange Reihen von Flamingos,
Hastig sich ihr Frühmahl fischend.

Träge taucht der braune Tapir
Wochmals in die klaren Fluten,
Prustend aus den Wassern klimmend,
Schwindet er im Mangledickicht.

Weithin über'n Meeresspiegel
Lugt aus Feldern grünen Maises.
Teils umhegt von Urwaldsäumen,
Die Hacienda Santa Cruz.

Manchmal dringt von ferner Weide
Eines Mustangs ängstlich Wiehern,
Und der Stiere dumpfes Brüllen
Zittert in den heißen Lüften.

Drückender wird rings die Schwüle;
Seewind schläft in Palmenkronen,
Und ein feiner Schleier breitet
Sich durch nebelstille Weiten.

Träumend unter der Veranda
Ruht in ihrer Hängematte
Früh schon Donna Rosarita,
Leichtgehüllt in blasse Seide.

Ihres reichen Haares Wellen
Ringeln sich wie schwarze Schlänglein;
Hebt und senkt sich sacht ihr Busen,
Fliehn sie leis und schleichen näher.

Glimmt wie ein vulkanisch Feuer
In den blitzenddunklen Augen;
Von dem fremden Reiz der Dame
Ganz bezaubert steh' ich regllos.

Da — ein Schüttern aller Fenster,
Oder rollt daher ein Wagen,
Oder trabt ein Schwarm von Rindern
In dem Patio auf und nieder?

Schreckensbleich und schwankend finden
In der schmalen Thürumrahmung
Plötzlich wir uns Beide wieder,
Sprachlos, atemlos, verstört. . .

Endlich flüstert Rosarita:
„Die Gefahr ist nun vorüber;
's war nur heut, amigo, eine
Erderschütterung — un temblor!"

In der Hängematte wieder
Ruht nun Donna Rosarita
Still, als wäre nichts geschehen,
Während ich mich mühsam fasse . . .

Sengend heiße Sonnenpfeile
Glühn durch deines Äthers Bläne,
Und im Märchenzauberglanze
Liegst du da, mein Mexiko!

Max Kiesewetter.

Erde und Mensch.

Ein wenig Naß, ein wenig Licht,
Ein Westwindhauch, ein Sonnenstrahl —
Und neues Leben quillt und bricht
An warmer Bergbrust aus dem Thal.

So willig und voll Liebe ist
Die Erde, die uns allumfaßt;
Zehntausendjahrelange Frist
Hat ihren Zauber nicht verblaßt.

Ein wenig Lieb', ein wenig Treu,
Ein leiser Trieb, ein kurzer Traum.
Und Leben, leer und dürr wie Spreu,
Wird frischer als des Gießbachs Schaum.

So willig folgt dem Hoffensdrang
Das Menschenherz, das rastlos pocht;
Zehntausendjahrelanger Gang
Hat es zu altern nicht vermocht.

Aus dem Englischen des **Stopford A. Brooke** von **J. J. Strauß.**

Digitized by Google

Scham.

Es war so um die braune Dämmerstunde,
Wo über stillen Wipfeln sacht erbleicht
Verstreutes Abendgold. Da strich ich zaudernd
Zur Treppenthür herein. Mein Herz schlug lauter
Und beugte sich vor Deinem Weh in Demut;
Der Mund allein, der kindlich bitten sollte:
„Vergieb mir“, trotzte noch in stummer Scheu.
Der Teppich dämpfte meinen Schritt. Du saßest
Vorm Fenster rücklings lehnt im Sorgenstuhl,
Dem alten mit dem gelbgeblümten Muster;
Das Strickzeug war vom Schoße Dir gesunken,
Und mit dem Knäuel spielt' ein weißes Kätzlein.
Du blicktest auf zum dunklen Firmament,
Als suchtest Du ein lichtes Sternenbild,
Doch um die müden Wangen floß ein Glanz,
Ein klarer Purpurglanz, als ob der Himmel
Auf Dich verglommen seine letzte Glut.
Die Wimper thränenschwer, und doch Dein Auge,
Es sonnte sich in wunderweichem Frieden.
Du lächeltest, die weichen Lippen rührten
Und regten seltsam sich; die Hände ruhten
Gefaltet ineinander. Und mir war,
Als neigte sich von Deinem grauen Scheitel
Geweihte Andacht mild zu mir herüber:
„Schau her, Gesell, schau dieses Angesicht
Und trotze fröhlich weiter, wenn Du kannst.“
Das weiße Kätzlein zerrte leise schnurrend
An einer Kleidefalte just, Du wandtest
Dein liebes Haupt, und scheu verhüllte Scham
Durchbebte Dich, ich könnte Dich verlachen,
Und beide Arme breitetest Du aus:
„Mein Sohn, mein Sohn.“ Da fiel ich Dir zu Füßen
Und legte meine Stirne Dir auf's Knie
Und wollte sprechen und vermocht' es nicht;
Du streicheltest mir ruhevoll die Haare
Und immer noch — so schien mir's — überdeckte
Dich scheue Scham. Du aber betetest
Für mich.

A. K. T. Ticlo.

„Meine Blumen . . .“

Meine Blumen ihre Köpfe neigen
Sehn mich an mit schmerzberedtem Schweigen:
„Hast im Weltgetriebe uns vergessen,
Ohne Labung blieben wir indessen,
Hast der Sonne uns nicht zugewendet.
Wisse: leicht ein Blumenleben endet.“

Ach, ich kenn' ein Herz vom Glück gemieden,
Dem die Sonne Hoffnung längst geschieden,
Dem des Glaubens Quellen all versiegen.
Dennoch trägt's sein Schicksal ohne Zagen,
Nur in seinem Tiefsten hör ich's sprechen:
„Ach wie schwer doch Menschenherzen brechen.“

Elke Limböck.

Kleinrussische Volkslieder.

Heute früh beim Hähnekrähn
Hab' ein Wunder ich gesehn,
Ein ein Wunder schön und licht,
Aber ach! Ihr glaubt mir's nicht!

Heute früh beim Hähnekrähn
Hab' den Popen ich geseh'n —
Dünkt's kein Wunder euch, ihr Leut'?
Aber — nüchtern war er heut! —

Täglich geht er in den Wald
Klötze fällen, Klötze fällen —
Täglich geht sie in den Wald
Beeren suchen, Beeren suchen.

Doch im Wald sucht Beeren er,
Ihr am Munde, ihr am Munde!
Sie fällt Klötze, denn er liegt
Ihr zu Füßen, ihr zu Füßen.

Übersetzt von **Karl Emil Franzos.**

Schmerzensnacht.

Ich habe in der langen Schmerzensnacht
An lang vergessne Sünden bang gedacht.

Ich spürte weicher Frauenhaare Wehn,
Viel Augen sah ich ganz in Thränen stehn.

Viel Lippen küßten mich, verhärmt und blaß,
Viel Hände fühlt' ich, heiß und thränennaß.

Und Seufzer irrten ängstlich durch die Luft,
Und Glockenklang und welker Rosen Duft. —

Die Schmerzen kamen und ich stöhnte bang, —
Die Nacht war schwarz und war so lang, so lang.

Börries von Münchhausen.

Sprüche.

Ob vom Ausgang noch so weit
Neuen Pfad wir schreiten,
Etwas der Vergangenheit
Wird uns doch begleiten.

Es giebt drei gute Sachen:
Lieben und besitzen,
Arbeiten und nützen,
Einschlafen und nicht erwachen.

Th. Vulpinus.

Digitized by Google

Ein Liebeshandel à l'empire.

Aus ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen **Ernst Schulze's.**

Mitgetheilt von **Karl Emil Franzos.**

III.

Das Tagebuch fährt fort:

„Am 16ten Septbr. Um 12 Uhr ging ich auf's Rathhaus, um womöglich meiner Dame zuvorzukommen. Unglücklicherweise verwickelte mich Echte in ein Gespräch, die Pentz kömmt mit ihrer Schwester die Treppe herauf und ich erhalte den Gruß zuerst. Ich kaufte ihr ein großes Glas voll eau de Faye und hoffte auf ein Gegengeschenk. Die Übrigen, auch die, welche sie zuerst angeredet hatte, erhielten eine Kleinigkeit, ich ging leer aus. Ich sah die Sache indeß von einer guten Seite an und glaubte, daß sie in der Wahl eines Geschenkes unschlüssig sey, da sie es bey den Andern nicht der Mühe werth gehalten hatte, zu wählen. Als wir fortgehen wollten, schenkte mir Ritmeyer scherzhafter Weise einen ledernen Tabaksbeutel, worauf nach seiner Idee die Justitia gemahlt war. Ich sah bald, daß es eine Flora seyn sollte, konnte ihm aber den Irrthum nicht verargen, denn die Justitia ist ja die einzige Göttin aus der Mythologie, die er kennt. Ich begleitete die Damen zu Hause. Unterwegs sagte die P. mit einem sehr prüfenden Blick: Sie sind doch zu beklagen, die übrigen haben alle ein Geschenk erhalten, nur Sie nicht. Ihre Absicht war, entweder mich etwas zu quälen, oder mir einen Wink zu geben, daß wenigstens nicht Vergessenheit die Ursache meiner Übergehung sey und daß ich mir noch Hoffnung machen dürfe. Am Nachmittage fand ich die Dame auf dem Markte wieder. Sie gab mir mit einer geheimnißvollen Miene etwas in Papier gewickeltes, mit dem Verbot, es zu öffnen. Ich that es dem ungeachtet und fand einen sehr eleganten Tabaksbeutel, der indeß ganz die Form eines Manteliacks hatte. Mein erster Gedanke war, dieses sey eine feine Art, mir einen Korb zu geben und hieße so viel als: reisen Sie in Gottes Namen. Ich ging zu ihr und sprach etwas pikant über ihr Geschenk, fand mich aber bald in meiner Meinung betrogen, denn sie verstand mich nicht und sagte mir, ihre Absicht sey gewesen, mir ein ganz anderes Geschenk zu machen; da sie aber gesehen, daß der Ritmeyer'sche Tabaksbeutel nicht ganz nach meinem Geschmack gewesen sey, habe sie geglaubt, mir einen Gefallen zu thun, wenn sie mir einen andern schenke. Am Abend waren wir bey Stolzens zum Thee. Ich hatte ziemlich viel Laune und fing an, diese in einigen paradoxen Sätzen auszukramen. Wir sprachen über Sentimentalität, und ich behauptete, sentimental sey nur der, welcher nichts besseres zu seyn verstände. Ich empfehle mich Ihnen, sagte die P. plötzlich und setzte sich in eine Ecke des Zimmers. Ich merkte, daß sie beleidigt war und ging zu ihr, um sie um die Ursache dieses plötzlichen: Ich empfehle mich Ihnen! zu fragen. Sie sagte mir, daß sie ihren höchsten Ruhm darin setze, sentimental zu seyn und wir geriethen in eine weitläuftige Diskussion über wahre und falsche Sentimentalität, worin ich ihr soviel schmeichelhaftes sagte, daß sie völlig beruhigt wurde. Als sie Abschied nahm, bot ich ihr den Arm und nahe vor ihrem Hause sagte sie mir, sie wolle mir für mein Visitenbillet eine Karte zurückgeben und drückte mir ein Papier in die Hand, welches die Antwort auf mein Gedicht enthielt. Ich äußerte meine Furcht es möchte eine Karte pour prendre congé seyn, und da sie mir hierauf nicht antworten konnte, ohne mir eine zu starke Avance zu machen, schwieg sie. Das Papier enthielt folgende Verse:

„Wenn anspruchslos mein Blick auf Menschen weilet,
Aus deren Mund Gefühl für's Schöne spricht,
So wähn' ich stets, mit raschen Schwingen eilet
Die Zeit, die sonst so trägen Laufs entschlich.
Was zauberähnlich dann den Geist so bannt
Durchspäht ein Blick, — dem Herzen bleibts verwandt,
Und solche Blicke sollte ich nicht kennen
Und dennoch Deinen Namen nennen?

Den sechsten Vers verstehe ich eigentlich nicht recht, aber ich muß doch antworten und es läßt sich zur Noth ein Sinn hineinzwängen, der für mich so vortheilhaft ist, als er irgend nur seyn kann."

Die sonderbare Komödie, die Schulze hier nach seiner Darstellung lediglich mit seiner Dame, in Wahrheit aber — das braucht ja sicherlich kaum ausdrücklich gesagt zu werden — auch mit sich selber spielt, geht noch viel weiter, als das Tagebuch erkennen läßt. Die Verse der Frau von Pentz lauten

Digitized by Google

anders; sie haben denselben Sinn, sind aber formal viel schlechter; so lautet z. B. der dritte und vierte Vers in Wahrheit:

„So dünkt mir stets, auf raschen Schwingen eilet
Die Zeit, die schmeckenartig oft sonst schlich —"

Es verletzt offenbar Schulze's Eitelkeit, zuzugestehen, daß so schlechte Verse an ihn gerichtet worden, und so korrigiert er sie beim Abschreiben!

Das Tagebuch fährt fort:

„Am 17ten Septbr. Meine Antwort ist fertig und ich muß nur eine Gelegenheit suchen, sie ihr zuzuspielen. Die Ideen sind ungefähr diese: Du lobst mich daß ich Sinn für Schönheit habe; ach, wer in Deiner Nähe weilt, der kann nichts als Schönes empfinden. Du bist es, die mich begeistert, erst Dein Geist giebt meinem Geiste Kraft, und Schwingen und Gluth erhält meine Fantasie erst durch die Deinige. Darum zürne mir nicht, wenn Liebe und Sehnsucht aus meinem Blicke zu Dir spricht; mein Blick giebt Dir nur das zurück, was er von Dir empfangen hat."

Das Gedicht ist gleichfalls erhalten, bisher ungedruckt, und lautet:

An L. von P.

Mich preißt Dein schmeichelndes Gedicht,
Daß ich für Schönheit Sinn empfangen?
Verleune Deinen Werth doch nicht,
Wer seine Pflicht nur thut, kann der auch Lohn verlangen?

Die Schönheit gleicht der Sonnengluth,
Was hoch sich hebt mit kühnem Schweben
Und was im Blüthenkelche ruht
Empfängt den milden Strahl und athmet Lieb' und Leben.

Sollt' ich an Deiner Seite gehn
Und nicht in schöne Träume sinken,
Sollt' ich Dein süßes Lächeln sehn
Und nicht Begeisterung aus diesem Lächeln trinken?

Dein Geist giebt meinem Geiste Kraft,
Dein Reiz läßt Schönes mir gelingen
Und meiner Fantasie erschafft
Erst Deine Fantasie Gefühl und Gluth und Schwingen.

Drum zürne mir, Du Holde, nicht,
Wenn Lieb' und schüchternes Verlangen
Aus meinem Blicke zu Dir spricht,
Mein Blick giebt nur zurück, was er von Dir empfangen.

Zelle, am 17ten September 1811.

Und in verblüffendstem Gegensatz zu dieser Tonart fährt das Tagebuch unter demselben Datum fort:

„Ich war heute Morgen mit einer heftigen Kolik aufgestanden, hatte aber doch ziemlich viel Geist und Heiterkeit. Auf dem Markt traf ich meine Dame und machte ihr den Krieg über einige unbedeutende Gegenstände. Sie blieb mir nichts schuldig und wir geriethen in eine Neckerei, die uns beyde in die beste Laune setzte. Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß man sich bey einer gewissen Art von Frauenzimmern durch nichts so sehr beliebt machen kann, als durch Medisance auf ihr eignes Geschlecht. Medisance setzt Kenntniß voraus und ob gleich die Weiber gern heucheln, so lieben sie doch einen Mann, der schon Erfahrungen bey ihnen gemacht hat, mehr, als einen Neuling. Sie hat mich auf heute zum Thee eingeladen und wenn das Diner, welches heute in unserm Hause gegeben wird, früh genug endigt, werde ich hingehen.

Am Abend. Meine Kolik wurde immer stärker, vielleicht durch die vielen Speisen und die zu große Menge rothen Weins, den ich trank, um mich zu erleichtern. Um 7 Uhr stahl ich mich vom Tische und ging trotz meines Übelbefindens nach der P., wo ich Stolzens, Ludewig, Echte und Wöltje traf. Meine Laune hielt sich anfangs noch so ziemlich; als aber ein Pfandspiel vorgeschlagen wurde, wobey viele Bewegung erfordert wurde, bat ich, mich nur Zuschauer seyn zu lassen, weil ich mich vor Schmerz kaum rühren könne. Man wollte mir dieses nicht zugestehen und ich mußte dreymal ein Pfand geben. Bey der Auslösung sollte anfangs nicht geküßt werden und ich war es gern zufrieden, denn ich hasse nichts so sehr als öffentliche Liebkosungen. Ludewig und Echte bestanden indeß auf Küsse, weil sie ihre Ursachen dazu hatten, und die Damen, worauf sich diese Ursachen bezogen, willigten nicht ungern ein. Die Pentz hätte ein Paar Mahl Gelegenheit gehabt, mich aufzurufen, sie that es aber nicht und es war mir auch nicht unangenehm, denn eine solche Vorsicht ist nicht zu tadeln. Um nicht unhöflich zu scheinen, wollte ich Sophie Stolze bey einer Auslösung küssen, sie hielt mich aber zurück und sagte mir, da ich nicht mitspielte, sey ich eine gleichgültige Person und könne nichts verlangen. Die wahre Ursache war indeß ihre Neigung zu Echte, der nebst mir noch übrig blieb. Die Sache hätte mich nicht ärgern sollen, weil ich nichts dadurch verlohr, aber mein Schmerz hatte mich schon etwas verstimmt und da ich nicht Geist genug hatte, liebenswürdig zu seyn, beschloß ich die Rolle des Beleidigten zu spielen. Ich setzte mich still hin, nahm an der Lösung der Pfänder keinen Theil und weigerte mich sogar eine Dame zu küssen, wenn sie mich rief, indem ich behauptete, ich sey eine gleichgültige Person und könne nichts verlangen. Die Pentz war wegen meines Benehmens in Verlegenheit; sie fragte mich mehrere Mahle nach meinem Befinden, ich that indeß, als ob ich ihre Theilnahme nicht bemerke und sagte ihr sogar unangenehme Dinge, ob gleich ich ihr nichts vorzuwerfen hatte. Endlich mußte ich, um nicht völlig ungezogen zu scheinen, eines meiner Pfänder einlösen. Man bestimmte mir eine Einlösung, mit welcher Küsse verbunden waren. Ich war unhöflich genug, einem Bruder der Pentz zu winken, ihre Schwester *) kam ihm indeß zuvor. Diese Artigkeit hätte mich ver-

*) Dorette, Luisens Stiefschwester aus der zweiten Ehe ihrer Mutter mit einem Ammann.

Digitized by Google

schönen sollen, aber es ist schwer, alle die Nuancen durchzugehen, welche die Veränderung von Zorn in Freude erfordert, und ich blieb wie ich war, weil ich keine Lust hatte, mich zu genieren. Wenn Abschiede sagte ich der P. indessen, sie könne versichert seyn, daß es nicht meine Absicht gewesen sey, ihr etwas Unangenehmes zu sagen, und sie that, als ob sie es nicht höre, und wünschte mir nur mit einem bedeutenden Blick gute Besserung.

Am 19ten Septbr. Heute Morgen lösete sich meine Kolik in ein heftiges kaltes Fieber auf. Zum Unglück ist am Abend ein Ball, an dessen Veranstaltung ich sehr viel Theil habe, und es würde mich sehr ärgern, wenn ich nicht mit von der Parthie seyn könnte. Am Nachmittage ging ich, weil die Sonne sehr stark schien, nach der P. und klagte ihr mein Leid. Sie überredete mich hinzufahren und versicherte mir, es würde mir nichts schaden, wenn ich mich nur warm hielte. Vergnaum*) sagt daßelbe und ich muß gestehen, es würde nicht wenig Ergebenheit von meiner Seite beweisen, wenn ich um der Pentz Willen das Fieber nicht achtete und mich einer stärkeren Krankheit aussetzte. Denn auf sich muß sie es natürlich beziehen, wenn ich hinkomme. Ich würde es freylich nicht aus Liebe zu ihr, sondern aus Liebe zu meinem Roman thun, der dort gewiß ein schönes Stück ausetzt.

Am 20ten Septbr. Ich überwand gestern meine Mattigkeit und fuhr mit Frank**) in einem Einspänner zum Ball, obgleich ich meiner Mutter***) versprochen mußte, gleich nach dem Essen zu Hause zu kommen. Von Köster, der nun seine Gesundheit besorgter ist als irgend jemand und daher alle nöthigen Conservationsgeräthschaften besitzt, hatte ich einen Mantel geliehen, dessen Kragen von Pelzwerk war, und worin ich eher einem Tanzbären als einem petit maître à quatre épingles glich. Sobald ein Tanz geendigt war, hüllte ich mich in dieses Fell, welches ich meine Charaktermaske nennen möchte, weil die Menschen gewöhnlich das am wenigsten sind, was sie auf den Maskeraden scheinen wollen. Ein erbärmlicher Reimer wird gewiß eine solche Gelegenheit benutzen, sich in einen Minnesänger zu verwandeln, und ein feiger Hase wird gewiß den geharnischten Ritter spielen wollen, weil er kein Turnir zu befürchten hat. Die P. schien erfreut, mich vorzufinden, wir setzten uns, ehe der Tanz anfing, in eine Ecke und verständigten uns über die Vorfälle in ihrem neulichen Thee. Sie lachte mich herzlich aus und sagte, es wäre ihr eine vorzügliche Freude gewesen, den Filosofen in den Menschen verwandelt gesehen zu haben; ich bewieß ihr indeß, daß ich nicht aus Ärger, sondern aus filosofischem Gleichmuth gehandelt habe. Ob meine Beweise ganz logisch waren, darüber will ich gerade keinen Eid ablegen. Ich spielte ihr zugleich meine Antwort auf ihre Verse in die Hände*) und sagte ihr einige Schmeicheleyen, denn bis zum Essen hatte ich noch ziemlich viel Verstand. Die Anstrengung des Fiebers und des Tanzes verwirrten indeß allmählig meinen Geist und ich war bey Tische unerträglich langweilig, obgleich meine Dame mir zur Seite saß und sich alle Mühe gab, mich zu unterhalten. Als sie bemerkte, daß ich nicht sehr unmuthig war, benutzte sie die Gelegenheit und plagte mich mit unaufhörlichen Reverenzen. Es konnte nicht fehlen, daß sie den Sieg davon trug und ich ließ mich ungeachtet meines bärenhaften Ansehens wie ein Schaaf zur Schlachtbank führen. Nach Tisch mußte ich eigentlich meinem Versprechen gemäß zu Hause fahren, aber ich sollte den Montferito vortanzen und hatte mich mit der P. dazu engagirt. Ich blieb also und wir verabredeten uns, anstatt der gewöhnlichen drey Touren vier zu machen. Kaum waren wir heruntergetanzt, als ich bemerkte, daß die eine von meinen Touren verändert sey. Die Pentz bemerkte es auch und wir traten aus der Kolonne. Sie ließ sich ihre Empfindlichkeit deutlich merken und auch ich hatte Ursache, beleidigt zu scheinen. Ich stellte Echte, welcher der Urheber der Veränderung gewesen war, zur Rede, er war aber aus Gefühl seines Unrechts noch zu bitzig, als daß wir uns hätten verständigen können. So viel wurde mir klar, daß nicht mir, sondern meiner Dame die Beleidigung gegolten habe. Ihr zu Ehren war der Ball veranstaltet und dieses durfte der größte Theil der übrigen Damen nicht ungerächt lassen. Mit Echte gerieth ich ziemlich hart zusammen und ich hätte mich in meinen verständigen Jahren noch einmahl schlagen müssen**), wenn er nicht nachher vernünftig genug gewesen wäre, mich um Verzeihung zu bitten und mir zu sagen, daß die Unart von seiner Dame herrühre, die gedroht habe, auszutreten, wenn die Tour nicht geändert würde. Ich nahm mir vor, dieser Dame einige Pikanterien zu sagen, konnte aber nicht erfahren, welche es gewesen sey. Die P. schlug alle künftigen Tänze aus und auch ich tanzte nicht ferner mit. Allmener, welcher es verlangt hatte, die Sekretairin zum Mehrans zu engagieren, sing aus Ärger und Eifersucht an zu trinken und weil er schon etwas im Kopfe hatte, nahm ich ihn zum Werkzeug meiner Rache. Ich forderte ihn zum Mehrans auf und stellte mich unter

*) Schultze's Arzt, zugleich sein intimster Freund.

**) Ein Jugendfreund Schultze's. Ebenso Köster.

***) Des Dichters Stiefmutter, die zärtlich um ihn besorgt war und für die er hohe Verehrung hegte.

*) Es ist das oben mitgetheilte Gedicht: „Mich preiß Dein schmeichelndes Gedicht" vom 19. September gemeint.

**) Schultze ist, obwohl die obige Bemerkung das Gegentheil vermuthen läßt, niemals auf Meinur getreten. In den Fällen, wo er zur Rede gestellt wurde, hat er stets Abbitte geleistet oder doch Erklärungen abgegeben, die den Handel gütlich ausglichen.

Digitized by Google

die Damen; bei den Intimazionstouren nahmen wir nur auf uns Rücksicht und küßten uns herzhaft, während die übrigen Herren mit ihren Damen nur tour de main oder dergleichen machten. Ich merkte, wie sehr die Damen sich hierüber ärgerten und meine Absicht war erreicht. Erst um halb sechs Uhr fuhr ich mit Frau, Müller und Caspe zu Hause; Ritmeier war schon früher fortgegangen, dann aber in unserem Wagen wieder zurückgefahren, weil er noch Damen vermuthete. Mein Fieber ist ausgeblieben und ich werde künftig immer solche Mittel dagegen brauchen, wenn sich die Gelegenheit darbietet.

Am Abend. Ich ging zu der P., noch etwas wirrig im Kopfe von der durchschwärmten Nacht. Wir sprachen vom gestrigen Tanz und ich behauptete, aus dem Tanze den Charakter eines Menschen erkennen zu wollen. Sie wollte es nicht zugeben und ich versprach ihr, den Versuch schriftlich zu machen. Sie war boshaft genug, mich um ihre Charakteristik zu bitten, da ich sie ja tanzen gesehen hätte. Mit einer gewöhnlichen groben Schmeicheley konnte ich hier nicht abkommen, ich antwortete also, die Charaktere der Damen wären ebenso verteckt, als ihre Füße, man könne also hierin keinen richtigen Schluß machen. Nachher zeigte sie mir ein Stammbuch, welches sie sehr werth hielt, weil eine Freundin es ihr auf dem Todenbette geschenkt hatte. Es standen höchstens fünf oder sechs Namen darin und sie versicherte, es müsse jemand schon einen starken Platz in ihrem Herzen haben, wenn sie ihm in diesem Buche einen Platz gönnen sollte. Ohne Absicht war mir dieses Stammbuch gewiß nicht gezeigt. — In ihrem Fenster stand eine Immortelle. Ich behauptete, diese müsse eigentlich die Blume der Liebe seyn. Nach einigen Augenblicken pflückte sie, als wie in Gedanken, eine der Blüthen ab, und gab sie mir, freylich mit scheinbarer Gleichgültigkeit, als erinnere sie sich dessen nicht, was ich eben gesagt hatte."

IV.

Das Immortellenblatt, das Frau von Pentz dem Dichter geschenkt hat, findet sich noch heute am Rande des Tagebuchs aufgeklebt. Warum es Schulze so sorglich aufbewahrt hat, braucht gewiß Niemand, der diesen Aufzeichnungen bisher mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, gesagt zu werden: eben so aus Eitelkeit, wie aus wirklicher Empfindung, denn daß sich der junge Poet nach der Mode der Zeit stärker und frivoler macht, als er ist, wird ja der Leser gleichfalls längst durchschaut haben. Eben um diesen sonderbaren Seelenzustand klar zu machen, habe ich die ersten Aufzeichnungen ganz wieder gegeben; von nun ab wird, bis die entscheidende Wendung eintritt, eine Inhalts-Angabe genügen.

Der Rest des September verstreicht unter täglichen „Tändeleyen", namentlich aber unter „Mediancen". Denn bei seinen „Sentiments" bleibt die Dame, so eifrig uns der Dichter das Gegenteil glaubhaft zu machen sucht, doch sichtlich kühl; hingegen nimmt sie die Bosheiten, die er ihr mündlich und schriftlich, in Vers und Prosa, über die gemeinsamen Bekannten mitteilt, sehr gnädig auf. Besonderes Wohlgefallen findet sie an den Stachelreimen, mit denen er ihre Tänzer bedenkt. In der That sind sie nicht allein formal so vortrefflich, wie alles, was Schulze in Versen schreibt, sondern auch wirklich witzig. Aus dem großen Haufen zierlich beschriebener Blättchen greife ich zur Probe zwei heraus:

Dr. Wöttie.

Sein Tanz ist eben so wie er
Mit Fleskeln und Bombast beladen,
Die Füße schnellen Gaskonnaden
Und angeln durch die Luft nuther
Wie seine Zunge nach dem Witze,
Doch selten trifft er nur das Ziel,
Denn was er sagt, das taugt nicht viel
Und seinen Pfeilen fehlt die Spitze.
Zwar kann, wer leichte Füße preißt,
Den Siegeskranz ihm nicht versagen,
Doch hat er ja, so wie es heißt,
Sowohl an Körper als an Geist
Auch nicht so mächtig schwer zu tragen.

Müller.

Gleich einem armen Sünder
Mit krummen Knien und schlaffen Ohren,
Das die Natur zu steter Pein,
Zu Müh und Schlägen auserkoren,
Trabt hier ein andrer träg und schwer,
Als trüg er Mehl zur Mühle her.
Sein Körper ward vom langen Frohne
Zu einer ew'gen Reverenz;
O Gott, wir bitten Dich, belohne
Ihn endlich mit der Dulderkrone
Und laß ihn bald zur Audienz
Hier wird ihm doch das Glück nicht grünen
Und dort kann er Dir doch vielleicht
Weil er so gern sich krümmt und beugt,
Zum Schemel Deiner Füße dienen.

Die Aufnahme ist eine so günstige, daß Schulze entzückt schreibt: „O Medisance, die Du dem Herzen am freundesten bist, wie ist es möglich, daß Du uns zu dem Herzen des Weibes einen so leichten Zugang verschaffen kannst? Ich wette, das zärtlichste Gedicht hätte mir nicht so viel Vortheil verschafft." In der That verdankt er diesen „giftigen Couplets", das erste Rendezvous. „Unterwegs" — beim Heimweg aus dem Theater, wo Kotzebues „Pachter Feldkümmel" gegeben wurde — „sagte sie ex abrupto: ‚Ich habe so lange keine Motion gehabt; morgen um drey Uhr werde ich gewiß im Französischen Garten spatzieren gehen!' Einen solchen Wink hätte selbst der Pachter Feldkümmel verstanden." Freilich verläuft die Begegnung nicht

Digitized by Google

eben wie die eines Liebespaars; Frau von P. hat vorsichtig ihren Bruder mitgebracht und als sie dem Dichter ein Blättchen mit Versen überreicht, enthält es nur einen — sehr witzlosen — Stachelreim gegen jene Dame, die einige Tage vorher ihre Touren beim Monsterino gestört, auch schickt sie Schulze, als sie aus dem Garten treten, schleunigst fort, aber gleichviel, das erste wirkliche Rendezvous ist es doch, und nun werden die „Tändeleyen" auch von Seiten der Dame immer verständlicher. Da heißt es z. B. im Tagebuche:

„Am 25sten Septbr. Die Schauspieler gaben Kotzebues „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen". Ich verfügte mich in die bekannte Loge und fand meine Damen schon vor. Ich hatte meine Taschen voll Bonbons mit Devisen und so unwitzig die Sprüchlein auch waren, gaben sie doch hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung. Ich überreichte der P. eine Devise mit den Worten:

Vous savez l'art de charmer
Et moi celui d'aimer.

Sie steckte sie in den Busen. Bald darauf gab sie mir einen Bonbon zurück, der schon geöffnet und worin die Devise hineingelegt war. Ich fand die Worte:

Recevez pour bouquet
L'hommage d'un coeur discrèt.

Einer genügenderen Erklärung bedurfte ich eigentlich nicht. Übrigens verging dieser Abend wie die anderen.

Am 30sten Septbr. Ich ging in's Schauspiel, um den Rochus Pumpernickel zu sehen und meiner Dame zugleich eine Antwort auf ihre verbindliche Devise zuzuspielen. So leicht war dieses nicht, denn außer der Mutter und Schwester fand sich auch die Sekretairin ein. Endlich kaufte ich eine Tüte voll Bonbons, wickelte mein Gedicht sehr klein zusammen und legte es in eins der obersten Papiere. Ich präsentirte den Damen und natürlich der P. zuerst. Wenn das Schicksal mir nicht ganz ungünstig war, mußte sie den rechten Bonbon treffen. Als sie ihren Theil aufgewickelt hatte, sagte sie: es sind ja keine Devisen darin! Jetzt geriet ich in die höchste Verlegenheit, denn wenn sie das Papier nicht gefunden hatte, mußte es einer andern zugefallen seyn. Während ich mich noch ängstigte, merkte ich, daß sie that, als hätte sie an ihrem Busenflor etwas zu ordnen, und dieses Zeichen gab mir die Versicherung, daß sie nur zum Scherz geläugnet hätte. Das Gedicht enthielt diese Worte:

„Die Zeilen, die dem schönsten Glück mich weihten,
Hat mir vielleicht der Zufall nur gewährt;
Doch mag Dein Blick, Dein Wort auch widerstreiten,
O laß mich so die süßen Zeiten deuten.
Wie Hoffnung mich, wie mich die Lieb' es lehrt.
Dem Schiffer, der auf öden Meeresräumen
Nach langer Müh' in sanften Schlummer sinkt
Ist's immer süß, zur Heimath sich zu träumen.
Wenn rings auch noch der Woge wildes Schäumen
Um seinen Kahn als seine Beute ringt.

Doch wenn er dann beym schaurigen Erwachen
Verzweifelnd Traum und Wirklichkeit vergleicht,
Dann schützt gewiß ein Gott den morschen Nachen,
Denn wahrlich, die Erinne mir kann lachen,
Wenn uns ihr Gift getäuschte Hoffnung reicht."

Irgend eine tiefere Empfindung zuzugestehen, würde dieser Sohn einer grundfrivolen Zeit selbst verständlich für Todsünde halten. Und so schneidet er zu dem Gedicht im Tagebuch die Grimasse: „Dieser sentimentale Ton ist unserm Verhältniß bisher fremd gewesen; die Komödie nähert sich indeß ihrer Auflösung, und diese kann nur durch eine sentimentale Szene stattfinden."

In derselben Tonart fährt das Tagebuch fort:

„Am 28sten Septbr. Ich gab heute Abend meiner Dame eine Büste, um die Wirkung zu bemerken, die mein gestriges Gedicht hervorgebracht habe. Die Unterredung wurde in dem gewöhnlichen scherzhaften und neckenden Ton angefangen. Wir sprachen von meinem Herzen und ich behauptete, es sey ein Kloster, aus welchem Niemand, wer einmahl drinnen sey, wieder hinaus könne. Die Dame fragte, wer Priorin dieses Klosters sey und wie viel arme Gefangene schon darin schmachteten u. s. w. Ich merkte, daß sie diese Gelegenheit benutze, um mich über frühere Verhältnisse auszuforschen und ich wich ihr deßhalb auf eine geschickte Art aus. Plötzlich änderte sich aber die Scene. Wir waren auf ein Gespräch über Vernunft und Thorheit gerathen. Ich nahm mich der letzteren an und sie vertheidigte die erste. Anfangs schien alles nur Scherz, plötzlich aber machte sie so wunderbare Sprünge auf der Leiter der Empfindungen, daß sie schon oben war, als ich noch unten stand. Sie gerieth in eine höchst sentimentale Laune, sprach in einem sehr bedeutenden Tone von der Gewalt des Schicksals, von der nothwendigen Beherrschung des Gefühls durch die Vernunft und setzte mich, der ich auf diese Katastrofe gar nicht gefaßt war, in große Verlegenheit. Ich faßte mich indeß, warf ihren individuellen Beziehungen einige allgemeine Sätze entgegen und griff nach meinem Hute, um mich zu empfehlen. Warten Sie einen Augenblick, sagte sie, ich habe Ihnen doch das Couplet auf die bewußte Dame versprochen, hier ist es. Sie gab mir ein Papier; ich ahndete, daß es nicht bloß das Versprochene enthalten würde und fand, als ich zu Hause gekommen, ein Gedicht, welches fast alles das sagte, welches eben der Inhalt unserer Unterredung gewesen war. Ich wurde aufgefordert, der Vernunft zu gehorchen,

Digitized by Google

dem Schicksale zu folgen, der Refrain indeß war:

Was auch die Welt voll strenger Tadler spricht,
Von mir bekömmst du ein Vergißmeinnicht."

Das Gedicht findet sich im Nachlaß nicht vor. Über die Empfindungen des jungen Dichters mag das Urteil ein verschiedenes sein; will ihm etwa der Leser seine Frivolität ganz glauben, so gibt es ja auch dafür Anhaltspunkte genug . . . Was aber Frau von P. betrifft, so ist es klar, daß sie, über die ernste Wendung erschreckt, die das leichtsinnige Herzens begonnene Spiel genommen, nun das ihre that, die Leidenschaft, von der sie Schulze ergriffen glaubt, zu zügeln.

Er aber schreibt in derselben Tonart, die er in seinen Aufzeichnungen von Antegimm angeschlagen, am 30ten September in sein Tagebuch:

„Das geistige Gedicht hatte mich eigentlich zur Freundschaft aufgefordert, da ich aber einmahl den Leidenschaftlichen spielte, durfte ich keine Vernunft annehmen. Ich bekam also eine Antwort, die zu einer ansehnlichen Epistel anwachsen wird und worin so viele Sophismen übereinander gehäuft werden sollen, daß ihre Vernunft verwirrt werden muß, wenn sie sie nicht von der solidesten Sorte erhalten hat! Im Anfang wird besonders der Gegensatz hervorgehoben, der in ihrem Gedichte zwischen der Vernunft und dem Gefühl sichtbar wird. Schon der Anfang ist etwas impertinent, denn er setzt von ihrer Seite eine Liebe voraus, die nur durch die Vernunft etwas gedämpft und unterdrückt wurde. Das ganze Ding ist ein Betrug und dennoch wurde es nicht ohne Empfindung geschrieben."

Das bisher ungedruckte Gedicht lautet:

Vergiß mein nicht, rief du mir Zauberlösen
Der Liebe zu, die nur Erhörung fleht,
Und, ach, doch soll des Busens heißes Sehnen,
Auf Deinen Rath, dem kalten Götzen fröhnen,
Den die Vernunft zum Herrscher uns erhöht?
Du heißt das Herz und schlägst ihm neue Wunden,
Dem Schmachtenden zeigst Du das süße Licht
Und hältst ihn doch in öder Nacht gebunden,
Dein Geist verlangt, was mir Dein Herz verspricht.
Was ich empfand, das hast Du mitempfunden,
Doch was ich will, weh mir, Du willst es nicht!
Laß' dort Vernunft mit strengem Blick regieren,
Wo ernst der Geist Entschluß und Folgen wägt,
Doch wo das Herz sich heiß und schmelzend regt,
Wo Will' und Kraft den Untergrund verlieren
Und wilder Sturm das Schiff ins Meer verschlägt,
Kann auch mir Sturm zum Port es wieder führen.

Frei soll ich thun, was das Geschick gebeut?
Wohl mir, der schönste Trost ist mir geblieben!
Gebot mir nicht das Schicksal Dich zu lieben,
Und dies Gebot, ist es nicht Seeligkeit?
So treibe denn auf raschen Sturmesschwingen
Mich das Geschick ins hohe Meer hinein,
Kühn soll mein Herz um Deine Liebe ringen,
Für Deine Gunst ein jedes Opfer bringen
Und keinen Fels und keine Woge scheun.

Und schwand ihm auch in unwirthbarer Ferne
Am Horizont der Hoffnung holdes Licht,
Stets bleiben Lieb' und Sehnsucht seine Sterne
Und seine Losung ist: Vergiß mein nicht!

O sprich, wer kann den Lauf des Schicksals tadeln?
Das Urteil, das die kalte Welt uns spricht
Kann nuire That nicht schänden und nicht adeln,
Nur was das Herz gebeut, ist unsre Pflicht.
Darf die Vernunft mit dem Erdenlosen rechten,
Der, rettungslos uns blutige Schlachtgewühl
Geschleudert von verhängnisvollen Mächten,
Dem finstern Tod ein reifes Opfer fiel?
Sprich, darf sie dem ein ehrend Grab verjagen,
Den das Geschick der wilden Flnth geweiht,
Darf sie erzürnt das zarte Kind verklagen,
Daß seine That ins Buch der Ewigkeit
Der Ruhm aus seinem Leben eingetragen,
Wenn schon sein erster Lenz nach wenig Tagen
Zum Leichenschmuck ihm seine Blüthen streut?
Und ich, ich sollte feig dem Tadel beben,
Weil das Geschick mir schön're Gaben reicht,
Ich sollt', o Schmach, durch freuden Sinn gelenkt,
Der Huld des Glücks kleinmüthig widerstreben,
Die mir, vom Flehn der öden Brust erweicht,
Den schönsten Traum des Herzens zu beleben,
Sein Lustgebild im irdischen Kleide zeigt?
Von Ewigkeit ward ich mit Dir verbunden
Und Ewigkeit löst diese Bande nur:
Die Fesseln, die die Welt um Dich gewunden,
Sie sind vom Zwang, vom Menschenwahn erfunden,
Doch mein Gefühl trägt nicht der Erde Spur.
Harmonisch schlägt mein Herz mit Deinem Herzen,
Mein Auge lebt allein durch Deinen Blick,
Durch Dich nur fühl' ich Lust und fühl' ich Schmerzen,
Du bist mein Gott, mein Leben, mein Geschick
Mag Zufall auch mich Deinem Arm entwinden
Und ließ auch einst des Schicksals Zauberstab
Die fernste Spur von Deinem Dasein schwinden,
Stets wird mein Wesen Dein Dasein wiederfinden,
Denn Nichtsein nur ist meiner Liebe Grab.

Dem Freunde nur willst Du die Blumen streuen,
Die zum Gefühl um ew'ge Treue flehn?
O kannst Du so das holde Wort entweihen,
Das Liebe nur und Sehnsucht ganz versühnt?
Für eine Welt sind Freunde nur verbunden,
Nur einer Welt gilt ihr Vergißmeinnicht,
Allein der Kranz, den Lieb' uns einst gewunden,
Blüht ewig fort in jedem Sonnenlicht.
Und jeder Stern, der mit erhöhtem Glanze
Von neuem uns zum schönern Sein gebahr,
Beut liebevoll dem körperlosen Kranze
Verjüngte Kraft und frische Blüthen dar.

So trotze denn nicht länger dem Geschicke
Und sieh dem Herzen, was das Herz verlangt.
Was das Gefühl uns räth, das führt zum Glücke,
Indeß der Geist im ew'gen Zweifel schwankt.
Das Herz nur kann vor Irrthum uns bewahren,
Es bebt nicht vor erdichteten Gefahren,
Die der Verstand mit banger Vorsicht scheut;
Und sollt' auch einst ein Scheinbild uns betrügen,
So bleiben doch des Herzens süße Lügen
Stets reizender, als kalte Wirklichkeit.

Zelle, am 2ten Oktober 1811.

Digitized by Google

„Betrug" oder Empfindung? — das mag nun der Leser selbst entscheiden. Während aber das Gedicht geschrieben wird und noch ehe es übergeben wird, thut Frau von P. einen Schritt, der deutlich genug erweist, daß sie nicht erst einer poetischen Mahnung bedarf, um „dem Herzen zu geben, was das Herz verlangt": am 2. Oktober erhält Schulze von ihr ein anonymes Billet, worin sie ihn einladet, an einem Ausflug, den sie mit ihren Verwandten nach Lachtchausen unternehmen will, theilzunehmen, es jedoch zu anzustellen, als ob er zufällig hinkäme. Natürlich findet er sich am Rendez vous-Platz pünktlich ein, da sie jedoch — gegen ihren Willen — unpünktlich kein muß, läßt er sie, als er sie endlich trifft, seinen Unmuth in spitzen Worten fühlen. Mit Behagen verzeichnet das Tagebuch ihre Versuche, ihn zu versöhnen, und fährt dann fort:

„Ich sah heute an ihrem Benehmen, daß sie nicht bloß kokett ist, und wirklich eine Neigung zu mir hat. Der Stolz der Koketterie würde es ihr nicht erlaubt haben, die offenbaren Schritte zur Versöhnung zu thun, die sie wirklich that. Endlich schien ich durch ihre Demüthigungen erweicht und bot ihr beym Fortgehen den Arm. Ich selbst gab jetzt dem Gespräche eine sentimentale Wendung, indem ich mit scheinbarem Schmerz auf die Vorfälle des Nachmittages anspielte. Sie gab mir zu verstehen, sie sey nicht immer das, was sie scheine, und das Weib müsse sich der Meinung und den Verhältnissen beugen, wo wir ihnen trotzen dürften. Dann handelten wir abermahls das alte Kapitel von Gefühl und Vernunft ab. Sie sagte, ein zartes Gefühl könne uns leicht zu Verirrungen hinreißen, die uns nachher, gerade wegen dieses zarten Gefühls, desto schwerzlicher seyn müßten. Ich brachte hingegen einige Sofismen vor, die mir selbst eine kleine Schamröthe abjagten; aber ich dachte, alea jacta est, da du so weit drangst, mußt du auch über den Rubikon. Ich schob ihr mein Gedicht in die Hand und freute mich, daß sie es rasch nahm, denn ein kleines Zögern von ihrer Seite hätte mich vermocht es zurückzunehmen. Sie ist schwach, aber nicht schlecht; wäre ich ihr erster Verderber, so möchte ich nicht so ruhig seyn, als ich es bin. Auch von der Trennung sprachen wir, und sie äußerte, es sey ihr ein schmerzlicher Gedanke, daß sie heute vielleicht zum letzten Mahle in Lachtchausen gewesen sey: dort hatten wir uns zuerst gesehen. Merkwürdig war mir eine Äußerung über ihren Mann. Sie sagte, es käme ihr nicht sehr traurig vor, längere Zeit ohne ihn zu leben, weil sie ihn sehr daran gewöhnt sey, ihn nur selten zu sehen.*) Dieser Abend hat in das erschlaffte Verhältniß wieder etwas Spannung gebracht.

Am 11ten Oktober. Man gab eine höchst lang weilige Oper: Die mürrische Nachbarschaft, die mit ihrem unausstehlichen Gethöse mich so betäubte, daß ich alle Freudeit des Geistes darüber verlohr. Gleich anfangs gab sie mir ein Papier in ziemlich großem Format, indem sie sagte, sie habe mir doch einen Bonbon versprochen. Ich konnte diese Unverschämtigkeit nicht begreifen, denn die Überreichung des Papiers geschah ganz öffentlich. Sie verbesserte den Fehler indeß und sprach von der Sache, als wäre es ein neues Couplet auf irgend eine Dame. Ich ging in ihre Idee hinein und sagte, um sie ein wenig zu ängstigen: „Das will ich doch gleich einmahl lesen." Sie verbot es mir durchaus. Beym Zuhausegehen erbielt ich den ersten Handdruck von ihr. Das Papier enthält ein Gedicht, worin sie mir Freundschaft anbietet und die Freundschaft gegen meine Vorwürfe vertheidigt. Sie plaidirt indeß für ihre gute Sache schlechter, als ich für meine schlechte, und durch das ganze Gedicht herrscht eine gezwungene Empfindung.*) Sie kann aber nicht anders antworten, denn wenn sie meiner Epistel gemäß handeln wollte, müßte sie mir gleichsam fußfällig Liebe und Alles anbieten.

Am 21ten Oktober. Schlüters, die Sekretärin, die P., Echte, Ritmeyer, Schilling und ich waren auf Baumanns Garten. Ich hatte eine wahre Recensentenlaune und fing an, mich mit jedem aus der Gesellschaft zu zanken. Die P. hatte erwartet, ich würde mich zu ihr setzen, um sie zu unterhalten; ich ging aber, nachdem ich ihr einige Mockerieen gesagt hatte, an die andre Seite zur Sekretairin. Sie fing an, mit mir zu fürten, anfangs wie es schien, nur aus Scherz. Es war im Garten eine Passionsblume zu sehen, und die P. forderte mich auf, mit ihr zu gehen, um sie in Augenschein zu nehmen. Zur Passionsblume mögen die gehen, die ohne Leidenschaft sind, sagte ich mit einem angenommenen bittren Tone, den sie wahrscheinlich auf ihr gestriges Gedicht bezog. Ich werde gehen, antwortete sie, um Ihnen das Blümlein Wunderhold zu suchen. Alles in der Welt hat seine Zeit, erwiderte ich lachend. Oft ist das Blümlein Wunderhold recht nützlich, aber zuweilen wäre man ein Thor, wenn man es vorsuchen wollte. Besonders schien es meine Dame zu verdrießen, daß ich mit der Sekretairin mehr als gewöhnlich sprach und ich merkte das erste Fünkchen Eifersucht in ihr aufglimmen. Sie schien eine geheime Unterredung mit mir zu wünschen und schlug deshalb vor, über die Zugbrücke zu Hause zu gehen. Ich unterstützte ihren Vorschlag nicht

*) Herrn von P.'s militärische Stellung bedingte einen überaus häufigen Wechsel des Garnisonsorts.

*) Das Blatt liegt dem Convolut nicht be

genug, in der Absicht sie etwas zu ärgern, und um sich zu rächen, gab sie mir einen Wink, der mir verbot, mich morgen beym Schauspiel in ihrer Loge einzufinden. Die Sekretairin hatte ihren kleinen Sohn mitgebracht und ich nahm ihn, als wir fortgingen, aus Scherz auf den Arm und trug ihn eine Strecke. Dieses bestärkte sie in ihrer Eifersucht und sie sagte mir mit einem gebieterischen Tone: Setzen Sie das Kind nieder! Es macht mir Vergnügen, es zu tragen, antwortete ich gleich gültig. Nach einer Weile wiederholte sie ihren Befehl und ich antwortete dasselbe. Jetzt kehrte sie sich rasch um und ging voraus. Die Sekretairin bat mich endlich den Kleinen laufen zu lassen und ich setzte ihn zur Erde. Weil ich heute eigentlich der Aufsänger gewesen war, ging ich der P. nach, um mich mit ihr zu verständigen. Ich redete sie an; sie antwortete kurz und ging in die Mitte des Fahrweges, um nicht mit mir zusammen zu treffen. Sie üben den Spruch schlecht, sagte ich, der uns befiehlt:

— Weiche keinen Finger breit
Vom rechten Wege ab

oder eigentlich, fuhr ich fort, müßte es wohl heißen:

Ub' immer Treu und Zärtlichkeit
Bis an Dein spätes Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Amors Wegen ab.

Ich halte es mit der Redlichkeit, sagte sie, denn die Zärtlichkeit der Dichter ist fast immer nur Spiel ihrer Fantasie. Gottlob, antwortete ich, daß ich kein Dichter bin, sondern nur Wahrheit in Verse bringe. Bald darauf kamen wir an eine Stelle im Wege, wo sich etwas Regenwasser gesammelt hatte, und ich warnte sie dort zu gehen. Glauben Sie, daß ich den Weg nicht selbst erkennen kann! fragte sie. Heute Abend glaube ich es, antwortete ich, denn Sie scheinen einen Nebel vor den Augen zu haben, der Ihnen alles in falschem Lichte zeigt. Auf der Alleebrücke näherten wir uns einander wieder, und bis zu Stolzens Haus wurde die Sache ziemlich wieder ins Gleis gebracht. Die P. bat mich, noch etwas zu ihr zu kommen. Als ich ihre Einladung angenommen hatte, ging sie schnell mit mir voraus, ohne die Uebrigen zu erwarten. Ich merkte, daß entweder sie mir etwas zu vertrauen habe, oder daß sie es von mir hoffte. Da sie keine Unterredung anfing, wurde ich in meiner letztern Idee bestärkt und nahm mir vor, sobald wir auf ihr Zimmer gekommen seyn würden, mich ein wenig zu expectoriren. Bey solchen Scenen verlange ich die äußerste Bequemlichkeit, denn sie geniren mich an sich selbst schon genug, als daß ich nicht noch eine genante körperliche Stellung zu vermeiden suchen sollte. Kaum waren wir aber ins Zimmer getreten, als die alte Susanne, oder wie sie heißen mag, uns schon Licht brachte und sich einige Zeit verweilte, um uns einige frischgebackene Neuigkeiten zu erzählen. Während dessen langte auch die übrige Gesellschaft an und ich mußte für heute meinen Vortrag aufgeben. Schilling setzte sich ans Klavier und sang uns die Abenthener des Küsters Vakel vor. Dorette wählte eine Ecke am letzten Fenster, um die Stimme ihres Geliebten in stiller Andacht zu bewundern, die Mutter legte sich im Hintergrunde aufs Sofa und schien sich etwas zu langweilen. Die P. und ich rückten am vordern Fenster mit einem Paar Lehnstühlen dicht zusammen und sprachen leise von gleichgültigen Dingen. Sie erzählte mir die Geschichte ihrer Ringe, wovon sie wenigstens auf jedem Finger einen trägt, holte ihre Chatulle und ließ mich Briefe von Freunden und Freundinnen lesen, u. s. w. Endlich gerieth ihr ein Papier in die Hände, bey dessen Anblick sie an zu lachen fing und mir erzählte, sie habe neulich eine Feder probiren wollen und unwillkührlich die folgenden Worte drauf geschrieben:

Un coeur, comme un couvent
Ne me plait pas un moment,
Je mettrai feu dedans
Pour bruler ce couvent.

Die Worte bezogen sich auf unsre neuliche Unterredung vom 28. Septbr. Ich nahm ihr das Papier weg und wir schieden ganz versöhnt von einander." *)

*) Auf demselben Blättchen stehen noch von Frau v. P's Hand die deutschen Verse:

„Des Menschen Auge weint und lacht,
Da glaubt Ihr's zu verstehn,
Doch seh Ihr auch im dunkeln Schacht
Des Herzens Hammer gehn?"

Litterarische Notizen.

— Das Theater-Wesen in der Schweiz. Von Alfred Peetschen. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1897. „Wenn es wahr ist, daß jedes Volk die Theater sein eigen nennt, die es verdient, dann muß die Eidgenossenschaft, nach dem heutigen Stand ihrer Bühnen zu urteilen, im Buch der Theater-Geschichte ohne Zweifel schwarz angekreidet werden." Die wohlgemeinte und kurzweilig genug geschriebene Broschüre sucht die Beweise für den zitierten Eingangssatz zu erbringen. Wir sind nicht in der Lage, zu beurteilen, ob der Autor nicht etwas zu schwarz sieht; sind jedoch die Thatsachen, die er anführt, richtig, so sieht es in Theatersachen allerdings um die Schweiz so traurig, wie um keine andere Landschaft deutscher Zunge. Wir beschränken uns in der Auswahl markanter Thatsachen, die das Büchlein bietet, auf die deutsche Schweiz; in der französischen und italienischen scheint es übrigens nicht besser zu stehen. Nur zwei Städte, Zürich und Basel, haben Theater, die „dem Namen eines Kunst-Institutes Ehre machen"; die andern balancieren auf dem Niveau von Provinz-Theater erster bis dritter Ordnung, sofern sie nicht gar auf herumziehenden Wandertruppen

Digitized by Google

angewiesen sind; die erste Heldin stellt heute die „Magda“ in Sudermann's „Heimat“ dar und tanzt morgen die „Puppenfee“. Mein Wunder, daß das Theaterbedürfnis daneben durch Dilettanten-Vorstellungen befriedigt wird, auf die unser Autor gleichfalls nicht gut zu sprechen ist. Seltsam genug berührt es aber, daß in deutschen Lande, das auch in ganz kleinen Ortschaften Dilettanten-Bühnen aufweist, die ständigen Theater kein genügendes Publikum finden, so in Zürich, wo, wie es scheint, nur die Oper gut besucht wird, während das Schauspiel vor leeren Häusern herumvegetiert, so gut es geht. Als z. B. der Wiener Hofschauspieler Emmerich Robert in Zürich gastierte, mußte er seinen „Macbeth“ vor leeren Bänken spielen; ein volles Haus erzielte er nur in Hauptmann's „Versunkener Glocke“ und da war die Aufführung zugleich für Zürich Premiere! Während das Drama hohen Stils, namentlich das klassische Drama, nicht „zieht“, bleibt auch das Volksstück unbeachtet, „denn eine Berliner Posse ist zu berlinerisch, ein Wiener Volksstück zu wienerisch, der Raimund ist zu alt und „dem Anzengruber seinen Dialekt versteht man nicht; ein Schweizer Volksstück muß erst noch geschrieben werden“, und „eine Operette schickt sich, wenigstens in Zürich, nicht mehr.“ Ein trauriges Surrogat, dabei eine Spezialität der sonst so gebildeten und kunstfreudigen Stadt, auf die sie wenig stolz zu sein braucht, ist das „Volks-Theater zum Pfauen,“ dessen Direktor am liebsten dramatische Machwerke bringt, die das Verdienst haben, „in Deutschland verboten“ zu sein. Dort sieht man den Fall Hammerstein, die Affaire des Herrn Hoyle, die „Gräfinnschen von Antwerpen,“ „Irren von Mariaberg“ und zuletzt die Affaire Trebitsch dramatisiert. Den Hauptgrund für diese Gleichgültigkeit sieht der Verfasser in den unzähligen Dilettanten-Vereinen; ob mit Recht wollen wir nicht entscheiden, obgleich er aus seinem Theater-Kalendarium einen Zürcher Sonntag vermerkt, an welchem nicht weniger als ein Dutzend derartiger Theater-Aufführungen stattfanden; eine Thatsache, die für allerdings in einer andern Stadt deutscher Zunge vorgeblich ein Seitenstück zu suchen wäre. Stehn es so in dem gebildeten Zürich, dann natürlich in den kleineren Städten vollends schlecht, und während in Zürich wenigstens die Oper floriert, kann man es in einer Stadt wie St. Gallen erleben, daß Wagnersche Opern mit zwei Violinen und einem Cello als Orchester gegeben werden. Auch der Kritik schreibt Herr Bertschen einen Teil der Schuld zu. Zu der That sind die Proben, die er bietet, drollig genug, aber ähnliches ließe sich auch aus deutschen, sogar aus Berliner Blättern bringen. Wie in allen ähnlichen Fällen ist übrigens die Kritik des Bestehenden das Beste an dem Büchlein, die Reform-Vorschläge das Schwächste. Sie laufen auf eine Verstaatlichung des Schweizer Theater-Wesens heraus. Das ist nicht bloß, wie wir glauben, undurchführbar, sondern hieße auch den Teufel durch Beelzebub austreiben. Dem Schweizer Theater-Wesen kann nicht anders geholfen werden, als dem in anderen Landschaften deutscher Zunge geholfen wurde, wo es nun besser darum steht: die gute Leistung, von dem pflichttreuen Interesse der Kritik unterstützt, kann allein auf die Dauer Interesse erwecken und gesunde zustände herbeiführen.

— „Ein Duell im Jahre 2000.“ Von Severin Severus. Aus dem Englischen übersetzt von Dr Juvenalis Martial, praktischer Historiker.“ (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.) Wir haben von der seltsamen Schrift nur soviel verstanden, daß sie sich gegen das Duell kehrt; im übrigen ist uns so ziemlich alles unklar geblieben. Zunächst die Maskerade — ein deutsch geschriebenes Original wird ohne Sinn und Grund als Übersetzung aus dem Englischen ausgegeben, — ferner die kuriose Wahl der Pseudonyme, endlich die abstruse Einleitung. Alles in allem: die Schrift wird leider sicherlich dem Duell nicht schaden, aber auch hoffentlich jene, die es bekämpfen, durch die verschrobene Art, in welcher ihnen hier kundgeboten wird, nicht in ihrer Überzeugung erschüttern, daß es eine schlechte Sache ist, gegen die sie streiten.

„Pantheistisches Laienbrevier. Eine Sammlung geistreicher Sinn- und Schlußreime des Angelus Silesius von Rudolf Johann Pichler.“ (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.) So oft die Mode, oder der Geist der Zeit, oder wie immer man die Macht nennen mag, die uns in ewigem Kreislauf zu scheinbar neuen, in Wahrheit aber uralten Idealen hinleitet, die Mystik in Deutschland zu neuen Ehren gelangen läßt, taucht auch der wackere alte Angelus Silesius empor, und nicht mit Unrecht, da er ja wahrlich ein ebenso bedeutender Dichter als Denker war. So ward er in der Zeit der Romantiker neu ausgegraben, gefeiert und wieder vergessen; so tauchte er zu Beginn der fünfziger Jahre für kurze Zeit empor, und nicht anders erklärt es sich, daß ihn heute die Symbolisten auf den Schild heben. Dieser Mode folgend, hat ein Schriftsteller, der in seiner überderben Art wenig innerliche Verwandtschaft mit dem alten, feinen Johannes Scheffler hat, Otto Erich Hartleben, einen Neudruck der Gedichte veranstaltet, und aus demselben Triebe erklärt sich die Anthologie, welche Pichler hier zusammengestellt hat. Für eine solche Auswahl läßt sich nicht viel, aber im Grunde läßt sich noch weniger dagegen sagen. Als Vorlage für seine Ausgabe hat der Herausgeber eine gute Quelle, die 1865 von Georg Ellinger veranstaltete Ausgabe benützt, und die Auswahl ist knapp und im ganzen geschmackvoll getroffen; nur die Ausstattung hätten wir minder seltsam gewünscht. Unmögliche Formate zu wählen, gilt heutzutage als modern, aber das Wesen der Moderne ist damit doch nicht erschöpft. K. B.

Man braucht kein fanatischer, in der Wolle gefärbter Friedensfreund zu sein, um es gut zu finden, daß ein Roman wie Bertha von Suttners: „Die Waffen nieder!“ starke Verbreitung gefunden hat. Freilich war es ganz und gar ein Erfolg der Tendenz, nicht des künstlerischen Wertes, und so wenig uns das chamvinistische Phrasengebimmel in unseren Jugendschriften gefällt, so würden wir doch auch das Buch der österreichischen Baronin gewiß nicht jenen beigählen, die der Jugend vorenthalt werden sollen. Schon deshalb nicht, weil es sich hier um eine Frage handelt, die nicht allein nach Empfindungen zu entscheiden ist; politischer Verstand und historischer Sinn haben da auch ihr Wörtlein mitzusprechen. Darum hat uns der Titel des stattlichen Buches, das uns kürzlich aus E. Pierson's Verlag in Dresden zukam, mit gemischten Empfindungen erfüllt: „Marthas Tagebuch“. Nach dem Roman: „Die Waffen nieder!“ von Bertha von Suttner, für die reifere Jugend bearbeitet von Oberlin Gräfin Pötting, illustriert von Adrienne Gräfin Pötting. Immerhin hätten wir es lieber empfohlen, als getadelt, wenn dies irgend möglich gewesen wäre. Aber es ist wirklich nicht möglich; die beiden braven Gräfinnen sind, die eine mit der Feder, die andere mit dem Stifte, so ziemlich die unbehilflichsten Dilettantinnen, die uns seit lange vorgekommen sind — und das will im Munde eines deutschen Kritikers etwas sagen! Der Rest ist Schweigen. u. s.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Avenarius, Ferdinand. Stimmen und Bilder. Neue Gedichte. Florenz und Leipzig. Eugen Diederichs. 1898.

Sonnenblumen. Herausgegeben von Karl Henckell. Zürich und Leipzig. Karl Henckell & Comp. o. J.

Verdaguers, Jacinto. Atlantis. Deutsch von Clara Sommer. Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagsbuchh. 1897.

Suttner, Bertha von. Schach der Qual. Ein Phantasiestück. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1898.

Fastenrath, Johannes. Don Juan Tenorio von Don José Zorilla. Verdeutscht. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1898.

Krüger, Fr. G. Theo. Was ich ersonnen, was ich erlebt. Gedichte. Neu-York. Im Selbstverlage des Verfassers. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch im Auszuge ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Deutschen Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Die Rentaurin.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Porzellanmanufaktur von Stollwerk und Steinach hat heute Weltruf. Keine große Ausstellung, die sie nicht beschickte, keine Fürstlichkeit, die nicht ein Kunzendorfer Dejeuner-Service, kein Museum, das nicht eine Prachtvase von daher besäße. Das Arbeiterpersonal, die Maler, Glasierer, Spediteure, Comptoiristen zählt nach hunderten. Die Besitzer sind Millionäre. Geschäftskenntnis, Fleiß, Geschmack und Glück haben einen der großen, der riesenhaften Triumphe gefeiert, die ihrer Vereinigung bisweilen zu teil werden. Und doch — das rechte Glück des Glückes, das Herz und der Mittelpunkt des Daseins, das einzige, um das es sich zu leben lohnt, fehlt den Menschen, zu deren Gebote der ungeheure Reichtum steht, der dort im glühenden Bauche schmauchender Brandöfen gezeitigt wird.

Wie das müde die teppichbelegten Marmorstufen hinaufsteigt, durch die Pracht der Gemächer schwere Falten schleppt, an Speisen, Büchern, Kunstschätzen nascht; wie gelangweilt durch die Wälder, den glitzernden Strom entlang dahinfährt, in der Ruhe einer paradiesischen Natur sich nach dem wechselvollen Leben der Großstädte sehnt und, ermattet, übersättigt, wieder zurückbegehrt in die Ruhe. Wie sich das die Sinne abstumpft in Zärtlichkeiten, die bloß die Sinne angehen, und angeekelt Zärtlichkeit in Widerwillen wandelt; wie das sich in seiner Flachheit gegenseitig ausschöpft und dann gelangweilt in die Untiefen der eigenen und der andern Seele sieht! Wie das immer raffinierter und gerade darum immer plumper genießt und in dem ödesten, planlosesten Leben, gleichgiltig schon sogar gegen das Anschwellen der Millionen, für die sich doch keine Befriedigung kaufen läßt, Gedanke, Kraft, Willen und Empfindung erstickt!

Hinter der Rokoko-Villa, die das Ehepaar Stollwerk bewohnt, dehnt sich heut ein Park, der wohl das zwanzigfache des Gartens faßt, aus dessen Mitte sich das einfache Wohnhaus des Düngerfabrikanten erhoben. Der Zusammenhang dieses Gartens mit einem Birken- und Kiefergehölz ist künstlich hergestellt worden durch Anlegen jungen Gebüsches, weiter Rasenplätze und die Umpflanzung breitschattiger Waldriesen, die man mit jenem Boden versetzte, den ihre Wurzeln früher durchzogen und umspannten. Eine auserlesene Gartenkunst hat wie mit einem Zauberspaten Bosketts, Blumenteppiche, heitere und düster umschattete Plätze geschaffen.

Den herrlichsten Ausblick auf dieses Panorama hat man vom Gartensaal und der Veranda aus, die davor liegt und von der man auf einigen Stufen hinabsteigt. Dieser Gartensaal ist ein harmlose Gemüter seltsam anmutender Raum. Der Grundton ist auf ein verwaschenes Blau gestimmt, in diesem treiben stilisierte Wellen, sentimentale Tulpen, zerfaserte Algen und verrückt gewordene Seerosen ein höchst bewegtes fahlgrünliches Wesen. Der Riesenteppich, vier Eckophas von nie dagewesenen Formen, ein Mittelsopha in Museumsrundheit, Vorhänge und Decken wiederholen das Muster bis zur Erschlaffung. An den Wänden hängen dunkelblaue Landschaften, die sich nie und nirgends begeben und noch phantastischere schmücken als Glasmalereien die Fenster, so daß man statt des herrlichen Gartens draußen brandrote Wälder, grüne Straßen und veilchenblaue Gewässer sieht, an denen bestürzte Präraffaelitinnen über dunkle Verbrechen zu sinnen scheinen.

Es war an einem wundervollen Juli-Nachmittage des Jahres 1897, als in diesem, dem neuesten englischen Geschmackswahnsinn glücklich abgelauschten Raume sich vier Menschen zusammengefunden hatten. In einer Ecke des Hintergrundes, auf einem dieser Sophas, die immer

eine herzhafte Seekrankheit liebevoll zu präparieren schienen, der Herr des Hauses, neben ihm ein wunderschönes Mädchen in einem blaßgelben Blusenkleid, mit kurzen dunkeln Locken wie eine Novellenheldin der sechziger Jahre, die an einem der nützlichen Institute arbeitete, die die Welt unter dem Namen Tischläufer überfluten. Das Ende der Stickerei hielt der schöne Arved, der dann und wann etwas wie „Wundervoll!“ oder: „Jetzt müssen Sie Rot nehmen, gnädiges Fräulein“, sagte, an ihrem Kleide zupfte, tiefe Augen machte und dann laut und lärmend irgend eine billige oder unbillige Anekdote erzählte, um sich dann wieder herabzubeugen und seinen „Flirt“ fortzusetzen.

Auf ein paar Stühlen, deren aufgerichtete Arme wie um Schonung für ihre schwachen Beine flehten, saßen vor einem Tischchen, dessen Platte aus glasierten Kacheln bestand, Ada Stollwerk und Anselm Steinach und betrachteten sich die Reproduktionen der Saschа Schneider'schen Kartons. Cornelie Corroni-Steinach war nach Ostende gefahren, wo sie an einem großen Wagner-Abende dem Badepublikum mit dem „brechenden Zwang“ ihrer eminenten Kunst und ihrer phänomenalen Brillantenroben zu „nahen“ hatte. Anselm Steinach saß deshalb viel bei Stollwerks, und das Schlößchen in normannischer Gotik, das am anderen Ende des Parkes aus Eichen und Rüstern aufstrebte, sah ihn fast nur noch, wenn man ihm den „Nachttrunk rüstete und sein die Ruhe harrte“.

Der einst so verführerische Anselm war ein wenig stark geworden und das Vermögen, das er in Gestalt einer Uhrkette bei sich trug, nahm sich auf seinem Embonpoint um so ansehnlicher aus. Sein Haar und Schnurrbart waren indes noch wundervoll schwarz. Er trug einen hellgrauen Anzug, dessen Kavalierfalten täglich frisch aufgebügelt wurden, mißhandelte aber seinen Schneider, indem er die Daumen beständig in die Westentasche hakte. Anna-Ada, die, seit sie Schmuck im Übermaß besaß, nie mehr welchen anlegte, war völlig schlicht in eine weiße Faltengeschichte gekleidet, die einer Rosettischen Figur nachgebildet war, und sah blaß und rätselhaft aus. Sie war nun eine Frau von siebenundzwanzig Jahren.

„Ich finde diese Sachen wundervoll, Papa, geradezu herrlich“, sagte sie weich und träumerisch. „Sieh mal diesen in Dornen versteckten Judas — schön? nicht?“

Anselm Steinach blies den dunkelblauen Rauch seiner Cigarre weg und ergriff das Blatt.

„Hm. Schön. Ich würde meinen, dieser Dornenfrack ist weder kleidsam noch wärmend, noch anständig — ich möchte dem Kerl die Adresse von meinem Schneider sagen.“

„Du bist gräßlich, Papa. Und es ist doch so groß.“

„Ich glaub, der Kerl hat seinen Beruf als Dornbusch im Sommernachtstraum verfehlt.“

„Du bist recht roh, Papa. — Sieh mal, wie er hier am jüngsten Tage vor Christus kniet. Diese Verzweiflung in den Zügen, das ist doch herrlich.“

„Verzweiflung — herrlich,“ lachte Herr Steinach. „Das heißt: Leute, denen es zu gut geht, würzen das eigene Zuckerbrod bisweilen mit dem Paprika von anderer Leute Desperation zu würzen, damit es ihnen dann „ohne“ wieder leidlich mundet. Der Mensch ist doch eine ruppige Bestie, weißt Du. — Soll das Christus sein? Der macht ja ein Gesicht, als ob er sich mit uns über den Verzweiflungsgrad amüsiert. Für wie viel hat er ihn verraten? Dreißig Silberlinge? Die alten Juden müssen erheblich schlechtere Geschäftsleute gewesen sein als ihre Nachfahren. Für dreißig Silberlinge, den Silberling zu einer Mark sehr anständig gerechnet, die ewige Seligkeit — ist kein Geschäft! — Was ist denn das? Herr der Erde. Was stellt der Kerl vor? Den Tod? Das Geld? He? Das wird einem nicht einmal gesagt. Geh, das Zeug ist scheußlich!“

„Arved. Der Herr der Erde — was ist das?“

Der Mann, der das Verdienst hatte, ein Lager Prima Porzellanerde als Mergel gekauft zu haben, erhob sich langsam und sagte herzutretend zerstreut:

„Herr der Erde, was das ist? Natürlich die Liebe. Oder was meinen Sie, mein gnädiges Fräulein?“

Ada lächelte ein kleines bischen.

Die Schöne mit dem Tischläufer lachte kurz auf. „Vielleicht Napoleon“, sagte sie dann in sinniger Thorheit.

„Übrigens sind diese Stücke wunderbar schön“, bemerkte Stollwerk.

„Na, ich danke! ich danke! Mir gefällt höchstens das Engelsunterröckchen im Argusstile. Das wäre etwas für Sie, Fräulein von Bühl, Sie haben die Figur dazu und — die Tiefe der Erkenntnis, so das Überschauende auch.“ Und der ausgezeichnete Anselm lachte boshaft.

Digitized by Google

„Herr Gott, was hetzt dort die Diana wieder herum!“ rief Stollwerk, der an die offene Thür getreten war. „Die ist wahrscheinlich wieder so 'nem Biest von wildem Kaninchen auf den Fersen. Dort unter der Cornushecke. Gnädiges Fräulein, Sie interessieren sich ja für unsre unfreiwillige Kaninchenzucht, wollen Sie nicht mitkommen?“

Das schöne Mädchen mit der Figur und der Tiefe der Erkenntnis wollte. Wenigstens legte sie die Arbeit zusammen und trat herzu. Sie war wirklich eine große, prachtvolle Erscheinung, ein richtiges Rassegeschöpf; übrigens einem verarmten Geschlecht angehörend und von Ada als Gesellschafterin angeworben. Ada fand das Adelsprädikat an einer Bediensteten sehr apart und hübsch.

„Gnädige Frau?“ fragte die Dame an der Thür.

„Wenn Sie so gut sein wollen, Fräulein von Bühl, mal nachsehen zu helfen —“

Stollwerk überreichte ihr den Gartenhut, der auf der Veranda lag, ergriff seinen eigenen und schritt mit ihr hinab.

Anna-Ada sah ihnen mit dem kleinen, listigen Lächeln nach, mit dem sie schon früher die Belehrungen der Freundin von drei Giftmischerinnen hingenommen und vertiefte sich danach mit feierlicher Ergriffenheit in Taschas „Gedanken an die Unendlichkeit“, während der ehemalige Liebling der Petersburger Aristokratie samt paffte und die Wandelnden dabei dauernd im Auge behielt.

„Hübsche Gans, die Bühl, das muß man ihr lassen.“

Ada antwortete nicht.

„O mes petites féeries,
Dans ce monde si — —

Ja! — — **Mes petites** — Ada!“

„Papa?“

Anselm stieß die Asche in eine stilisierte Riesenorchidee, die zu dem Zwecke auf dem Kachelttische stand — übrigens eigenes Fabrikat oder, wie er selbst zu sagen pflegte: „aus dem Schoße seiner Ateliers hervorgegangen“ — und sagte dann bedeutungsvoll:

„Eine Gans, die Du indessen wieder wegschicken solltest.“

Ada sah ihn erstaunt an. „Warum? sie ist ein höchst angenehmes, liebes, feingebildetes Mädchen und hat sich prachtvoll mit mir eingespielt im **quatre-mains**. Sie ist auch gar nicht so dumm, wie Du glaubst, nur 'n bischen schwerfällig.“

„Hm.“

„Im Gegenteil: ich bin ganz verliebt in sie.“

„Du auch?“

„Wie meinst Du das?“

„Dein — Mann scheint die Auffassung zu haben, daß sie hauptsächlich zu seiner Gesellschaft engagiert ist.“

„Vielleicht — ist sie das!“

Anselm Steinach stand auf, lüpfte die Kavalierfalten, zog sich die weiße Weste herunter und hakte dann die Daumen wieder ein.

„Ich verstehe Sie nicht mehr, schöne Frau,“ sagte er höhnisch. „Ob das daran liegt, daß ich selbst ein bischen schwerfällig geworden bin, oder ob gnädige Frau täglich differenzierter werden, weiß ich nicht.“

„Du wolltest mich ein bischen eifersüchtig machen, Papa?“

„Ich? Ich habe **bloß** gesagt: Du solltest sie wieder wegschicken. Ein so langweiliges Frauenzimmer!“

„Gott, bekenne doch wenigstens Farbe. Sage doch ganz einfach: ich habe sie vergeblich ein bischen zu ponssieren gesucht, und es ärgert mich, daß Arved mehr Glück bei ihr hat, und so will ich sie herausdrängeln und zu dem Zwecke Ada ein bischen verhetzen.“

Anselm Steinach lachte überlaut. „Ich bin am Ende kein siebzehnjähriger Fähnrich, um ernstlich Geschmack an so was zu finden. Dein Mann freilich im Grunde genommen auch nicht! Aber er findet ihn, und also ganz ehrlich als besorgter Vater sag ich Dir: laß sie irgendwo ein Kapitol retten!

Des Gatten Treu'
Ertrotze die Frau?“

Ada lächelte geheimnisvoll, dann sagte sie: „Fräulein von Bühl ist zu dem Zwecke hier, den sie erfüllt.“

„Du meinst?“

„Ich meine, daß ein Mann, der einer anderen die Cour macht, aufhört, seiner Frau alberne Scenen zu machen, wenn irgend welcher platte Thor nicht umhin kann, vor ihrem Altar einige Wachskerzen zu opfern, die sie mit größter Mühe nicht immer gleich ausblasen kann.“

„Was?“

„Überhaupt sind Männer mit ein bischen schlechtem Gewissen in der Ehe am angenehmsten zu verwenden.“

Digitized by Google

„Das soll doch der Deuwel! Ob man nicht immer gegen Euch Weiber den Kürzern zieht! Ein solches Raffinement, eine solche Gerissenheit!“ Und er lachte aus vollem Halse.

Ada Stollwerk legte den „Gedanken an die Unendlichkeit“, den sie noch immer in Händen gehalten, samt den andern Blättern in die Mappe, stand auf, trug sie nach einem Dinge, das, zugleich Truhe, Schrank, Etagere und Schieblade, im Kataloge der Möbelfirma unter dem hübschen Namen „Verschlußmöbel“ ging, und legte sie dort in eins der bronzebeschlagenen Fächer. Sie hatte übrigens noch denselben lässig wiegenden Gang, den Förster zuerst im Schneider'schen Garten bei ihr bemerkte. Dann kehrte sie zurück und ließ sich auf das runde Mittelsopha nieder, aus dessen Mitte eine Fächerpalme herauswuchs, das stilisierte Meer der Kissen überschattend. Die Arme ausgebreitet, den Kopf hintenangelehnt, schmiegte sie sich in die Wogen um sie her und sah ihren Vater an, der gerade ein bischen Berufsrückfälle verspürte:

„Es ist so süß, zu scherzen
Mit Liebern und mit Herzen —“

sang er mit einem Grinsen, als stände er im Glaspalast vor der Loge der Königin Viktoria.

„Du wolltest sagen?“

„Ich wollte sagen: eine Frau, die gegen ihren Mann die Nachsichtige zu spielen in der Lage ist, ist immer schön raus.“

„Siehst Du, das macht man so“, docierte sie behaglich. „Erst macht man die Blinde, dann die Großmütige oder Kalte, dann fängt man sacht an, seinerseits mit ihm zu kokettieren und macht ihn gleichzeitig ein bischen eifersüchtig. Und dann — mit einem Male — streckt man die Fäden der Zärtlichkeit, meinetwegen der Leidenschaft nach ihm aus — sehr diskret natürlich — und — wieder hat man ihn.“

„Bis man eines Tages das Spiel verliert.“

„Das würde mir nie passieren!“

„So.“

„Ja. Siehst Du, und auf diese Weise kommt ein bischen Sensation in die Sache. Sieh mal, eine Ehe ist ja eigentlich etwas so unerhört Verrücktes, so unglaublich Abgeschmacktes. Dennoch liegt in dem Zwange, den sie bedeutet, gelegentlich auch sein Gutes. Die Legitimität der Empfindungen hat nämlich für manche Menschen etwas beinahe komisch Bindendes oder — Zurückführendes. Wahrhaftig! Nämlich für Leute von einer gewissen Starrheit oder Trägheit, wie zum Beispiel Arved. Solche Leute müssen sich schon barbarisch langweilen oder man muß ihnen etwas besonders Hübsches und Patentes in die Hände spielen, z. B. eine schöne Generalstochter, wenn sie mal bischen anderweitig warm werden sollen. Und Gewaltstreiche begehen sie einmal im Leben und nie wieder. — Ja!“

„So, so.“

„Diese Bühl ist ja wirklich nicht geistreich genug, um ihn dauernd zu fesseln, für ein paar Wochen reicht sie aus. Und dazu kann ich sie gerade jetzt gut gebrauchen. Arved hat seitdem aufgehört, mich wegen Stettendorfs zu emmyiren.“

„Ich stamme: Heil Dir, Du kühnes, herrliches Kind — hahaha.“

„Wahrhaftig, Papa, man muß die Ehe mit solchen kleinen Scherzen würzen, um sie erträglich zu machen, um etwas, das Anlage zur Tragödie hat, zur Komödie zu stempeln. Und es schadet ja nichts, da man selbst weiß, daß alles bloß Komödie ist. La—lalala. — Warum starrst Du mich so sonderbar an?“

„Weil Du ein so wahnsinnig schönes und kluges Weib bist, daß man in der That Dein Vater sein muß, um Dich nicht zu lieben.“

Sie sah ihn nu, als hätte sie Lust, ihren Vater in sich verliebt zu machen. Während er sich aber sehr dicht neben sie setzte, legte sich ein Ausdruck hochmütiger Verachtung um ihre Lippen, in deren Ekel sie die Stimmung von Verworfenheit, die einen Augenblick lang zwischen ihnen gewesen, wieder erstickte.

„Immerhin, wenn man als alter Welt- und Menschenkenner noch wagen darf, einer Dame von soviel Finesse einen Rat zu geben: schränke die allzu häufigen Besuche Stettendorfs doch um ein Weniges ein. Eine Frau kann mit einem unverheirateten Anbeter sehr weit gehn — Herr Gott, ich hab mich niemals als heiliger Augustinus prämiieren lassen und wenn ich achtzig Jahre werden sollte, werde ich nicht wie der Narr Tolstoi die billige Moral der Senilität predigen — also sehr weit gehen, meinetwegen jusqu'à la fin. Aber ein verheirateter Mann und eine verheiratete Frau, das ist vor allen Dingen unklug: eine Frau muß sich nicht eine andere auf den Hals hetzen.“

„Ich habe kein Verhältnis mit Stettendorf“, sagte sie stolz.

„Donnerwetter!

Seit Gott nahte mir je:
Der Jungfrau neigten
Scheu sich die Helden.

Digitized by Google

Was hat die Sache dann überhaupt für 'nen Zweck?!"

Anselm Steinach sprang gradezu entrüstet auf. Und da er einmal entrüstet war, nährte er dieses schöne Gefühl auch sogleich noch anderweitig, obgleich er damit zugleich ans der Richtung geriet. „Und was soll das?", fragte er, die Photographie eines blutjungen Leutnants von dem „Verschlußmöbel" nehmend und hinhaltend. „Dieser Siegfried mit dem Salon-Nothung sitzt neuerdings auch beständig hier herum. Du wirst es noch zu einem Duell zwischen den beiden kommen lassen, und ich denke, wir haben von der Knallerei voriges Jahr genug gehabt."

„Wir sind übereingekommen, von der Sache nicht mehr zu sprechen. Übrigens kommt das Kerlchen seiner Cousine wegen her."

„Laffe."

„Das ist ein Mensch, von dem auch nur das allergeringste Abfällige zu sagen ich mir verbitte!"

„Donnerwetter! Der Bursche aus der Spielzeugschachtel, der galonnierte „zu Befähl, gnäj' Frau", von denen viernndzwanzig aufs Dutzend gehn!"

„Ein so gescheiter und so lieber Junge, wie nur ein kleiner Heiliger mit blanken Knöpfen, rein und unverdorben durch und durch, lieb und kindlich bei aller Gescheitheit. Und den ich lieb hab!" — schrie sie auf einmal beinahe — „lieb hab von ganzem Herzen, wie einen Bruder und lieben Kameraden, lieb hab wie das, was gut und rein in mir selber geblieben ist, wie die Erinnerung an die kurze, einzig glückliche Zeit in meinem Leben, als ich mir einbildete, Gerhard Förster zu lieben oder es auch vielleicht that! Eine so jungfräuliche Natur, und den ich mir nicht beschimpfen lasse!"

Ada Stollwerk legte die Wange an das Polster, indes ihr die Thränen aus den Augen flossen.

Der ehemalige Beherrscher aller europäischen Podien, der jetzt zwei Weltteile mit seinem Porzellan beherrschte, zündete sich eine frische Cigarre an und sagte dann: „Madame, ich habe Sie vorhin ehrlich bewundert — ich erlaube mir das Geständnis, daß Sie eine Seite haben, wo Sie — trotz des Fräuleins von Bühl — auch Sie eine niedliche kleine Gans sind. Einen jungen Mann liebt man nicht wie einen Bruder, wenn man — Sie ist."

„Alter Wüstling", flüsterte sie in die Kissen.

„Und wenn man ihm schöne Augen macht, thut man es, um die „jungfräuliche Natur", wie Sie sagten, in ihm zu verderben. So ist die Sache. Dort kommt übrigens Stettendorf mit den Lehmfüchsen, in einer Minute wird er hier sein. Ich gehe, da ich bei ihm die Vorstellung von frischem Naturdünger niemals los werden kann und ihn beruhigt, ihn Dir und Deiner schönen Tugend zu überlassen."

Ada stand auf und verließ das Zimmer im Seekrankheitsstil, um gekränkt in ein anstoßendes zu verschwinden, indes der Mann mit der großen Vergangenheit und der noch größeren Gegenwart nach dem Garten hinunterstieg, ein überaus pfiffiges Lächeln auf dem Gesicht.

„Das ist ja lammenhaft, als ob da endlich der so wünschenswerte Sprosse auf dem Wege wäre. Ein Ding, aufs höchste zu wünschen würdig: Diese kleine Sensation im spitzenbesetzten Steckkissen.

Als zullendes Kind
Zog ich Dich auf —"

Anselm Steinach war übrigens auf dem Holzwege.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Anna-Ada, die voller Groll in den „kupfernen Salon" geflüchtet war, einem einfenstrigen Wohnraum, in dem sämtliches Mobiliar mit breiten, geätzten kupfernen Rändern geschmückt war, lehnte, eine Tändelei in Händen, in einer Art Thronsessel oder Causeuse oder Halbdivan, und markierte die völlig in Gedanken Vertiefte.

„Gnädige Frau — Herr Baron Stettendorf."

„Lasse bitten."

Gleich darnach erschien ein großer, prachtvoll gewachsener Mann mit blondem Haar, rotbrauner Gesichtsfarbe und schönen, aber sichtlich aufgeregten Zügen unter der Thür, blieb dort stehen und sah Ada Stollwerk mit dem ringenden Blicke der Leidenschaft an.

„Hübsch, daß Sie kommen", sagte sie unbefangen und hielt ihm die Hand hin.

„Wirklich?"

„Wirklich."

„Ich darf mir diesen Sessel nehmen?" Seine Stimme klang seltsam rauh und unsicher.

„Bitte."

Der Baron zog den Sessel so dicht heran, daß seine Knie die ihren berührten, indem er sich setzte. Auf ihren Blick schob er ihn ein wenig zurück.

„Immer so fleißig!" sagte er nach einer Pause.

Digitized by Google

„Es ist nicht neu, daß dergleichen nur eine Beschönigung des Müßigganges ist.“

„Eine sehr schöne Beschönigung, da sie Ihre Hände, die ich, wie Sie wissen, anbete, in Sehlinie bringt.“

„Was macht Ihre Frau?“

„Sie schläft.“

„Sie kopieren den Baron Nackwitz — seit wann sind Sie ein solcher Sudermann-Enthusiast?“

„Gnädigste Frau, leider kopiert meine Frau seit zehn Jahren die Baronin Nackwitz. Wenn sie Sudermann nicht am Ende Modell gesessen hat — man kann nie wissen, wo diese Skribenten einen abfangen! Übrigens ihre Empfehlung, und wir bitten Sie für übermorgen zum Diner im kleinsten Kreise. Sie wissen, warum ich von den großen Feten abgekommen bin: man verliert sich aus den Augen.“

Sie sah ihn an und wieder weg.

„Endlich einmal ein Blick! Das heißt, ein wenig freundlicher hätte er immer sein können.“

Er nahm ihr die Arbeit weg und nahm sie bei den Händen, sich tief herabbeugend.

„Noch einmal ansehen, freundlich!“

„Ich glaube, Sie wollen Photograph werden“, sagte sie mit ihrem kleinen verschmitzten Lächeln, aber mit sehr innigen Augen, und indem sie ihm die Hände wieder entzog und hinter den Nacken schob. „Eine sehr hübsche Verwendung für einen notleidenden Landwirt.“

„Als ob es einen notleidenderen gäbe, als mich“, sagte er aufstehend und sich mit dem Tuch die Stirn trocknend.

„Oh!“

„Als wenn es auf der Welt einen Menschen gäbe, der mehr Not litte wie ich! Wollte Gott, ich verstände den Witz mit den Röntgenstrahlen, ich legte mich aufs Photographieren und verfolgte das Herz einer gewissen grausamen Frau so lange, bis —“

„Bis Sie sich davon überzeugt hätten, daß sie keins hat. Wie kläglich wenig originell sind Sie heute! Schnell einen geistreicheren Einfall, lieber Freund.“

„Man ist nur geistreich, wenn man kalt ist — die Leidenschaft macht dumm. Sie macht Mond und Sterne funkelnagelneu und einen alten Bänkelsängervers zur sapphischen Strophe. Bei Gott, es ist wahr, daß sie uns sehr dumm macht.“

„Und taub und blind dazu! Wir wollen die Leidenschaft in ein Spital schicken.“

„Ich wollte, Sie schickten die meine in das Spital Ihrer Gnade.“

„Sie wollen also von dieser Krankheit geheilt sein, lieber Freund? Nun: gesetzt den Fall, ich liebte Sie, so wären Sie im Spital meiner Gnade aufgenommen, ich aber, an demselben Übel leidend, bliebe unheilbar, weil ich Sie geheilt hätte — welcher Rattenkönig von Malheur!“

„Sehen Sie, so kommt es, wenn ich geistreich sein soll. — Aber dieses ‚lieber Freund‘, sagen Sie das noch einmal!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Sagen Sie meinetwegen: ich hasse Sie, lieber Freund.“

„Ich hasse Sie nicht.“

„O daß Sie mich hassten! Der Haß ist ein so tiefes, starkes, heiliges Gefühl, wie nur irgend eines. Lieber tödtlich gehaßt werden, als Objekt dieser Gleichgültigkeit sein, die sich herabläßt, ein wenig zu kokettieren, um eben dem Objekt zu zeigen, wie gering sie es schätzt.“

„Jetzt waren Sie mir schon zu fein.“

Er setzte sich wieder ihr gegenüber, beugte sich, die Arme auf die Kniee gelegt, herab und sah ihr in die Augen.

„Wollen Sie mir das nicht erklären, das mit der Geringschätzung?“ fragte sie.

„Gern. Sehen Sie: es giebt eine so liebe, harmlose Koketterie, die einem Manne eine so wohlige Schmeichelei und eigentlich dasselbe wie Liebenswürdigkeit überhaupt ist, und die denen angeboren ist, die sie ausüben, eine Koketterie, die nie der Person, sondern immer dem Manne an sich gilt, und die wir dennoch gern haben. Und dann giebt es eine, die Geringschätzung, die Verachtung ist, die die Frauen für einen ersten besten haben, wenn sie in der Tiefe ihres Herzens einen andern tragen, dem sie gleichgültig sind, eine Koketterie der Rachsucht, und die ein Hohn und eine Grausamkeit ist. Und dann eine dritte, die nicht einmal Rache an einen Unschuldigen um eines Schuldigen willen ist — und welcher Mann wäre nicht schuldig, der eine Liebe unerwidert ließe — die der Mordlust der Tigerin gleicht, die zerreißt, nur um zu zerreißen. Und diese Koketterie ist — ein Verbrechen und ein teuflisches Spiel.“

„Sehn Sie doch, was Sie alles wissen!“

„Oder hab ich Unrecht?“

Sie lachte.

„Denn mit einem Manne, den sie liebt, kokettiert eine Frau nie.“

Digitized by Google

Sie sah ihm lange in die Augen.

„Und ich kokettiere mit Ihnen?“ fragte sie endlich leise.

„Thun Sie's nicht eben jetzt wieder? — Ach Anna-Ada, wenn Sie wüßten, was das aus mir macht, das Mißtrauen in Ihre Ehrlichkeit zu aller übrigen Pein obendrein, wie gerade der Wechsel in Ihrem Wesen mir das Herz blutig reißt, mich hält wie mit einem Widerhaken, den ich nicht herausziehen kann! Wie mich das fortwährend beschäftigt, das Schwankende Ihres Bildes. — Verzeihen Sie, ich kann nicht stillsitzen — ich — ach! Ja — wenn Sie wüßten, wie ich lebe! Wie ich vor Tage aufstehe, mich fortschleichend von der Seite dieser Frau, die nichts ist — als — stumpfsinnige Gefälligkeit, mehr noch, schlimmer noch! Die nichts redet, als Klatsch und breite Alberuheiten, keinen Widerstand kennt, als Thränen, kein Interesse hat, als Kinderstrümpfe und gute Bissen, nichts ist, als das Weibchen der Gattung Mensch! Wüßten Sie, wie ich sie verachte, diese Indolenz mit gebraunten Löckchen! Wie ich um ihretwillen das Weib überhaupt verachtet hab'! So grenzenlos! Eine Ware, für die man nicht einmal zu zahlen braucht — für die man noch zugezahlt kriegt — Säcke voll — nur daß man sie nimmt — daß man sie befriedigt — daß sie zu ihren Kindern kommt! — Nein — so grenzenlos verachtet. Bis Sie kamen. Bis ich den Geist, die Anmut und die Schönheit kennen gelernt habe — in Ihnen! Und diese Güte, diese Engelsgüte in Ihnen —“

„Sie vergaloppieren sich, Baron, ich habe Ihnen schon mehrmals gesagt: ich habe kein Herz!“

Er lachte. „Die keinen armen Teufel sehen kann, ohne ihr Geldtäschchen umzudrehen, kein armes Weib ein Kind zur Welt bringen läßt, ohne ihr Suppen, Kinderwäsche, was weiß ich —“

„Seien Sie doch nicht geschmacklos, Baron, von so etwas redet man nicht. Die Wohlthaten einer Millionärsfrau auch nur zu erwähnen, wahrhaftig, das ist unfein!“

Er hatte den Kopf in die Rosen auf dem Tische gesteckt, aus denen er plötzlich wieder auffuhr.

„Wie ich vor Tage aufstehe, hinaus in die Ställe, in die Scheuer — aufs Feld — auf die Bahn! Gewettert und geflucht, als ob ich meine Seele in die Kanone meines Mundes laden und in tausend Donnerwettern verpuffen könnte, bloß um das mit los zu werden, was mich quält! O meine Allergnädigste, mein Gnadenbild und Bild der Ungnade — o ja, meiner Wirtschaft kommt das prachtvoll zu statten! Ich war nie ein solcher Landwirt wie jetzt — auf einer Ausstellung von Musterlandwirten krieg' ich die Staatsprämie, prägt man mich in Gold und hängt mich mir selber um den Hals! Meine Scheuern füllen sich, meine Taschen! o ja! Und — ich beneide den Laffen von Hauslehrer, dem die Gouvernante seraphische Freuden verspricht, beneide den schmutzigsten, ärmsten meiner Knechte, der sich Nachts zu seiner Liebsten stehlen darf, beneide die Wolken, die Bäume, die Blumen, die Winde — was weiß ich! — Herr Gott, kein Hund lebt wie ich! Kein Hund, sag ich Ihnen!“

„Hören Sie auf, Sie wissen nicht mehr, was Sie reden.“

„Verzeihen Sie, wenn ich rede, was ich nur allzu gut weiß. Gehen Sie wenigstens nicht zu hart mit mir ins Gericht! Lassen Sie Ihre Schönheit, die mich zu Grunde gerichtet hat, bei Ihrem Herzen für mich plädieren, und Ihre Anmut, die mich verführt hat, nicht zugleich meinen Richter sein! Haben Sie einen Funken der Güte, die Sie für jeden Bettler haben, für mich. Oder hassen Sie mich mit diesem tödtlichen, großen, starken Hasse, der sagt: geh hin und töte dich, daß du von der Erde vertilgt bist!“

„Ich zittre vor Ihnen“, sagte sie leise. Sie stand ihm gegenüber und lehnte sich an einen Schrank, dessen rötliche, flammende Maserung einen wundervollen Hintergrund für sie bildete. „Gehen Sie, ich fürchte mich — ich —“

Er wußte nicht, was er sagen, was thun sollte. In höchster Aufregung wandte er sich von ihr, die er nicht mehr ansehen konnte, ohne sie an sich zu reißen, und trat ans Fenster.

Draußen sah er zwei Gestalten einen Laubgang heraufwandeln. Durch die grünlichen Butzenscheiben betrachtet, sahen sie seltsam, märchenhaft aus.

„Ihr Mann ponssiert die Gesellschafterin“, sagte er laut und hart.

„Gewiß.“

Langsam trat sie näher und lehnte sich in die andere Ecke des breiten Fensters, ihm gegenüber. Und zwischen ihnen stand seine Leidenschaft wie eine Feuersäule, wie eine Flamme, in deren Glut sie heiß und heftig atmeten. Und es schien ihm, daß ihre Augen ihm ein Verlangen zulächelten, das grenzenlos war, daß ihre Lippen,

Digitized by Google

ihr Leib ihm entgegenbebten. Da schlang er die Arme um sie und drückte sie an sich — fest, fest. Und aus seiner Brust kam der rauhe, halbunterdrückte Jubellaut einer Leidenschaft, eines Gefühles, dem die Welt in Stücke gegangen, und für das es, auf ihren Trümmern, in dem Neuland seines Glücksrausches keine andern Rechte, keine andern Pflichten und Gesetze mehr gibt, als die seiner wahnsinnigen Wünsche.

Anna-Ada bewegte sich nicht. Wohlig empfand sie eine Glut, die zu erwidern sie überhaupt unfähig war, von der sie sich überall, wo sie sie erregte, nur anstrahlen ließ, wie eine Frierende vom Feuer.

*

Um diese Zeit trabte durch die lachende, bergumkränzte Ebene eine hübsche, kleine, braune Stute, deren Zügel der Leutnant Kurt von Brechtow führte; Leutnant seit drei Monaten. Einen lieberen Jungen hatte man nie gesehen. Lustig und klug blitzten seine schönen blauen Augen unter den blonden Brauen hervor und um den hübschen Mund lag ein Zug von soviel Redlichkeit und Vertrauen, daß man so recht seine Freude an dem adretten und braven Bürschchen haben konnte.

Er war so fröhlich; er ritt so riesig gerne nach Kunzendorf hinüber, wo ihn eine brüderliche Freundschaft mit der jungen Herrin verband, die seine Cousine so geradezu „reizend" bei sich aufgenommen hatte, die so heiter und lustig, so klug und so gar nicht geldstolz war; die sang und spielte und malte, daß es zum Entzücken war, mit der man ernsthaft Schach spielen und noch weit ernsthafter reiten konnte.

Na, reiten überhaupt! darin war sie ein Genie. Er kannte eine Menge Damen, die brillant im Sattel saßen, aber so was von Ruhe und Sicherheit, wie Ada Stollwerk hatte, das gab's nicht mehr. Ihre Mauchy war übrigens ein Gaul ohne Gleichen. Zwölftausend Mark waren allerdings auch ein hübsches Geld. Kutschieren konnte sie auch, daß sie's mit einem Meisterfahrer hätte aufnehmen können, vierspännig sogar, rasend hübsch!

Manchmal hatten er und Erika mit den Mörben für die Armen im Fond gesessen, vorn auf dem Bock Ada und mit verschränkten Armen neben ihr der Kutscher und so hatten sie ihre Besuche bei Kranken und Verunglückten gemacht, und — wirklich — geradezu rührend war sie dann mit den Leuten. Ein paar Male war ihm ein klein wenig, — aber wirklich nur ganz wenig — unbrüderlich geworden neben ihr, Herr Gott, man war zwanzig Jahr und doch nicht grade von Pappdeckel, aber das war immer gleich wieder vergangen, und so waren sie ein paar lustige, treue Kameraden geblieben.

Einige junge Offiziere vom Regiment hatten so schlechte Ansichten von den Frauen, daß es ordentlich zum Entsetzen war. Er glaubte aber garnicht, was sie erzählten, es war gewiß die reine Großthuerei, und wenn es wahr war, er dachte gut von den Frauen — eine einzige Ada Stollwerk mog sie wieder auf. Der alte Steinach geiel ihm nicht, er wußte nicht, warum, und eigentlich auch Stollwerk nicht, obgleich sie ja beide sehr freundlich gegen ihn waren und gescheite Männer und von tadellosen Manieren, aber Stollwerk sah seine Cousine manchmal so merkwürdig an, daß es schon nicht mehr schön und eigentlich recht kränkend für sie und ebenso für Frau Ada war. Und sie nahm es so geduldig hin, wahrhaftig, wenn er einmal heiraten sollte, so'n bischen was Ähnliches wie Ada mußte es sein.

Da war er ja.

„Herrschaften zu Hause?"

„Zu Befehl, im Garten."

„Führen Sie Flock noch bischen auf und ab. Ich werde die Herrschaften selbst aufsuchen."

Fröhlich ging er um das Haus herum durch den Garten und wollte eben nach Adas Lieblingsplätzen unter den Buchen einbiegen, als ihm einfiel, daß es doch besser sei, noch einen Blick in den Spiegel zu thun. So schritt er denn die Terrasse hinauf und betrat den meergrünen Saal. Ja so — das war einer von den neuen Witzen, daß in einem Gartensaal kein Spiegel hängen durfte. Aber nebenan im „Kupfernen Salon", da war so'n Ding. Das war überhaupt 'ne gemütliche Bude mit ihren rosedafarbenen Wänden, den rötlichen Pancelen und den Butzenscheiben.

Aber als er unter die Thür trat, stockte er, blieb einen Augenblick wie angefroren stehen und drehte im nächsten Augenblick, blaß bis an die Stirnhaare, auf den Fersen wieder um.

Ein kindlich guter Junge hatte er die Villa betreten — Scham, Qual und Zorn des Mannes im Herzen verließ er sie.

Sein guter Kamerad Ada, für den er sich hätte in Stücke hauen lassen — seine kleine, liebe, treue Ada —

Daß ihm auch der Staub so ins Gesicht flog!

Digitized by Google

Er hatte vorhin gar nicht bemerkt, daß es so — so staubig war.

„Also — allons!“

*

Baron Stettendorf hatte nicht bemerkt, daß da jemand einen Moment unter der Thür gestanden und gesehen hatte, daß er die Frau eines Andern an sein Herz gepreßt hielt. Aber Anna-Ada, deren feinen Sinnen kein leisester Ton entging, hatte ein wenig den Kopf gewendet und war für das Zehntel einer Sekunde den blauen Augen ihres „Kameraden“ begegnet.

Eine leise Bewegung, als ob eine Unruhe sie überkäme, ließ den Mann, der sie umschlungen hielt, sich zu ihr hinabbeugen und flüstern:

„Wann — wann werden wir uns angehören?“

„Nie!“

„Wann!“

„Lassen Sie mich los oder ich schreie!“

Da ließ er sie los.

„Was wagen Sie von mir zu glauben?“ fragte sie zornig.

Und der Mann, der sich absichtlich angezogen, absichtlich bis in den Grund seiner Seele, bis auf jeden Tropfen seines Blutes aufgewühlt wußte und sich jetzt plötzlich zum Narren gehalten sah, sagte grausam:

„Was ich von Ihnen glaube?! Was man das Recht hat, von einer Frau zu glauben, die einem Ehrennamen davonlief, um sich einem — Abenteurier an den Hals zu werfen.“

„Unverschämter!“

„Sie aber mögen tausend Rechte haben, das, die gekränkte Tugend zu spielen, haben Sie verwirkt, meine Gnädige. — Ich habe die Ehre.“

Letztes Kapitel.

Durch die Schatten des schweigenden abendlichen Waldes, die da und dort noch ein paar verlorene Funken des erlöschenden Abendrots durchsprühen, sprengt es auf leichten Hufen phantastisch in tollem Ritt über die einsamen Wege. Es ist Anna-Adas Vollblutstute Mouchy und die auf ihrem Rücken sitzt, die ihre Zügel zu halten pflegt, sie selbst. Ist sie es wirklich selbst? Auf dem Kopfe ein verdrücktes Herrenhütchen, sitzt sie in kurzem Rock auf dem sattellosen, nur mit einer Decke hergerichteten Pferde, mit den halbheraufgezogenen Knieen die Rippen des Tieres umklammernd, in einem knappen, dunkeln Jäckchen, das ihre dürftig zarten Formen erkennen läßt. Auf ihren Lippen ist ein Lächeln, das wie eine Kriegserklärung gegen die ganze Welt aussieht, aber ihre Augen sind traurig.

„Willst du wohl? Holla hopp! Wie? Dir graut's vor den Weidenstummeln am Rain, vor dem Erlengebüsch? Wo mir's nicht graut — nur immer zu! Husch fort die letzten bunten Lichter und von Süden her — sieh nur zu — zieht's schwarz herauf. Ruhig Blut, nur ruhig! was ist denn? — In den Wipfeln ein Pfeifen und Blätterrauschen, thut nichts — he, holla!

„Langsam, langsam den Abhang hinunter. So hübsch, mein Tierchen. — Mouchy, meine Mouchy, dich hab' ich so lieb“ — und sie kost den Hals des Tieres — „so lieb! Du bist das letzte, Mouchy, das ich lieb hab'! Das Geld macht schlecht, Mouchy, und wenn man einmal was Schlimmes gethan hat, das macht auch schlecht, mein Rößel, aber wenn ich hundertmal mehr Geld hätt' und tausendmal schlechter wär', wir blieben Kameraden und blieben uns gut, und wären gut, eins mit dem andern.

„Es donnert — ja doch! Laß donnern, mein Tierchen, thut uns nichts. Siehst mich an? Ja hör' nur, ich will dir was sagen, hör' zu: Mann und Weib — das ist ein häßliches Ding, ein grausames, gemeines und lügnerisches, das ist außen Glücksrausch und innen Feindschaft. Und zieht sie hinunter, alle beide. Außer — die arbeiten müssen, die glücklichen Armen! Aber die Reichen zieht es hinunter, das Mann- und Weibsein — tief, ach so tief!

„Hör mir: Gold ist ein Zerstörer, ein schlimmer Zerstörer. Es macht die Liebe zum Spielzeug, zur Sensation, zum Studium, zum Beruf und — zum Ekel. Weil Liebe das einzige ist, was sich nicht damit kaufen läßt, verstehst du. Oder was sonst? Was sonst? Es kauft die Welt um uns herum auf und macht sie kahl von Wünschen. Kauft wie ein Wucherer alles um uns her auf, daß wir nackt und bloß stehen von Sehnsucht und Verlangen nach dem Unkaufbaren. Verstehst's?

„Mouchy — willst du wohl — ein lumpiger Donnerschlag, wer wird sich da gleich bäumen? Sei doch lustig, hör' wie der Wind uns singt! Wie? möchtest schon wieder nach dem Stalle rennen? — Bestie, hier herum! Sonst bist du zu fein für mich, allzu fein. Denn ich, meine Mouchy, bin eine Barbarin, hörst du, eine Barbarin, die die goldenen Gefängnisse verachtet, in denen sie lebt, mit all ihrem läppischen Plunder,

Digitized by Google

mit all ihren albernen Sitten und Gebräuchen. Und die die Liebe verachtet, von der sie so viel Wesens machen, als ein schäbiges Spielzeug verachtet, und die die Männer verachtet, denen sie die Seele austrinkt. Und die die Reinheit liebt, die Unschuld und ihre heiligende Kraft. Ach so, so sehr! — Mouchy, denk mal: ich hab ihn verloren, den lieben Jungen, und hab' mehr noch, viel mehr: ich hab' ihn verderbt in seiner Reinheit, hab' das Weib vor ihm in den Staub getreten. Den lieben Jungen, neben dem ich so fröhlich war, mit dem mein guter Geist kam und ging, den hab' ich verloren! Nie hab' ich einen Menschen so lieb gehabt. Und hab' jetzt nur dich noch lieb, mein Tierchen, du mein letzter Freund, mein Kamerad und der beste Teil an mir.

„Das war geblitzt! Nur ruhig, es ist noch fern. Aber es kommt! es kommt! In Dampf und Flammen werden wir reiten, reiten in Donner und Blitz. Aber es ist noch fern, Mouchy. Zittere nicht, Mouchy, zittere nicht."

Anna-Ada schlang ihre Arme um des Tieres Hals und legte den Kopf darauf. So ging's im Schritt, lange, schweigend.

„Meine Mouchy, und ein wenig hab' ich auch den Andern lieb gehabt, und hab' ihn auch verloren, und hab' ihn, denk nur, mein Pferdel — immer noch ein bißel lieb. Und was? — sag', was werde ich nun thun? Wenn du mich nicht abwirfst, nachher, wenn es über den Graben geht, sondern mich wieder fein in meine Box zurückträgst? Was? Haha! lach' doch mit, mein Pferdel, dann werden wir der guten Erika den schlimmen Arved wieder absenstig machen, aber so sehr, so gänzlich! Wie wir das machen, das wissen wir schon! oh über den Spaß! Und das ist dann moralisch, mein Tierchen, hochmoralisch sogar. Seinem eigenen Mann den Kopf verdrehen, ihn verrückt machen, ganz und gar verrückt machen, das ist moralisch, denk mal. Erlaubt ist, was sich ziemt, denk mal, du! Die Narren, die nicht wissen, daß zu thun, was uns gefällt, tausendmal moralischer ist!

„Zittere nicht! Ein hübsches, liebes Gewitter, und schon fallen die ersten Tropfen. Horch, was ist das? Langsam, mein Kamerad, immer langsam!"

Anna-Ada hält am Rande einer Waldwiese, von den breiten Ästen einer Fichte beschirmt. Weiter unten steht in Dämmerung und Nebel ein ganz kleines, sauberes Haus, aus dessen Schornstein bläulicher Rauch sich kräuselt. Pappelrosen, Rittersporn und Georginen blühen im Gärtchen und drin wohnen glückliche Menschen: Mann und Weib, Großvater und zwei Kinder. Sie hat sie ein paarmal besucht, als eines der Kinder krank war. Es war so ärmlich da drinnen, die Frau gefiel ihr, sie fragte sie, was sie sich wohl wünsche. „Ein Mädel zu den zwei Jungen", war die Antwort, „sonst nichts, wir haben schon alles." — „Sie sind ganz glücklich?" — „Warum sollten wir nicht glücklich sein?" — „Aber wie machen Sie das, daß Sie glücklich sind? Sagen Sie mir, wie?" — „Das machen wir nicht, das macht der liebe Gott." Die Geschichte vom Hemde des Glücklichen: man teilt das Glück nicht mit, man hat es oder hat es nicht.

Was für ein Ton von da unten heraufdringt? Sie singen ein Abendlied im Volkston, heiter und friedlich und feierlich.

Anna-Ada schwillt das Herz und über die Wangen rinnen ihr die Thränen.

Dann wendet sie ihr Roß.

„Es regnet, Mouchy, und die da unten brauchen uns nicht. Niemand braucht uns. Die Armen, denen man ein Almosen anbietet, halb aus Langeweile, halb aus Mitleiden, sind glücklicher als wir. — Holla, nun aber bricht das Unwetter los! Hopp holla! verhängt die Zügel, hinein in das Dunkel! Holla, greif aus, Kamerad!"

Und in den nachtenden Wald hinein, in dem es knackt, rauscht und kracht, hinein in seine gaukelnden Schrecken, sein Gebraus und seine Loderflammen geht es in rasendem Galopp, in wilder Jagd über Brücken, Gräben und Geklüft. Hopp, holla! Da die Elemente aber zu heftig toben, huscht ins Dickicht hinein, wo sie unter schirmendem Laubdach hält, heimlich, geschützt, froh — und schadenfroh der Männer gedenkt, die sich zu Hause ängstigen.

Das flüstert, das knistert, das rauscht und raunt, das grollt und knattert — und kracht und vergrollt zuletzt doch in der Ferne — dumpf und dumpfer, — leise — und immer leiser . . .

Was mit goldbeschlagnen Hufen irrst du
Durch den Buchenhag, durch Fichtenschatten,
Stampfst den Grund mit flücht'ger Schritte Unrast,
Lonschest in den Wald, in das tiefe Schweigen,
Und entliehen schen, wenn aus Busch und Ferne
Frohes Jauchzen tönt und windgetragen
Dir ein Flüstern raunt von freudem Glücke?
Zügellos Gebild — ach! es blüht zugleich nicht
Still umhegt und in endloser Weite
Einer Sehnsucht heiter Doppelgenügen.

Digitized by Google

Ali.

Vor Sultan Ali trat, die Stirne traus,
Der finstre Aga, der verlah sein Haus,
Und sprach, sich tief verneigend: „Herr der Gnade,
Dein Lächeln sei die Sonne meinem Pfade!
Doch heut vergieb, wenn ich Verdruß Dir bringe,
Vor Deinen Thron mit meiner Klage dringe.
Der Diener hundert stehn in Deinem Sold,
Du überschüttest alle sie mit Gold,
Giebst kostbares Gewand und Speis und Trank —
Sie aber frevelnd sagen schlechten Dank.
Denn sie — mit Grimm hab ich's entdeckt zur Stunde —
Sie werfen Deine Speisen vor die Hunde!
Zu reichlich giebst Du . . ." Ali unterbrach
Des Aga Rede strengen Blicks und sprach:
„Du bist der Knecht und übest Deine Pflicht:
Was mir, dem Herrn, geziemt, das weißt Du nicht.
Ich thu, was mein, und lohne, die mir dienen:
Was jene thun — vergebe Allah ihnen!

Friedrich Adler.

Am Abend eines Festtages.

So mild und hell und windstill ist die Nacht,
Und über Dächern, über Gärten schimmert
Des Mondes Licht, das selbst die fernen Berge
Dem Blicke klar enthüllt. O süßes Lieb,
Ringsum herrscht Schweigen, und nur hie und da
Glänzt vom Balkone noch des Lichtes Schein.
Du schläfst, ein holder Traum umgaukelt Dich
Im friedlichen Gemach; Dich quälet nicht
Die Sorge, und es sagt Dir keine Ahnung
Welch' tiefe Wunde meiner Brust Du schlugst.
Du schläfst; ich schaue sinnend auf zum Himmel
Der liebreich uns umhüllt, und grüße ihn,
Und die allmächt'ge, ewige Natur,
Die mich zum Leid erschuf. „Die Hoffnung", sprach sie,
„Versag' ich Dir, ja, selbst der Hoffnung Schimmer,
Und glänzt Dein Aug', so sei es nur von Thränen." —

Dies war ein Festtag, und von seiner Lust
Ruhst Du nun aus, und denkst vielleicht im Traum,
Wie Vielen Du gefielst, wie Viele Dir,
Doch hoff' ich kaum, daß Du auch meiner Dich
Erinnern magst. Indessen frag' ich mich
Wieviel mir noch zu leben bleibt, zur Erde
Werf ich mich stöhnend nieder. O, entsetzlich
Ist es, so jung so bitt're Qual zu leiden.
Vom Weg her klingt des Tagelöhners Lied,
Der nach des Festes froher Kurzweil nun
Zurück zu seiner armen Hütte kehrt,
Und schmerzlich preßt es mir das Herz zusammen,
Daß Alles in der Welt so schnell vergeht
Und kaum noch Spuren hinterläßt. Es schwand
Der heut'ge Feiertag, und nach ihm folgt
Der Werktag, und so trägt die flücht'ge Zeit
Jeglich Ereignis fort. Wohin ist nun
Der Glanz des Altertums? wohin der Ruhm
Der unsre Ahnen einst geziert? wohin
Das große Rom, von dessen Waffenlärm
Die Erde und der Ozean widerhallte?
In Ruh' und Frieden liegt die weite Welt,
Und niemand spricht heut mehr von jenen Thaten.

Im früh'ster Jugend schon, da ich den Festtag
Voll Ungeduld ersehnt', und wenn er dann
Vorbei, ich schlaflos in den Kissen lag,
Und so wie heut die späte, stille Nacht
Ein Lied durchdrang, das in der klaren Luft
Allmählich leis verklingend fern erstarb,
Zog damals es, wie jetzt, mein Herz zusammen.

Aus dem Italienischen
des Giacomo Leopardi von Valerie Matthes.

Enterbt.

Das war des Grafen einziger Sohn,
Der liebt' eine arme Magd
Und hat sie zu seinem Weibe gemacht,
Ob Vater und Mutter auch klagt.

Sie verfluchten ihn; sie enterbten ihn,
Und als sie sich legten zu Grab,
Kamen die Vettern und teilten sich
In all sein Gut und Hab.

Er war so arm; er war so reich
Und glücklich sein Leben lang.
Er hatte nur seines Weibes Lieb',
Liebe sein Leben lang.

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Gedichte

von

Trude Günther.

Sommernacht.

Viel Stimmen rauschen und flüstern
Und rannen so zärtlich sacht
Im sternendurchleuchteten Düstern
Duftflutender Sommernacht.

Es steigt der süßen Sünden
Wollüstig zitternder Chor
Aus den quellenrauschenden Gründen
Sehnsüchtig zum Himmel empor.

Es wuchern viel wilde Triebe,
Und die schwüle Luft ist schwer
Von all' der brennenden Liebe
Und dem leuchtenden Duft umher.

Johanniskäfer durchschwirren
Das Thal mit zuckendem Schein.
Am Himmel die Wolken irren
Und hüllen die Sterne ein.

An allen Büschen und Bäumen
Quellen die Knospen mit Macht.
Ich kann nicht ruhen und träumen
In der seligen Sommernacht.

Ich wollte, Du kämest geschritten
Zu mir in den stillen Grund
Und legtest die kühlen Lippen
Auf meinen brennenden Mund.

Ich weiß, mein zitterndes Sehnen
Das stürbe heimlich und sacht,
Erstickt von Küssen und Thränen
In der seligen Sommernacht.

Stirb!

Der wonnetrunkene Becher
Zerschmettert klirrend den Becher,
Braus der schäumende Wein ihm floß,
Daß keine durstige Lippe
Aus jenem Kelche noch nippe,
Der ihm den Himmel erschloß.

Und sollt' ich den Tod erwerben,
Ich werde den Becher zerscherben,
Braus mir entlodert die Glut,
Daß keinen Dein Lächeln verführe,
Daß keiner die Lippen berühre,
Die auf den meinen geruht.

Das Königslied . . .

Weiß nicht, warum ich dursten soll
In atemlosem, bangem Lauschen,
Wenn so viel tausend Ströme rauschen
Am Tag und in der schwülen Nacht.

Mir klingt im Ohr das Königslied,
Das Königslied der großen Linden,
Und meine Lippen stehn in Gluten
Weiß nicht, warum ich dursten soll.

Herbstlicht.

Über der schweigenden, weiten Flur
Ruht wie ein Schleier des Herbstes Hauch.
Totenstille! Ein Vogel nur
Klagt in dem welken Hollunderstrauch.

Herbstzeitlose durchziehen die Luft,
Und sie legen sich sacht, so sacht
Über die Steine der Hünengruft,
Über der Gräser verblühende Pracht.

Und in der Sonne letztem Strahl,
Der die welkende, braune Haide durchzieht,
Zittert's wie Sehnsucht und Todessignal,
Gleich einem Feuer, das sterbend verglüht,

Das sterbend verglüht auf der weiten Haid'
Mit ihrer dorrenden Blüten Duft.
Meine junge Seele zittert vor Leid,
Es liegt so viel Sterben in der Luft.

Der tönende Nachtwind singt ein Lied.
Ein traurig Lied! Ich kann es verstehn,
Von Sommerblumen, die längst verblüht,
Vom Scheiden und Einmalwiedersehn.

Digitized by Google

Albert Lindner. Hans Herrig.

Erinnerungen von **Paul Kuczynski.**

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Von den litterarischen Erzeugnissen der Sechziger Jahre hatte kaum eines einen so mächtigen und nachhaltigen Eindruck auf mich auszuüben vermocht, wie Albert Lindner's an poetischer Schönheit, wie an dramatischer Kraft gleich vollendetes Drama: „Brutus und Collatinus". Es mag wohl sein, daß die geniale Verkörperung des Brutus durch Ludwig Dessoir manches hierzu beigetragen hat; aber ich erkannte in dem Werke, ohne daß das weise Kollegium der Schillerstiftung mir seine Direktive dazu zu geben brauchte, die Klaue eines Löwen wieder, auf dessen weitere Tatzengriffe und Sprünge ich in lebhaft erwecktem Interesse wohl gespannt war. Freudig begrüßte ich deshalb die Gelegenheit, als ich eines Abends bei einem Glase schlechten Bieres den Dichter selbst, dem ich einen so erhebenden Genuß verdankte, in einem Berliner Konzertsaale kennen lernen sollte. Der kleine, unansehnliche Schullehrer aus Thüringen, der so treuherzig über die Brille blicken konnte, wenn er nicht sprach, der überhaupt nur sprach, wenn er nicht schweigen konnte, der nur seine dichterischen Ideale in der Brust trug, sonst aber nichts von der Welt kannte und wußte und vollends in Berlin damals noch wie ein einsames Wild im verschneiten Walde umherirrte, während sein Rudolstadt noch sein alles, seine Welt war, die ihn großgezogen, die ihn kannte und liebte — er wurde mein guter und unglücklicher Freund.

Wir traten uns nahe, indem Jeder von uns gerade so viel zu geben, wie zu empfangen hatte. Ich gab ihm zur stets weiteren Ausgestaltung der in ihm schlummernden, mir schon im Embryo meist anvertrauten dichterischen Gedanken den unablässigen Ansporn, der ihm um so mehr galt, als meine Bewunderung für sein Wollen und Können, als eine aus der Sache selbst entspringene, persönlich völlig unbeeinflußte, ihm wohl that und schmeichelte. Er gab mir aus seiner reichen Dichterseele dafür Schätze wieder, die meine ganze Freude ausmachten und an deren Gewinnung treulich mitgearbeitet zu haben ich mir bewußt war. War er der Säumen und Schnitter zugleich, so war ich doch das gute Wetter, dessen die Saat zu ihrem Aufblühen bedarf. Aber die Jahre, wo in ausgiebigem Sonnenscheine die Früchte voll ereifen sollten, waren nur knapp für ihn gezählt. Bald wehte oft nur ein flüchtiger Frühlingswind über die kaum erst ergrünenden Felder, und die Sonne, die doch selbst den kümmerlichen Pflanzen zu kurzer Blüte verhilft, wollte auf seinen Wegen nicht mehr leuchtend rasten. Und bald wehte auch das leise Frühlingslüftchen nicht mehr; der Herbststurm, die Winternacht brach herein, die end- und lichtlose Winternacht, die schließlich dem völlig unbüßenden, unglücklichen Kämpfer das nur noch dürftig flackernde Lebenslämpchen zu seinem Heile ausblies.

Die Macht der Freunde war gebrochen; sie konnten dem Dichter kein gutes Wetter mehr prophezeihen oder gar bringen: der Sturm des Lebens hatte sein Opfer gefordert. Und die Schuld trug gleichmäßig die Welt, die einen großen Dichter verkannte und nicht anerkennen wollte, und der Dichter selbst, der der Welt, die ihm kleiner dünkte, als er sich selber, als eben dieser angeblich Kleinere nicht einen ersten Schritt entgegenkommen mochte. Alle Bemühungen und Anstrengungen, Albert Lindner zu einer freilich nicht seinen Idealen entsprechenden, aber doch auskömmlichen Stellung zu verhelfen, blieben auf die Dauer erfolglos. Auf kurze Zeit wohl gab er sich stets den ihm von guten Freunden verschafften, aber der Anregung für ihn entbehrenden Berufs-Beschäftigungen hin; dann kam die Übersättigung, die Vernachlässigung seiner Pflichten, während ein neuer dramatischer Stoff ihm im Kopfe spukte und nach Ausgestaltung rang, und mit dem mühselig errungenen Lichtblick seiner äußeren Lebenslage war's wieder einmal zu Ende. Und die Werke, die er schuf, wurden nicht mächtiger und größer, sondern immer schmächtiger und kleiner. Ihre Konturen strahlten nicht mehr so hell, wie früher, im Nebelreiche verschwammen mit der schwindenden Sonne seines Lebens auch seine Bilder.

Zu Erz gegossen steht unvergänglich der „Brutus und Collatinus" da; aus Marmor gemeißelt ist sein

*) Vergl. Seite 28 des laufenden Bandes.

Digitized by Google

„Johann von Oesterreich", diese Tragödie des Neides, wie er sie selbst nannte, und im Feuer der Vaterlandsliebe, um die eine Fülle duftigster Poesie sich rankt, ist der „Kurprinz" und die „Preußische Weihnacht" geschmiedet. Da hatte, wenn auch nicht ein Areopag von zeitgenössischen Talmi Dichtern, so doch warme Freundeshand den Segen noch gegeben. Als aber später sein Leben, planetenartig umherschweifend, ein immer ruh- und rastloseres, des einheitlichen Planes ermangelndes wurde, da blieben die wirklich großen Gedanken, von denen er gar manche mir noch leise verriet, in seinem Kopfe ungeboren liegen, da flackerte es nur noch Irrlichtern gleich aus seiner großen Dichterseele heraus und er übersetzte fremdländische Lustspiele und zersplitterte sich an allerhand kleinem, teils gefälligem, teils ungefälligem Tande.

Nach einem mehr als fünfzehnjährigen, herzlich-zuthmlichen Verkehr blieben wir uns eine Zeitlang äußerlich fern. Da überbrachte mir, in meiner ganzen Arglosigkeit, die Post eines Tages einen schier endlosen Brief von ihm: es war das erste, nicht mehr mißzudeutende Produkt der eingetretenen geistigen Umnachtung. Ich hätte gedacht, daß eine zweite Sündflut über die Erde hereinbrechen könne, nicht aber, daß mein armer, verstandesscharfer Freund zum Irrenhause prädestiniert sei. Wie viele und gar hochbedeutende Köpfe begegnen mir noch heute, bei denen die Verwunderung nicht verstummen will, daß sie noch immer frei einhergehen und nicht längst schon die für sie fällige Schwelle der Heilanstalt überschritten haben, während mein kleiner Schullehrer aus Thüringen nun hinein sollte und auf immer hinein in diesen Geisteskerker.

Aber der Herzog von Meiningen, so stand's in seinem Briefe, hatte es ihm angethan. Der eröffnete dem Dichter liebliche Aussichten auf ein feines, sorgloses Leben in seiner Residenz und eine solche Fronde zu ertragen war der an Körper und Seele völlig erschöpfte Mann nicht mehr imstande. Vielleicht hätte ihn ein wenig mehr Lebensmut noch eine Zeitlang aufrecht erhalten, der grelle Lichtschimmer mußte den morschen, aus Dunkel gewohnten Baum fällen. In Lindner's letztem Briefe hatte sich die Welt bereits verkehrt: er war des Kaisers Ratgeber und ich des Herzogs treuer Freund geworden. In seinem Irrsinn war ihm nur eins verblieben, was auch in seinem ganzen Leben, in besseren Tagen, wie in Kümmernis und Drangsal, treu ausharrend ihn stets begleitet hat: der unbeugsame Stolz. Er schrieb mir nicht, daß er in Not sei, wohl aber, daß er Geld, viel Geld erwarte und daß nur die böse Post gar so säumig sei. So weit also zog der Wahnsinn seine Kreise nicht, daß er vermocht hätte, was auch der volle Verstand über den Dichter nie vermocht: eine Bitte zu thun.

Die Hülfe war zu spät. Im Irrenhause schwand, schreibend und nichts als schreibend, Albert Lindner im Jahre 1888 dahin. Man hat ihn nicht gemordet und doch ist er umgebracht worden: eine rauhe Schicksalshand hat ihn zu Tode geschüttelt. War's auch nicht gerade der allergrößesten, so war's doch der allerunglücklichsten Dichter einer, die Deutschlands lieber, trauter Boden je geboren und großgezogen: Albert Lindner, der kleine unansehnliche Schullehrer aus Thüringen, der arme, winzige Mann mit der großen, musterblichen Dichterwelt im Herzen!

Mit ihm ziemlich zu gleicher Zeit traten um jene Jahre vor 1870 noch manche der litterarischen Welt angehörende Erscheinungen in meinen Bekanntenkreis ein. Von ihnen allen aber gewann ich ein wirklich freundschaftliches Verhältnis nur zu dem philosophischsten und gelehrtesten aller Dichter, Hans Herrig, einer gleich Albert Lindner mir in Offenheit und Selbstlosigkeit gegenübertretenden Natur, von der ich lernte und mich wissenschaftlich gern noch bilden ließ. Hatte ich vor Hans Herrig's poetischen Schöpfungen, wie besonders vor seinem tiefernsten Drama „Alexander" und seinem schwungvollen „Jerusalem" eine hohe Achtung und Bewunderung, wenn auch nicht jene wahre, überquellende Begeisterung, wie für Lindner's große Dichterwerke, so war es doch immer wieder das geradezu unerhörte universelle Wissen, die absolute Beherrschung aller geistigen Gebiete, was mir an Herrig's Umgang stets einen eigenen Anreiz bot. Ich meinte oft, daß es soviel Wissen überhaupt nicht gäbe, wie er in seinem Kopf vereinigte, daß in der Weltgeschichte soviel überhaupt nicht passiert sei, wie er von ihr wußte. Wenn mir Herrig bis zur völligen Klarheit einmal explizierte, warum man als denkender Mensch ein treuer Brahmane sein müsse, so kam er eines anderen Tages aus Gründen, von denen er mich ebenso vollständig zu überzeugen wußte, als eingeschworenster Moslem wieder. Er legte bei passender Gelegenheit mir die ungeahnten Schönheiten der reinen deutschen Sprache recht etymologisch klar, sodaß ich eben begeistert mit darin einstimmte und bewies mir später auch wieder zur Evidenz, daß das Sanskrit doch die unerreichteste aller Sprachen sei. Und auch auf musikalischem Gebiete beherrschte er in feinfühliger Anempfindung, wovon er mir später durch Dichtung des verbindenden Textes zu den von mir komponierten Chören der Herderschen „Ariadne" noch den vollgültigsten Beweis geben sollte, das ganze weite Terrain von den ältesten Italienern bis zu den neueren deutschen Tonheroen.

Waren Albert Lindner und Hans Herrig in künstlerischer Beziehung auch zwei sich in verschiedener Weise äußernde Naturen, so hatten sie doch vieles, was gerade mich so lebhaft anzog, als

Digitized by Google

Menschen gemeinsam, vor allem die Treue der Gesinnung und die Lauterkeit des Charakters. Beide kannten die Lüge nicht, diesen oft unscheinbaren, still glimmenden Lasterherd für die großen Verbrechen auf der Welt. Ein Lügner kann, und wenn er sonst von Tugenden und liebenswürdigen Eigenschaften strotzt, mein Freund doch niemals sein. Die Gebiete, auf denen er seine mehr als bedenklichen Fähigkeiten bethätigen kann, sind gar zu mannigfaltige, und greift er unter ihnen, sei's mit Vorbedacht, sei's ohne Arg, auch gar einmal das der Freundschaft selbst heraus, so ist's ja ohnehin um sie geschehen. Den kleinen Lügner, der satt zu sein erklärt, wenn er noch hungrig ist, und Beifall klatscht, wo's ihm mißfällt, mag ein milder Richter mit den Erfordernissen der sozialen Konvention vielleicht entschuldigen; der vorhandene Infektionsstoff aber giebt keine Gewähr dafür, daß er nicht auch einmal die Grenzen überspringe, wo auf Riesenpfählen die mahnende Inschrift steht: „Hier darf nicht mehr gelogen werden." Dann wird der kleine Lügner zum großen Sünder und Verräter. Das Haus der Freundschaft aber ist in des Vertrauens Felsen eingebaut und auf dem Sande des Argwohns stürzt es zusammen.

Lindner und Herrig waren zwei Apostel der unverbrüchlichen Wahrheitsliebe, und ihre Freundschaft war über jeglichen Verdacht der Lüge und ihrer Konsequenzen erhaben. Auch des Künstlers schönste Zierde, die Neidlosigkeit, war beiden Dichtern voll gemeinsam. Was sie an ihren Berufsgenossen nicht liebten, was sie verachteten und künstlerisch verurteilten, das hätten sie in gerechtem Feuereifer am liebsten totgeschlagen; was sie aber als groß erkannten, wurde deshalb für sie nicht kleiner, weil es fremden Köpfen, und nicht den ihrigen entsprungen. Es stand ihnen die Sache stets weit über der Person und nur die erstere verlieh der letzteren in ihren Augen erst den Wert. Und endlich war es ein wohlthuender künstlerischer Idealismus, der die Wege beider Männer gleich hell durchleuchtete.

Es gab damals noch keinen blöden Meinungsstreit über die Mission des Dichters auf Erden. Seines Amtes war's, dem Volke zu zeigen und zu sagen, was des Zeigens und Sagens auch wirklich wert, die wahrhaft großen Vorgänge in der menschlichen Seele, die gewaltigen Leidenschaften der Welt in einer Form zu verkünden, die mit der Naturwahrheit die künstlerische Schönheit gleichmäßig paarte. Der wahre dichterische Idealist mußte deshalb zugleich auch ein Realist sein in dem Sinne, als er seinen Schöpfungen und Gestalten zu ihrer vollen Lebensfähigkeit auch den Stempel der Wahrhaftigkeit aufzudrücken hatte. Ob etwas jemals, ob's vor unseren Augen oder nie und nirgends sich begeben, war hinfällig gegenüber der Erkenntnis, daß es in sich wahr und nur durch einen Zufall sich bisher noch nicht begeben hat. In diesem Sinne war eben der Dichter auch ein Prophet. Und von dem, was wirklich sich begeben, erschien nur das der Wiedergabe durch des Dichters Griffel würdig, was eine große, ungestaltende Kraft, jene wahre dämonische Leidenschaft in sich barg, die nie veraltet, weil sie zeitlos ist, so lange Menschen die Erde bevölkern werden. Und deshalb war's auch gleich, ob die Gestalten, die in solchem Sinne der Dichter uns ersinnt, die Toga oder die Schnallenschuhe trugen; sie hatten nur als Menschen, losgelöst von des Tages schnell wechselnder Strömung, auf uns zu wirken und änderten bloß an der Scenerie, wie Lindner sich in seinem Vorwort zum „Brutus und Collatinus" so herrlich wahr darüber ausgesprochen und auch Herrig sich an verschiedenen Stellen seiner Schriften geäußert hat.

Heute nun sieht eine Zahl von Spöttern, die sich kurzweg Realisten nennen, auf diese gestaltenden Träumer mitleidig herab, indem sie das, was nun einmal ist, und wenn es gar noch so erbärmlich, als der Verkündigung durch den Dichter wert erachten und offenbar den Beruf des schaffenden Künstlers mit dem des Gesetzgebers oder gar des Polizei-Kommissars verwechseln. Das Erbärmliche muß durch das Stadt- und Land- und Weltgericht vernichtet, nicht aber durch getreue Wiedergabe im sogenannten Kunstgewande dem Volke noch vor Augen geführt werden. Die gleichsam als Entschuldigung dienende Folgerung, daß es reinigend wirke, ist ein billiges Hirngespinst. Von je haben die an sich der Gesittung und Bildung entbehrenden Massen Goethes Wort in ihrem Sinne variiert: „Das ewig Erbärmliche zieht uns hinan" und von je hat uns dem gepriesenen Ziele der durch Abschreckung bewirkten Läuterung nicht die Bühne, die das Erbärmliche zeigt, und nicht das Buch, das es beschreibt, sondern der Paragraph des Strafgesetzes, der es bedroht, näher gebracht, wenn auch bei weitem noch nicht nah genug. Wer, von Schlacken der niederen Erde gereinigt, auf Bergesgipfel gestiegen und dort die volle Ätherluft in sich eingesogen, der mag getrost einmal, herniederSteigend, auch auf jenen Schlamm verweisen, durch den er sich zu Dichters Höhen emporgerungen; wer aber in diesem Schlamme steckt, der soll sich von ihm erst reinzubaden suchen und nicht etwa gar, auf Dichters Weise prahlend, noch verkünden wollen, wie schmutzig es um ihn und nicht am wenigsten in ihm selber aussieht. Es ist ein Anderes, ob die schöne Phryne, dem Geiste des perikleischen Zeitalters huldigend, vor dem begeisterten Hellenen-Volke ihren Leib enthüllt oder ob Papst Alexander der Sechste bei seinem lüsternen Freunde Cäsar Borgia nackte Weiber zwischen brennenden Lichtern tanzen läßt. Entblößte Scham ist beides; hier aber wühlt sie, wollüstiger Begierde dienend, die Triebe der Gemeinheit auf,

Digitized by Google

dort nimmt sie in opfermütiger Selbsthingabe dem Blicke der Sehnsucht nach den höchsten Schönheits-Idealen die letzte hemmende Schranke fort. Und Perikles hat sein Volk glücklicher gemacht als Alexander der Sechste!

Lindner und Herrig waren, wenn ich es in diesem Zusammenhange so sagen darf, solche perikleische Naturen, solche Idealisten, denen auch der reale Blick für die Wohlfahrt ihres Volkes nicht fehlte. Nur solchen Naturen vermag meine künstlerische Überzeugung noch zu folgen und zu dienen und da ihrer mehr tot schon, als lebendig sind, so stehe ich oft auch hübsch draußen vor der Thür, wenn drinnen einer blöden Menge irgend ein falscher Teiresias zum Ringeltanze aufspielt. Entweder sind die Toten zu früh oder ich bin mit allen schönen Träumen von Zukunft und Fortschritt bereits zu spät geboren.

Eine letzte, wenn auch schmerzliche Ähnlichkeit zwischen meinen beiden Dichterfreunden lag noch in der zeitigen äußeren Erfolglosigkeit ihres künstlerischen Strebens und Schaffens. Wohin diese Albert Lindner geführt, bleibt als Schandfleck in der Geschichte unserer deutschen Dichter für immer eingegraben. Hans Herrig hatte wenigstens in seinen letzten Lebensjahren die freudige Genugthuung, sein wirksames, dem Zwecke trefflich angepaßtes Lutherfestspiel an vielen Orten Deutschlands gefeiert zu sehen. Sein Name klang damit zuletzt auch weiter hinaus, während Lindner's zu gleichem Zwecke gedichteter, vielleicht bühnen-unwirksamerer, an poetischer Schönheit aber noch reicherer „Reformator", des Dichters letztes größeres Werk, bisher das Lampenlicht noch nicht erblickt hat. Hans Herrig ist zu Wiesbaden, wo er Erholung suchte, einem alten Leiden frühzeitig erlegen. Auch ihm drohte, als ein gütiges Geschick ihm die Augen schloß, jene völlige geistige Umnachtung, in der sein unglücklicher Zeit- und Kunstgenosse ihm nur um wenige Jahre in den Tod vorausgegangen war. —

Flämmchen im Kamin.

Wo seid Ihr, muntre, kleine Füße,
Die Abends ich so gerne grüße?
Ich suche und knistre,
Ich flimmre und flüstre,
Ich sause und schwirre,
Und schwanke und irre,
Und nirgends die lieben, trippelnden Dinger?!
Ihr kamt doch sonst so flink geschrillen,
Was laßt Ihr Euch heut so lange bitten?
Wo bleibt Ihr in Euren roth-rothen Schuhen?....

„Such' nicht! zum kalten Garten getragen
Hat uns ein schwarz verhangener Wagen.
Wir nimmermehr hüpfen
Zum Feuer hin schlüpfen,
Noch trippeln und tappeln,
Noch tanzen und zappeln;
Uns rührte der Tod mit eisigem Finger;
Blies wie ein rauher Wind aus Norden,
Da sind wir so steif und starr geworden —
Ade — wir müssen vom Erdenlauf ruhen".

E. Galli.

Heuduft.

Ich gehe durch den sommerlichen Garten
Und trink' erquickt die milde Abendluft,
Der letzten Fliederblüten Sterbeodem;
Da strömt der sinnberückend starke Duft
Von frisch gemähtem Heu zu mir herüber.

Ich bleibe steh'n; ein Nebel hat den Blick
Umschleiert, und mein sehnsuchtsvolles Herz
Verliert sich hämmernd in vergangnes Glück:

Da fühle ich zwei weiche Arme sich
Voll heißer Glut um meinen Nacken schlingen,
Und von berauschten Lippen höre ich
Nun süße, süße Liebesworte klingen. —

Und lange steh' ich so und zittre leise
In der Erinnrung frost'gem Abendhauch,
Bis plötzlich mich erweckt ein warmer Regen.
Der Himmel weint und meine Seele auch.

Johannes Grebling.

Kleinrussisches Volkslied.

Der Herr hat des Huzuls Weib verführt —
„Weh! Weh!"
Doch klagt er nicht und schilt sie nicht —
„Hurrah!"
Er schärft nur blank sein gutes Beil —
„Weh! Weh!"

Der Czeremosz ist wild und tief —
„Hurrah!"
Und führt man denn ihn auch zur Stadt —
„Weh! Weh!"
Er hat gerächt sich frei und kühn —
„Hurrah!"

Übersetzt von **Karl Emil Franzos.**

Digitized by Google

Ein Liebeshandel à l'empire.

Aus ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen **Ernst Schulze's.**

Mitgetheilt von **Karl Emil Franzos.**

V.

Das Tagebuch fährt fort:

„Am 6. Oktober. Man gab heute den zweyten Theil der Donaunymfe und ich fand mich wieder mit der Pentz, der Sekretairin und Rittmeyer in einer Loge zusammen. Ich gab ihr eine Antwort auf ihre gestrige Federprobe, die in den Versen bestand:

Quoi, Vous mettrez le feu dans ce sacré séjour,
A qui préside l'idole, que j'adore et que j'aime?
Prenez bien garde à Vous, m' amour,
Car Vous Vous bruleriez Vous même.

Sie lachte über die Antwort. Später, als die Sekretairin mit Rittmeyer einen Augenblick in eine andere Loge hinüber gegangen war, erklärte sie mir ihre gestrige Eifersucht deutlich, indem sie den Männern Charakterlosigkeit vorwarf, die sie vorzüglich darin setzte, daß sie sich oft durch Verhältnisse oder Launen abhalten ließen, die Gesellschaft und Unterhaltung von Personen zu suchen, die ihnen lieber wären, als andre. Ich antwortete mit einem Vorwurf für die Weiber, daß die Leidenschaft ihnen gewöhnlich falsche Ansichten von den Dingen gäbe. Ich führte sie nachher zu Hause und erhielt den zweyten Handdruck.

Am 7. Oktober. Heute sollte der Geburtstag meiner Dame gefeyert werden und man hatte eine Parthie nach dem Entenfang verabredet. Das Wetter war kalt und regnicht, alles hatte sich mit Mänteln und Pelzen versehen, nur mir fehlte ein wärmendes Kleidungsstück, weil ich nicht erwartet hatte, den Herbst noch in Zelle zu sehen. Die Pentz gab mir aus ihrer Garderobe einen spanischen Mantelkragen, der bis an die Kniee reichte. Unterwegs kam die Rede auf den Tod und die Pentz sagte, es würde ihr sehr unangenehm seyn, an ihrem Geburtstage zu sterben. Ich erwiderte etwas maliziös, mir würde dieser Zufall eine große Erleichterung verschaffen, denn ich könnte dann Geburtstags- und Sterbegedicht zusammenschmelzen. Ich wurde natürlich gescholten und man warf mir zugleich vor, daß mich der Geburtstag nicht einmahl zu einem Liede begeistert habe. Es wird nachfolgen, wenn ich diese beiden Bouteillen geleert habe, rief ich spöttisch und hob zwey Flaschen voll Wein empor, die ich unter meinem Mantel verborgen hatte. Wenn Sie daraus erst Begeisterung schöpfen wollen, erwiderte sie erzürnt, so verlange ich nichts von Ihnen. Nun, so will ich es Ihnen denn jetzt überreichen, antwortete ich, und gab ihr ein Gedicht, das ich diesen Morgen gemacht hatte und worin ich mir vom Geschick für sie ewiges Glück, und für mich auf ewig meinen süßen Schmerz ausbat. Sie sind sehr resignirt, sagte sie, nachdem sie es gelesen hatte, und ich fragte sie, um der Gesellschaft keine Muthmaßung vom Inhalte zu geben: Zürnen Sie vielleicht, daß ich Sie nicht genug darin lobte? Auf dem Entenfang gingen die Übrigen hinaus, spielten auf der Guitarre, sangen und liefen umher; die Sekretairin, Rittmeyer, die Pentz und ich nebst einigen Alten blieben im Zimmer, und ich fand zuweilen Gelegenheit, meiner Dame einige gefühlvolle Dinge auf eine räthselhafte Weise zu sagen, die von den Andern nicht verstanden werden konnten. Auf dem Entenfang fand sich kein gehöriges Souper für uns und wir beschlossen daher, nach Baumanns Garten zurückzufahren. Die Pentz setzte sich auf den Platz, wo ich vorher gesessen hatte und ich setzte mich neben sie. Um uns etwas bequemer einzurichten, schlug ich meiner Dame vor, mir den Arm zu geben, und wir geriethen so in eine ziemlich vertrauliche Stellung, die von der Enge des Sitzes begünstigt und entschuldigt wurde. Es fing an zu dämmern, die Luft wehte sehr rauh, mein Mantel war indeß nur mit dem obersten Knopf zugeknöpft. Die Pentz sagte mir, er würde mich auf diese Art wenig schützen und erinnerte mich, ihn ganz zuzuknöpfen. Ich war in diesem Augenblicke stumpfsinnig genug, ihre Absicht nicht zu merken und versicherte ihr, ich befände mich so recht gut. Sie müßen sich durchaus beßer verwahren, sagte sie in einem hofmeisternden Tone, und wenn Sie sich weigern, werde ich es thun. Bey diesen Worten zog sie ihre Handschuhe aus, und knöpfte alle Knöpfe

Digitized by Google

zu. Dann gab sie mir ihre Handschuh zur Verwahrung, indem sie sagte, sie könne sie jetzt nicht wieder anziehen, und reichte mir auf's neue den Arm. Jetzt ging mir ein Licht auf und ich sah ein, daß der Kragen zum Deckmantel der, wenn auch nicht christlichen Liebe bestimmt sey. Unsere Hände fanden sich bald und es begann ein sehr süßes Fingerspiel, welches mich die Bemerkung machen ließ, daß sich in den Händen ebenso viele elektrische Funken befinden, als selbst in den Lippen. Schon längst war sie auf meine Ringe eifersüchtig gewesen; sie suchte mir den der linken Hand abzustreifen. Der andere an der rechten ist mir theurer und um ihr ein Zeichen meiner Ergebenheit zu geben, tauschte ich beyde. So bald sie die Verwechslung merkte, zog sie unwillig ihren Arm aus dem meinigen, wandte sich ab und ließ mich ihren Zorn merken. Wahrscheinlich glaubte sie ich hätte gewechselt, um mir das Theurere zu bewahren. Um sie zu versöhnen, steckte ich beyde an denselben Finger und reichte ihr auf's neue die Hand. Ein glühender Druck lohnte mir — sie zog beyde mir vom Finger und schob sie an den ihrigen. Um bey der Gesellschaft keinen Verdacht zu erwecken, wurden alle diese Operationen von scheinbar gleichgültigen und scherzhaften Gesprächen begleitet, worin für uns indeß ein sehr süßer und bedeutender Sinn verborgen lag. Ob Dorette ihre Schwester, die auf der andern Seite saß, etwas merkte, weiß ich nicht. Sie machte mir plötzlich ungewöhnlich die Cour und ich hatte große Lust, um den Scherz vollkommen zu machen, meine rechte Hand auf der anderen Seite ebenso agiren zu lassen. So wäre ein vortrefflicher Doppel-Roman entstanden, der den schönsten Stoff zu einem interessanten Schwank hätte geben können. Ein Fünkchen Gewißen indeß, daß in mir emporglimmte, hielt mich von dieser Verrätherey ab. Es wurde allmählig dunkler und ich hätte gerne die Gelegenheit benutzt, meinen Arm um meine **soi-disant** Geliebte zu schlingen, wenn mir nicht tausend Hindernisse im Wege gestanden hätten. Dorette hing an meinen linken Arm, mit dessen Hand ich die Hand der Pentz hielt, mein rechter Arm war von der Pentz gefesselt und überdem war aus meinem Mantel nirgends ein Ausweg zu finden. Hätte ich die Rechte erhoben, so wäre die Hülle mit in die Höhe gegangen und der Schleyer des Geheimnißes zerrißen gewesen. Ich begnügte mich also vor's erste mit den errungenen Vortheilen. Endlich, als es fast ganz Nacht geworden war, beschloß ich etwas Kühnes zu wagen. Ich hob meine rechte Hand empor, als wolle ich an meinen Mantel etwas ajustiren und schlang den Arm plötzlich und unbemerkt um die Pentz. Sie zitterte und glühte in meinem Arm, widerstrebte aber nicht und ich drückte sie immer fester und fester an mich. Meine Hand ward verwegener und nahte ihrem Busen, aber sie schauderte und machte eine Bewegung, um es zu verhindern. Ich hätte ein Faun seyn müssen, wenn ich dieses weibliche Zartgefühl nicht ehren wollte. Wäre diese Bewegung auch nur eine List der Koketterie gewesen, die sich vertheidigt, um den Sieg uns theurer zu machen, so war ich doch meinem eigenen Gefühle Zurückhaltung schuldig. So fuhren wir eine Zeitlang durch die Nacht und sie hatte Erfahrung, ich Kälte genug, in dieser höchst kritischen Lage noch von gleichgültigen Dingen zu sprechen. Sie hatte indeß mehr Liebe als ich, denn sie bog den Kopf zu mir und schien einen Kuß zu erwarten, den ich, in der Versicherung, daß Verrätherangen gleich denen der Katzen, auch im Dunkeln sehen, vermied. Jetzt kamen wir zum Orte unseres Soupers, die übrigen stiegen vom Wagen und ich hob meine Dame herab und führte sie durch den dunklen Garten zum Hause. Hier hätten die Lippen sich ungestöhrter und unbemerkter finden können, aber ich weiß nicht, welch ein tödtlicher Frost sich plötzlich in meine Seele stahl. Das menschliche Herz hat so viel Lamen, wie der April und eine Fliege, die sich uns auf die Nase setzt, kann für einen Augenblick die glühendste Liebe in plötzliche Kälte verwandeln. Im Saale fand ich die ganze Gesellschaft zusammen. Man sprang und tobte in der ausgelassensten Laune umher, nur seinen Hunger zu vergessen, denn der Wirth hatte die Aussicht aufs Abendessen noch sehr in die blaue Ferne gemahlt. Endlich kam die ersehnte Herzstärkung, jeder setzte sich bey seiner Dame und es fanden sich grade fünf Paare die mit einander in geheimen Verhältnißen standen. Ich trank übermäßig, um mein Herz etwas mehr zu erwärmen, aber ich konnte doch nicht zu dem erbärmlichsten Rausch kommen. Nach Tisch fanden sich einige Musikanten ein, und obgleich keiner Lust zum Tanz zu haben schien, machte man doch mechanisch einige Tänze. Bald fing man an, ein gesellschaftliches Spiel zu spielen, welches alle ebensosehr zu langweilen schien, als der Tanz. Jeder schien am Nachmittage zu pikante Vergnügungen genossen zu haben, als daß die Prosa des Abends ihn noch hätte reitzen können, jeder sehnte sich zu Hause, weil das Zuhausführen vielleicht noch einige interessante Minuten erwarten ließ. Endlich kam der ersehnte Augenblick. Weil das Wetter schön geworden war, hatte man die Wagen fortfahren lassen und die Cicisbeen gaben ihren Damen den Arm. Die Pentz wollte mit mir gern im ungestörteren Hintertreffen bleiben und ließ daher die Übrigen vorausgehen, mit der Äußerung, sie habe der Sekretairin, die noch zurück war, etwas

Digitized by Google

zu sagen. Als diese zu lange ausblieb, folgten wir den Übrigen, die uns nun jetzt schon aus dem Gesichte waren. Hier ward der erste Kuß genommen und gegeben, und die Lippen, die nach der süßen Speise lüstern geworden waren, fanden sich auf dem Wege öfter wieder. Am Mittelthore fand sich der Theil der Gesellschaft, die diesen Weg wählen mußte, zusammen. Wir suchten jetzt Ritmeyer und die Sekretairin vor uns herzuschieben, dieser aber merkte unsere Absicht, die mit der seinigen disharmonirte und schritt so langsam und schwerfällig einher, daß eine Schnecke ihm einen Wettlauf hätte anbieten können. Es war nicht möglich, dieses Ideal des trägen Schrittes zu übertreffen, wir begaben uns also wieder in die Mitte, da wir ja auch eigentlich von diesen Nachfolgern nichts zu befürchten hatten. Jetzt begegnete mir ein Zufall, der in die romantische Szene die trockenste Prosa verwebte. Ich wollte meine Dame zum letzten Mahle küssen — als ich meinen Mund zu dem ihrigen herüberbog, schob sich der hohe Sammetkragen meines Mantels zwischen beide und empfing für uns den Kuß von beiden Seiten. Zugleich erhielt mein Hut eine schiefe Richtung und fiel mir vom Kopf. Ich hätte laut auflachen mögen, so komisch kam ich mir selbst in dieser Situazion vor, und meine Dame war gewandt genug, mit mir zu lachen, denn Gelächter ist die beste Medizin für eine so grausam zerrissene Parthie aus der idealischen Welt. Dieser Abend muß unser gegenseitiges künftiges Betragen fixiren. Wir verstanden uns freylich schon früher, aber wir hatten uns unser Verhältniß noch nie so deutlich gestanden. Die Maske von Freundschaft und andern Empfindungen, die wir vorher beyde trugen, durchschauten wir recht gut, aber wir waren ihr, weil wir sie einmahl angenommen hatten, Rücksichten schuldig, die das freyere Geständniß dieses Abends aufhebt. Ich werde unserer Verbindung eine scherzhaft gefühlvolle Richtung zu geben suchen, denn in solch einem Verhältnisse bewege ich mich am freysten. Ich werde vielleicht gar den Namen der Freundschaft beybehalten, um uns selbst zu täuschen, denn wir scheuen uns gewöhnlich nicht, eine That zu begehen, weil sie Sünde ist, sondern weil sie Sünde heißt."

Das Gedicht, dessen dieses Blatt des Tagebuchs erwähnt, lautet in der Handschrift des Dichters:

An L. v. P.

„Am 7. Oktober 1811.„

Ein jedes Herz ist vom Geschick
Zu harter Sklaverey erkoren,
Doch segn' ich stets den Augenblick,
Der meine Herrscherin gebohren.

Der eine dient um feiles Gold,
Der andre, daß er Ruhm gewinne,
Doch nimmer ist ein Dienst so hold,
Als der verschwiegne Dienst der Minne.

Sonst war mein Herz so leicht und frey
Und Rosen kränzten meine Stunden,
Doch Scherz und Lachen ist vorbey,
Seit deine Fesseln mich umwunden.

Und ach, doch ist mein Schmerz so süß,
Viel süßer als die schönsten Freuden,
Und wahrlich für kein Paradies
Möcht' ich aus diesen Fesseln scheiden.

Nimmst du, o gütiges Geschick,
Was jeder von uns wünscht, zu Herzen,
So kränze sie mit ew'gem Glück
Und mir laß ewig meine Schmerzen!*)

Gleich den vorstehend mitgeteilten Stellen des Tagebuchs bedürfen auch die folgenden wahrlich keines Kommentars:

„Am 8. Oktober. Ich suchte ein **tête à tête** mit meiner Dame, um durch eine vollständige Auseinandersetzung von beyden Seiten unser Verhältniß zu fixiren. Heute Morgen ging ich deßhalb hin, um auf irgend eine Art eine Verabredung zu treffen. Wir wechselten natürlich schmachtende Blicke genug, fanden aber keine Gelegenheit, uns ungestöhrt zu sprechen. Sie fragte mich, ob ich in's Schauspiel gehen würde und ich antwortete, ich wollte die Sterne darum fragen, indem ich meine Augen forschend auf die ihrigen richtete. Sie klagte über schlechtes Befinden und ich rieth ihr sehr angelegentlich, nicht in's Schauspiel zu gehen, weil sie sich erkälten würde. Sie schien unentschlossen und ich nahm dieses übel, da ich vermöge ihrer Schlauheit supponiren konnte, daß sie meine Absicht schon errathen habe. Ich ging daher fort und wünschte ihr spottend einen tüchtigen Catharr. Wenn ich einen Catharr bekomme, so wird es wenigstens nicht im Schauspiele seyn, rief sie mir nach und ich glaubte nun gewonnen zu haben. Am Abend patrouillirte ich vor dem Hause auf und nieder, um zu bemerken, wann die Mutter und Schwester fortgehen würden. Als sich würklich die Hausthür öffnete, war es indeß zu dunkel, als daß ich die Zahl der Personen hätte unterscheiden können. Bald darauf ging ich hinein und fand — Niemand zu Hause. Ich werde mich indeß rächen und habe schon ein Strafgedicht entworfen, worin ihr Treulosigkeit und ein falscher Charakter vorgeworfen wird.

Am 11. Oktober. Am Nachmittage ging ich zu der Pentz und fand sie allein mit ihrer

*) Schultze hat das Gedicht unter dem Titel: „Minnedienst. An L. v. ***" auch unter seine Gedichte aufgenommen. In der letzterschienenen Ausgabe („Sämmtliche poetische Werke." Dritte Auflage, 1855) steht es Band IV S. 169. Str. 1 V. 1 zeigt dort die Variante: „Zwar jedes Herz . . .", in V. 2 findet sich der sinnstörende Druckfehler: „Zu zarter" statt: „Zu harter Sklaverei".

Digitized by Google

Schwester. Ich machte verbißene und pikante Anspielungen, sie vertheidigte sich versteckt und sprach von Verhältnißen und dem Zwang der Umstände. Die Schwester verließ uns und sie erklärte sich mir deutlicher, sodaß ich meiner Rache hätte überhoben seyn können. Ich wollte indeß mein Gedicht nicht umsonst gemacht haben und war überhaupt etwas zum Zank geneigt, deßhalb gab ich ihr die Strafpredigt. Sie sagte, wenn etwas unangenehmes darin enthalten sey, so wolle sie es erst morgen lesen, weil sie sich gar zu erbärmlich befände. Ich gab ihr meine Freude über diese Strafe ziemlich deutlich zu verstehen und nahm von ihr Abschied, weil ich meiner Mutter versprochen hatte, sie in's Schauspiel zu führen. Ich zauderte zu Hause mit Willen etwas, um die Logen schon sämmtlich besetzt zu finden und brachte dann meine Mutter in die Loge, worin die Mutter der Pentz und die Sekretairin sich befanden. Man gab die Spieler. Kaum waren die ersten Szenen geendigt, als die Pentz sehr erhitzt und in großer Bewegung eintrat, obgleich sie wegen ihrer Unpäßlichkeit fest versichert hatte, nicht ausgehen zu wollen. Ich merkte, daß sie mich aufgesucht hatte und bot ihr einen Stuhl im Hintergrunde der Loge, sodaß die übrigen Damen uns den Rücken zukehrten. Sie ließ mich ihren Zorn deutlich merken, ich war aber boshaft genug, den Gleichgültigen zu spielen und sie wegen ihrer Frömmigkeit zu loben, weil ich diesen Nachmittag Bußpredigten auf ihrem Tische habe liegen sehen. Sie merkte die Anspielung und gab mir eine verächtliche Antwort. Ich gestehe gern, daß ich mich ein wenig übermüthig betrug, und auf die Gewalt, die ich mir über sie erworben habe, zu stark trotzte. Als ich sie auf's Äußerste gebracht hatte, fing ich an, einzulenken. Für ihre Schlauheit und Erfahrung ist sie wirklich ein wenig zu schwach. Nach einigen Vorbereitungen bot ich ihr die Hand und sagte: **Soyons amis, Cinna!** und zu meinem Erstaunen schlug sie ein. Jetzt fielen in der Loge zärtlichere Szenen vor, als auf dem Theater zwischen der Frau von Wallenfeld und ihrem Mann, und es war ein Glück, daß die übrigen Damen zu sehr in die letzteren vertieft waren, um die ersteren zu bemerken. Die Frau hat ein außerordentlich heftiges Gefühl und sie könnte mir immer ein wenig Wärme abgeben. Übrigens wandten wir heute eine ganz besondere Art von Sprache an, die wegen ihrer Sicherheit in ähnlichen Fällen zu empfehlen ist, wir ließen nehmlich die Schauspieler für uns reden. Bey jedem Worte, das sich auf unser Verhältniß beziehen konnte, drückten wir uns die Hand, oder wir wiederholten es, ohne dadurch den mindesten Verdacht zu erregen."

Das bisher ungedruckte Gedicht lautet:

Weh mir, du haßt mein armes Herz betrogen,
Und ohne Scheu mit meinem Schmerz gespielt;
Wo ich geliebt, haßt du Gefühl gelogen,
Wo ich gewagt, haßt du nur kalt erwogen,
Und nur gescherzt, wo ich so tief gefühlt.

Wie, oder kennt dein Herz der Blicke Flehen,
Den leisen Wink beredter Augen nicht?
O lernt' es noch die Liebe nicht verstehen,
Wenn sie, den Neid der Welt zu hintergehen,
Mit schlauer Kunst in süßen Räthseln spricht?!

Aus dem Gestirn soll mir mein Schicksal lagen,
So rief ich aus, den Blick auf dich gesenkt;
O konnte dir dein eignes Herz nicht sagen,
Ich würde nimmer andre Sterne fragen,
Als deinen Blick, der mein Verhängniß lenkt?

Verrätherisch haßt du mich hintergangen
Und mir entschlich die Zeit in trübem Schmerz;
Ach ein Moment, der ohne dich vergangen,
Kann keinen Platz in meinem Seyn verlangen,
Denn nur bey dir weilt Leben, Geist und Herz.

O dürften einst dir meine Lippen sagen,
Was still dir jetzt die Blicke nur gesteh'n,
Dann wollt ich nie dein strenges Herz verklagen,
Mit festem Muth, was du verlangtest, tragen,
Und Tröstung selbst in deinem Zürnen seh'n!

Zelle am 11. Oktober 1811.

Im Tagebuche lesen wir ferner:

„Am 12. Oktober. Heute Nachmittag beging ich eine kleine Untreue an meiner Dame. Ich war bey der Sekretairin, um Abschied von ihr zu nehmen, weil ich übermorgen fort will. Das Weib ist würklich zu reitzend, als daß man nicht den Gelegenheit ein wenig zu naschen suchen sollte. Ich brachte das Gespräch auf Sperl, der sterblich in sie verliebt ist und wir lachten darüber. Bey einer verheyratheten Kokette hat man schon viel gewonnen, wenn man es wagen darf, mit ihr von ihren Liebhabern zu sprechen. Als es zu dämmern anfing, ward ich schmeichelnder und lockender. Wir saßen neben einander auf dem Sofa. Sie ist äußerst sinnlich, ganz Gluth und Fantasie und mehr für ein italiänisches Klima gemacht, als für unsre kalten Zonen. Ich schlang meinen Arm fest um sie und erhielt beym Abschied einen langen Kuß. Dann ging ich zur Pentz. Ihre Schwester war bey ihr, verließ uns aber bald, weil sie merkte, daß wir uns manche Dinge zu sagen hätten, wobey sie überflüßig sey. Anfangs saßen wir still neben einander, keiner wollte anfangen zu reden. Endlich bot sie mir die Hand und wir lagen uns in den Armen. Zitternd wand sie sich endlich los, gab mir noch einen Kuß und sagte mit weicher Stimme: Gehen Sie, leben Sie wohl, lassen Sie uns einander nicht wiedersehen! Ich ging ziemlich bewegt fort. Sie begleitete mich die Treppe hinab und

Digitized by Google

gab mir unten ein Paquet. Es enthielt einen Brief, worin sie mir noch einmahl sehr zärtliche Vorwürfe macht über mein Benehmen am 11. Oktober und Abrede mit mir wegen unsers Briefwechsels nimmt. Dabey lag eine Locke und ein Stammblatt. Ich habe auf das Stammblatt einen recht hübschen Mythus geschrieben als Fortsetzung eines andern, den eine höchst geistreiche Dame, Fanny Tarnow, eine Freundin der Pentz, ihr zur Erinnerung gedichtet hatte."

Der Inhalt des Packets liegt dem Convolut bei; nur die Locke ist verloren gegangen. Der Abschiedsbrief der Dame lautet:

„Umsonst, es wird mir niemals mehr gelingen
Zu sagen, wie Dein Urtheil mich verdroß,
Doch weh mir, konnt ich je die Pflicht bezwingen,
Wenn bitterer Spott sich über mich ergoß!

Dies war mein Einziger Gedanke bei der so ganz Unverschuldeten, Unrichtigen Beurtheilung, wenn Sie wüßten wie sehr Sie mein Gefühl dadurch Beleidigten dann darf ich glauben Sie hätten es nicht, wahrlich nicht, geschrieben.

Der Freie ungebundene Mensch braucht seine Handlungen so nicht zu wägen, bedarf weniger Rücksichten wie den Gefesselten stets zu Beherzigen bleiben — allein wie doppelt Schmerzhaft ist es für diesen wenn man grade seinen Edelsten Handlungen die Folie der Falschheit unterlegt? worann kann sich sein Glaube dann noch halten, wenn ihn dies von denen begegnet bey welchen er hauptsächlich auf den Reichthum besserer Gefühle rechnete?

Ich verzeihe es gern — allein vergessen werde ich es lange nicht. Hoffentlich werden Sie die Überzeugung mit nehmen und bewahren dass ich mit vollem Vertrauen auf Ihre Freundschaft Gerechte Ansprüche mache, es für einen großen Gewinn in meinem Leben halte wenn Sie mir die Gefühle bewahren, die Sie für mich hegen; ich bedarf deßen wohl! manche Stunde die ich meinen Lebensverhältnißen Opfern muß wird mir weniger schwer zu tragen sein, das sei Ihr Trost! — Schreiben Sie mir so oft Sie wollen und mögen — sagen Sie mir auch ja wie Ihnen meine Kinder gefielen, an denen mein Herz mit einer unbegränzten Zärtlichkeit hängt, die ich mehr wie mein Leben liebe weil ich weis das sie gut sind und daß der früh genährte Keim der wahrhaften Herzensgüte gewiß keiner Fremden Form sich anschmiegt. — Laßen Sie mich Ihre Adresse nach Göttingen — wenn ich von hier gehe werde ich Ihnen eine andere Adresse an mich nach Hannover schicken.

Leben Sie wohl! Gedenken Sie meiner; so groß auch der Wunsch ist Ihnen noch recht viel zu sagen, so Schmerzt mich doch der Kopf so sehr, daß ich keines wortes mehr fähig bin, als Sein Sie künftig etwas Gerechter und Schonender gegen Ihre Freundin Louise."

Das Stammbuchblatt, welches Frau v. Pentz Schulze übergab, zeigt auf der einen Seite folgende Eintragung:

„Als der erste Mensch vom Nichtseyn zum Bewußtseyn erwachte, schleyerte Dämmerung das Paradies ein. — Bald aber leuchtete ihm rother Morgenschimmer und heller und heller ward es um ihn und in ihm, bis die Sonne selbst in ihrem strahlenden Feuerglanz heraufuhr und Alles voll Jubel und Leben ward, in den er voll trunkenen Entzückens einstimmte.

Der Tag verging — die Beleuchtung ward matter — das Feuergestirn tauchte unter, und der Mensch, der es für immer versunken wähnte, blickte ihm voll unendlicher Sehnsucht und Trauer nach. — Da sandte die Nacht den milden Thau, zu erquicken, was Sonnengluth beleuchtet und versengt hatte, und als der Mensch sein Auge vom letzten verglimmenden Abendroth wandte — sieh! da stieg der Mond still und friedlich herauf. — Die Sterne erschienen und heilig und hehr ward seiner Seele die erste Ahnung der Unsterblichkeit! —

Uns Allen ist noch wie ihm ein Paradies beschieden — holde Jugend, es ist das Deinige! — Die Liebe ist die Sonne desselben — sie geht unter und farb- und blumenlos läge das Leben und die Erde dann vor unseren trauernden Blicken dar, erschienest du, Freundschaft, Himmelstochter, erste und köstlichste Mitgabe aus der Heimath, zu der wir einst Alle zurückkehren, uns nicht mit Deinem Sternenhimmel voll Verheißung der Ewigkeit, durch deßen Trennungsdunkel tröstend der Mond unvergänglicher Erinnerung wandelt! —

Roggow, den letzten Juny 1808.

Fanny Tarnow."

Auf die Kehrseite des Blattes schrieb nun Ernst Schulze:

„Freyheit muß mit Zartsinn sich vereinen,
Tugend dir als Grazie erschienen,
Als ein tröstend Wesen das Gefühl;
Liebe sey gleich milden Frühlingsdüften
Süß erfrischend ohne zu vergiften,
Und Genuß des Lebens schönstes Ziel.

Aus dieser Lebensfilosofie läßt sich alles Glück herleiten, deßen ein empfindendes Wesen fähig ist. Die liebenswürdige Fanny würde vielleicht zürnen, daß ich der Freundschaft nicht erwähnte, der die süße Schwärmerin einen so zarten Hymnus gesungen hat, aber eine Fortsetzung ihrer reitzenden Dichtung soll mich rechtfertigen —

Noch blickte der erste Mensch in schweigendes, heiliges Staunen versunken in die dämmernde Mondnacht hinaus, da wehte das Säuseln der Palmen und der thanige Blüthenduft und der Gesang der Nachtigallen Schlummer und Vergeßenheit auf sein Auge und seine Seele. Und ein Traum schwebte herab, löste seinen Geist von den Banden des Körpers und trug ihn auf ätherischen Schwingen zu den Quellen des Lichts empor. Da sah er nicht Sonne, nicht Mond mehr; ein einziger unvergänglicher Glanz, von keiner Form beschränkt, strömte, gleich der Fluth des unendlichen Meers ihm entgegen. Und er beugte die Kniee und faltete die Hände und bethete zur Glorie des Weltalls und rief entzückt: Es war nicht Sonne, nicht Mond was ich sah, es war ewiges, einziges Licht! —

Freundschaft ist Liebe und Liebe Freundschaft! — Alle Strahlen des Göttlichen fließen aus einem Glanzquell und nur die Form giebt ihnen verschiedene Namen.

Zelle am 14. Oktober 1811.

E. Schulze."

Die sechs Verse, mit welchen das Stammbuchblatt beginnt, sind der Schluß des Gedichts „Die Erscheinung in den Ruinen"*). Denn Packet, welches die Locke, das Stammbuchblatt und jenen intimen Brief der Frau v. Pentz enthielt, lag noch ein unverfängliches Briefchen der Dame bei, welches sich gleichfalls erhalten hat. Es lautet:

„Indem ich Ihnen nochmals eine recht gute Reise

*) „Sämmtliche poetische Werke." Dritte Auflage. Band IV. S. 192 ff.

Digitized by Google

wünsche, empfehle ich Ihnen die Einlage bestens. Sie senden sie nur dann ab, wenn eine sichere Gelegenheit sich unter den verabredeten Umständen darbietet — lassen Sie ihn bis dahin sich nicht von irgend einem Douanier oder Gensd'armes abnehmen — und vertheidigen Sie ihn gleich den Produkten Ihres Geistes, ob er gleich wenig Geist enthält.

Leben Sie so wohl und vergnügt wie es Ihnen herzlich wünscht Ihre

Freundin L. v. P . . ."

Das Tagebuch fährt fort:

„Am 13. Oktober. Alle diese Tage hindurch hatte ich das Feuer, das mir mangelte, durch Champagner zu ersetzen gesucht. Auch heute Morgen hatte ich der Flasche sehr stark zugesprochen. Nach Tisch schrieb ich eine Antwort auf den Brief der Pentz und warf mich dann, weil ich halb taumelte, auf's Bett. Ich erwachte erst um halb acht Uhr und eilte schnell in's Theater, wo ich glücklich genug war, meine Dame zu finden. Ich befand mich äußerst abgemattet von den Debauchen der vorigen Tage und trank auf's Neue Punsch, um mich wieder etwas zu beleben. Allen diesen Ausschweifungen gab ich den Anstrich von Verzweiflung. Ich wurde wild fröhlig und spielte meine Rolle vortrefflich. Doch durfte ich in dieser Laune von der Pentz nicht scheiden und versprach daher erst übermorgen zu reisen. Ich bin so abgespannt, daß ich mich kaum auf dem Stuhle erhalten kann.

Am 14. Oktober. Als ich heute Morgen den Brief ansah, den ich gestern an die Pentz geschrieben und ihr zu geben vergessen hatte, fand ich, daß aus jeder Zeile der Rausch spricht. Die Buchstaben sehen aus wie Krähenfüße, die Reihen laufen durcheinander und er schließt mit dem Ausrufe Wallenfelds in den Spielern: Champagner! Champagner! Ich fand indeß diesen Styl meinem bisherigen Betragen ganz angemessen und veränderte also nur die äußere Form. Ich legte noch eine Locke von mir bey und ging heute Abend zur Pentz, um ihn zu übergeben und dann vollständig Abschied von ihr zu nehmen. Wir konnten einander nicht viel sagen, weil die Mutter gegenwärtig war. Wir setzten uns indeß vom Licht entfernt in den Sofa, drückten uns verstohlen die Hand und gaben uns einige heimliche Küsse. Ich werde erst Morgen Mittag fortreiten, sie hat mich aber morgen früh nicht noch einmahl zu kommen. Als ich ihr den Brief gegeben hatte, begleitete sie mich hinunter und ein Kuß, der gar kein Ende nehmen wollte, trennte uns. So leichtfertig ich auch dieses ganze Verhältniß betrieben habe, so reise ich doch nicht mit ganz leichtem Herzen."

Die ungemeine Wahrheitsliebe in allen äußeren Details, welche das Tagebuch auszeichnet, bewährt sich auch hier; die beiden Briefe, der im Rausch geschriebene, wie der abgesendete, sind erhalten und liegen mir vor. Der erstere beginnt mit folgenden, in etwas unregelmäßiger Schrift aber doch deutlich genug geschriebenen Sätzen:

„B. H. am 10. Oktober 1811.

Ich habe gefehlt, ich gestehe es, aber, bey Gott, Sie verkennen mich, wenn Sie glauben, es sey meine Absicht gewesen Ihnen wehe zu thun. Die Leidenschaft ist egoistisch; wenn sie zürnt, will sie nur sich selbst befriedigen, nicht den Gegenstand ihres Zornes beleidigen. Mir that es Noth meine Gefühle zu ergießen um mir wohl zu thun, nicht um Sie zu kränken. Sie wissen vielleicht selbst, meine süße Freundin, wie bitter getäuschte Hoffnung ist, und daß das Gefühl des Augenblicks nur auf die Verhältnisse Rücksicht nimmt, die mit ihm selbst in der genauesten Verbindung stehen. Daß ich Ihnen am folgenden Tage, selbst noch nach Ihrer Erklärung, mein Gedicht übergab, das könnte bart scheinen, aber ich sagte Ihnen ja, es geschehe ohne Groll, und beleidigte Empfindung war ja auch nicht der einzige Inhalt der Worte. Aber lassen Sie uns vergeben und vergessen. Auch ich könnte mich ja beleidigt fühlen, daß Sie mir gestern beym Abschiede so wenig Delikatesse zutrauten und selbst einer Versicherung auf meine Ehre nicht zu glauben schienen. Hätte meine Raschheit Ihnen so schnell das Vertrauen auf meine besseren Gefühle rauben sollen?

Leben Sie wohl, meine geliebte Freundin. Sie nur können es begreifen, mit welchen Empfindungen ich von hier scheide und nur Ihnen kann die Inconsequenz erklärlich seyn, womit ich meine Abreise von Tage zu Tage verzögerte. Der Trost, den Sie mir geben, ist mir sehr süß, aber es ist immer doch nur ein Trost, und Trost bedarf ja der Unglückliche nur. Der Anblick Ihrer Kinder wird mir ein großer Genuß seyn, denn ich werde Sie wiederzusehen glauben. Gewiß sie werden Ihnen ähnlich seyn, oder, wenn sie es auch nicht sind, so werden sie es mir doch scheinen, denn alles was mich anzieht nimmt Ihre Gestalt an."

Daran schließen sich die folgenden, immer undeutlicher und schließlich fast ganz unleserlich geschriebenen Sätze:

„Sie erlauben mir, Ihnen zu schreiben. Auch dieses wird meinen Abschied mir sehr versüßen. Ach, wenn ich alle die Gedichte schreiben soll, die Sie mir einflößten, so werde ich Stoff genug zum Schreiben haben.

Leben Sie wohl, meine süße Freundin. Noch einmahl leben Sie wohl und vergessen Sie mich nie.

Ewig Ihr

Ernst.

Meine Adresse ist: bey der General Superintendentin Wagemann auf der untern Masch. (?)

Champagner, Champagner!"

Die Reinschrift weist die ersten Absätze („Ich habe gefehlt . . ." bis „. . . nimmt Ihre Gestalt an") unverändert auf und fährt dann fort:

„Leben Sie wohl, meine süße Freundin. Noch einmahl leben Sie wohl und vergessen Sie mich nie. Ewig Ihr

Champagner, Champagner! E. Sch.

Nein, ich bleibe noch hier, es ist beschlossen! Ich kann nicht scheiden, ohne Sie noch einmahl gesehn zu haben. Alle meine Sachen sind gepackt, mein Pferd ist um 5 Uhr bestellt, aber ich bleibe heimlich. Morgen Abend sehe ich Sie verstohlener Weise im Schauspiele. Ich werde mich

Digitized by Google

in der Königlichen Loge befinden. Sie nehmen die Loge dicht daran zur rechten Hand. Ich werde einen blauen Mantel und einen Offiziershut tragen; in meiner Verkleidung soll mich Niemand erkennen. Ich gelte für einen Würtembergischen Offizier, den Sie am Hofe gekannt haben. Wir können ganz ungehindert über die Barriere mit einander sprechen. Man giebt morgen den Hamlet und Alles wird zu sehr in das Schauspiel vertieft seyn, um uns zu bemerken. Kurz vor dem Ende des Stückes gehe ich fort und vertausche meine Kleidung. Ich warte unten an der Treppe auf Sie und begleite Sie als Ihr Bruder in Ihren Wagen. Für einen Anzug, der dem seinigen gleicht, werde ich sorgen, und ich bin ungefähr von gleicher Gestalt mit ihm. Die Dunkelheit wird das Beste thun, mich unkenntlich zu machen. Es ist ein weiter Weg vom Schloß bis nach der Trift und wir werden Zeit genug haben uns über unser künftiges Verhältniß zu verständigen. Sollten übermorgen gewisse Personen abreisen, wie wir vermuthen, so erscheine ich wieder öffentlich, gebe vor, bloß einen Ritt nach Hannover gemacht zu haben und bleibe dann noch bis zum 15. Da diese Abreise aber noch ungewiß ist, so müßen Sie mir nothwendig das Rendezvous verstatten, weil ich kein anderes Mittel sehe. Leben Sie wohl bis zum Abend und bringen Sie ein verführliches Herz mit.

E. Sch.

Gut wird es seyn, wenn wir Französisch mit einander sprechen, denn das verändert die Stimme und ist jedem Lauscher wenigstens nicht so gleich verständlich."

Der romantische Plan ist, wie man sieht, nicht zur Ausführung gekommen. Die nächste Eintragung des Tagebuchs lautet:

„Hannover am 15. Oktober. Heute Abend bin ich hier angekommen. Mein Pferd hat mich tapfer zerstoßen, aber durch eine Flasche Wein, und Böttchers*) Unterhaltung bin ich wieder so ermuntert worden, daß ich nicht zu Bette gehen kann, ohne noch eine kleine Abrechnung mit mir selbst zu halten. Was habe ich eigentlich mit meinem Verhältniße mit der Pentz gewollt und was ist der wahre Zustand meines Herzens dabey gewesen? Befriedigung der Eitelkeit ist natürlich das Erste, was mir mein Gewißen zuruft. Einmahl wollte ich glänzen gegen andere, dann wollte ich mir auch selbst ein wenig mit dem Gedanken schmeicheln, ein kokettes Weib gefeßelt zu haben. Beydes ist mir gelungen. Ich bin berüchtigt worden durch dieses Verhältniß und habe der Pentz nicht allein ein flüchtiges Interesse abgewonnen, sondern sie ernsthaft in mich verliebt gemacht. Die Mittel, die ich anwandte, waren aber auch kräftig genug, ein minder schwaches Weib zu bezwingen. Darin habe ich mich getäuscht, daß ich die Pentz durchaus für eine kalte Kokette ansah. Sie hat ein sehr weiches Gefühl und ist ziemlich sinnlich; kokett scheint sie nur zu seyn, weil es zum ton gehört und weil sie, so wie ich, gern glänzen mag. Aber ist denn mein Herz immer wirklich ganz kalt geblieben? So ziemlich, obgleich mir jetzt die verschönernde Erinnerung einen Possen spielen will. Eitelkeit und Sinnlichkeit verstehen es meisterhaft, gegen unsern eigenen Geist die Rolle des wahren Gefühls zu spielen, und so war es auch bey mir. Ich glaubte zuweilen zu lieben, weil ich geliebt wurde und weil meine Sinne gereizt waren. Richtig ist es übrigens, daß ich eine Beschäftigung des Herzens bedurfte, denn so innig auch meine Liebe zu Helene Jungblut war, seit ich von ihr an ihrem Hochzeitstage jenen süßen, unvergeßlichen Kuß erhielt, so war mir doch die Freundschaft zu heilig, als daß ich jetzt noch hätte fähig seyn sollen, mich ihr ferner zu nähern. Und hätte ich auch ihren Gatten nicht geliebt, was konnte ich überhaupt von dem reinen und keuschen Weibe hoffen.*) So kam mir die Pentz sehr gelegen, um daselbst meine Ferien nicht ganz ohne Abentheuer zuzubringen. Hier stoße ich noch auf einen neuen Punkt, der eine Haupttriebfeder dieses Verhältnißes war: meine Neigung zum Romanhaften, die ich in meinem ganzen Leben nicht werde ablegen können. Die Pentz hat mir meinen Sieg leicht gemacht, aber ich werde auch nicht undankbar seyn, wenn ich mich auch zuweilen verstellen müßte."

Wie der junge Dichter sein Gelöbniß der „Dankbarkeit" einhielt, wird nun zunächst zu berichten sein.

*) Ein Jugendfreund Schulze's, Theologe, später Garnisons-Prediger in Nürnberg.

*) Helene war die Gattin von Schulzes Jugendfreund und Arzt Dr. Bergmann geworden.

Litterarische Notizen.

— Die deutsche Publizistik im siebzehnten Jahrhundert. Ein Vortrag von Dr. G. Mang. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1867. Das Schriftchen erhebt sicherlich nicht den Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung, und darum braucht ihm diese nicht erst abgesprochen zu werden, aber es trägt mit Fleiß und mit gutem Instinkt für das Wesentliche Einzelheiten zur Geschichte der politischen Schriftstellerei in Deutschland zusammen, denen schon deshalb ein gewisser Reiz innewohnt, weil es sich um die Anfänge der in unserer Zeit zu so ungeheurer Bedeutung gelangten Presse handelt. Wie schon aus dieser Andeutung ersichtlich, faßt der Autor den Begriff „Publizist" nicht im Sinne jener Zeit, die darunter Männer wie Pufendorf oder Leibniz, Chemnitz oder Thomasius verband, also Verfasser gelehrter Werke über Staats- und Völkerrecht, sondern im modernen Sinn als Verfasser zeit- oder tagesgeschichtlicher Betrachtungen. Wie überall, beginnt auch in Deutschland die Presse als möglichst rasche und objective Berichterstattung: unternehmende Drucker an Orten, deren geographische Lage den Zusammenfluß von Nachrichten begünstigt, z. B. Köln

Digitized by Google

oder Frankfurt a. M., raffen zusammen, was sie über ein wichtiges, die Zeitgenossen beschäftigendes Ereignis an mehr oder minder begleugbigen Thatsachen erlangen können, und lassen eine solche „Relation“ als fliegendes Blatt ausgehen; lohnt sich das Geschäft, so wird es in der Folge wiederholt, so oft sich ein Anlaß dazu ergibt. Aber schon in diesem primitiven Stadium fehlt es an Versuchen nicht, in die „Relation“ eine bestimmte Tendenz hereinzubringen; der große Kurfürst z. B. macht auch in dieser Hinsicht seinem Beinamen Ehre, indem er sich unter dem Deckmantel einer scheinbar unbeeinflußten und freng thatsächlichen Berichterstattung dieser fliegenden Blätter als Hilfsmittel seiner Politik mit großem Geschick zu bedienen versteht. Natürlich macht sich daneben bei allen wichtigen Anlässen das Bedürfnis geltend, die öffentliche Meinung in einem bestimmten Sinne auch direkt zu beeinflussen; so entstehen die Vorläufer der modernen politischen Broschüre: die gelehrt oder drastisch geschriebenen, zuweilen auch mit Holzschnitten gezierten Flugschriften. Zu periodischen Unterneehmungen können diese nach ihrer Natur nicht werden, wohl aber die Relationen; große Ereignisse gibt es nicht immer, wohl aber kleine und Nachrichten darüber; daraus formt denn der Drucker Relationen mit vermischtem Inhalt und läßt sie, sofern er seine Rechnung dabei findet, in regelmäßigen Abständen erscheinen. So entstehen am Ausgang des XVII. Jahrhunderts, gleichfalls in Frankfurt und Köln, die ersten wirklichen Zeitungen. Leitartikel oder tendenziöse Betrachtungen bringen auch sie in der Regel noch nicht; diese werden nach wie vor in einzelnen Flugschriften vorgebracht. Erst das XVIII. Jahrhundert bringt Zeitungen in unserem Sinne. Die Proben, die der Verfasser bringt, sind, wie erwähnt, gut gewählt, hinzegen fehlt es dem Schriftchen an übersichtlicher, so daß es gerade dem unorientierten Leser, für den es doch in erster Linie bestimmt ist, nicht immer leicht fallen wird, ein Bild der ganzen Entwickelung zu gewinnen. K. B.

— Aus dem Sonnenflimmern. Novellen von Wanda von Bartels (Leipzig. Eduard Avenarius. 1898). Ein intimer Reiz zeichnet das kleine Buch aus, das zum ersten Male die bisher verstreuten Arbeiten der eigenartigen und begabten Schriftstellerin vereinigt. Ein Reiz, der so ganz besonderer Art ist, daß er sich kaum mit Worten wiedergeben läßt; man muß eben das Buch selber lesen und ihn empfinden. Das ist der Mühe wert, obwohl sich von Handlung, von Fabel keine Spur findet. Wo Wanda von Bartels einen Anlauf nimmt, eine solche zu erfinden, wo sie versucht, psychologisch zu vertiefen, wie in der größten der Skizzen („Der Schatz von Diddensoe“) — denn Novellen sind es nicht, nur mit feinstem Pinsel gemalte Bilder — erlahmt ihre Kraft. Auch bekommt es ihr nicht gut, wenn sie Anderes als Stilleben malen will, wie in „Die Affaire von Calo St. Vincent“, oder in „Sonnenflimmern“, welch letzteres Stück eine römische Circusscene aus der Zeit des Sulla festzuhalten sucht. Was sie mit naturwüchsiger Treffsicherheit kann, ist z. B. die Nebel an der Nordsee aufsteigen und den Wind blasen zu lassen, daß der feine, feine Sand bis tief hinein ins holländische Dorf geweht wird, wo er die blitzblank gewaschenen roten Klinker der Straße immer wieder mit einer grauen Schicht bestreut. Und wie dieser feine Sand, der unscheinbare, kaum greifbare, der doch so viel Macht hat, sind ihre Geschichten. Was sie erzählt, ist kaum wiederzugeben, weil es jeden festen Kerns entbehrt, und doch dringt es tief in's Gemüt und rührt und fesselt. Da ist „Myntheer de nieuwe Doctor“, der in's Dorf kommt, um einen Krankenbesuch zu machen und dann ganz entsetzt nach dem Bahnhof zurückkehrt, weil sich die lustigen Meisjes (Mädchen) der Strickschule am seine Fersen heften und ihn auf Schritt und Tritt verfolgen. Oder „Klumpjes“. Ein Paar Holzschuhe vor der Thür eines Fischerhauses — ein größeres Paar, das sich dazu gesellt und dann nach einiger Zeit noch ein drittes, klimperkleines. So sind alle die Geschichten von Wanda von Bartels — arm an Inhalt und doch, wie viel Begabung, Geschmack und Gestaltungsfreude steckt in jeder einzelnen von ihnen! F. O.

— Dem Verfasser der „Träume der Jugend“ (E. Pierson, Dresden) wäre es viel heilsamer, er hätte sie im Stillen geträumt. Er heißt August Pauls und ist nun so mehr zu bedauern, als er nur irrtümlich Dichter geworden ist, wie aus der Vergleichung des ersten Gedichts im Bändchen mit den darauf folgenden Poesien klar hervorgeht. Dies erste Gedicht nämlich ist: „Dem Rhein!“ überschrieben und lautet:

Du grüner Strom, der bis zum nord'schen Meere
Sich sanft hinwälzet durch Germania's Au'n,
An dessen Ufer alte Burgen, hehre,
Mit Stolz auf uns, die Nachwelt, niederschau'n;
Dich zu besingen möge mich begeistern
Die Muse, die auch einst Homeros rief,
Laß des Gedankens Fülle mich bemeistern,
Die mir bisher noch tief im Busen schlief.

Hier ist uns ja Manches nicht klar. Wir wissen nicht, ob die alten Burgen am Rhein wirklich Grund haben, sich unser so zu freuen, daß sie „mit Stolz“ auf uns herniederschauen; wir erinnern uns ferner, gehört zu haben, daß der Sitz der Gedanken das Hirn und nicht der Busen ist, endlich wird die Muse Homers in der Regel nur von Epikern, nicht von Lyrikern wie Pauls angerufen. Aber all diese Bedenken treten hinter der qualvollen Ungewißheit über den Apparat zurück, den Pauls zum Dichten braucht. Er verwendet die Muse zu dem üblichen Dienst des Begeisterns, aber begeistert sie so stark, daß der Rhein bemeistern muß? Das scheint um so weniger nötig, als des Gedankens Fülle noch schläft. Aber wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß Pauls über diese schlafende Fülle im Irrtum war. Denn auf den nächsten Seiten ist der Gedanke erwacht, und erweist sich als garnicht so gewaltig. Da finden wir z. B. ein Gedicht an Düsseldorf:

Du Stadt, wo echte Poesie sich findet,
Du frohe Künstlerstadt am gold'gen Rhein,
Die siegesjauchzend Adolf einst gegründet,
Den Grazien und Musen sie zu weih'n!

ferner eine Ballade mit dem schönen Schluß:

So ward Foveau Minister —
Im Wirtshaus „Zum durstigen Schwein“,
Da hat er wacker gesorget
Für des Reiches gut Gedeih'n!

Das ist ja Alles echte, dustige Poesie, aber Fülle des Gedankens, die erst durch den Rhein bemeistert werden muß — das ist es doch eigentlich nicht. . . K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Wilhelm, Carl. In stiller Klause. Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1897.

Mießner, Elisabeth. Lore. Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsb. 1898.

Leimbach, Karl L. Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Siebenter Band, zweite Lieferung. Leipzig und Frankfurt a. M. Kesselring'sche Hofbuchhdg. o. J.

Kronenberg, Dr. M. Kant. Sein Leben und seine Lehre. München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Oscar Beck. 1897.

Renner, Gustav. Gedichte. 3. Auflage. Leipzig und Zürich. Th. Schröter. 1896.

Luhs, Maria de. Junges Grün. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1897.

Renner, Gustav. Neue Gedichte. Berlin, Selbstverlag. 1898.

Wachler, Ernst. Die Läuterung deutscher Dichtkunst im Volksgeiste. Berlin-Charlottenburg. Richard Heinrich. 1897.

Rafael, L. Ebbe und Flut. Gedichte. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1896.

Gottschall, Rudolf von. Gutenberg. Drama. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1898.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Gratias tibi ago!

Eine Skizze von Theodor Herold.

Es hatte nun schon zwei Tage geschneit und wollte noch immer nicht aufhören. Die Kälte kroch durch die dichten Wände; an den Fenstern blitzten Tag und Nacht die Eisblumen.

Es war gegen neun Uhr abends. Pfarrer Reymann saß hinterm Ofen und betete sein Brevier. Das Pastorat lag in einem Buchenwäldchen, eine Viertelstunde vom Dorfe. Wer es nicht wußte, konnte es für einen Bauernhof halten.

„So, das wär' erledigt!" — und er klappte sein Buch zu.

Da wurde heftig geklingelt. Zwei Filzpantoffeln schlurften durch den Gang, und kurz danach trat die Haushälterin auf die Schwelle:

„Herr Pastor, da ist einer, der will Sie gern sprechen."

„So spät noch? Ist denn jemand erkrankt?"

„Davon hat er nichts gesagt."

„Nennen Sie den Mann, Therese?"

„Nein, Herr Pastor, er sieht ganz verkommen aus und — riecht nach Schnaps —"

„Er mag Ihnen sagen, was er wünscht und dann geben Sie ihm etwas . . ."

Therese ging wieder hinaus. Der Pfarrer klinkte die Thür auf und horchte.

„Ich hab' Ihnen ja eben schon gesagt, daß ich den Herrn Pfarrer selbst sprechen will."

„Sie möchten nur mir sagen, was Ihnen fehlt."

„Nichts fehlt mir! Den Pastor will ich sprechen!"

Da ging Pfarrer Reymann an die Hausthür.

Der Fremde lüftete ein wenig seinen ab gerissenen Malabreser: „Ich danke Ihnen, Herr Pastor! — Kann ich Sie wohl allein sprechen?" Und er schüttelte sich den Schnee von den Schultern. Die alte Therese hielt sich neugierig im Hintergrunde.

Reymann führte ihn durch den dunklen Flur in die Küche.

Die beiden Männer standen sich erwartungsvoll gegenüber. Der Fremde überragte den Pfarrer um Kopeslänge. Auf seiner Stirn brannte noch eine frische Narbe; die zusammengeknüllten Kleider schlotterten ihm am Leibe; der lange fuchsige Vollbart hing verwahrlost um die mageren Backen.

„Sehen Sie mich 'mal an, Herr Pastor, aber recht gründlich!"

„Ich verstehe Sie nicht . . . Haben Sie ein Anliegen?"

Da legte der Fremde seine Hand vertraulich auf Reymanns Schulter: „Tönne, kennst Du mich denn wirklich nicht, — Heit Jordan nicht?"

„Heinrich Jordan aus Roxel?"

Der Fremde nickte.

„Wir wollen in's Zimmer gehn", sagte der Pfarrer peinlich überrascht und öffnete die Thür. „Therese, bringen Sie uns gleich eine Tasse Kaffee!" Er rückte ihm einen Stuhl an den Ofen.

„Du wirst wohl ordentlich kalt sein . . . Es friert ja draußen, als wenn das Grundeis ginge . . ."

„Ja ja — hier läßt sich's aushalten." Und er schob seine Füße näher an's Feuer.

Nach einer Weile tauten ihm auch die Gedanken auf. „Das hätten wir uns beide vor zwanzig Jahren nicht träumen lassen — aber so geht's in der Welt! Du hast nun eine fette Pfründe und ich . . .?! — Na ja, — Lumpacivagabundus!"

Er lachte heiser vor sich hin. „Wir waren doch in Berlin nur zwei Semester zusammen?"

„Ganz recht," bestätigte der Pfarrer.

„Du hörtest damals auch bei Theodor Mommsen. Aber im ‚Strohsack' trafen wir uns häufiger . . . Weißt Du noch, Tönne, als wir unser westfälisches Leibgericht dort einführten: ‚Eisbein und Sauerkraut'? — das war ein Futter!"

Digitized by Google

Er schnalzte mit der Zunge, und dabei lief ihm das Wasser im Munde zusammen.

„Sag 'mal", fragte er dann, „wann bist Du denn eigentlich umgekippt? Die Geschichte paßte Dir schon damals nicht recht mehr."

„Im nächsten Frühjahr, als ich nach Münster ging", entgegnete der Pfarrer.

„Hast Du 'mal wieder etwas von unsern beiden Konabiturienten, Fritz Tacke und Bernhard Weylan gehört?"

„Tacke ist Amtsgerichtsrat in Minden und Weylan Kreisphysikus in Höxter, glaub' ich."

„So ..." sagte Jordan trocken, und er fragte nicht weiter. —

Inzwischen brachte die Haushälterin den Kaffee. Sie besah sich den wunderlichen Gast ihres „Hochwürdigen" schräg von der Seite, und das welke Altjungfernegesicht nahm einen verächtlichen Ausdruck an.

„Der Kaffee ist für den gut genug ...", dachte sie. „Der Herr macht sich auch mit Allen gemein — er giebt noch das Hemd vom Leibe weg ... Und wir haben selbst kaum unser Auskommen ..." Damit kokelte sie wieder in die Küche.

„Nun sag 'mal, Heinrich, wie bist Du denn eigentlich auf diese Bahn gekommen?"

Jordan schwieg und kraute sich den struppigen Kopf, als wollte er nachdenken; und doch stand ihm alles klar vor Augen.

„Du weißt ja, Tönne, ich bin immer ein Pechvogel gewesen," begann er gemütlich, als wenn es sich gar nicht um ihn gehandelt hätte. „Im Abiturium wurde ich beim Mogeln abgefaßt und verlor ein halbes Jahr; und als ich promovieren wollte, schnappte mir jemand in Breslau den Doktorhut vor der Nase weg. Der Kerl hatte auch über Heinrichs Gang nach Canossa geschrieben und fast genau soviel herausgebuddelt, wie ich — alles, was recht ist ... Von neuem anfangen, dacht' ich, — nochmals zwei Jahre lang ein Gebiet durchackern: nein, nein, dazu hatt' ich im dreizehnten Semester keine Lust mehr! Und doch — richtig wär's gewesen. Ich mußte ein großes, würdiges Ziel vor Augen behalten: promovieren hätt' ich müssen! Und wahrhaftig, — ich hätt's auch fertig gebracht, aber — aber —

„Tönne, erinnerst Du Dich noch der kleinen Frida im ‚Strohsack'? — Diese lustige Kröte mit ihren weichen Taubenaugen und dem lyrischen Aprikosengesicht hatte mir schon damals heillos den Kopf verdreht. Du sagtest mir oft genug: ‚Heit, das ist nichts für einen Weitfalen!' Du vergaloppierst dich, du fegst in die Patsche. Aber die Frida sagte dann wieder: ‚Heitchen, — promovieren kannst Du immer noch. Erst Staatsexamen machen, dann bist du fertig, bekommst eine Anstellung — und wir ... wir beide — —' Na ja, — heiraten wollten wir uns! Eine Kellnerin wollt' ich heiraten, denk' Dir nur, Tönne, so eine bleichsüchtige Jugendgeliebte!

„Kurz und gut: ich ließ mir im Sommer achtundsiebzig die Staatsarbeiten stellen ... Da lief' ich zufällig in der Zeitung, ein gewisser Graf von Jastrow-Melitsch — irgendwo in Pfuttkamerun — sucht einen historisch geschulten Mann, der ihm die Geheimnisse seines Hausarchivs entschleiern soll —

„Pot, alle Wetter ..! Ich sage Dir, Tönne, das war einer! So ein vierkantiger Bramarbas mit Wasserstiefeln, der mit souveräner Verachtung auf alles herabsah, was auch nur entfernt mit Kunst und Wissenschaft in Verbindung stand. Aber seine muffigen Akten: die wollt' er kennen. Da hab' ich ihm denn den ganzen stumpfsinnigen Krassel in's Deutsche übersetzt und fein säuberlich abgeschrieben, als wär's ein Gnadengesuch an den König ...

„Das dauerte dreiviertel Jahr; an Staatsarbeiten dachte kein Mensch mehr, die lagen fest wie Eisen. Schließlich meinten der Herr Graf, ich könnte ihm auch wohl die gräfliche Bibliothek ordnen — und so nebenher den beiden Älteren die französische Konversation beibringen; denn die Jungens wären zu Diplomaten bestimmt, sagte er — aber nicht von der Vorsehung, dacht' ich mir ..."

Der Pfarrer räusperte sich.

„Das war eine Bibliothek —, zehn Buden voll! Aber in trefflichem Zustande; ja doch, im Ernst! Zeit Menschengedenken hatte keine Hand ihren staubigen Schlaf gestört. Alles stand geradezu wissenschaft nach Disziplinen geordnet. ‚Die Werke sollen genau nach dem Alphabet gestellt werden!' befahlen der Herr Graf von Jastrow-Melitsch, — ‚so findet sich ja kein Teibel darin zurecht; auch ich nicht 'mal.'

„Die geistlose Arbeit war mir anfangs zuwider, — aber nach einigen Monaten erhielt ich Gesellschaft.

„Als ich eines Morgens in gewohnter Weise zwischen meinen Bücherbergen hockte, kam mit

Digitized by Google

der weichen Frühlingssonne auch die junge Gräfin Dorchen . . .

Ich hatte sie bislang nur flüchtig gesehen. Sie war fast ein ganzes Jahr bei ihrer Tante in Breslau gewesen. Erst vor einer Woche war sie heimgekehrt. Wer es nicht wußte, hätte nie geglaubt, daß sie die Tochter des rauhbeinigen, bornierten Jastrow-Melitsch war.

Ein schlankes Geschöpfchen mit großen blauen Schelmenaugen, die so übermütig in die Welt guckten, als könnten sie alles begreifen. Sie war krank gewesen, da hatte man ihr das kranke Blondhaar abschneiden müssen; jetzt trug sie einen Lockenkopf. Das gab ihrer ganzen Gestalt etwas Keckes . . .

„Und wenn sie dann so vor mir stand, das sonnige Lockenkämmchen, in ihrer schneeweißen Batistbluse und dem schwarzen Schlips: dann wurde mir oft ganz wunderlich zu Mute — —"

„Na ja, ich weiß schon . . ." unterbrach ihn der Pfarrer.

Aber Jordan ließ sich durchaus nicht stören —

„Ihre Mutter war tot. Der Alte trieb sich oft tagelang in Berlin herum, oder er lag auf der Jagd und kam des Nachts betrunken nach Haus. In der Bibliothek ließ er sich niemals blicken.

„Gräfin Dorchen besuchte mich fast täglich, und mit ihr kam der sprudelnde Sonnenschein, — und wenn sie wieder fortging, glaubte ich, die Sonne schiene nicht mehr . . .

Oft konnte sie stundenlang bei mir sitzen. Und ihre weißen müßigen Hände durchblätterten die grauen Folianten mit den altmodischen Kupfertitelchen, und immer wieder hatte sie etwas zu fragen.

‚Wie klug Sie sind, Herr Jordan . . . und ich bin so dumm!' lachte sie dann wohl; ‚aber Sie dürfen sich nicht überarbeiten — Und wie lange bleiben Sie noch . . .? — Sie sind ja der einzige, mit dem man sich hier unterhalten kann . .'

„Das war die glücklichste Zeit meines Lebens! Ich hätte für sie das Blaue vom Himmel geholt . . . Und Vorsätze hab' ich da gehabt — und Pläne, sag ich Dir — Gott im Himmel! . . . Ich wollte wieder promovieren, ein epochemachendes Werk wollt' ich schreiben, — und dann wollt' ich mich habilitieren und ein berühmter Historiker werden — und dann — ja dann — dann wollt' ich im Frack und Chapeau Claque zum alten Jastrow-Melitsch fahren und ihm sagen: ‚Herr Graf, ich wollte . . . ich wollte —'

„Ach, was wollte ich nicht alles!

„Eines Morgens blieb sie ungewöhnlich lange, und als sie ging, gab sie mir die kleine Hand und sagte: ‚Herr Jordan, — es ist heute so blau und sonnig draußen . . . Kennen Sie meine Schwaneninsel? Nicht? O, die müssen Sie sehen! dort hausen meine Lieblinge, fünf weiße und ein schwarzer . . . sie sind ganz zahm —' Und bei Tisch wurde der Ausflug näher besprochen. Der Alte war schon seit vier Tagen fort; wohin, — wußte niemand . . .

„Gegen halb drei machten wir uns auf den Weg. Die Julisonne warf ihre schwülen Lichter weithin über das dampfende Kornfeld . . . Ich kam mir so engelleicht und glücklich vor, als könnt' ich mit Leib und Seele in den Himmel fliegen. Dorchen erzählte, — und ich hörte ihr zu — ‚Bleiben Sie auch den Winter noch bei uns . . .?

O, thun Sie es doch, Herr Jordan! — dann wird es so kalt und einsam hier . . . Keine Menschenseele besucht uns — und der Vater ist immer fort, und die Brüder kümmern sich nicht um mich.'"

„Mach's kurz, Jordan! Ich hör' schon, es ist die alte Geschichte . . ."

„Aber nun laß mich doch — — Es war gegen neun Uhr, als wir heimgingen. Der Mond blieb aus, und der Himmel war ganz mit schwefligen Wolken verhangen. Da reicht' ich ihr den Arm — und unbewußt fanden sich unsere Hände —

„Aus dem Grunde kam ein langgezogenes Grollen herauf — ‚Es giebt ein Gewitter', sagte sie; ‚fürchten Sie sich auch . . .? Ich bin gar nicht ängstlich; es hilft uns ja doch nichts . . Aber wir wollen den Nichtweg einschlagen, quer durch den Park, gleich wird es regnen —' Und damit gingen wir über den Viesdamm in die Schonung.

„Aus der Ferne hallte ein Hufschlag her über . . . ‚Der Vater!' sagte Dorchen, und ich fühlte, wie ihre Hand zitterte. ‚Ach nein, der kommt ja vor Mitternacht niemals zurück'.

„Und dann wurde es wieder still, — ganz still. Nur zuweilen flammte ein Blitz auf, und langsam rollte der Donner hinter ihm her. Das Gewitter schien doch näher zu kommen

„Ihr kleiner Mund hatte sich ausgeplaudert. So gingen wir träumend neben einander, wohl eine Viertelstunde lang. Und keiner sprach ein Wort . . Schon leuchtete uns das Schloß mit seinen Fenstern entgegen. Da fühlte ich einen leichten Ruck, als wollte sie mich hinhalten.

Digitized by Google

„Unwillkürlich blieben wir beide stehen . . . ‚Und wenn Sie nun wirklich fort müssen, — kommen — Sie denn — — niemals wieder . .?‘ Ihre großen blauen Augen schauten mich seltsam an —

„Ich weiß nicht, wie mir wurde: ich um schlang ihren Hals, — und unsre Lippen ruhten auf einander —

„‚Da ist jemand . . .!‘ schrie sie plötzlich auf und riß sich los.

„‚Ja . . .!‘ brüllte eine halbbetrunkene Stimme, — und im selben Augenblicke sprang das Strauchwerk auseinander, und vor uns stand der alte Jaitrow-Melitzki. In der Linken hielt er seine ausgezogenen Wasserstiefel, — und eh' ich mich's versah, hieb er mit dem Reitstock auf mich los: ‚Du Hund . .! — Du Hund . . .!‘

„Ich sprang ihm an die Kehle, aber er war stärker als ich und warf mich zu Boden. Da fiel ihm Dorchen schreiend in den Arm, — er schleuderte sie zur Seite: ‚Mach dich auf's Schloß, du Mädel — du . . . Wir sprechen uns gleich — du — du — — —‘

„Ich hatte den Moment benutzt und war quer durch's Untergehölz entwischt.

„‚Der Alte stolperte in den Hof: ‚Nero, — faß den Lumpen! Faß, Nero, faß!‘ Aber Nero war nirgends zu finden.

„‚Zwanzig Schritt vor ihm tauchte ich wieder auf; ich mußte um jeden Preis die Brücke erreichen . . . Da wandte ich mich noch einmal um: ‚Leben Sie wohl, Herr Graf . . .!‘ — und winkte ihm höhnisch mit der Hand — —

„‚Willst Du laufen, Du Hund!‘ — und er kam wieder angepoltert, — und plötzlich fiel ich zu Boden: er hatte mir einen Wasserstiefel mitten in den Rücken geschleudert . . . Aber gleich war ich wieder hoch, und ich nahm den Wasserstiefel und bombardierte ihn.

„Unter Blitz und Donner bin ich des Nachts fünf Stunden quer durch die Felder gerirrt, bis ich schließlich einen elenden Bahnhof fand . . .

„Am nächsten Abend war ich wieder in Berlin — — —“

Er schüttelte sich, als liefe es ihm kalt über den Rücken.

„Ja ja, Tönne, — so geht's zu in der Welt! Und ich hatte sie so lieb, so lieb! Das Blaue hätt' ich für sie vom Himmel geholen . . . Aber das durfte nicht kommen, nur das nicht! Wie ein Hund vom Hofe geprügelt, — wie ein Hund — — —“

Und er kroch in sich zusammen, als wenn er noch den Reitstock fühlte.

„Ich hab' sie niemals wieder gesehen; aber vergessen hab' ich sie nicht, auch heute noch nicht. Dorchen hätte mich retten können — ja, die allein, — die ganz allein . . . aber — aber —

„In Berlin ging ich wieder zum ‚Strohsack‘.

„Mein Alter schrieb mir: ‚Noch zwei Semester Aussstand!‘ Und als auch diese Zeit herum war, blieb der Wechsel aus. Vom Stundengeben allein konnt' ich nicht leben, — und da hab' ich denn die — die Frida — angepumpt! Das war der Nichtweg zum Verloddern! Mein Staatsexamen hatt' ich längst aufgegeben — Neue Generationen wuchsen mir über den Kopf: ich war ein altes Haus geworden —

„Aber die Frida wollte mich immer noch heiraten . . . Und so duselte ich für mich hin; es war mir alles gleichgültig geworden . . . Und da ging ich noch häufiger zum ‚Strohsack‘ und verbummte meine Zeit, — und das Ende — na ja — das Ende — war ein Kinderwagen . . .“

Der Pfarrer erhob sich und klopfte seine Pfeife aus.

„Allerdings ein würdiges Ende —,“ sagte er bitter. „Aber so geht's —“

„Nein, nein, das Ende kommt noch — willst Du's nicht hören, Tönne?“

Und er erzählte weiter.

„Wir mieteten uns also eine elende Bude auf der Linienstraße im vierten Stock und zogen zusammen.

„Ich wurde Schreiber bei einem jungen Notar, der mir wöchentlich bare sechzehn Mark zuhielt; aber dies war noch nicht das Schlimmste. Sie hatte vom Haushalt keinen blassen Dunst, — ich sage Dir, Tönne, sie verstand noch weniger davon als ich und Du. Nur Kaffeekochen und Gläserspülen: das konnte sie.

„So schlugen wir uns dreiviertel Jahr kümmerlich durch; aber wir mußten doch leben, — und da ist sie wieder Kellnerin im ‚Strohsack‘ geworden . . .

„Was sie vom Trinkgeld erübrigte, war nur wenig, doch etwas fiel immer noch ab, — und zu Hause konnte sie ja doch nichts anfangen. Ich aß in der Volksküche, und den kleinen Jungen versorgte unsre alte Stubennachbarin eine kreuzbrave Wachtmeisterliche, die sich an ihrer Witwenpension durch's Leben knickte.

„So ging es vier Jahre. Wir haßten uns

Digitized by Google

nicht, und wir liebten uns nicht. Keiner hatte dem andern etwas vorzuwerfen.

„Inzwischen war noch ein Mädel angekommen; aber das verlassene Würmchen starb glücklicherweise schon nach wenigen Wochen.

„Frida ließ sich oft tagelang nicht sehen; sie hätt' so viel zu thun, sagte sie. Aber ich witterte schon, was mit ihr vorging.

„Und als ich eines Abends todmüde nach Hause komme, liegt ein Brief unter der Stubenthür, und darin stand, sie wollte sich 'mal verändern und eine andere Stadt aufsuchen . . . ‚Freundlich grüßt Dich Deine Frida'.

„Sie hatte die Halfter abgestreift.

„Ihr Kleiderschrank war leer; die Weckuhr und meine goldene Kette hab' ich auch nicht wiedergesehen . . .

„Erst war ich spinnendoll; aber als ich mir nun 'mal die Sache bei Licht betrachtete, da siegte doch mein besseres Gefühl, und ich freute mich wie ein wilder Heiß, daß ich sie los war . . . .

„Leider stellten sich zur selben Zeit einige Differenzen auf unserm Bureau heraus, und ich mußte anderthalb Jahre den Kopf in's Loch stecken . . . ."

Pfarrer Reymann war aufgestanden und schritt erregt im Zimmer auf und ab.

„Hast Du Dich denn um Deine Frau gar nicht wieder gekümmert?" fragte er endlich vorwurfsvoll.

„Sollte mir auch lange einfallen! Wie du mir, so ich dir: das ist mein Grundsatz . . . Übrigens hört' ich vor Jahren, daß sie im Sommer kohlensaure Jungfrau spielte . ."

„Was hast Du denn mit Deinem Sohne angefangen?"

„O, der ist gut aufgehoben! Unsere Stubennachbarin, die alte Nachtmeisterliche, hatte einen kinderlosen Halbbruder bei Zoest, einen Weichensteller, Anton Ladenbrinck hieß er; der hat den Jungen adoptiert."

„Ladenbrinck . . .?" wiederholte nachdenklich der Pfarrer. „Der Schulze Wener Goebels in der Gemeinde hat neulich aus der Gegend von Zoest einen Knecht bekommen, der heißt auch Ladenbrinck."

„Was Du sagst, Tönne! Das ist sicher mein Junge. Wie macht er sich denn wohl?!"

„Er soll recht fleißig sein und überall tüchtig mitanfassen; aber er trinkt auch manchmal gern einen."

„So'n Schlingel! das must Du ihm beistreichen . . . Aber von mir kein Wörtchen gesagt, er braucht's ja nicht zu wissen, wer sein Vater ist. Später einmal. Und im Auge must Du ihn behalten, schon wegen der alten Freundschaft, hörst Du . . .?"

Und der Pfarrer versprach es.

„Gehst Du auch Sonntags noch wohl zur —" begann er dann zu fragen.

„Tönne, gieb mir etwas zu trinken —", unterbrach ihn der Vagabund hastig und stierte dann wieder verlegen auf seine Füße, als wenn ihn das Wort schon gereute.

„Du wünschest noch eine Tasse Kaffee?"

„Nein, nein, etwas zu trinken — ich — ich meine nur so — Du hast ja — Du weißt ja — so — so einen guten alten —"

„Den hab' ich nicht, Jordan", sagte der Pfarrer bestimmt; „aber wenn Du ein Glas Wein —"

„Ich danke, kann's nicht vertragen!" fiel ihm der Andere in's Wort und machte eine Bewegung, als wenn er am Magen litte.

„Jeder Schnaps ist ein Nagel für Deinen Sarg, Jordan!" sprach der Pfarrer mit Nachdruck und blickte ihm dabei scharf in das verfallene Gesicht.

„Daß ich nicht wüßte —", stotterte Jordan; aber im Stillen dachte er: Soll mir egal sein — und wenn auch die Totenlilie wie ein Stachelschwein aussieht.

„Was hast Du denn eigentlich begonnen, als Du aus dem — aus dem —"

„Kloche kamst, nicht wahr, Tönne? Nu ja, das will ich Dir sagen", versetzte Jordan und warf sich in die Brust. „Da hab ich mir meine gesunden Knochen besehen und mir gesagt: Papierener Tagelöhner sollst Du nicht wieder werden, arbeiten sollst Du mit Deinen ehrlichen Fäusten, jede Hand ernährt ja ihren Stand: und so bin ich — Maurer geworden . . . Aber wenn man so täglich im ‚Vogel' zweitausend Steine die Leitern heraufschleppt — ich sage Dir, Tönne, da weiß man des Abends, was man gethan hat.

„Im Winter pfleg' ich mich wohl als Säge- mehlfabrikant zu etablieren; ich ziehe dann mit meinem Bock von Haus zu Haus und schneide den Kommerzienräten das Klafterholz, daß sich die Onkels hinterm heulenden Ofen bei ihrem Schoppen mollig fühlen können.

„Auch Rottenarbeiter bin ich 'mal gewesen. Wenn aber alles nicht mehr buttern wollte, und

Digitized by Google

ich nirgends ein Bein an die Erde kriegen konnte, dann ging ich getrost zu meinen Trappisten... Ich sage Dir, Tönne, auf „Maria Veen", da kannst Du Verbindungen anknüpfen . . . Garde lieutnants und Steinklopfer, Rechtsanwälte und Treckfahrer, Stubdirektoren und Lumpen sammler — eine tadellose Gesellschaft — !

„Vorigen Winter war ich noch fünfzehn Wochen unter ihnen. Da hör' ich zufällig von Pater Antonius, er habe neulich den Pfarrer Reymann in Hersdorf vertreten. Ich frage mir 'mal so elegentlich die Sache nach, und richtig: es war mein lieber alter Tönne! Nicht wahr, man freut sich doch immer, wenn man 'mal so einen guten Bekannten wiedersieht!"

Und dabei klopfte er ihm herzhaft auf die Schulter.

„Ja, ja, Du hast viel mit durchgemacht in den zwanzig Jahren", lenkte der Pfarrer ab; „manch einer wäre längst Sozialdemokrat geworden, oder bist Du das auch, Jordan?"

„Sollte mir auch einfallen! Der Rummel ist mir zu dumm, dafür hab ich doch zu lange studiert. Nein, Tönne, aber ich will Dir sagen, was ich bin: Schenkwirtwas Kommunist!"

Und dabei sah er ihn bedeutungsvoll an.

Pfarrer Reymann zog seine Börse; er hatte den Wink verstanden.

Da holte die Wanduhr krei schend aus und schlug zehn.

„Jordan, wo bleibst Du heute Nacht?"

„Im Dorfe, denk' ich, oder im — im Spritzenhaus —"

„Du kannst auch hier schlafen, wenn Du willst."

„Nein, nein, — ich will schon sehen — Laß mich nur —"

„Du hast wohl gegenwärtig keine Arbeit?"

„Es hält so schwer im Winter, aber wenn ich morgen noch keine finde, geh' ich wieder nach „Maria Veen"."

„Dann will ich Dir einen Brief mitgeben an Pater Antonius —"

„Das kann nicht schaden."

Und der Pfarrer setzte sich an den Tisch und schrieb.

„So, Jordan — und da hast Du einen Thaler — nun sei aber . . ."

„Willst Du mir einen einzigen Gefallen thun — gieb mir man bloß keine Ermahnungen, Tönne!"

Und er griff nach dem Thaler und verschwand.

Pfarrer Reymann blickte ihm unwillig nach. „Auch zum danken hat er schon keine Zeit mehr! Der ist nur zufrieden, wenn er seinen Branntwein kriegt."

Er ging in den Hausflur, um nach der Thür zu sehen. Sie stand noch halbgeöffnet; von Jordan war keine Spur mehr zu entdecken. Da warf er die Thür in's Schloß und schob den Riegel vor.

Als er sein Zimmer wieder betrat, schlug ihm eine faule, erstickende Luft entgegen. Es war jener charakteristische Aromelentegeruch, vermischt mit Schnapsdunst und Tabacksqualm.

Er riß das Fenster auf —

Da schlich ein gebückter Schatten die Hecke entlang und glitt aus dem Garten. Das Mondlicht überflutete weithin die starrende Schneelandschaft —

Wahrhaftig, Jordan war's!

„Was hat er denn jetzt noch hier zu suchen? Ob er dich diese Nacht bestehlen will?"

Aber im selben Augenblick ärgerte er sich über den häßlichen Gedanken.

*

Als der Pfarrer am nächsten Morgen um halb sechs seine stille Behausung verließ, stand der Mond noch hellerleuchtend am Himmel, und die kleinen blassen Sterne blitzten feierlich aus dem ewigen Blau auf die schlafende Erde hernieder.

Es war grimmig kalt. Der Schnee knirschte ihm unter den Füßen. Er schlug sich den Kragen hoch und vergrub seine Hände in den weiten Ärmeln des Rockes.

Heut Jordan ließ ihn noch immer nicht los — er hatte so glückliche Tage mit ihm verlebt. Auf dem Gymnasium waren sie von Tertia zusammen gewesen — und Heit hatte immer obenan gesessen: nichts war ihm zu schwer geworden.

Und dann die langen sonnigen Herbstferien! Wie Brüder hatten sie gemeinsam den Wald durchstreift, Vogelnester gesucht und Eliern geschossen —

Und sein ernster Vater, der bescheidene Landarzt, — und seine gute, fromme Mutter — O, wenn sie das an ihrem Sohne hätten erleben müssen!

Mit solchen Gedanken durchschritt er den taghellen Garten, — und wie er auf einmal Fußspuren entdeckte, schaute er näher zur Seite.

Digitized by Google

Da stand mit riesengroßen Buchstaben tief in den harten, flimmernden Schnee geschrieben:

„Gratias tibi ago!“

Ein wehmütiges Lächeln überflog sein breites Gesicht.

„Du hast ihm doch Unrecht gethan, dem armen Heit —“ Und halbbeschämt ging er weiter durch den eisigen Morgen zum nahen Dorfe, um das Opfer darzubringen.

*

Es war gegen sieben Uhr, als er die Kirche verließ.

„Du sollst den kleinen Umweg durch die Bauerschaft machen“, dachte der Pfarrer; „Du mußt doch 'mal hören, wie es der kranken Bertha Lohkämper geht.“

Und rüstig schritt er aus.

Schon tauchte das große Gehöft des Schulzen Meyer-Goebels vor ihm auf und reckte sich stolz in den klaren Januar-Morgen. Ein Mann in hohen Schaftstiefeln stand vor der Dielenthür; die beiden Hände in den Hosentaschen vergraben, als wenn er einen schwierigen Fall überlegte.

„Heinrich Ladenbrinck!“ murmelte der Pfarrer.

Als der Knecht ihn gewahrte, kam er ihm gleich entgegen und zog seine Schirmkappe.

„Herr Pastor, — da liegt einer — Ich glaub' er lebt noch — Sie kommen just zur rechten Zeit —“

Und damit führte ihn der Knecht um das Wohnhaus zur Scheune.

Ja, dort lag einer —

Der Pfarrer schauderte zusammen.

„Es ist so'n Landstreicher, so'n alter Bummler“, schwatzte der Knecht; „er war gestern Abend bei uns und wollt' in der Scheune schlafen, aber der Schulte meint', er könnt' uns 'was anstecken; und als er nicht weg wollte, hab' ich 'n 'rausgeschmissen — “

Pfarrer Reymann erwiderte kein Wort ...

Sie beugten sich beide zu ihm herab, sie zogen und rüttelten ihn, sie riefen ihn an und faßten ihm unter die Arme, aber er regte sich nicht mehr. Der Kopf war ihm tief auf die Brust gesunken — der lange fuchsige Bart sah aus, wie ein einziger Eisklumpen.

„Er ist eingeschlafen“, sagte der Knecht halb mitleidig und steckte seine Hände wieder in die Hosentaschen, als wenn es nichts mehr zu thun gäbe.

„Wir wollen ihn erst in die Scheune legen“, sagte der Pfarrer tonlos. Als sie den starren, kalten Körper mühsam aus dem Schnee empor hoben, rollte eine große, leere Schnapsflasche klingelnd über den hartgefrorenen Boden.

„So geht's, Ladenbrinck!“ sprach der Pfarrer, — und eine helle Thräne lief ihm über die Wangen.

Der Knecht sah ihn verlegen an und schlug die Augen nieder.

Als der Pfarrer heimging, bewölkte sich der Himmel. Dicke Schneeflocken tanzten durch die Luft und legten sich sacht auf die stille Erde.

Und wie er in seinen Garten kam, schaute er noch einmal zur Seite, — aber das „Gratias tibi ago!“ des armen Heit war längst im Schnee verschwunden.

Liebesbrief.

Vor deiner Kammer singt und singt
So schreibst du, Kind die Nachtigall,
Und, daß der Sehnsucht bangen Schall,
Dein Herz so wehvoll widerklingt!

Gedenkst du noch des Glückes all,
Das uns tiefheimlich einst umringt? . . .
Vor deiner Kammer singt und singt
So schreibst du, Kind die Nachtigall . . .

Wenn heut ihr wiederum gelingt
Ihr nächtlich süßer Überfall:
Oh denk', ich sei's, der, leichtbeschwingt
Von seiner Sehnsucht Überschwall
Vor deiner Kammer singt und singt!

Christian Morgenstern.

Auch genug!

Bei so viel Sonne muß man sehen,
Und siehst du nicht, ist's Sünde schier.
Viel reicher sind des Lebens Höhen,
Als alle Tiefen unter dir.

Und Flügel sind dir auch gegeben:
Gebrauch' sie, sonst erlahmt ihr Flug.
Kannst du nicht gleich zur Sonne streben,
Die Sonne lehn ist auch genug!

Karl Ernst Knodt.

Digitized by Google

An die Geliebte.

O Holde, die von ferne,
Ob auch das Antlitz du verhüllst, ich liebe,
Die nur gleich lichtem Sterne
Als Traumbild mir erscheinet,
Und wenn in sonn'gen Fluren
Mir heiter lächelt der Natur Getriebe;
Vielleicht warst du der Segen
Der schönen Zeit, die man die goldne nennt,
Und über unsern Wegen
Schwebt nun dein Geist? Vielleicht will künft'gen Jahren
Das neidische Geschick dich aufbewahren?

Ach, keine Hoffnung bleibt mir,
Dich lebend je zu schauen,
Es sei denn einst, wenn frei von ird'schen Hüllen
Auf neuer Bahn zu unbekannten Auen
Mein Geist entflieht. Schon eh'mals glaubte ich,
Beim Anbruch meines trüben Lebenstages
Als Pilgerin auf dieser öden Erde
Dir zu begegnen. Doch dir gleichet Nichts
Hienieden, und wenn Jemand ähnlich dir
Im Antlitz, in der Sprache, den Geberden,
Kann deine Schönheit nie erreicht doch werden.

Wenn mitten in den Leiden,
Die uns das Schicksal auf den Weg gegeben,
Dich jemand wirklich säh', wie ich dich träume,
Welch' tiefe Liebe müßt' er für Dich fühlen,
Wie selig wär' sein Leben!
Des Ruhmes und der Tugend hohen Zielen
Wollt' ich, geliebt von dir, entgegen eilen
Wie ich's als Jüngling that. Jetzt ließ der Himmel
Mir keinen Trost, um all mein Weh zu heilen,
Doch mit Dir wären dieses Lebens Stunden
Gleich Paradieseswonnen mir entschwunden.

In dieses Thales Gründen,
Darin des fleiß'gen Landmanns Lieder schallen,
Will ruhen ich und trauern,
Daß meiner Jugend süße Träume schwinden,
Und auf den Hügeln denke ich mit Schauern,
Der Wünsche und der Hoffnung, die entflohn.
Dein Hauch umweht mich, wenn mich aus dem Schlummer
Mein klopfend Herz erweckt. O, blieb' ich stets
In dieser finstern Zeit voll Schmach und Kummer
Doch deiner wert! Denn bist du auch dem Blicke
Verborgen, dient dein Bild mir schon zum Glücke.

Wenn eine jener ewigen
Ide'n du bist, die ihren hehren Sinn
Verschmäht in sterbliches Gewand zu kleiden
Und in der schwachen Hülle
Zu kosten dieses Daseins bittre Leiden,
Wenn du auf einem andern Sterne lebest
In dieser Welten ungezählter Fülle,
Umstrahlt von einer hellern Sonne Licht
Im reinen Äther flecken los du schwebest,
So hör' von hier, wo wir im Staube ringen,
Des Unbekannten Liebesfang erklingen.

Aus dem Italienischen des **Giacomo Leopardi** von **Valerie Matthes.**

Erneute Liebe.

Die Woge, die
Zur Höhe des Meeres strebend
Dem Strand entwich,
Wie wenn sie, seiner überdrüssig,
Den bunten Wechsel der Ferne suche
Und für immer ihn fliehen wolle
Nur Stunden währt es,
Kurze Stunden,
So strömt sie flutend
Mit Wonnegebraus
Zum verlassenen zurück
Und küßt seine Kiesel
Und schmeichelt und kost
Und beut ihm liebend Geschenke,
Perlen und Muscheln, dar.

Auch ich, ich wollte dich fliehn,
Du geliebtes Kind,
Und dich auf ewig verlassen
Und dich auf ewig tilgen
Aus meiner Seele.

Doch wie die Woge immer wieder
Mit neuer Liebe
Zum Strande zurückbraust,
So zieht mich der Sehnsucht gewaltige Drangflut
Wieder zu dir.
Und ich eile zurück
Und stürz' dir zu Füßen
Und leg' dir zu Füßen
Seufzende Lieder —
Feuchtschimmernde Perlen
Aus meines Herzens tiefinnerster Tiefe —,
Mein Herze selber,
Das leisrauschender Muschel gleich —
Heimlich vom Heimweh nach Deinem Herzen
Wiedertönt,
O Einziggeliebte!

Wilhelm Idel.

Digitized by Google

Zuletzt.

Von **Gräfin M. Kepferling.**

Still liegt die Erde, still und weiß und weit,
Vom dichten Flockenlinh des Schnees umfangen,
Dahingestreckt im starren Sterbekleid,
Das blühend' Eisgezücht, wie Demantspangen,
Hält hier und dort. Alt ist sie, greisenalt,
Und die Jahrtausende, die hingeschwunden,
Seit sie in junger, leuchtender Gestalt
Vom Sonnenball sich jodernd losgewunden,
Die eig'ne Bahn zu zieh'n im Sternenreih'n,
Sie zählt der Meister aller Zeit allein.

Hoch gleitet das Vergangene im Traum
Des Greisenhalbschlafs oft an ihr vorüber,
Den Menschen sieht sie, ihr Geschöpf, im Raum
Sich wirzig regen, hastig wie im Fieber;
Im kecken Geist, im winzigen Gehirn
Die großen, weltenstürmenden Gedanken,
Fliegt er mit himmelan erhobner Stirn,
Ihm' Flügel, sieghaft über alle Schranken.
In kampfesfrohen Mut, der doch nichts schafft,
Als was er wieder selbst zu Grabe rafft.

Sie sieht die Burgen, die Paläste auch,
Die häuserreichen Städte, die er baute,
Sie sind dahin, verweht im Zeitenhauch,
Dahin, wie das Geschlecht, das rege, laute,
Das handelte und schaffte ruhelos ....
Sie selbst, die es erzeugte, schlang das tote
Auch wiederum in ihren Mutterschoß,
Und lehnt sich, auch in jene glanzumlohte
Und feu'rgewalt'ge Urkraft heimzukehren,
Von der sie einst sich willig ließ gebären.

Sie lauscht, ob sich noch Etwas reg' auf ihr
Von jenem bunten, vielgestalt'gen Leben,
Das sich bewegt als Pflanze, Mensch und Tier ...
Hoch auf der Eb'ne sieht sie sich erheben,
Wie runde Pilze, weiß, von Schnee bedeckt,
Ganz nied're Hügel; granlicht, windgetrieben
Steigt d'raus der Rauch und drinnen haust versteckt
Was übrig von den Stolzen noch geblieben.
Dicht in die Wolken himmelstürmend, nein,
Tief in das Dunkel kau'n sie jetzt sich ein.

Es treibt sie nimmer thatenfroher Mut,
Zu trotz'gem Kampfe Haupt und Hand zu heben;
Der Frost erstarrt ihr greisenhaftes Blut,
Die Todesfurcht erhält ihr zitternd' Leben.
Horch! Schellenläuten .... Über das Gefild
Den Schlitten sieh'n zwölf wolfsgestalt'ge Hunde.
Hoch klaubt der Schnee und kraus und schwarz und wild,
Eilt hin die Meute in farbloser Runde.
Die Riemen von dem Schlitten löst ein Mann
Und bückt sich zu der Hütte Schwelle dann.

Im langen Gange kriecht er lallend fort,
Bis ihn der Lichtschein trifft aus niedrer Stube,
Beim Kessel, drin ein Bärenschinkel schmort,
Hockt vor dem off'nen Feuer dort ein Bube;
Vom Robbenfell den schmächt'gen Leib umhüllt,
Die Haut mit Fischtran ruhig eingerieben,
Schaut stumpfen Sinn's er, wie die Brühe quillt
Und wie im Torf die glüh'nden Funken stieben.
Ein Weib kniet neben ihm, bemüht, mit Steinen
Zum Mahl des Bären Knochen zu zerkleinen.

Der Rauch zieht über beide schwälend aus
Und sucht das enge Rundloch in der Decke,
Und würzt mit seinem Beigeschmack den Schmaus
Hinfallend, als ob gierig er d'ran lecke.
Und wie der Mann herantrichtet, grinst das Weib,
Und grinsend auch bewillkommt ihn der Junge,
Als stehe in dem fellvermummten Leib
Ein tierisch Wesen mit vorlarmer Zunge.
Und auch der Mann beäugt mit stummer Gier
Das quell'nde Fleisch nur, wie ein hungernd Tier.

Dann zerrt er's aus dem Kessel und zerteilt
Das halbgekoll'ne in noch blut'ge Stücke,
Ein jedes haut an seinem und verweilt
Den Anteil messend drauf mit neid'schem Blicke.
Armsel'ge Wesen, die vom Leben nur
Das eine Recht erkämpften, es zu trösten,
Und nun das zu erreichen, die Natur
Besiegen müssen noch mit tausend Listen.
Regt sich in ihrer Brust kein Herzenston
Und heischt der herben Mühe höhern Lohn?

Wohl! Wenn das Mahl vorbei, der Junge rückt
Den Schemel näher zu des Vaters Hitze,
Und lauscht erwartungsvoll und ernst und blickt
Mit heißen Augen durch des Rauches Nitze.
„Erzähle nun, erzähl' von jener Welt,
Der herrlichen, die einstmals ist gewesen,
Von einer warmen Sonne licht erhellt,
Daß, die drinn wohneten, zum Glück erlesen,
In Wäldern wandelten voll gold'ner Frucht,
Und sich die Wipfel senkten ob der Wucht."

Der Alte nickt: „So war's! Wo ew'ges Eis
In öden Flächen nun umstarrt, in leeren,
Da grünten einstmals wogend Reis und Mais
Und reiften goldenhörnig volle Ähren.
Und Bäume wuchsen auf zu schatt'gem Hain
Und ließen in den blätterschweren Kronen
Die bunten, sangesfrohen Vögelein
Und sonst viel wunderliche Tiere wohnen.
Da klingt von Liedern Flur und Wald und Feld
Und hehrer Wonneland durchwallt die Welt.

Digitized by Google

Und mitten in die Zauberhaine baut
Der Mensch die Häuser sich, die hohen, schönen,
Aus denen in die lichte Pracht er schaut,
Und lauschet all' den frohverschlung'nen Tönen. —
An Speise fehlt' es nie, des Hungers Qual
Nicht lernten jene Glücklichen sie kennen,
Sie durften in der Gaben reicher Zahl
Nur die, nach denen sie begehrten, nennen,
Und sättigten sich d'ran im Vollgenuß,
In ihrer Herrlichkeiten Überfluß."

Der Junge horcht mit fehnender Begier:
„O Vater, welche Welt! Warum nicht konnten
Wir Beide auch geboren sein in ihr?
Daß wir in ihrem reichen Glanz uns sonnten!
Ach, nicht das grimme Weh des Nordsturms trieb
Die Glücklichen, sich furchtsam zu verstecken
In rauch'ger Höhlen Dunkel. Nein, es blieb
Ihr Haus verschont von wilder Stürme Schrecken ...
O Vater, sag, es fehlte ihrem Glück
Nicht eine Gunst zum vollen Frohgeschick?"

Der Alte brütet düster vor sich hin:
„Es fehlte ihren Himmelsgaben eine,
Die Dankbarkeit, der froh zufried'ne Sinn,
Und darum heiligte das Glück auch keine.
Habsüchtig forderten sie mehr und mehr
Und wollten gierig ohne Maß genießen,
Und ließen jede Mühe und Beschwer,
Ob sie noch so gering, sich daß verdrießen.
Der Reiche reizte seinen Gaumen, daß
Er dulde nur der Speise Übermaß,

Indeß' von seiner Thür er mitleidlos
Den darbenden, den kranken Bruder jagte;
Das Auge kehrt er ab, das Ohr verschloß
Er vor dem Hilferuf, der draußen klagte.
Da wuchsen Neid und Haß und Rachsucht auf
Und rechten sich, den Bruder zu verderben,
Und stürmten an in der Vernichtung Lauf,
Und brachen all' das gold'ne Glück in Scherben.
Blut tränk die Erde, Blut das blühende Feld,
Im großen Völkermorden einer Welt.

Doch auf den Gräbern wuchs ein neu' Geschlecht
Und labte sich an neuer Früchte Ernte,
Und teilte sie begierig nach dem Recht,
Das es aus seiner Väter Zahlung lernte;
Und teilete mit ihr den alten Streit
Und säete mit ihr den gift'gen Samen
Des alten Unkrauts auch von Haß und Neid,
Der rasch emporschoß unter neuem Namen,
Daß durch Jahrtausende auf Erden nie
Des Friedens heil'ge Himmelsmacht gedieh.

Und Gott verdammte sie in jähem Zorn
Zu herben, harten, finstern Kuhelagen,
Verhegen sollt' des gold'nen Lichtes Born,
Die wonnespendend warme Kraft, verjagen
Der quell'nde Saft im Busch und Strauch und Baum,
Die nähr'nde Flamme auf des Hauses Herde,
Bis fröstelnd kalt im öden Weltenraum
Im langen Winterschlaf erstarrt die Erde.
Also geschah's! und von der einst'gen Pracht
Die Sage dringt allein in unsre Nacht."

Und wie der Alte schweigt, ein Seufzen hebt
So sehnsuchtsvoll des Jungen Brust und bange
Von scheuen Lippen noch die Frage bebt:
„Doch immer bleibt's nicht so? Wenn lange, lange
Die Erde so gewandert öd' und kalt,
Mit uns, die wir sie freudlos jetzt bewohnen,
Dann wandelt noch einmal sie die Gestalt
Und kehrt zurück in wonnewarme Zonen?
Und leuchtet wieder hell im Frühlingsglanz,
Umduftet von der bunten Blüten Kranz?"

Und aus des Alten düstern Augen quillt
Ein Hoffnungsstrahl: „Ja, einmal soll es enden,
Wenn jenes dunkeln Fluches Zeit erfüllt,
Soll unser Schicksal herrlich noch sich wenden.
Dann flammt das Licht in neugebor'ner Kraft
Weil durch den Raum in schöpferisch warmen Wellen,
Und weckt der grünen Pflanze Lebenssaft,
Daß zaubrisch tausend frische Triebe schwellen.
Die Blüten schmücken prangend jeden Ast,
Die Früchte beugen ihn mit gold'ner Last.

Verziehen ist, vergessen jede Schuld,
Es thun sich auf des Paradieses Pforten,
Ein Wundergarten grünt, durch Gottes Huld,
Den Menschen weit aufs neue aller Orten.
Wenn dann die Herzen warm und fühlend auch
Der Menschen menschlich für einander schlagen,
Erlischt nie mehr des gold'nen Lichtes Hauch.
Wird durch den sonnenhellen Raum getragen,
Geschützt in jedes frohen Glückes Recht
Ein seliges, ein göttergleich' Geschlecht! ..."

Der Junge starrt in traumverlor'nem Leid ...
Ach! ließ' die gold'ne Welt herbei sich sehnen! ...
Ihm wächst das arme Herz so groß und weit,
Der Rauch treibt beißend ihm ins Aug' die Thränen.
Erschauernd duckt er sich in Frost und Nacht
Und lauscht dem Sturm, der heulend seine Runde
Um die im Schnee vergrab'ne Hütte macht;
Ihm zur Gesellschaft winseln leis die Hunde;
Und Sohn und Vater träumen stumm zu zwei'n
Vom Paradies, das einst sich soll erneu'n.

Kleinrussisches Volkslied.

Braun wie die Haselnuß
Ist meine Dirn,
Und ihre Tugend ist
Dünner als Zwirn.

Daß ein dünn Fädchen reißt
Das ist ja Brauch,
Doch wärens Ketten, ich
Sprengte sie auch!

Übersetzt von **Karl Emil Franzos.**

Digitized by Google

Ein Liebeshandel à l'empire.

Aus ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen **Ernst Schulze's.**

Mitgetheilt von **Karl Emil Franzos.**

VI.

Am selben Abend, wo der junge Dichter, seines ihm selbst unerwarteten Siegs nicht eben ganz froh, in Hannover das zuletzt mitgetheilte Selbstbekenntniß in sein Tagebuch eintrug, sandte er auch einen Brief an seine Dame ab. Es wird von psychologischem Interesse sein, diesen Brief mit jenem Bekenntniß zu vergleichen. Hier die Hauptstellen:

„Hannover am 15. Oktober 1811. Schon von hier aus schreibe ich Ihnen, meine geliebte Freundin, nicht weil ich Langeweile empfinde, sondern weil es thöricht sein würde von allen Unterhaltungen nicht die angenehmste zu wählen. Wie angenehm ist es, daß die diligence der Gedanken so rasch und leicht fährt und sich weder an schlechte Wege, noch an die Launen eines mürrischen Postillions zu kehren hat: Ich bin jetzt schon bey Ihnen, werde, wenn mich meine Eitelkeit nicht betrügt, mit einem freundlichen Lächeln empfangen und setze mich, mit Ihrer Erlaubniß, etwas nonchalant in den Sofa. Wir hätten uns nun freylich viel interessantere Dinge zu sagen, aber weil es die Mode einmahl mit sich bringt, daß jeder Wanderer, wenn er auch nur durch zehn Fuder Haide und zwanzig Scheffel Sand gereist ist, seine Reise zum Nutzen des Geistes und Herzens seiner Zuhörer erzählen muß, fange ich meine Beschreibung an.

Als ich aus Zelle ritt, hatte ich meinen herzlichen Aerger über den lieben Gott, daß er mich mit seinem großen, feurigen Cyklopenauge so freundlich anlächelte. Ich hätte Sturm, Regen, Schnee, Hagel und Donnerwetter gewünscht. Denn es ist der Seele immer angenehm, wenn die Natur mit ihr simpathisirt. Als ich in's freye Feld hinaus kam, hätte es mir auch frey im Herzen werden müssen, aber je weiter ich um mich sehen konnte, desto enger wurde es mir in der Brust, denn jeder Schritt entfernte mich ja mehr von Ihnen. Und dennoch gab ich meinem Pferde die Sporen und jagte wie unsinnig durch den tiefen Sand. Wie laßen sich diese Zukonsequenzen reimen?

Es wurde Abend — meine Blicke suchten den tröstenden Mond Ihrer Fanny,*) aber rings verhüllten dunkle Gewölke den Horizont und schauerlich streckte mir der Komet, der Bote nahenden Unglücks, seinen düster flammenden Schweif durch den Himmel. Ich legte meinem Pferde den Zügel auf den Hals, versenkte mich in die Erinnerung an Sie und suchte durch Ihr Bild die Nacht zu erhellen. Zu allen Sternen sah ich Ihren Blick, aber bald zogen sich Nebel um die Sterne und ließen mir bloß den Ort, wo sie geleuchtet hatten. Dennoch wurde mir das Dunkel so heimisch und traulich, denn kein äußerlicher Gegenstand konnte mich jetzt von den Gedanken abziehen, womit ich mich so gern beschäftigte.

Gute Nacht, Du Geliebte, gute Nacht!

Am 16. Oktober. Ich habe Ihre Kinder gesehen, meine Theure, und sie denn ersten Anblick lieb gewonnen. Die kleine Lisette kam gleich freymüthig auf mich zu und that mir hundert Fragen nach einander, fast ohne meine Antwort zu erwarten. Ihre reihende Unbefangenheit hätte mich zu ihr hingezogen, wenn mir ihre Mutter auch nicht schon zum Voraus Interesse für sie eingeflößt hätte. Sie ist ganz Ihr Ebenbild. Dieselbe Fantasie, die flüchtig von einer Idee zur andern überhüpft, dieselbe Ungezwungenheit, die sich den Verhältnißen nicht mehr beugt, als die Noth befiehlt und dasselbe tiefe, innige Gefühl, das trotz der Beweglichkeit ihres Geistes, doch so rein und zart aus ihren hellen Augen spricht. Ida war furchtsamer und schien mir nicht recht zu trauen. Sie ging stillschweigend um mich her, besah mich mit großen Augen und ich konnte mir ein Paar Worte aus ihr hervorlocken. Ich hätte die Kleinen gern Du genannt und sie herzlich geküßt, aber die respektable Matrone**) stand mir mit ihrem eiskalten Antlitz zu sehr im Wege. Möchten doch alle diese Mario-

*) Anspielung auf das S. 77 mitgetheilte Stammbuchblatt der Fanny Tacsoly.

**) Die Erzieherin der Kinder.

Digitized by Google

nettenpuppen der Convenienz sitzen wo der Pfeffer wächst.

Morgen früh reise ich von hier weg und da ich den Brief heute noch nicht fortschicken kann wird mir seine Fortsetzung auch noch Morgen, nach den Fatiguen der Reise eine angenehme Erholung verschaffen. Es ist so angenehm, wenn man im Nachtquartiere nicht auf den Schlaf als auf sein einziges Amüsement zu hoffen braucht. Adieu für heute, meine Liebe. Mögen Ihre Träume für Sie so süß seyn, als mir der Gedanke an Sie.

Limmer am 17. Oktober. Ich werde diese Nacht hier bleiben, obgleich ich noch immer einige Meilen weiter reiten konnte. Mir fiel indeß bey, daß Sie mir sagten, Sie hätten hier auch einst eine Nacht zugebracht und Sie werden es selbst natürlich finden, daß dieser Gedanke mich bestimmte, hier zu verweilen. Von je her hat mich das kleine, freundliche blaue Haus mit den Bäumen vor der Thür angezogen und ich habe mich schon früher einmahl, bloß weil es mir gefiel, vier Tage hier aufgehalten. Jetzt bin ich hier doppelt gern, denn ein theures Wesen heiligt jede Stelle, die sie betrat. Ich sitze so recht wöhnlich auf dem Sofa und trinke Thee und denke mir dabey, daß Sie vielleicht auf derselben Stelle gesessen und aus derselben Tasse getrunken haben. Die Freuden der Fantasie sind doch die schönsten und reinsten. Wenn Sie auch in Ihrem künftigen Briefe mir versicherten: Sie wären nie hier gewesen und könnten also weder aus meiner Tasse getrunken, noch auf meinem Platz gesessen haben, so würden Sie mir dadurch nichts rauben, denn die glückliche Stunde, die mir dieser Wahn verschafft hätte, wäre einmahl mein Eigenthum. Ich bedaure die armen Menschen, denen diese feineren Empfindungen fremd sind; es ist ihnen eine große Quelle von Genüßen verschlossen. — Jetzt noch etwas Lustiges zum Dessert zu der sentimentalen Mahlzeit. Als ich heute aus Hannover fortritt, war ich so sehr mit meinem innern Menschen beschäftigt, als daß ich auf den äußern hätte gehörig achten können. Sie können denken, daß ich wieder auf Ihrem Sofa saß und also weder mit dem Wege noch mit dem Pferde etwas zu schaffen hatte. Zwey Stunden mochte ich etwa so fortgetrabt seyn, als ich mich ein wenig unther sah und mich zu meiner großen Verwunderung mitten zwischen Bergen fand. Ich machte tausend Hypothesen über die plötzliche Entstehung dieser Berge und war schon geneigt, den Monetenn und ein schnelles Erdbeben mit in's Spiel zu ziehen, als ein ehrlicher Tschenbändler, der des Weges kam, mich aus meinem Staunen riß. Ihr Pferd ist recht munter, rief er mir im Vorbeygehen zu, wenn Sie so fortreiten, wird es nicht lange dauern bis Hameln. Jetzt fiel ich aus den Wolken und obgleich ich herzlich betrübt war, konnte ich mich eines lauten Gelächters nicht entwehren. Ich beschwor den Mann bey den Seligkeiten seiner ersten Liebe, bey seinen Ochsen und bey seinen drüsilichen Gesinnungen mich wieder auf den rechten Weg zu führen. Er meinte, das ginge so leicht nicht, weil ich schon gleich hinter Hannover die Göttinger Chaußee verlaßen hätte, gab mir aber doch endlich eine Reiseroute, die mich durch Feld und Wald, über Berge und durch Thäler glücklich hieher brachte. Kann ich jetzt nicht sagen, es sey sehr gefährlich an Sie zu denken, weil der Gedanke an Sie mich beynahe auf die Festung*) gebracht hätte? — Glauben Sie nicht auch, daß es wieder Frühling wird? Ich kann diesen Gedanken gar nicht fahren laßen. Die Wiesen sind hier alle noch so frisch, die Blätter noch so grün an den Bäumen und die laue Luft weht so belebend, daß das Herz sich gern einem so schönen Traum hingiebt. Wenn es ewig Frühling bliebe, so gäbe es gewiß keine schlechten Menschen, denn es ist zu fühlbar, wie wohlthätig diese Zeit selbst auf den Charakter wirkt. Freylich würde es auch mehr Liebe geben, aber nur jene zarte Liebe, die nichts ist und verlangt als Liebe.

Adieu, meine süße Freundin. In Göttingen werde ich diesen Brief endigen, der Ihnen vielleicht schon zu lang geworden ist.

Göttingen am 19. Oktober. Ganz zermartert und gerädert bin ich hier gestern Abend angekommen, aber mein Geist ist doch früh genug, Ihnen noch einige Worte zu sagen. Ich fand in Limmer eine Gelegenheit mein Pferd nach Hannover zurückzuschicken und nahm deßhalb zur Fortsetzung meiner Reise Courrierpferde. Diese Maschinen sind gewöhnlich so hoch wie ein Kirchthurm und so höckerig wie das Gebirge Libanon und wenn man darauf sitzt, glaubt man von einem ewigen Erdbeben erschüttert zu werden. Um für einen Courrier zu passiren, mußte ich natürlich nie aus einem raschen Trabe kommen, allein, so angenehm mir sonst eine Motion ist, so hätte ich doch lieber gewünscht wie der Proset Habakuk am Schopfe durch die Luft geführt zu werden. Sollte Ihnen die Geschichte nicht bekannt seyn so lesen Sie nach: Vom Drachen zu Babel, Vers 32 bis 36. Das einzige Agrement bey dieser Reise, war, daß ich die Chaußeegelder sparte und mir auf den Postationen eine sehr wichtige Miene geben konnte. Ich hätte bey diesen Umständen eine vortreffliche Gelegenheit gehabt, eine Elegie in recht harten, holprichten Versen zu machen, indeß einem zarten Weisen darf man nur Zartes anbieten.

*) Hameln war damals Festung.

Digitized by Google

Adieu, meine holde Freundin. Ich lege zwey Stammblätter bey; das eine für Sie, das andere für die freundliche Dorette. Ich freylich bedarf deßen nicht, aber bey jedem Bündniß sind ja äußerliche Förmlichkeiten.

Noch einmahl leben Sie wohl und vergeßen Sie nicht, daß Ihre Briefe hier meine einzige Erholung seyn werden."

An demselben Tage, an welchem dies Schreiben in Göttingen geschlossen wurde, hatte Frau v. Pent das ihrige in Celle begonnen. Auch daraus sei einiges mitgeteilt:

„Celle, den 19. Oktober 1811.

Wenn diese Zeilen in etwas schiefer Richtung stehn mein theurer Freund! so schließen Sie nicht von denen auf meine Gesinnungen, den leider hat mich seit einigen Tagen ein Chatarr Fieber mit solcher Gewalt ergriffen das ich das Bett nicht verlaßen kann woher den auch dieser Brief datirt ist.

Da ich nun Briefe von meinem Mann habe das er mich hier abholen will so bekomme ich meine Minder noch später zu sehn wie er, den vor ende dieses Monats geschieth dies nicht, recht schnlich wünsche ich vorher noch von Ihnen die Beständigung zu hören das Sie sie wohl und vergnügt aufraten; den ewig leid würde es mir sein wenn Sie sie nicht sprachen, da ich mir recht lebhaft dachte wie sonderbar die ähnlichkeit der kleinen Ida mit mir Ihnen auffallen mußte, bis auf die Stimme, wenn ihre Eigenheit es anderst zuließ mit Sie zu reden, mußte es ja die Wirkung hervor bringen, mich im Verjüngten Maasstabe zu erblicken."

Noch muß ich den herzlichen Dank sagen für das zurückgelaßene Erinnerungs Buch, wie wird sich Fanny freuen wenn sie einst die Fortsetzung erblickt!

D. 21. Beinah würde Dorette als letztes Vermächtniß diesen Brief geschloßen und Ihnen zugeschickt haben, den ich bin wirlich so krank gewesen das ich keine Minute zweifelte, die Versprochne Elegie würde eins der ersten Weises Produkte sein was Sie in Göttingen lieferten

ich dachte mir schon es müße Ihnen etwas schwer fallen, aus meinem Leben einige Züge einfließen zu laßen da Sie bis jetzt noch wenig davon wußten und wollte ihnen Toretten etwas in die Feder dictiren, um den Töchterschwung mehr schnellkraft zu geben; als ein wohlthätiges Geschick meine Augen schloß, und ich für dies Leben gewonnen, ziemlich wohl wieder erwachte. Meinen besten Glückwunsch zur Ankunft in Göttingen, begleitet noch ein zweiter Wunsch, das Sie immer bei der raschen Fortwanderung Ihrer Geschäfte so viel Zeit erübrigen mögen auch Ihren Freunden ein Stündchen zu schenken. Den ein Brief kann mir Niemals zu lang sein, und interessirt mich doppelt je mehr er enthält, daher können Sie an mich wochenlang einen Brief in Arbeit behalten wenn er ankömt so entschädigt mich die länge. Tausend Schönen Dank das Sie sich zu meinen Mindern bemühten, Sie haben mich durch Ihre Beschreibung von Liscte sehr beruhigt, den jetzt weis ich das sie sich ganz gleich bleib und keine fremde Eindrücke auf ihren Geist wirken, recht mit Sehnsucht erwarte ich den Tag wo ich sie wiedersehen werde, mögte der doch nicht mehr weit Entfernt sein! Ich konnte das Lachen nicht laßen wie ich in Ihrem Briefe die Frühlings Frage fand — Ich bin nun durchaus nicht Ihrer Meinung — ich mögte es gar nicht das es wieder Frühling würde, noch ewig bliebe; so Göttlich Schön die Empfindung ist wenn alles sich mit dem Hoffnungskleide schmückt, so gewiß ist es das wir Menschen doch zu sehr außer uns selbst herausschweifen, statt das wir in den Unvergeßlichen Tagen, wo wir mehr ganz uns selbst Leben, den innern eigenen Menschen genauer beobachten und Ergründen können. Nicht wahr das klingt entsetzlich vernünftig?? Die Liebe hat ein mahl mit der Bitterung nichts gemein — sie ist ein Ding, was ich nicht bekenchen mag — ein Räthselhaftes Phantom was nicht weis was es will, schon der Name erschreckt mich und wenn ich ihn höre so ist es immer als wenn eine Eiskalte Hand sich nach meinem Leben ausstreckt ich Schaudere und schlage ein Kreuz!!

Heute habe ich einen Brief von meinen Mann der mich etwas in Verlegenheit setz, den er beklagt sich über mich das ich nicht schriebe. Die Stammbuchblätter erhalten Sie im nächsten Brief zurück, weil Dorette noch keine zierliche Feder hat um gehörig in Kupferstechen.

Man hat mir gesagt Sie wären der Schutzpatronin ihres Klosters der M. Taube entgegen geritten*), um ihr die Ueberraschung eines fröhlichen Empfangs zu machen — ich habe es nicht wiedersitten, obgleich ich bezweifele das Sie die verdiente Galanterie hatten, dabei sieth man doch wie die Welt seinen Versuch vorbei läßt um ihre Scharfsicht zu zeigen!

Leben Sie wohl, herzlich wohl! mögte Ihnen ihr guter Geist zur Seite stehn indem Sie dies lesen, dann würde er sie zur Nachsicht ermuntern, und nebenbei die wahren Freundschafts Gefühle erklären die Ihnen aus Leben gewidmet hat

Ihre L. P."

Der Antwortbrief des jungen Dichters sei hier vollinhaltlich mitgeteilt, weil er nicht etwa bloß seine eigene Denkweise widerspiegelt. Die „Filosofie", die er hier entwickelt, war in der Rheinbundszeit sehr verbreitet, gewiß viel populärer, als ihr Gegensatz, Kants kategorischer Imperativ. Ihre Quellen hier nachzuweisen, hieße weit über die Rahmen einer Mitteilung hinausgreifen; die Theorie stammt von Wieland, aber die Praxis aus dem Vorbild der französischen Eroberer. Der Brief lautet:

„Göttingen am 26. Oktober 1811. Sie haben mich sehr überrascht, meine liebe Freundin, durch Ihre unerwartet schnelle Antwort und besonders angenehm war es mir, daß der Anfang Ihres Briefes vor dem Empfang des meinigen geschrieben war. Dieses überzeugt mich, daß Ihre Erinnerung an mich aus Ihnen selbst hervorgeht und nicht erst einer fremden Anregung bedarf. Ich verfolgte meinen Brief schon von der Minute seines Abganges mit meinen Gedanken und berechnete täglich, wie viel Zeit wohl bis zur Beantwortung verfließen könnte, aber mit aller möglichen Eigenliebe wagte ich es doch nicht ein so kurzes Ziel anzunehmen. Oder sollten vielleicht die langweiligen Augenblicke Ihrer Krankheit, die Ihnen andre Zerstreuungen unterjagte, mir günstiger gewesen sein, als Ihre freundschaftlichen Gesinnungen? Doch was nützt es so darklein den Grund einer Handlung zu untersuchen, die uns Vergnügen macht? Wir tanzen ja doch auf einem Balle recht fröhlich mit, wenn er auch nicht unternommen allein angestellt ist. Bey solchen Gelegenheiten muß man den Sprnch von Voltaire beherzigen:

N'approfondis jamais rien dans la vie
Et glisse moi sur la superficie!
Connais le monde et sais le tolérer;
Pour en jouir, il le faut effleurer.

*) Eine junge Gesellserin, Johanna T. Vergl. den folgenden Brief Schulze's.

Digitized by Google

Et souviens toi que la solide affaire,
La seule ici q'uon doive approfondir,
C'est d'être heureux et d'avoir du plaisir.

Ihren Brief erhielt ich in einer sehr verwickelten Situazion. Es befanden sich grade auf meiner Stube mein kleiner Nachbar, ein Doktor der Filosofie, der mit mir einen filosofischen Satz abhandeln wollte, ein Bauer, mit dem ich einen Holzhandel geschlossen hatte, und ein Jude, der mit mir einen Kleiderhandel machen wollte. Jezt trat der Briefträger herein und ich erkannte gleich das freundliche Händlein auf dem Siegel. Ich schob den Bauern zur Thür hinaus, indem ich ihm versicherte, daß ich nichts zu verhandeln habe und bat den Juden das Holz nur abzuladen, während ich dem Doktor ein Douceur wegen der Ueberbringung des Briefes in die Hand drücken wollte. Ob ich vielleicht nicht nebenbey dem Briefträger ein Paar Worte über die Moral des Sokrates gesagt habe, weiß ich nicht, der Doktor Wölfe würde indeß nicht unterlaßen, dieses als gewiß hinzuzufügen.*) Ich aber, dem die Wahrheit theurer ist als der Beyfall, und der es daher nie dahin bringen konnte von dem schönen Geschlecht liebenswürdig genannt zu werden, will diesen lezten Zug in meinem Gemählde etwas in Schatten stellen.

Wißen Sie wohl, daß Ihre Krankheit mich ernstlich besorgt macht? Ich finde mich bewogen gegen Sie als Gesezprediger aufzutreten und bitte Sie herzlich mich nicht einen Prediger in der Wüste seyn zu laßen. Sie schonen Sich zu wenig und trozen auf eine Stärke der Constitution, die ich Ihnen gradezu absprache. Was war es zum Beyspiel neulich für eine wunderbare Laune, daß Sie Sich auf dem Vorwerke einmiren wollten, um nachher krank zu werden? Bedenken Sie, daß jeder Augenblick, den Sie auf eine langweilige Art im Bett zubringen, Sie von dem schönsten Ziel des Lebens, vom Genuß der Zeit entfernt. Zugleich versäumen Sie in dieser Lage ein andres nicht minder schönes Geschäft, welches indeß die Natur nicht allen, sondern den beßern Wesen, zu denen Sie gehören, angewiesen hat, das Geschäft anderen Genuß zu erschaffen. Jeder Augenblick, der durch Ihre Schuld die Reize Ihres Geistes in einem minder vortheilhaften Lichte erscheinen läßt, wird für Sie zur Sünde, da hingegen jeder Augenblick, wo Ihr Geist frey ist, Ihnen zur Tugend angerechnet werden muß; denn gibt es wohl eine schönere Tugend als andere zu beglücken?

Indem ich dieses noch einmahl überlese, bedaure ich, daß ich nicht Theologie studirt habe. Ich würde dann gewiß sehr erbauliche Predigten halten und es könnte sich leicht treffen, daß wir beyden, wenn alle Ihre Briefe Ihren so außerordentlich vernünftigen Discursen über Frühling und Liebeglichen, ein Journal für Moral und Gottesfurcht herausgeben könnten. Würde folgender Titel nicht viele Käufer einladen: ‚Schatzkästlein eines christlichen Lebenswandels, herausgegeben von L. v. P., Grosmajorin beym ersten königl. Westfälischen Husarenregiment und von Ernst Schulze, Prediger der Gemeine zu N. N.‘?

Ich bitte Sie, laßen Sie uns noch immer das Steckenpferd der Thorheit ein wenig umhertummeln und nur von Zeit zu Zeit die Vernunft wie Valeriana zur Stärkung unseres moralischen Magens anwenden.

Sey klug und thöricht um beglückt zu leben,
Vernunft ward Dir, den Schmerz zu fliehn,
gegeben,
Allein die Lust ist dem Gefühl geweiht.

Thorheit ist die schöne duftige Blüthe am Baum des Lebens, Vernunft die Frucht, durch deren harte, geschmacklose Schale wir erst dringen müßen, ehe wir ihre Süßigkeit empfinden. Doch gibt es auch seltne Klimate, wo die Bäume zugleich blühen und Frucht tragen und ebenso können auch Menschen, die nicht bloß Kreaturen sind, Vernunft und Thorheit vereinigen. Daß dieses bey Ihnen der Fall ist, habe ich aus Ihren Unterredungen und Briefen gesehen, von mir glaube ich es, wenn ich nicht zu eitel bin. Ist es ein so großes Verbrechen, meine Liebe, wenn man einander im Vertrauen gesteht, man sey in vielen Stunden doch beßer als Andre?

Sie verlangen einen Commentar über meine Ansicht vom schönsten Ziele des Lebens? Vielleicht hat der Ausdruck Genuß Sie choquirt, der nur zu oft von Vergnügungen verstanden wird, die vorzüglich den Theil von uns angehen, der vom lieben Gott aus Lehm und Waßer geknetet ist. Da freylich unsere Seele verdammt ist, diesen lästigen Ueberrock mit sich umher zu schleppen, so muß sie sowohl wegen des Anstandes als auch ihres eigenen Wohlbefindens halber darauf sehen, daß er gehörig gefalbert und geflickt werde, allein ihre Hauptsorge wird sie doch immer auf sich selbst, nicht auf ihr Kleid wenden. Verschaffen Sie sich so viel körperliche Genüße, als nöthig sind, sich selbst für geistige Genüße empfänglich zu erhalten. Die schönste Lebensfilosofie ist unstreitig die, einer jeden Lage des Lebens eine angenehme Seite abgewinnen zu können. Grämen Sie Sich nicht über Vergangenes, fürchten Sie nichts Zukünftiges, genießen Sie die jetzige Lust und scherzen Sie den jetzigen Schmerz hinweg. Zwar gehört unstreitig hierzu ein gewißes Alegma, aber selbst der lebhafteste Geist kann sich dieses durch ruhige

*) Man erinnert sich, daß dieses Mitglied des Gellertschen Kreises stets seiner Gascognaden wegen genannt wird.

Digitized by Google

Betrachtung erwerben. Plagt Sie jemand mit übler Laune, so wäre es ja Thorheit, wenn Sie diese Unannehmlichkeit durch eigne üble Laune verdoppeln wollten. Warum grämen Sie Sich, wenn Sie etwas verlohren, das Ihnen theuer war? Sie haben Recht, es ist Ihnen ein Unglück widerfahren, aber wird dieses Unglück nicht noch einmahl so groß, wenn Ihr eigner Schmerz dazu kömmt? Leute, die gern schwermüthig und leidend aussehen, um interessant zu erscheinen, werden mich eiskalt und gefühllos schelten, weil ich dem Menschen den schönsten Vorzug des empfindenden Gemüthes, den Vorzug der Thränen rauben will, aber diese Leute verstehen mich nicht. Ich wehre es keinem mit wehmüthigem Blick in das Abendroth entschwindender Lust hinzuschauen und die verwelkte Blüthenknospe mit einer stillen Thräne zu benetzen, aber diese Empfindungen sollen keinen zerreißenden Schmerz in uns wecken, sie sollen uns zum Genuß werden. Der Rückblick in die Vergangenheit gibt eine gewisse wollüstige Trauer, die gleich der Dämmerung aus Licht und Dunkel gemischt ist. Diese verbiete ich nicht, aber es ist gefährlich sich ihr häufig hinzugeben, denn sie wird leicht zur Gewohnheit und gibt dem Charakter eine leidende und sentimentale Tendenz, die der Empfänglichkeit für wahren Genuß entgegenstrebt und uns einzig zu träumenden Wesen erzieht, da wir doch, um vollkommen glücklich zu seyn, nicht streben sollen, unsere Träume in Wirklichkeit zu verwandeln, sondern die Wirklichkeit selbst zu einem schönen Traume zu machen. Wollen Sie Ihr ganzes Daseyn zum Genuß erheben, so genießen Sie jede Freude, die sich Ihnen darbietet und wovon Sie keine Reue zu befürchten haben, entsagen Sie dieser letztern; diese Entsagung wird Ihnen ein neuer Genuß seyn. Es hieße ja geradezu gegen jenes schöne Ziel des Lebens handeln, wenn Sie Sich durch Lust Schmerz erkaufen wollten, denn dann wäre die Lust nur das Mittel, der Schmerz aber das Ziel. Suchen Sie um jedes Vergnügen noch ein schönes fantastisches Gewand zu werfen um es in eine geistige poetische Welt hinaufzuziehen und Ihr Genuß wird sich verdoppeln. Wenn Sie eine Fahrt auf der Lachte machen, so denken Sie nicht, daß Sie Sich in der Lüneburger Haide und in den Celtischen Sandebnen befinden, sondern dichten Sie aus Ihrer Schiffahrt einen Arkadischen Schäferroman oder eine abentheuerliche Robinsonade. Langweilen Sie Sich in einer Gesellschaft, so machen Sie Epigramme darauf und Sie werden Sich recht gut unterhalten; belästigt Sie ein lächerlicher Mensch durch seine Zudringlichkeit, so suchen Sie aus seinen Lächerlichkeiten dasselbe Vergnügen zu schöpfen, welches Ihnen eine wohlgerathene Satyre verschafft. Doch mein Commentar wird allmählig ebenso lang und weitschweifig wie eine Plaidoirie des sycophantischen Liebhabers und der Ton der gesellschaftlichen Unterhaltung verlangt nur eine flüchtige oberflächliche Berührung der Gegenstände, keine systematische Auseinandersetzung. Verzeihen Sie mir und schreiben Sie diese Abweichung von der gewöhnlichen Bahn meinem Eifer für Ihr Glück und Ihre Ruhe zu.

Ihre heftige Declamazion gegen die Liebe hat mich recht in Furcht und Schrecken gesetzt, meine süße Freundin. Wollen Sie denn immer nur in dem kühlen Mondlichte wandeln und Sich nie von den erwärmenden Sonnenstrahlen erwärmen lassen? Das klingt etwas weinerlich. Richtige Ideen von der Liebe können Ihnen nur eine liebenswürdige Ansicht davon geben. Was ist denn die Liebe? Eine unwiderstehliche Hinneigung zweyer Seelen zu einander, etwas feuriger freylich als die der Freundschaft, aber auch mit desto zarterer Schwärmerey verbunden. Bittre Erfahrungen können nur aus der Leidenschaft, wie aus der Liebe hervorgehen. Freylich ist auch die Leidenschaft ein nothwendiges Übel im menschlichen Charakter, und wohl dem, der wie Sie das schöne Geständniß ablegen kann, diese Hyder gedämpft zu haben. Meine gute Freundin, glauben Sie mir, ich habe ein offenes Herz Geheimnisse zu empfangen, ein verschlossenes sie wieder herauszugeben.

Adieu, meine Liebe, für heute. Morgen schließe ich diesen Brief, der Sie hoffentlich noch in Celle antreffen wird.

Am 27. Oktober. Das heutige Wetter ist freylich recht dazu gemacht den innern Menschen zu betrachten, denn es ist kalt und unfreundlich draußen, aber ich habe leider noch einige Staatsvisiten zu machen, die mir die Zeit rauben werden mich viel mit solchen anatomischen Untersuchungen abzugeben, daher nur noch ein Paar Worte, meine liebe Freundin. Sie entschuldigen sich, daß Ihr Brief incorrect sey. Wenn auch ein Paar kleine Anstöße mit unterliefen, was schadete es? Soll das schöne Geschlecht seinen liebenswürdigen Inconsequenzen nicht auch im Schreiben getreu bleiben? Sie gleichen den Grazien, die, gewiß zu gefallen, der Regel spotten und durch einen gewissen geheimnißvollen Reiz selbst ihre abentheuerlichsten Launen zum Gesetz machen, wie dem pedantischen Uhu der Minerva, der immer die Regel im Kopf hat und fast doch immer gegen die erste Regel des Schönen, gegen die Anmuth sündigt. Deswegen halte ich es auch für leicht möglich, daß eine plötzliche Laune Ihnen gebieten könnte, den kalten unwirthbaren Brocken, anstatt des hübschen und höchst ordentlichen botanischen Gartens zu erwählen.

Digitized by Google

Die Welt in Celle trauet mir mehr Artigkeit zu, als ich besitze und Sie kennen mich besser, wenn Sie glauben, ich hätte jene verdiente Galanterie gegen die M. Taube unterlassen. Ich bildete mir einst aus bloßer Eitelkeit ein, ich wäre in sie verliebt, weil ich hörte, daß sie mich nicht haßte, aber ich erwachte endlich aus meinem Traume. Das Mädchen ist so liebenswürdig, daß ich nicht begreifen kann, wie es mir nicht möglich war mich wirklich in sie zu verlieben. Vielleicht kam der Grund dazu, daß ich merkte, sie sey sowohl von meinen Eltern als von den übrigen für mich bestimmt, und da ich fest überzeugt bin, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, so habe ich von jeher einen großen Widerwillen gegen solche irdische Beschlüsse gehabt.

Hier haben Sie einige Züge aus meinem Leben, woraus sich freylich wohl keine Elegie, aber doch ein Epigramm machen lassen könnte. Zu der Elegie spricht nur das Gefühl und das Gefühl hat mit der Geschichte nichts zu thun, ja es ist nur zu oft eine große Verderberin derselben, so wie die Geschichte wiederum nicht selten das Gefühl verdirbt. Merken Sie nicht deutlich, daß sich der künftige Dozent in mir regt?

Leben Sie wohl, meine Theure. Bald wünsche ich nähere Nachricht über unsern künftigen Briefwechsel zu haben, denn der Stabstrompeter ist mir eine gar zu prosaische Person*).

Ihr
C. Sch.

Noch ehe eine Antwort auf dies Schreiben erfolgte, schrieb der Dichter wieder:

Göttingen am 5. November 1811. Noch habe ich freylich keine Antwort von Ihnen erhalten, meine schöne Freundin, aber ich bedarf einer angenehmen Beschäftigung zu sehr, als daß ich nicht Ihrem Rath meine Briefe an Sie längere Zeit in Arbeit zu behalten, befolgen sollte. Wenn es nicht noch ein wenig früh am Morgen wäre, so würde ich mir vielleicht vorstellen, daß auch Sie grade mit einem Briefe an mich beschäftigt wären und daß sich unsre Gedanken freundlich begegneten, aber ich kenne Ihre Abneigung gegen die Betrachtung der aufgehenden Sonne und ich kann Sie mir nicht anders als schlafend vorstellen, indem vielleicht ein süßer Traum von dem erquickenden Kaffe um Ihre Stirn schwebt. In dieser Hinsicht sind Sie wirklich jetzt glücklicher als ich. Ich habe freylich auch den edlen Trank vor mir stehen, aber sie wissen ja, daß die Fantasie alles in's Schöne mahlt. Meiner Aufwärterin möchte ich freylich etwas weniger Fantasie wünschen, denn sie thut wirklich etwas zu viel davon in den Kaffe.

*) Es war zwischen den Liebenden verabredet, daß, wenn ein Briefwechsel unmöglich sein sollte, ein Stabstrompeter des Regiments mündliche Nachrichten befördern sollte.

Sie werden finden, daß dieser Brief mit sehr interessanten Betrachtungen anfängt, aber der menschliche Geist greift immer nach dem, was ihm am nächsten liegt und pflückt daher oft ein Gänseblümchen, wo er ein Paar Schritte weiter eine Rose hätte finden können. Lassen Sie uns also dieses Paar Schritte thun, um zu der Frau von Jasmund überzugehen. Ich erinnere mich, daß ich Ihnen in meinen vorigen Briefen noch nichts von ihr erzählt habe, aus der simpeln Ursache, weil ich noch nicht bey ihr gewesen war. Schreiben Sie diese Zögerung meiner Nachlässigkeit gegen Ihren Brief zu. Ich war schon ein Mahl hingegangen, um der Dame meine Visite zu machen, wurde aber, wahrscheinlich weil sie ihre Toilette noch nicht vollendet hatte, nicht angenommen. Ich hätte den Brief freylich abgeben können, aber ich zog mein Interesse dem Zürigen vor. Wenn sie auch dadurch Ihre Zeilen acht Tage später erhielt, so hatte sie doch den Vortheil, daß der Ueberbringer den kurzen Brief fortieren und Ihren wenigen Worten einen weitläuftigen Commentar hinzufügen konnte. Man ist immer in einer glücklichen Lage, wenn man jemanden Nachrichten von einer liebenswürdigen und ihm werthen Person überbringen kann, denn ein Theil dieser Liebenswürdigkeit wird gewöhnlich ohne sein Verdienst auf den Bothen übertragen. Ich wurde sehr freundlich empfangen und gebethen häufiger wiederzukommen. Die arme Frau scheint sich hier ziemlich zu langweilen und sehnt sich herzlich an den Hof zurück. Freylich hat sie einen Schwarm von Anbethern, aber sie würde sich mit einem Strauß voll Gliederpuppen eben so gut unterhalten. Zwar glauben diese Herren Kopf zu haben, aber dasselbe kann man auch vom Mohn sagen und Sie wissen, daß aus den Mohnkörnern Opium gemacht wird. Aus Verzweiflung hat sie sich auf's Studiren geworfen und wenn eine hübsche Frau erst zu den Büchern ihre Zuflucht nimmt, so folgt, daß sie im Leben nicht viel zu studiren findet. Oder sollte sie ihren Cursus schon vollendet haben? Sie erwarten vielleicht eine weitläuftigere Charakteristik, aber Sie wissen, daß ich nicht mediant bin, darum schweige ich über diese Materie.

Ich möchte wohl wissen, ob Sie jetzt noch in Zelle sind oder Ihre Zeit in Hannover angenehmer hinbringen. Ist das erste der Fall, so erwarte ich in Ihrem nächsten Briefe entweder ein hübsches Quodlibet von Epigrammen oder eine ehrbare Postille voll filosofischer und moralischer Reflexionen, denn nächst der Liebe ist die Langeweile die schönste Quelle der Begeisterung. Stoff zu Epigrammen werden Sie sehr reichlich finden und für die Filosofie sind manche Ihrer Umgebungen eine vortreffliche Schule, denn wenn

Digitized by Google

man an andern nichts der Betrachtung werthes findet, muß man sarvohl zur Selbstbetrachtung seine Zuflucht nehmen.

Sie sind Schuld daran, meine liebe Freundin, wenn Celle mir künftig unaussprechlich langweilig vorkommen wird. Was man an einem Orte nicht erwartete, danach wird man sich an ihm auch nicht sehnen. Man nimmt die Unterhaltung wie sie ist und amüsirt sich so gut man kann. Wenn sich aber mit der Gleichgültigkeit, worin uns ein Vergnügen läßt, noch die traurige Erinnerung an eine ehemahlige schönere Lage verbindet, so findet man die Gegenwart so insipide, daß man selbst zur Ungerechtigkeit in seinen Urtheilen verleitet werden kann. Welch ein Glück ist es für den Menschen, daß ein gütiger Gott ihm die Fantasie zum Gespielin gegeben hat! Wenn diese uns dann nicht ihren Zauberspiegel vorhielte, würden wir selbst die Spuren jener entflohenen Freuden haßen und die Erinnerung könnte uns nur zur Folter dienen.

Jetzt kann ich Ihnen einen guten Morgen bieten, denn ich sehe eben, daß die Sonne schon aufgegangen ist und mir ganz freundlich durch die Gardinen scheint. Ich wollte, daß die gepriesene Himmelskönigin immer noch etwas ausgeblieben wäre, denn der fröhlige Schwarm der fantastischen Träume verkriecht sich bey der Erscheinung des nüchternen Tageslichtes wie ein Hauß unthätiger Buben vor der Ruthe des Zuchtmeisters. Ich wette, daß am Morgen noch keine große, schöne That geschehen ist, daß sich noch keiner des Morgens verliebt hat und daß bis 12 Uhr Mittags kein Mensch einem Bettler ein Almosen gibt, um ihm wirklich wohl zu thun, sondern bloß, um sich das lästige Gesicht aus den Augen zu schaffen. Die prosaische Vernunft, Ihre Schutzlingin, doch nur, wie es scheint, aus Caprice, hält uns ihr fatales Mikroskop vor die Augen und wir sehen uns und die ganze Menschheit wie einen Ameisenhaufen wo alles sich ewig regt und durcheinanderläuft, bloß um sich Nahrung für den Winter zu verschaffen. Keiner wird dem Andern etwas von seinem Haufen abgeben, denn wer weiß, ob er es selbst nicht noch einmahl brauchen kann und sich selbst ist doch Jeder der Nächste. Doch diese Gedanken sind mir zu fatal als daß ich sie weiter fortsetzen sollte. Leben Sie wohl für heute, meine liebe Freundin.

Am 6. November. Nächstens werde ich Ihnen eine poetische Epistel schicken, worin meine Ideen von Lebensgenuß weitläuftiger ausgeführt sind, als ich sie Ihnen in meinem vorigen Briefe geben konnte.*) Zur Vergeltung sollten Sie mir billig die Ihrigen mittheilen, denn übereinstimmen werden wir doch wohl nicht ganz. Bey dem weiblichen Geschlechte ist fast alles Gemüth, da sich bey uns gewöhnlich nur zu viel Reflexion mit unter mischt. Sie flechten die duftenden Kränze der Freude bloß um sich daran zu ergötzen, wir untersuchen sorgfältig jede Blume darin, zu welcher Gattung sie gehöre, und zerreißen den schönsten Blüthenkelch, um zu erfahren, wie er inwendig aussehe. Daher ist der Umgang der beyden Geschlechter mit einander so anziehend, weil in ihm die Fantasie mit dem Verstande, das Gefühl mit der Besonnenheit verschmilzt. Doch ist es schwer nebeneinander auf dieser Baße fortzuwandeln, ohne sich entweder vom Vorurtheil in die engen Schranken des Affenbleuttons einzwängen zu laßen, oder durch's Gefühl über die Grenzen des wahrhaft Schicklichen, deßen Gesetz in keinem Ceremonienbuche sondern allein in unsrer eignen Brust enthalten ist, hinauszuschreiten. Nur Frauenzimmer von sehr gebildetem Geist wißen diese Mittellinie zu treffen und ich danke Ihnen, meine liebenswürdige Freundin, daß Sie mir ein neues Beyspiel dieses seltenen Vorzuges in Ihrer eignen Person gezeigt haben.

Ich werde zu Tisch gerufen und muß deßhalb schließen.

Am Nachmittage. So eben lese ich wieder über, was ich Ihnen geschrieben habe und wundre mich über die vielen ernsthaften Sachen, die meinem Briefe ein recht respektables Ansehen geben. Darum will ich es jetzt machen, wie einige Schauspieldirektoren, die hinter der Jungfrau von Orleans eine lustige Farce geben, damit sich die gutherzigen Zuschauer den Tod der armen Heldin nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Also etwas witziges, wenn mir Ihr Geist zu Gebote stünde, jetzt aber, da ich aus mir selbst reden muß, höchstens nur etwas poßirliches. Ich war gestern in einen grand thé gebethen, den man eine Probekarte der Abgeschmacktheit hätte nennen können, weil die langweiligsten und närrischsten Personen aus der ganzen Stadt sich verabredet zu haben schienen, hier einmahl unter sich zu seyn. Herzlich hätte ich auch einige Herren aus Celle hierher gewünscht, denn in dieser Gesellschaft hätten sie vielleicht zum ersten Mahle Gelegenheit gefunden zu glänzen. Es ist sehr schwer, langweilige Charaktere auf eine kurzweilige Art zu beschreiben, ich will indeß versuchen was sich thun

*) Wann Schulze seine Zusage eingelöst, findet sich im Folgenden nicht erwähnt; geschrieben hat er die Epistel. Sie steht in der letzterschienenen Ausgabe („Sämmtliche poetische Werke", dritte Auflage 1855 Band IV, S. 117, führt die Ueberschrift: „An L. v. * * * *" und beginnt:

„Was wahres Glück und wahre Tugend sey
Und ob das Glück mit Tugend sich vertrage,
Das, Freundin war der Weisen ew'ge Frage,
Doch immer klang die Antwort fremd und neu.
Was du auch thust, sei der Natur getreu" usw.

Digitized by Google

läßt. Der Höflichkeit gemäß machte ich bey der Frau vom Hause den Anfang. Ihre Höhe und Breite habe ich freylich nicht genießen, wenn ich sie aber symbolisch vorstellen wollte, würde ich eine entblätterte Pappel wählen, die bey jedem Windhauch mit den dürren Zweigen klappert. Ihr Geist scheint auf eben so unsichern Füßen zu stehen wie ihr Körper, denn nie habe ich ein bestimmt ausgedrücktes Wort von ihr gehört. Wenn sie sagen will: ich habe nicht gut geschlafen, so spricht sie sehr zierlich: Ich möchte wohl behaupten daß ich nicht gut geschlafen hätte. Anstatt daß die simpeln Menschenkinder sagen: Befehlen Sie noch eine Tasse Thee, spricht sie mit einer äußerst süßen und schmachtenden Miene: En, meine Liebe, würden Sie nicht noch vielleicht eine Tasse Thee trinken? So kokett sie ist, so ist sie doch noch devoter und ich habe mir vor Zeiten einmahl ihren ganzen Haß zugezogen, weil ich ernsthaft behauptete, der Herr Christus habe sich immer nach der neuesten Mode getragen und sey zu Bethlehem fleißig in Thee dansants und Concerte gegangen.

Nr. 2. Der Herr vom Hause ist Doktor der Theologie und wiegt ungefähr dreihundert Pfund. Weiter läßt sich von ihm nichts sagen.

Nr. 3. Der Superintendent S. ungefähr drey Fuß hoch, der treueste Freund des vorhergehenden, denn er liebt nur die Leute, die bloß hören, ohne zu sprechen. Er hat eine äußerst lange, spitze Nase und glaubt sich daher zum Politiker berufen, weil man zu sagen pflegt, wer die Geheimnisse des Kabinettes erforschen wolle, müßte eine feine Nase besitzen. Er ist ein unversöhnlicher Feind der neuen Verfassung*) und ich habe es einmahl gänzlich mit ihm verdorben, weil ich behauptete, die Uniform des Westfälischen Garde du Corps wäre sehr geschmackvoll. Uebrigens ist er äußerst gründlich und er nimmt eben so wohl nach bestimmten Grundsätzen eine Prise, als er darnach eine Predigt ausarbeitet. Daher kömmt es auch daß ihm nichts unausstehlicher ist, als eine unvollendete Rede. Wenn Sie mit ihm sprechen und er Ihnen sagt: Ich würde vielleicht spazieren gehen, und man ruft Sie schnell ab, so daß Sie den Nachsatz nicht hören können, so wette ich darauf, daß er noch nach acht Tagen, wenn er Sie zufällig wiedersieht, fortfährt: wenn es gutes Wetter wäre.

Nr. 4. Mamsell Mimmenthey, gewöhnlich Murmelthier genannt, ist eine verständige Jungfrau von ohngefähr 60 Jahren. Sie trägt gewöhnlich einen bunten Leibgürtel, einen rosenrothen Florettichleyer und eine Binde von roth und weißem Sammt um die Stirn. Die Binde hat mich einst so sehr begeistert, daß ich auf Verlangen einer Freundin viernudzwanzig Sonette darauf machte, wovon ich Ihnen eines zur Probe herſetzen will:

Was seh' ich! Ha! ist dies nicht Amors Binde,
Die prangend jetzt Dein holdes Haupt umflicht?
Wer raubte sie dem kleinen Bösewicht,
Daß sie Dein Haar, ach nur Dein Haar umwinde?

Verhülle doch gleich jenem Götterkinde
Nicht Deine Stirn, verhülle Dein Gesicht!
O wähnst Du denn, Dein Blick verletze nicht?
Erblinde Du, daß jeder nicht erblinde!

Du senkst verschämt den holden Blick herab,
Ein wallend Roth färbt Deine zarten Wangen
Und lispelnd spricht Dein Mund mit leisem Bangen:

Ach selber nahm ihm seine Binde ab;
Denn ach, so lang er sein Gesicht verbunden,
Hat mich der kleine Schalk noch nie gefunden.

Sie ist eine vertraute Freundin der Frau vom Hause, vielleicht aus eben dem Grunde, aus dem es die beyden obigen Herrn sind, denn die einzigen Worte, die ich je aus ihrem Munde habe gehen hören, waren diese: Da haben Sie ganz Recht, Frau Doktorin.

Nr. 5. Madame B. ist aus der Residenz und ahmt daher den Hofton nach. Sie ist immer sehr incommodirt von kleinen Maladies und befindet sich fortdauernd in einer leisen langeur. Neulich unterhielt sich mich von einem sehr emmanten Dejeuner de fourchettes wobey sie sich in einer sehr peinlichen Situazion befunden habe. Ich versicherte ihr, daß ich ihr herzlich gern glaube und daß es mir bei einer so unverdaulichen Mahlzeit nicht besser gegangen seyn würde.

Nr. 6. Mamsell D. Ein schöner Marmorblock, woraus sich eine reitzende Grazieugestalt meißeln ließe, die der Künstler aber nur aus dem Groben gehauen hat. Sie hat schöne, große Augen, aber die Augen reden nicht; sie hat hübsche Arme und Hände, aber sie leben nicht; sie hat einen reitzenden Mund, aber er öffnet sich nur, um ihre Zähne, nicht um ihre Seele zu zeigen; sie hat vielleicht gar Geist, aber man sieht, hört, und fühlt ihn nicht. Uebrigens hat sie wahrscheinlich ein sehr gutes Herz und liebt alle Menschen, allein keinen mehr als den Andern, er müßte ihr denn mehr Zuckerwerk geben, denn hierauf scheint die einzige Leidenschaft zu gehen, die ich an ihr bemerkt habe.

*) Es ist die Verfassung des Königreichs Westfalen gemeint. Mit anderen Worten: der Superintendent war ein deutscher, vielleicht auch nur ein hannöverscher Patriot, der nichts von der Fremdherrschaft wissen wollte. Unser Dichter stand ihr indifferent gegenüber; die Politik war ihm damals durchaus gleichgültig. Erst sehr spät, im Herbst 1813, begegnen uns in seinen Aufzeichnungen die ersten Spuren deutschen Nationalgefühls.

Digitized by Google

Nr. 7. Herr S. Ein recht guttartiger Mensch, der es geduldig erträgt, wenn sich andre über ihn lustig machen, denn er wird doch dann wenigstens bemerkt und wenn es auf diese Art nicht geschieht, so geschieht es selten.

Nr. 8. Fräulein L. Sie tanzt am liebsten Quadrillen, weil sie da keinen über sich stehen hat und kann das Chassiren in den Cotillons nicht leiden, weil man dabey doch endlich unten zu stehen kömmt. Da sie nicht Verstand genug hat, um witzig zu seyen und das Lachen überhaupt mehr Geist erfordert als das Weinen, hat sie den Charakter des Romantisch-Tragischen erwählt. Sprichwörter spielt sie gern, weil sie darin gewöhnlich die Rolle der Geliebten spielt und nur die Lection herzusagen hat, die sie aus ihrer Lektüre lernte. Auf andre jeux d'esprit läßt sie sich gar nicht ein. Ich fragte sie neulich um die Ursache und sie antwortete, ihre Grundsätze erlaubten es nicht. Ach, sagte ich, mein gnädiges Fräulein, ich wünsche manchen Schriftstellern Ihre Grundsätze, denn dann würden wir vieles entbehrliche entbehren. Sie nahm es mir nicht übel, denn ich habe mir hier einmahl, ich weiß nicht wie, das Privilegium erworben, jedem Sottisen zu sagen. Ueberhaupt sehe ich sehr ben ihr in Gnaden, aber leider, zu meiner Schande muß ich es gestehen, aus keiner andern Ursache, als weil ich gewöhnlich grün trage und dieses ihre Lieblingsfarbe ist.

Nr. 9. Mamsell L. ist siebenzehn Jahr alt, einen Kopf größer als ich, nimmt sehr häufig eine Prise und singt wie ein Engel. Daß sie aber auch mit Engelzungen redete, das habe ich bisher grade noch nicht wahrgenommen.

Nr. 10. Herr Professor M. macht die Honneurs in jedem Hause, führt die Matronen beym Spaziergange, belustigt die junge Welt mit Kartenkunststücken und spielt mit den alten Damen Boston. Er hat nur einen Rock, den er fünf Jahre unablässig getragen hat und der doch noch so gut wie neu ist. Freylich ist dieses kein Wunder, denn wegen seiner Dienstfertigkeit habe ich ihn selten sitzend gefunden; er verliehrt also jede Gelegenheit, das Kleid abzuschaben.

Nr. 11. Herr Professor S. Er lacht über alles, selbst über die Sottisen, die man ihm sagt. Seine Zuhörer aber weinen über ihre verlohrenen Louisd'or wenn sie aus seinem Collegium kommen, denn die Fähigkeit zu lachen haben sie ja schon von Gott und andre Dinge können sie von ihm nicht lernen.

Nr. 12. Herr S. schläft ein, wenn man Thee getrunken hat und wacht auf wenn die Füße zum Aufbruch scharren. Doch bedankt er sich immer sehr höflich für die angenehme Unterhaltung.

Allein ich stelle Ihre Geduld ein wenig zu lange auf die Probe und es ist endlich Zeit daß ich mein Verzeichniß schließe. Ich habe übrigens nicht etwa die auffallenden Charaktere genommen, sondern sie aus der Mitte herausgegriffen, wie sie mir einfielen. Wenn auch meine Zeichnung noch manche Seiten unberührt ließ, so wird sie Ihnen doch ungefähr einen Begriff von dem Geiste, der die Gesellschaft belebte, geben können, den Repräsentanten dieses Geistes könnte man den letzten Herrn nicht unpaßlich nennen.

Die Namen finden sich auch im Original nicht ausgeschrieben; zweifellos hat Schulze nach der Natur gezeichnet. Vergleicht man die hier gegebenen Schilderungen mit anderen Briefen des jungen Dichters, wo er seiner Spottlust noch freieren Lauf ließ, auch die Namen nicht unterdrückte, so lassen sich einige der hier erwähnten Persönlichkeiten erraten. Nr. 1 war wohl Frau Schlegel, Nr. 2 ihr Gatte, der Stadtpfarrer von Göttingen, ein Verwandter der Dichterbrüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel. Nr. 6 war ein Fräulein Nanny Ossander. Nr. 8 ein Fräulein Julie von Lehsten. Beide hat Schulze wiederholt in seinen Briefen fast mit denselben Worten verhöhnt, um später, als er krank und einsam war, renevoll zu erkennen, wie ungerecht er sie beurteilt hatte. Zu seiner Entschuldigung ist anzuführen, daß in jener traurigen Zeit eben Alles einen kleinlichen Zug hatte, auch der Witz und das amüsante Geplauder; man hielt sich an das Persönliche, weil das Interesse für das Sachliche ein eng begrenztes war. Aber auch ein anderer Zug ist nicht bloß für Schulze, sondern für die Zeit charakteristisch: das Schwelgen in brieflichen Ergüssen; mag Schulze auch darin noch fleißiger gewesen sein, als Andere, so will er doch auch in dieser Hinsicht mit dem Maß jener, nicht unsrer Zeit gemessen sein. Ebenso ist es nicht bloß seine Eigentümlichkeit gewesen, eine Schilderung, auf die er sich etwas zu Gute that, in Briefen an verschiedene Persönlichkeiten anzubringen. So findet sich z. B. einiges von den hier mitgeteilten Bemerkungen auch in Briefen an seinen Freund Dr. Bergmann.

Der Brief fährt fort:

„Am 7. Nov. Die Unterhaltung mit Ihnen, meine liebe Freundin, ist mein Morgengebeth, welches mir den ganzen Tag erheitert. Es ist ja billig, daß das Kloster zuerst zu seiner Schutzpatronin steht. Ich wollte, daß wir noch in den Zeiten der chevalerie lebten; Ich wollte mir dann von Ihnen Ihre Farben geben lassen und gegen Heiden und Türken zu Felde anziehen, um den Ungläubigen Ihren Namen zu verherrlichen und die überwundenen Völker Ihnen zum Dienst zuzuschicken. Auch zöge ich mich dann zuweilen, wie der Ritter von Mancha, in eine Einöde zurück, und nährte mich wie Johannes

Digitized by Google

der Täufer von Heuschrecken und wildem Honig um ganz in schwärmerische Erinnerungen an Sie zu versinken. Ich wollte den Felsen und Thälern meine Lieder an Sie so oft vorsingen, daß sie sie auswendig lernten und alle Bäume in der Gegend sollten verdorren, so oft wollte ich Ihren Namen in ihre Rinde schneiden. Die Bergströme sollten überschwellen von meinen Thränen und die Stürme durch meine Seufzer eine stärkere Kraft erhalten. Jetzt aber, da die entartete Nachkommenschaft alles dieses längst hat aus der Mode kommen laßen, jetzt bleibt mir nichts übrig, als mich gemächlich auf den Sofa zu setzen, meinen Kaffe zu mir herzurücken und meine Empfindungen nicht den Felsen und Wäldern sondern dem Papier und der Post anzuvertrauen. Welch ein Abstand zwischen Jetzt und Sonst!

Wer weiß, mit welchen andren Briefen dieser Brief auf einige Tage die engste Freundschaft zu schließen gezwungen ist. Auf seiner einen Seite werden vielleicht schwarze Kabalen geschmiedet, während auf der andern vielleicht ein verliebter Schneider der Jungfer N. N. sein Herz und den Beutel seiner Kunden anbietet, oder ein armer Conscribirter seiner Mutter für das überschickte Paar Strümpfe dankt. Was würde es nicht für intereßante Szenen geben, wenn man ein solches Postportefeuille dramatisirte und jeden Brief nach seinem Charakter sprechen ließe. Während hier ein excentrischer Liebhaber Himmel und Hölle zu Zeugen seiner Treue aufriefe, schwöre dort ein Jude bei Vater Abraham und seinem Barte, daß sein Göttingischer Camelot ächt Englisch sey. Auf der einen Seite versicherte ein Minister einen armen Supplikanten seiner Huld und seines gnädigen Andenkens, auf der andern spräche ein Fysiker sehr gelehrt über die Natur der Seifenblasen. Hier schickte ein armer Neven dem reichen unbeweibten Onkel ein Dutzend Krammetsvögel, dort böte man Vogelleim, Mäusefallen und Fischangeln zum Verkauf aus. Kurz es würde ein wahres Charivari werden, manches indeß, so ungleich es auch schiene, würde sich doch recht gut zu einander paßen. Höflichkeitsbezeugungen und falsche Wechsel, Zeitungsnachrichten und Lügen, schlechte Gedichte und langweilige Prozeßakten würden gewiß durch den geheimen Zug der Sympathie eine innige Freundschaft schließen. Aber ich komme wieder in's Schwatzen und denke nicht daran, daß ich noch einigen Strohköpfen den Geist der Griechischen und Lateinischen Sprache einblasen soll. Wenn mir dieses gelingt, so kann ich mich rühmen, halb so viel als der liebe Gott gethan zu haben, der dem Menschen nachdem er ihn zusammengeknetet hatte, seinen Geist in die Nase bließ. Ich schließe also für heute, um mich auf dieses wichtige Geschäft noch etwas zu präpariren. Es ist ein wahres Unglück, daß man in der Unterhaltung mit Ihnen alles andre um sich her vergißt."

Einige weitere Proben der Korrespondenz wird das nächste Heft bringen.

Die Poesie.

Ein Schlitten mit Schellengeläut durchjagt
Die Welt wie auf Sturmesflügeln.
Drin lenkt eine hohe, herrliche Magd
Drei Rappen an Rosenzügeln.

Brillantenbesäter Hermelin
Bedeckt ihr Schulter und Hüfte.
Der Busen wallt, durch den Schneesturm ziehn
Der Jugend und Schönheit Düfte.

Den leuchtenden Augen flattert vor
Die dunkle Zier der Locken.
Und hinter ihr bellt der Wölfe Chor
Und heult im Wirbel der Flocken.

Rudolf Knüsert.

Mittag.

Kein Lüftchen ging, die Mittagssonne strahlte
Und ruhig lag in ihrem Bann die Welt.
Die Bäume auf dem Friedhof standen stumm
Und regungslos, als ließen sie berauscht
Die Sonnengluten und den Rosenduft
Stillselig zwischen alle Blätter streichen
Und fürchteten, durch eine leise Regung
Den ganzen lichten Zauber zu verscheuchen.
Und lange, lange dauerte die Stille.
Da kam ein sanfter Wind durch ihre Wipfel,
Und leise flüsternd neigten sie die Häupter.
Als nickten sie einander zu und sagten:
Seht, seht, er hat sich endlich doch erfüllt,
Der alte Traum vom Sommersonnenglanz.

Johannes Grehling.

Digitized by Google

Genügen.

Ich sah durch grüne Wipfel
Sonnfünkchen sprühn;
Sah schneebedeckte Gipfel
Der Alpen glühn!

Sah Schlösser, Säulenhallen
Am Felsenhang;
Und stolze Ströme wallen
Im Thal entlang.

Glitt selbst in flinken Kähnen
Von Bild zu Bild;
Doch ward mein leises Sehnen
Nie ganz gestillt.

Von Thal zu Thal beim Wandern
Lockt's mich zu gehn;
Von einem Berg zum andern,
Wollt' drüber sehn,

Wollt' mit den Wolken kreisen . . .
Ich will's nicht mehr:
Möcht' immer nur, immer bleiben,
Ich sah das Meer!

Maria Solina.

Umbra nocturna.

Schlaflose Nacht. Unruhig Zwielicht irrte
Zwischen des Himmels kalter Höh und mir.
Ein Uebelstern glomm auf und schwoll und schwirrte
Hin und erlosch. Da plötzlich standst du hier.

Ich sah dich nicht wie bei der Totenfeier,
Kalt, hingestreckt, mit schmerzverzogenem Mund,
Nein, üppig warm, gehüllt in lichte Schleier,
Standst leuchtend du auf goldnem Flammengrund.

Du lächeltest und sprachst: „Schlimm war die Erde,
Drum ging ich fort. Doch du warst gut und fromm.
Du liebtest mich. Was soll die Angstgeberde
Umarme mich und folge kühn mir! Komm!"

O Barja, Tote du, die all mein Leben,
Längst ferne mir und nirgendwo mir fern,
Bedenk! Dies Kreuz, die war's zum Schutz gegeben,
Du aber hingst's mir um. Du thatest's gern.

Mir hingst du's um den Hals. Wir sollt es nähen,
Dies heilge Taufkreuz, da den Tod du fandst.
Du suchtest ihn! Es sollte dich nicht schützen.
Nun schnürt's den Hals mir zu. Nimm's, wenn du kannst.

Doch während so dein Taufkreuz mich verwirrte
Und, schwer wie Blei, zurück mich zog von dir,
Verblichst du stumm. Unruhig Zwielicht irrte
Zwischen der kalten Himmelshöh und mir.

Nach dem Dänischen des **Thor Lange** von **Georg Bachmann.**

Siegfrieds Leiche.

Es wogt im dichten Schilfe,
Es rauscht der Vater Rhein,
Die Fluten plätschern leise
Im bleichen Vollmondschein.

Da schwimmt im hellen Schimmer
Ein Kahn den Strom entlang,
Des alten Rheines Wellen,
Sie flüstern klagend bang.

Vier Helden kühn und trotzig,
Die sitzen stumm im Boot
Bei einer dunklen Bahre,
Drauf liegt Held Siegfried tot.

Die starken Glieder kraftlos,
Das Herz durchbohrt vom Speer.
Das blaue Aug' geschlossen,
Er öffnet's nimmermehr.

Jung Giselher, der kniet
Wohl an der Bahre Seit',
Er weint, das Haupt verhüllet,
Sein Herz quält tiefes Leid.

Der Recke Gernot schweigend
An Bord des Schiffes sitzt;
Am Buge steht Herr Gunther,
Schwer auf sein Schwert gestützt.

Er starret in die Wogen, —
Denkt er der alten Zeit,
Vergangner, schöner Tage,
Da er Brunhild gefreit?

Beim Steuer sitzet Hagen,
Blickt finster in die Nacht,
Hat der gebrochnen Freundschaft,
Der Kön'gin er gedacht?

Er hält das Steuerruder
In fester, starker Hand
Und hat dem dunklen Ufer
Das Schifflein zugewandt. —

So führen die Burgunder
Held Siegfried über'n Rhein, —
Ihr Schifflein lenkt ins Dunkel
Aus hellem Mondenschein.

Wolf Milewski.

Digitized by Google

Märzabend.

Nun ist es still geworden,
Und Feld und Flur sind leer.
Nur an den Ackerborden
Ein Feldhuhn streicht noch her.

Die Egge steht verlassen,
Der Bauer spannte aus
Und treibt schon durch die Gassen
Sein müdes Pferd nach Haus.

Schon glänzen draben Sterne;
Nun kommt der Abendwind
Und bringet aus der Ferne
Viel Töne, weich und lind.

Mit Rufen, mächtig hallen,
Die Glocken läuten nun
Und laden ein zu beten,
Und laden ein zu ruh'n.

Hans M. Grüninger.

An den Kuckuck.

Heil dir, du schöner Waldfremdling,
Du Lenzesbote du!
Es rauschi dein neugeschmückter Thron,
Der Wald, dir Willkomm zu.

Wahllieb erblüht auf grüner Flur,
Hell tönt dein Ruf herauf;
Führt dich ein Stern auf deinem Pfad,
Verfehlt du des Jahres Lauf?

Entzückender Besuch! mit dir
Grüßt' ich die Blumenzeit,
Und lausche still dem Lustgesang
Der Vögel weil und breit.

Der Schulknab', der sich Primeln pflückt,
Und drum den Wald durchzieht,
Stuht über deinen drolligen Ruf
Und wiederholt dein Lied.

Doch um die Zeit der Bohnenblüt'
Fliehst du das laute Thal,
Bringst andern Land als Jahresgast
Den Lenz zum andern Mal.

Dein Wohnort, Holder, ist stets grün,
Dein Himmel immer klar;
Es fehlt der Harm in deinem Sang,
Der Winter deinem Jahr.

Könnt' fliegen ich, ich flög' mit dir!
Dann machten wir zu Zweit
Dem Weltall unsern Jahresbesuch
In frohem Lenzgeleit!

Nach dem Englischen des **Michael Bruce** von **Max Kiesewetter.**

Die Cremoneser Geige.

Ein seltsam Ding! Hängt an der Wand,
Ein Werkzeug scheinbar, eine Sache,
Und doch, in ihres Meisters Hand
Erhält sie Leben, Seele, Sprache.
Sie lacht, sie weint, und Lust und Schmerz
Frohlockt und klagt in ihren Tönen;
Ich lausch' ihr staunend — und mein Herz
Muß mit ihr jauchzen, mit ihr stöhnen.

Sie lenkt mich an der Töne Band
Zurück zur Lust der Knabenjahre
Und jetzt mit ungestümer Hand
Wich wieder vor der Mutter Bahre.
Aus ihren wilden Tänzen klingt's
Von Schicksalsstürmen, Herzensdramen,
In ihrer Cantilene singt's,
Als rief' die Liebste mich beim Namen.

Wißt ihr, warum im Geigenton
Soviel von Menschenstimme zittert?
Das liegt am Holz, vor Alter schon
Gebräunt, doch hart und unverwittert.

Am Holz, das ein Amati gern
Aus Pielen schnitt und Deckenbäumen
Und aus des Täfelwerkes Kern
In unsrer Väter stillen Räumen.

Eh er's gesägt, gefeilt, gehobelt,
Dem Deckblatt Schwung und Form zu geben,
Hat dieses Brettchen Teil gehabt
An vieler Menschenalter Leben;
Ein stummer Zeuge war dies Stück,
Bevor man's aus der Wand gebrochen,
Von Kindersjubel, Elternglück,
Von Hochzeitslärm und Tranerwochen.

Vom Schrei, den jäh die Lust gebiert,
Vom Jammerschrei am offnen Sarge,
Von alledem hat einst vibriert,
Was nun sich wölbt als Deck' und Sarge.
Und all der wirren Stimmen Chor
Ihn hat die Faser eingesogen:
Nun wird er wach, und quillt hervor
Von selbst dem Geiger unterm Bogen.

A. von Ehrmann.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Von Jenseits des Grabes. Lebenslieder eines Todten von Konrad Telmann. Dresden, Karl Reißner 1897. In Konrad Telmann ist ein tüchtiger, sympathischer, begabter Mann, ein Erzähler von seltener Fruchtbarkeit und steten Streben nach immer reinerer Entwicklung der eigenen Gaben, aber auch ein Lyriker allzufrüh dahingeirrt, der zwar sein höchstes Ziel, den eignen Ton, nie ganz gefunden, aber auch im Lied und namentlich auch in der episch-lyrischen Dichtung manches Schöne und Gute hervorgebracht hat. Näheres darüber zu sagen, erübrigt sich an dieser Stelle, wo von Telmanns Lyrik zu seinen Lebzeiten wiederholt und eingehend gesprochen wurde; damals durfte neben dem Lob auch der Tadel laut werden, nicht allein um der Gerechtigkeit willen, sondern weil ein mahnendes Wort, redlich gemeint und eingehend begründet, dem rüstig Schaffenden noch vielleicht dienlich sein konnte. Heute wäre Tadel weder fruchtbar noch unserer Empfindung entsprechend, und wo der Tadel schweigen muß, darf auch das Lob nicht reden. Gleichwohl sei es uns gestattet, auf Einiges hinzuweisen, was uns den Band wertvoll erscheinen und den Wunsch aussprechen läßt, daß ihn jene, die sich für Lyrik interessieren und Telmann gute Erinnerung bewahren, zur Hand nehmen mögen. Es sind dies vor Allem die epischen Stücke „Möwenflug", „In Sankt Peter", „Giovanna", „Katarina Sforza" (die drei letzteren zuerst in der „Deutschen Dichtung" erschienen), aber auch reichlich die Hälfte aller lyrischen Gedichte, unter denen auch viele zuerst in den Spalten dieser Zeitschrift veröffentlicht wurden. Manches freilich hätte wohl Telmann selbst nicht drucken lassen, am wenigsten in einem Buche, von dem er die Vorahnung gehabt hätte, daß es sein letztes sei, doch geben wir gern zu, daß es für die Witwe, Hermine von Preuschen, welche die Herausgabe besorgte, wohl schwer war, eine Auswahl zu treffen. Man ist nicht immer geschmackvoll, wenn man vom herbsten Schmerze ereilt ist, und darum sei auch weder an dem Nebentitel, noch an dem kuriosen Umschlag, den die Witwe für das Buch gewählt hat, noch endlich an dem Vorwort Kritik geübt, obwohl es sehr, sehr wenig zweckdienlich ist und von Telmann als Lyriker in einer Tonart spricht, wie sie bombastischer kaum noch gedacht werden kann. Immerhin, daß die Dichterin ihrem edlen Gatten anrichtig nachtrauert, und seinen Ruhm mehren und nur ihrem Schmerze Ausdruck geben wollte, bezweifeln auch wir nicht. Aber wir halten diesen Glauben fest, nicht weil gleichzeitig mit dem eben besprochenen Buche in gleicher Ausstattung auch im selben Verlage das folgende erschienen ist: „Noch einmal Mors Imperator". Ein Requiem für Konrad Telmann von Hermione von Preuschen, soudern trotz dieses Büchleins. Denn wohl pflegt sich echter Schmerz sonst zurückhaltender zu äußern, aber die Temperamente sind eben verschieden und das will berücksichtigt sein. Nur Eins ist uns nicht klar geworden, warum Hermine von Preuschen, die seit zwanzig Jahren als Malerin, seit kaum viet kürzerer Zeit als Dichterin in der Öffentlichkeit steht und ihren Vornamen bisher immer nur so und nicht anders geschrieben hat, sich nun plötzlich auf dem Titelblatt dieses Büchleins und im Vorwort zu den Nachlaß-Gedichten ihres Mannes Hermione nennt . . . —nz—

— Einsam. Roman von O. Berbeck. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1898. Auch in diesem zweiten Buch, das in ziemlich kurzer Zeit ihrem ersten „Der erste Beste", gefolgt ist, bekundet O. Berbeck ein hervorragendes Beobachtungs- und Erzähltalent. Anschauliche, feine Detailmalerei steht ihr zu Gebote, liebevolles Eingehen auf zarteste Gemütsstimmungen. Das rührende Verhältnis zwischen Mutter und Tochter ist so glaubhaft gemacht, daß Hanna Wasenins' Liebe zum armen Lehrer Rettenbacher neben ihrem heißen Gefühl für die gelähmte Mutter nur wie ein Nebenaccord mitklingt. Der Mutter zu Liebe hat sie einen Anderen, einen reichen Mann geheiratet, sieht sich aber um die Frucht ihres Opfers betrogen, als die Mutter nach kurzer Zeit stirbt. Auch der Tod des ungeliebten Mannes befreit sie nicht von der Last, die ihre Heirat auf ihre Seele gewälzt hat, denn sie war ihm, wenn auch eine rechtschaffene, so doch keine liebevolle Gattin. Der Schluß der Erzählung läßt eine gemeinsame Zukunft für Hanna und Rettenbacher ahnen. Mannigfache Motive sind in die Geschichte verwoben, das musikalische bildet den Inhalt der reizvollsten Kapitel, das pädagogische bietet mancherlei Bemerkenswertes und selbst das kulinarische reibt sich mit humorvollem Geschick ein. F. O.

Zwei Welten. Roman aus dem modernen Berlin. Von Adalbert von Hanstein. Berlin. Max Schildberger. 1898. Hansteins Roman bewegt sich anschließlich in den gebildeten oder pseudo-gebildeten Kreisen. Er vermeidet es, die Gegensätze zu streifen, deren nicht zu versöhnender Kampf die „soziale Frage" bedeutet. Dem in Börsenspekulationen erworbenen Reichtum und dem überfeinerten Luxus, dem Müssiggang und der Gesellschaftseitelkeit stellt er das Leben fröhlicher, arbeitsamer Menschen gegenüber, die durch Talent und nimmer raltenden Fleiß ihr Stücklein Brot verdienen. Aus der Fülle von Gestalten, die die bunt und geschickt gewobene Handlung beleben, ragen zwei besonders hervor. Da ist vor Allem ein adeliger armer Schlucker, körperlich und geistig von der Natur besonders begabt, der daran zu Grunde geht, daß zwei Frauen allzuviel Gefallen an ihm finden. Die erste ist ein durchaus frivoles und verderbtes Weib — nur ihretwalben und mit ihr betrügt er seinen hochverehrten Lehrer, den Mann, der gewissermaßen sein malerisches Talent entdeckt hat und zur Geltung bringen will. Um die andere betrügt er seinen besten Freund. Diese zweite, die sogenannte „Heldin" der Geschichte — um uns des abgeschmackten Wortes zu bedienen, für das es keinen Ersatz giebt — hat den Weg aus der Phantasie des Dichters zur künstlerischen Gestaltung offenbar nicht ohne Schaden zu nehmen durchgemacht. Sie bleibt dem Leser nicht nur unsympathisch, sondern auch unverständlich, besonders ihre plötzliche Wendung am Schluß, die Wandlung zur Demut und Entsagung, ist ebenso wenig zu begreifen, wie es zu begreifen ist, daß der von ihr hintergangene Mann, der sich mit Verachtung von ihr losgesagt hatte, sie wieder aufnimmt. Die interessanteste und gelungenste Gestalt des Buches ist aber der betrogene Maler. Vom Verrat seiner Frau ins Innerste getroffen, zieht er sich mit seinen beiden Kindern in die Einsamkeit zurück. Nur bis hinter die „Bolterstorfer Schleuse", in einen kleinen, halb verfallenen Bauernhof, und doch ist es da einsam, ganz einsam. Hier haust er nun, die Menschen halten ihn für wahnsinnig, denn er malt halb verrückte Bilder mit nebelhaften Gestalten, die „Seelen", die „Abend-", die „Sonnen-Menschen", wie er selbst sie nennt und hüllt seine mächtige Gestalt in einen talteneichen Talar, während sein Haupt- und Barthaar ungeschoren bleiben und ihn wild umflattern. Mit kräftigen Zügen ist diese Gestalt wohl dem Leben nachgezeichnet, einem Manne, dessen wunderliche Tracht und eigentümlichen Bilder vor einigen Jahren ein gewisses Aufsehen erregten. Übrigens lenkt Hanstein seinen Merlin an der Hand der Tochter, der ein Vetter und Bräutigam zur Seite steht, schließlich ins bürgerliche Leben und zu klarer Kunst zurück. F. O.

Was ich erfaunen, was ich erlebt! Gedichte von F. C. Theo Krüger. Neuwork. Im Selbstverlage des Verfassers. 1897. Herzlich gern hätten wir über dies Buch etwas Gutes gesagt, denn jedes Zeichen, daß deutsche Dichtung im Reiche des Dollars noch gepflegt wird, ist an sich erfreulich, sofern es nicht eben in allzu unlänglicher Weise geschieht. Aber dies ist leider hier der Fall; es sind teils triviale, teils geradezu schlechte Gedichte, die Herr Krüger in prächtiger, wenn auch nicht allzu geschmackvoller Ausstattung hat drucken lassen. Es wäre von ihm nicht blos patriotischer, sondern auch klüger gewesen, wenn er das viele schöne Geld irgend einer Einrichtung, welche die Erhaltung des Deutschtums zum Zwecke hat, zugewendet hätte. Denn was hat er nun davon?! K. B.

— Kann man einen Eid erzwingen? Von A. Cesar. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1897. Die Frage, welche Schriften noch in das Programm dieser Zeitschrift fallen und darin aufgezeigt werden können und welche nicht, ist nicht leicht zu ziehen; was uns bewegt, diesem Schriftchen einige Worte zu widmen, ist die ideale Gesinnung des Autors, die freilich

Digitized by Google

weit entwickelter ist, als sein Blick für thatsächliche Verhältnisse und seine Fähigkeit logischen Denkens. Herr Cesar spricht dem modernen Staat das Recht ab, die Bekräftigung einer Zeugen-Aussage durch den Eid zu fordern, beziehungsweise zu erzwingen, denn die Eidesformel enthalte die Berufung auf Gott, sei also nur für das Gewissen des Theisten bindend, während der Atheist vor dem Dilemma stehe, entweder durch Ablegung des Eides zum Heuchler zu werden oder durch Verweigerung desselben eine Strafe zu verwirken. Das ist ja nicht eben neu, aber unleugbar richtig und ebenso unleugbar ein sittlicher Schade, was natürlich auch weder den Gesetzgebern, noch allen Denkenden gleichviel welcher Weltanschauung entgangen ist. Nur gäbe es dafür logischer Weise nur eine Abhilfe: die Schaffung zweier verschiedener Eidesformeln, einer für Theisten und einer für Atheisten, und dieser Ausweg ist denn auch längst im Namen der Sittlichkeit und Rechtssicherheit gefordert worden, nur daß der Erfüllung dieser Forderung bisher unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen. Vor Allem der Grundsatz, daß im modernen Staat volle Gleichheit aller Rechtsnormen und Formen herrschen müsse, und daß es nicht angehe, zweierlei Eide zu schaffen, ferner, daß es, wenn man sich darüber hinwegsetzen wollte, doch eine fast unlösbare Aufgabe sei, eine Eidesformel zu finden, die jeder Atheist als bindend anerkennen könnte. Von dem dritten und größten Hindernis: der gegenwärtig herrschenden Strömung im Staatsleben, soll nicht erst die Rede sein; es steht ja jedem Optimisten frei, dies Hindernis als ein vorübergehendes zu betrachten. Angesichts dieser Sachlage dürfte man es vielleicht, ohne als Opportunist gescholten zu werden, wagen, den heutigen Zustand noch einen relativ leidlichen zu nennen, denn da zweifellos die ungeheure Mehrheit der Menschen theistisch gesinnt ist, da ferner für die so Gesinnten mit nicht allzu zahlreichen Ausnahmen die religiöse Moral die einzige Quelle ihres ethischen Empfindens ist, so ist der Eid, wie er heute ist, thatsächlich auch das zweckdienlichste Mittel zur Erhaltung der Rechtssicherheit, und wohin es mit dieser käme, wenn er aufgehoben würde, ist nicht abzusehen. Herr Cesar aber schließt aus dem Umstande, daß es auch Atheisten giebt, auf Anderes: der Eid muß aufgehoben werden. Zwar schüttelt er denn selbst darüber den Kopf, aber was er etwa sonst will, wird nicht klar. Klar ist nur, daß er es gewiß gut meint. M.

— Von einem in Kiel zusammengetretenen Komitee, an dessen Spitze Klaus Groth steht, erhalten wir mit dem Ersuchen um Veröffentlichung nachstehenden: „Aufruf für die Friedrich Hebbel-Stiftung in Kiel. Zu der kurzen Spanne Zeit seit dem Tode Friedrich Hebbels hat der unerschöpfliche Gehalt seiner Dichtung, die Reinheit und der Ernst seines Strebens, die gewaltige Größe seiner Persönlichkeit sich einem stetig wachsenden Kreise teilnehmender Verehrer erschlossen. In immer hellerem Lichte strahlt sein Ruhm, während die einst glanzvollen Gestirne mancher hochgefeierten Dichter des seinem Gipfel sich zuneigenden Jahrhunderts allmählich verblassen. Obgleich ihm sein Schicksal den heimatlichen Boden früh entrückte, steht er doch tief in den Grundzügen seiner menschlichen und künstlerischen Individualität den Stammesgenossen am nächsten. Da ziemt es sich für die Schleswig-Holsteiner vor allem, sein Andenken zu ehren. Wer in unserer Heimat an Litteratur und Kunst warmes Interesse nimmt, muß es daher mit besonderer Freude begrüßen, daß die hochbetagte Gattin des Dichters, Frau Christine Hebbel, in wehmütiger Erinnerung an den rauhen Pfad, den er mühsam emporklomm, bevor ihn endlich ein bescheidenes Lebensglück erfreute, vor mehreren Jahren den Grundstock zu einer Friedrich Hebbel-Stiftung für unbemittelte Künstler, in erster Linie Dichter Schleswig-Holsteins legte, deren Kapital 30000 Mark beträgt. Es ist allgemein bekannt, daß der große Dichter, dessen Namen die Stiftung trägt, sich selbst und sein reiches, den höchsten Zielen zustrebendes Talent nur durch eine besonders günstige Fügung des Schicksals aus dem aufreibenden Kampfe mit bitterer Armut und drückender Sorge rettete. Ihm ist es auch gelungen, die unheilvollen Nachwirkungen dieser langen finsteren Periode in Leben und Dichtung zu überwinden, und dieser schwer erkämpfte Sieg ist ohne Zweifel der unerträglichste Beweis seiner geistigen Größe. Doch nicht alle sind so stark und so glücklich wie er. Vor allem für diejenigen Dichter und Künstler, die eigenartige Wege wandeln und flüchtige Modeerfolge verschmähen, kann die eigene Produktion keineswegs als eine sichere Basis gelten, auf der sie sich frei entwickeln können. Wer Gelegenheit gehabt hat, tiefere Einblicke in das Kunstleben unserer Tage zu thun, wird die schneidende Wahrheit des Hebbel'schen Distichons bestätigt finden:

Andere schaffen, damit sie das Leben sich sichern, dem Künstler
Muß es geschieht sein, eh' er zu schaffen vermag.

Der Vorstand, dem Frau Christine Hebbel die Verwaltung der von ihr gegründeten Stiftung übertragen hat, hofft bestimmt, daß es recht bald gelingen werde, das in so hochherziger Weise geschenkte Kapital auf ein, der Provinz und des Namens Hebbel würdige Höhe zu bringen. Sind doch bis jetzt in Schleswig-Holstein, aus dem in den letzten Jahrzehnten nicht wenig rüstig strebende, tüchtige Talente auf allen Gebieten der Kunst hervorgegangen sind, Stiftungen, welche dieselben oder ähnliche Zwecke verfolgen, kaum vorhanden. Wir bitten alle Verehrer und Verehrerinnen Hebbels, alle Landsleute, die eine gedeihliche Kunstentwickelung unserer Heimat fördern möchten, uns in unserem Bestreben zu helfen und dazu beizutragen, daß das Vermögen der Stiftung recht bald die in dem Statut vorgesehene Höhe von 300000 Mark erreiche. Beiträge bitten wir an die Kieler Bank in Kiel einzahlen zu wollen."

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Bischoff, Heinrich. Ludwig Tieck als Dramaturg. Brunellen. Offiere de publicité. Société belge de librairie. 1897.

Schilling, Hermann. Silhouetten und Reliefs. Zeitgedichte. Dresden. Leipzig. Wien. E. Pierson. 1898.

Brecht, Erwin, Wolfram. Die Tragödie des Geistes. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig. Eduard Avenarius. 1898.

Bartels, Wanda von. Aus dem Sonnenkämmern. Novellen. Leipzig. Eduard Avenarius 1898.

Schrader, Ernst. Einst und heut. Gedichte. Leipzig. Eduard Avenarius. 1898.

Jensen, Wilhelm. Ein Skizzenbuch. Zweite Auflage. Leipzig. Eduard Avenarius. 1897.

Kirchhoff, Theodor. Hermann. Ein Auswanderer-leben. Episch-lyrische Dichtung. Leipzig. Eduard Avenarius. 1898.

Litten, Rosa. Frauenverein in Krähwinkel und andere Humoresken. Berlin. Friedrich Schirmer. 1897.

Herz, Wilhelm. Parzival von Wolfram von Eschenbach. Neu bearbeitet. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1898.

Uhlands Tagbuch 1810—1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß, herausgegeben von J. Hartmann. Zweite Auflage. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1898.

Kürschners Jahrbuch. Kalender, Werk- und Nachschlagebuch für Jedermann. Berlin. Leipzig. Eisenach. Hermann Hillger. 1898.

Drache, Clemens. Zu Tur und Mol. Gedichte. Bangen. Emil Hübner. 1897.

Torr, Dr. Robert, Zwischen Wissel on Nagt. Plattdeutsche Gedichte und Dichtungen. 2. Aufl. Elbing. E. Meißner. 1897.

Mackay, John Henry. Gesammelte Dichtungen. 1. Lfg. Zürich. Karl Henckell & Co. o. J.

Mombert, Alfred. Die Schöpfung. Leipzig. Wilh. Friedrich. o. J.

Kohlrausch, Robert. Das Haus der Schatten. Roman. Stuttgart. Robert Lutz. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch in Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Aus Sturm und Not.

Neue Geschichten von der Wasserkante.

Von **Philipp Kniest.**

Der Tambourmajor.

Viel kriegerisches Leben sah man in meiner lieben Vaterstadt nicht, während ich als kleiner Schuljunge ihr damals noch sehr schlechtes Pflaster trat. Aber dennoch kannten wir so ziemlich alle Truppengattungen. In den Kasernen — keine Prachtbauten wie heutzutage! — lag ein ganz stattliches Bataillon Infanterie, draußen in einem vorstädtischen Dorfe eine Eskadron gut berittener und sehr hübsch uniformierter Dragoner. Diese an Zahl nicht imposante, aber in Beschaffenheit vortreffliche Truppenmacht bildete das Bundeskontingent des kleinen Freistaats. Vor der Hauptwache, neben welcher fast täglich die Regimentsmusik (wir nannten sie so!) spielte, standen zwei hübsche Bronzekanonen bescheidenen Kalibers, die bei Festfeiern ihren Mund dröhnend öffneten. Wir wußten also wenigstens, was Artillerie war, denn sie wurden bei solchen Gelegenheiten ganz regelrecht unter dem Kommando eines sachverständigen Leutnants, uns der allerinteressanteste unter seinen Kollegen, bedient. Zu dieser Armee kamen dann noch drei Bataillone ganz militärisch gekleideter und vollständig bewaffneter Bürgerwehr, deren Quantität aber entschieden die Qualität überragte, denn schneidiges Exerzieren war fraglos die schwache Seite des sonst mit seinen vielen Kompanie- und den Bataillonsfahnen ganz stattlichen Regiments. Durch stramme Haltung und gute Ausrüstung imponierten auch die Bundeskontingente der Schwesterstädte Lübeck und Hamburg, die zeitweise zu Bremen im Quartier lagen, um mit dem unsrigen und dem oldenburgischen zur Brigade vereinigt, in der Umgegend zu manövrieren. Die hamburgische Truppenmacht, welche auch eine Kompanie Jäger einschloß, kam uns sehr bedeutend vor. Artillerie aber enthielt auch sie nicht, die stellten die Oldenburger allein, welche jedoch unsre gute Stadt mit Durchmärschen verschonten.

Das Manöverfeld — Lager sagte man damals — lag so weit ab, daß es schwer zu erreichen war. Einen Wagen, wie andre Väter, spendierte der unsrige nicht, — Fußtouren waren noch keine Mode. Sonst hätten wir wohl mal per pedes apostolorum mobilmachen können, um das Lagerleben uns anzusehen, weil Vater und ich gute Fußgänger waren. Ich mußte mich daher darauf beschränken, die kleinen Felddienstübungen unserer eigenen Garnison auf der großen Stadtweide anzusehen, wenn ich einen Blick in das militärische Getriebe werfen wollte. Und was ich dort profitierte, das ahnte ich daheim mit meinen Bataillonen, Eskadrons und Batterien von Bleisoldaten nach, ja ich unternahm sogar Belagerungen, für welche ich in alten Kupferstichen und Schmökern, wie in der noch erkennbaren Gestalt der frühern Befestigungen der Vaterstadt Vorbilder und Anhaltspunkte fand.

Prunkende militärische Schauspiele, wie z. B. große Paraden, fanden in Bremen nicht statt; dazu fehlte ja auch die Veranlassung, da wir kein fürstliches Oberhaupt hatten, — ein deutscher Kaiser existierte nur noch im Reich der Geschichte und Phantasie, in dem der — Sehnsucht.

Doch halt! Einmal im Jahr erschien die ganze bewaffnete Macht in Gala und feierlichem Aufzuge: zum 18. Oktober, einem Tage, der ganz einzig dastand und im festlichsten Glanze erstrahlte!

Der 18. Oktober! Es war der Gedenktag der Schlacht bei Leipzig, welche die Befreiung des Vaterlandes von tiefer Schmach, langer und schimpflicher Knechtschaft brachte, die Ketten sprengend, die außer Preußen wohl nirgendwo so schwer gelastet hatten, wie in den Hansastädten, deren Handel und Wohlstand in der französischen Zeit fast gänzlich vernichtet wurden,

Digitized by Google

die, der Freiheit und des Selbstregiments gewohnt, nameulos schwer unter der brutalen Gewalt der Unterdrücker hatten leiden müssen. Noch waren jene dunkeln Tage so lange nicht vergangen, noch lebte die Generation, welche so Furchtbares erfahren, die aber auch den Aufgang aus der Höhe gesehen, die ersten Wonneschauer der wiedererrungenen Freiheit gefühlt hatte.

Der 18. Oktober! Wir Kinder wurden schon lange zuvor auf den Festtag vorbereitet — einen deutschen konnte man ihn nicht nennen, denn in vielen Bundesstaaten war die Gedenkfeier der großen Völkerschlacht, die dem Korsen die Krone vom Haupte stieß, verboten. In den Schulen erklangen die begeisternden Lieder von Arndt, Schenkendorf und Körner; die Eltern erweckten ihre Erinnerungen an die schrecklichen Jahre, priesen die großen Thaten Gottes, erzählten von den wuchtigen und zornigen Schlägen der endlich aufgestandenen Völker, die den goldenen Tag der Befreiung heraufführten. Vinter sprach von ihrem Vater, der fast sein ganzes Vermögen durch die Franzosen eingebüßt und sich mit dem bescheidenen Reste desselben in ein Ackerstädtchen zurückzog. Sie hatte damals, wie so manches patriotische Mädchen, all' ihren goldnen und Juwelen-Schmuck dem Vaterlande geopfert; sie zeigte gern ‚die dafür eingetauschten Schmuckgegenstände von Eisen. Sie hätte auch gern ihr reiches volles Haar geopfert, aber sie fand keinen dafür geeigneten Altar. Vater erzählte von den verrotteten preußischen Zuständen, die er während der französischen Occupation in Schlesien kennen gelernt hatte, von der Frechheit und Roheit der süddeutschen Verbündeten Napoleons, von dem Haß, mit welchem das Volk später die Douaniers und die Beamten der Tabaksregie verfolgte. Noch glühte er vor Zorn, wenn er der Tyrannei gedachte, welche die Franzosen geübt hatten. —

Endlich war der Achtzehnte, wie er kurz und gut hieß, da! So lieb wir sonst unsre Betten hatten, so gern wir lange schliefen, an diesem Morgen fuhren wir früh, noch im Dunkeln, in unsre Kleider, um ja zeitig genug am Platze zu sein, ehe der erste Schuß des Festschießens fiel. Wie hoben sich unsere jugendlichen Herzen, als nun der Geschützdonner losging und von den Dächern und Turmspitzen der Stadt wiederhallte, sich mit dem feierlichen Geläut der Kirchenglocken mischend. Leider war die kleine Batterie so dicht von Infanterie besetzt, daß wir uns derselben nicht ganz nähern konnten; wir mußten uns begnügen, von fern zu stehen und zu beobachten, wie die Pulverblitze aus dem Dampfe aufleuchteten, denen der markerschütternde Knall folgte.

Uhland klagte:

Man sprach einmal von Festgelänte,
Man sprach von einem Feuermeer,
Doch was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?

Wir Niedersachsen an des deutschen Reiches Seekante, wir wußten es — Gottlob!

Kaffee und Frühstück nachzuholen, wurde uns an diesem Tage gnädigst gestattet, und dann hieß es:

„So, ihr Jungens, macht, daß ihr fortkommt, lauft, wohin ihr wollt. Aber, seid zu rechter Zeit wieder hier! Gewartet wird nicht, und wer nicht da ist, kommt nicht mit nach dem Schütting."

Vater, ein Kaufmann, besaß viele Freunde unter dem Kollegium der Alterleute, und daher kam es wohl, daß wir, so lange ich denken kann, zum 18. Oktober einen hoch im Hause Schütting gelegenen Raum zu unserer Verfügung hatten, der einen freien Blick auf den Marktplatz mit dem gegenüber gelegenen prachtvollen Rathaus gestattete, wo sich die Haupt-Feierlichkeit des Tages abspielte. Nach dem Schütting zu kommen, war meinen Brüdern und mir eine große Ehre, die namentlich ich so zu schätzen wußte, daß ich mich nie in der Hauptschule zu einem Platze auf der Gallerie des Rathauses, der nur „guten" Schülern verstattet wurde, gemeldet habe. Var's vielleicht unbewußt auch ein wenig Opposition wider den Senat, welchem besagtes Kollegium oft den Widerpart hielt?

Meine kleinen Brüder, ich und eine ganze Horde andrer Jungens schweiften nun in der Stadt umher, wo es allerlei zu sehen gab. Freilich, Flaggen und mit Kränzen, Grün und Teppichen geschmückte Häuser waren nicht zu entdecken, so etwas kannte man dazumal nicht. Nur der alte Bursche, unser riesiger Roland, der Freiheitshort der Stadt, trug zur Feier des Tages einen mächtigen, mit roten und weißen Georginen verzierten Kranz, einzelne Schiffe auf der Weser flaggten auch wohl. Zu allen Thoren rückten aber die bürgerwehrpflichtigen Landbewohner mit Wehr und Waffen heran, oft gar fragwürdige und — schwankende Gestalten, deren weiße festliche Hosen manchmal, des weiten, schon zurückgelegten Marsches wegen recht kriegsmäßig aussahen. Die städtischen Wehrleute, schmuck

Digitized by Google

und proper dagegen, begaben sich auch zu ihren Sammelplätzen, oder in die Kirchen, wo Festgottesdienst stattfand, dessen Besuch uns Kindern erlassen war. Hier und da schritt stolz durch die Straßen einer der Freunde des Vaters in der schwarzen Uniform der Lützower. Wir stürzten zu solche heran, freundlich und herablassend empfangen von den ehemaligen Genossen des berühmten Freikorps. Schon wogten unzählige Neugierige auf den Straßen hin und her, schon faßten viele am Markte Posto, schon deckten manche die Dächer der an demselben liegenden Häuser ab und erkletterten sie, einzelne, die sich der Gunst der Türmer erfreuten, schauten gar aus den Schallöchern und aus den Luken der Turmspitzen hervor. Finke Peymann, eine bekannte Kartenschlägerin, trollte im weißen Kleide und rosengeschmückten Hute mutter, Hermann Pinkernell, Martin Husch und andere joviale Ehmuchtgute turkelten, bereits angesäuselt, aus den Lokalen hervor, rissen ihre Witze und zogen einen ganzen Schwarm Lachender und Höhnender hinter sich her. Aus der Ferne ertönte Trommelschlag und Hörnerklang, die Ereignisse vorausfündend, welche kommen sollten. Wir Jungens waren zwar in übermütiger, aber doch gehobener Stimmung. Nun waren die Gottesdienste in den verschiedenen Kirchen beendet, — der Hauptteil des Festprogramms näherte sich der Erfüllung, und demgemäß wälzte sich eine große Menschenmasse über die Brücken, dem Bundeskontingent (der Infanterie) entgegen, welches jetzt von der Neustadt heranrücken sollte. Wir Jungens mußten uns beeilen, nach Hause zu kommen, um den für uns wichtigsten Gang des Tages anzutreten.

Die Mutter in Gala, den kleinsten Bruder an der Hand, umgeben von ihren gefühlvollen, von patriotischer Begeisterung fast überströmenden Schwestern, unverheirateten, schon etwas ältlichen Damen, wartete unserer bereits. Und nun setzte sich der feierliche Zug in Bewegung, geleitet von dem Vater, der selbst es unter seiner Würde hielt, in den nicht offiziellen Räumen des Schüttings zu erscheinen und daher lieber sich unter das zuschauende Volk auf dem Markte mischte. Es bedurfte viel Drängens und energischer Bewegungen der Ellbogen, um durch die Kopf an Kopf stehende Menge hindurch den Zugang zu der hohen Freitreppe des Schüttings zu erreichen und die Öffnung der gewaltigen Thürflügel zu erzwingen.

Da drinnen auf dem großen Hausflur war's schön, mir wurde ganz feierlich zu Mute. Gallonierte Bediente standen an den Treppenpfosten und wiesen uns zurecht. Ich bewunderte die prächtige Uhr in dem kolossalen Mahagonikasten, an deren Zifferblatt der Monatslauf prangte, deren Schlagwerk viertelstündlich ein Glockenspiel in Bewegung setzte. Wir schritten die breite, hohe Treppe hinan, auf deren Absatz ein großes, noch öfter im Leben von mir angestauntes Gemälde hing, das die Bremer Baake in der Wesermündung, umgeben von großen und kleinen segelnden Schiffen, darstellte. Auf dem ersten Vorplatz blickte ich durch offene Flügelthüren in große Säle, in welchen sich elegante ältere und jüngere Damen, viele hübsch gekleidete Kinder und Herren im Fracke bewegten. Welch' ein lieblicher Geruch von Chokolade, heißem Backwerk, Makronen und Portwein strömte uns entgegen! Aber, vorüber, ihr Schafe, vorüber!

„Belieben die Herrschaften noch eine Treppe höher zu steigen, nach vorn!" rief uns der Hausmeister zu.

Wir mußten uns schon bequemen, heute das auch hier wenig bedeutende Oberhaus zu bilden.

Von Eleganz war oben in dem Erkerzimmer nichts zu spüren, aber es war geräumig, und aus den großen Fenstern der Blick auf Markt, Rathaus, Domkirche und die ringsumstehenden alten, schönen, hochgiebeligen Patrizierhäuser wahrhaft entzückend.

Die Oktobersonne schien heiter auf das sich vor uns Kindern, die auf die niedrigen Fensterbänke gesetzt wurden, entrollende großartige Bild herab. Alle Fenster der Häuser geöffnet und von Menschen besetzt, wie auch die Dächer und selbst die Schornsteinkappen! Da unten wogte die Menge noch ungeordnet auf und ab, kaum konnten die nur mit Seitengewehr bewaffneten Soldaten, spottweise Platzmajore genannt, einen freien Raum notdürftig offen halten. Das Volk vergnügte sich damit, die eben geschaffene Ordnung immer wieder zu stören und, wenn das gelang, in Jubelrufe auszubrechen. Wir Kinder, und auch die uns beaufsichtigenden Großen, ergötzten uns über manche komische Scene, die sich dort abspielte.

Plötzlich aber ward es still, das Volk drängte sich auf den Bürgersteigen zusammen, nur einzelne schreiende Kinder hörte man noch. Der große Marktplatz leerte sich im Nu, nur wenige Mutwillige wagten noch, hinüberzuschreiten.

Digitized by Google

„De Landdragoners kamt!“ hieß es.

Schen wich alles zurück, als drüben, wo eine Hauptstraße mündete, das Gewühl sich teilte und ein Dutzend gut berittener alter Kerle, in einer Uniform, die an die Zeiten des alten Fritz erinnerte, mit gezogenen Säbeln hervorbrach. Auf dem Marktplatz angekommen, trennten sich die Reiter und schwärmten aus, ihre sich bäumenden Pferde an den Reihen zurückweichender Menschen vorbeitreibend, die jetzt wie lebendige Mauern standen und keine Unordnung wagten. Der weite Platz lag so leer und öde da, daß man ein hinüberhuschendes Mäuschen hätte bemerken müssen.

Unser kleiner Bruder weinte über die bösen, so schrecklich aussehenden Landdragoner, die, wie er meinte, den Leuten mit ihren Pferden und Säbeln etwas thun wollten. Mutter aber sagte:

„Sei still, Nöldchen! Das sieht nur so aus, sie meinen es garnicht so schlimm!“

Aber Arnoldchen glaubte das nicht, heulte weiter und beruhigte sich erst dann, als ihm das Schnäbelchen mit einem Stücke Kuchen geitopft ward.

Das Volk da unten mußte aber doch Zeitvertreib haben. Man hetzte Hunde über den Markt, die, sich allein erblickend, vor Angst bellten und heulten und je ärger, je mehr sie gereizt und mit Gelächter irritiert wurden. Auch Fiefe Peymanns in ihrem weißen Fähnchen erschien und schritt im Gefühl ihrer Würde unter großer Heiterkeit der Menge quer über den Platz. Die bärbeißigen Dragoner ließen sie gewähren, — es war Fiekens Privilegium seit 1815 gewesen! Aber als Hermann Pinkernell folgen wollte, um sich als ihr Ritter aufzuspielen, da nahm ihn der Wachtmeister am Kragen und lotste ihn fort. Und als er anfing zu räsonnieren, da mußte er unter allgemeiner Billigung die flache Klinge schmecken. Man rief ihm zu:

„Dat geschütt Di recht, Hermann! Du harrst all lange wat darnachter hebben moßt, — nimm de Stäge man im Goden hen, sonst weerdt se Di noch dreedubbelt solten (gesalzen).“

An den Fenstern der Gildenkammer des Rathauses postierten sich jetzt die Herren des Rats mit ihren Damen, ein Zeichen, daß der Beginn der Feierlichkeit nahte. Kriegerische Musik und Trommelwirbel trug der Wind herüber, sie kamen immer näher. Unsre Ungeduld ließ sich kaum noch zügeln und würde sich wohl recht unangenehm geltend gemacht haben, wenn nicht plötzlich ein Bediener der Herren Älterleute mit Chokolade und Kuchen für die Damen und Kinder erschienen wäre, Gaben, die wir begierig verschlangen, die Damen sich mit gebührendem Anstande, nach geschehener höflicher Dankbezeugung, zu Gemüte führten.

Endlich kam der große, unten und oben, auf den Dächern und in den bevölkerten Fenstern lange ersehnte Augenblick! Drüben öffnete sich unter gewaltigem Gedränge und lautem Geschrei in der Volksmenge eine Gasse: Das Bataillon rückte an!

Heiß, war das aber eine Pracht! Voran schritt der langbärtige, hünenhafte Tambourmajor, im vollsten Bewußtsein seiner Würde den bequasteten Stock schwingend, wenn die jugendlichen Trommler — es waren kaum dem Knabenalter entwachsene Jünglinge — das ihnen folgende Janitscharenmusikkorps wieder ablösen sollten. Innerhalb des letzteren, aus älteren Leuten bestehend, prangte mit Halbmond und rotweißen Roßschweifen der Schellenbaum, ein Beutestück aus den Franzosenkriegen. Dann tummelten sich auf ihren Rossen Major und Adjutant, beide mit wallenden Federhüten geschmückt. Und nun kommt im taktmäßigen Paradeschritt das aus lauter hübschen Leuten bestehende Bataillon in dunkelgrüner, rotbesetzter Uniform, die Czakos mit weißen Fangschnüren garniert, das schwarze Lederzeug blitzblank strahlend. In der Mitte der Truppe weht die vergilbte Fahne, die in Frankreich die Feuertaufe erhalten hat. Plötzlich schweigen Trommeln und Musik, lustiges Trompetengeschmetter erklingt von einer in entgegengesetzter Richtung auf den Platz mündenden Straße her; die Menschenmassen teilen sich und heransprengt in kurzem Trab eine Eskadron Dragoner, dunkelgrün mit karmoisinroten Aufschlägen uniformiert, mit malerischen antiken Helmen geschmückt. Auf dem Platz angekommen, machen die Reiter Halt, wenden dann und setzen sich an die Spitze des Bataillons, um mit demselben feierlich vor dem Rathause vorüberzuparadieren, den an den geöffneten Fenstern der Gildenkammer versammelten Herren des Rats die Honneurs machend.

Wir Kinder jauchzten vor Vergnügen ob des erhebenden kriegerischen Schauspiels. Nun wurde eine hufeisenförmige Linie dem Rathause gegenüber gebildet, deren einen Flügel die Kavallerie formierte. Präsentier- und Fahnenmarsch ertönten, heraufschende Klänge, die mir, nach mehr denn

Digitized by Google

einem halben Jahrhundert, heute noch in den Ohren klingen. Und dann hieß es:

„Bataillon fertig zum Chargieren!“

„Was heißt das?“ fragten wir.

„Es soll geschossen werden“, war die Antwort.

Neugierig drängten wir uns noch näher an das Fenster als bisher, um heulend und weinend uns (d. h. die meisten von uns) zurückzuziehen, als die erste Salve krachte. Meine kleinen Brüder verkrochen sich vor Angst in den Ecken und unter den Tischen, die Augen mit den Händen bedeckend und kamen erst dann wieder hervor, als nach noch zweimaligem fürchterlichen Krachen ihnen versichert wurde, das gräßliche Schießen sei nun vorüber. Ich war der einzige, der heldenhaft den Fensterplatz behauptete; ich sah, wie die Reiter Not hatten, ihre Pferde zu zügeln. Ach, es war doch zu schön, als das von der Sonne beleuchtete Rathaus wieder aus dem blauen Rauch hervortrat; und welch' eigener Dunst da draußen, der durch die nun geöffneten Fenster hereindrang! Ich fühlte mich stolz, Pulver gerochen und bei den letzten beiden Salven kaum mit den Augen gezwinkert zu haben.

Unten erschallte das Kommando:

„In Sektionen abgeschwenkt!“

Zu unserm größten Bedauern zogen die stolzen Krieger zu Roß und zu Fuß unter Trompetengeschmetter, Musik und Trommelklang wieder davon, geleitet von dem brausenden Hurra der Menge, die Neigung zeigte, über die Stränge zu schlagen, aber sogleich von den Engeln der Ordnung, den Landdragonern, wieder in die Schranken zurückgewiesen wurde, eine Notwendigkeit, weil von der Domshofsseite her jetzt das Regiment Bürgerwehr heranrückte, natürlich auch unter Musik und unter wahrhaft betäubendem Trommellärm, denn jeder der überaus zahlreichen Tambours war ein Virtuose auf dem rasselnden Kalbfelle.

Von unserem hohen Standpunkte aus gesehen, erschien der Aufmarsch wirklich großartig: Die zahlreiche Mannschaft mit den blinkenden Gewehren und Bajonetten und über denselben die bunten Kompaniefähnchen und die Bataillonsfahnen! Der schmanzbärtige, an den alten Marschall Vorwärts erinnernde Oberst zu Pferde, ein gedienter und verdienter Soldat, kommandierte mit Stentorstimme, die Majors und Hauptleute wiederholten die Befehle. Adjutanten sprengten hin und her, — nach glücklich vollbrachtem, sicher nicht tadellosem Parademarsch vor dem Senat. Mit großer Mühe ward ein nach dem Rathause zu offenes Viereck formiert und Fahnen- und Präsentiermarsch unter den damals üblichen zahllosen Griffen mit der unschuldigen Waffe (spottweise Schafsschinken genannt) gespielt.

Meine Brüder flüchteten wieder vom Fenster hinweg, als nun eine Ruhe eintrat, die Böses ahnen ließ.

„Bleibt nur hier“, rief die Mutter. „Die schießen dort unten nicht, das möchte den alten Püstern von Flinten gefährlich werden!“

„Gewehr bei Fuß!“ hieß es.

Oberst, Majore und Adjutanten stiegen bei der Rolandssäule von ihren Pferden, von der Gildenkammer herab kamen die Senatoren in feierlichem Aufzuge, in der damaligen Amtstracht: Frack, kurze Hosen, seidene Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen, den Klappdreimaiter unter dem Arm, und gesellten sich ihnen zu, flankiert von den Krebsen, den Ratsdienern in ihrer roten Uniform. Die Musikbanden begaben sich auf die Gallerie des Rathauses. Alles schwieg. Dann intonierte die Musik den Choral: „Nun danket alle Gott“, welcher, von der bewaffneten Macht und der ganzen versammelten Volksmenge gesungen, voll und gewaltig zum Himmel aufstieg. Es war eine Scene, deren Erhabenheit wir fühlten, so klein wir noch waren, deren Erinnerung ich nicht in meinem Leben missen möchte. Beim letzten Verse donnerten die Kanonen herüber, erschallte das Geläut aller Glocken.

Damit schloß die schöne Feier. Die Bataillone der Bürgerwehr rückten wieder ab, natürlich unter dem betäubenden Wirbeln der Trommeln. Die auffallend und glänzend uniformierten Tambourmajore schleuderten ihre Stöcke hoch in die Luft und fingen sie unter dem Zujauchzen des Volkes wieder auf. Der Stolz und Liebling aller war der Tambourmajor Steffen, ein großer Mann, mit wallendem schneeweißen Vollbart (in der damaligen kahlrasierten Zeit eine Seltenheit). Ihm brachte man hier und da Vivats, die er aber im Gefühl seiner Würde nicht beachtete, sondern ehrenfest dahinschritt, dann und wann seinen Stock zu Turmeshöhe aufwirbelnd und geschickt wieder auffangend. Jetzt gaben die Landdragoner dem Volke die unbeschränkte Bewegung wieder frei; die Menge folgte der Bürgerwehr und zerstreute sich allgemach in den Straßen. Auch wir stiegen vom hohen Schütting

Digitized by Google

herab und gingen heim zu unsern Häusern, wo der seit langen Jahren an diesem Tage übliche Pflaumenkuchen unserer wartete —

. . . Mit dieser Schilderung wäre das gewöhnliche Programm einer Feier des Achtzehnten Oktober erledigt gewesen. Da man aber heuer nach Christi Geburt 1838 schrieb, also fünfundzwanzig Jahre nach der großen Völkerschlacht vergangen waren, so wurde abends noch extra gejubelt mit Illumination und Feuerwerk, die ersten beiden solcher Veranstaltungen, welche ich in meinem Leben sah und die ich daher wohl kurz beschreiben darf.

Mein Vater, damals noch ein wohlhabender, aber nichtsdestoweniger, wie er es immer gewesen ist, ein sehr sparsamer Mann, ließ es sich dennoch bei Gelegenheiten etwas kosten. Und so hatte er denn auch heute, wo es der großartigen Gedächtnisfeier der endlichen Besiegung Napoleons galt, den er mit samt seinen Franzosen wie Ausgeburten der Hölle haßte, die Spendierhosen angezogen und sich und seiner Familie, damit uns alles schöne bequem und von erhabenem Standpunkte zu Gesicht käme, einen Chaisewagen gemietet. Welches Wonnegeschrei aus Kindermund, als derselbe bei Eintritt der Dunkelheit vor unserem Hause hielt, dessen zahlreiche Fenster durch Talgkerzen illuminiert und mit zwischenhinein gestellten Blumensträußen geziert waren. Ich als Ältester durfte neben dem Kutscher auf dem Bock sitzen, und wie rasch erklomm ich diesen hohen Thron!

Hurra! Jetzt ging es los durch die volksbelebten Straßen, deren große und kleine Häuser von den Kellern bis hoch in die Giebelspitzen hinein im Lichtglanz erstrahlten, — bescheiden, ja ärmlich würde man denselben heutzutage nennen, denn Gas war in Bremen noch ein unbekanntes Etwas. Viele der großen, säulengeschmückten Portale der Patrizierhäuser erschienen mit farbigen Lampen umsäumt, — ein feenhafter Anblick; hier und dort glänzten Transparente mit patriotischen Inschriften, Bilder mit Spottversen auf die Franzosen, eine späte Rache derer, die noch vor einem Vierteljahr hundert so Entsetzliches von ihnen hatten leiden müssen. Alle diese Darstellungen sind mir aus dem Gedächtnis entschwunden bis auf eine, die ich heute noch deutlich vor mir sehe: Da war ein Löwe, unter welchem der schmählich zappelnde Franzosenkaiser lag, den der erstere mit dem in seiner Pranke gehaltenen Bremer Schlüssel bearbeitete. Dabei las man die plattdeutschen Worte:

„So, du Lork, so bähn wi di verpulen:
Dar kunnst du af mit Tähnetlappern und mit Hulen!"

Vater lachte und rief in seinem hessischen Dialekte — er stammt aus Kassel —:

„Bravo, Bravo! Ei, die Hessische Schtrebekatze war dito mit dabei und hat' auch sakramentisch zugefaßt."

Auf dem Marktplatze erstrahlte das altehrwürdige Rathaus im Lichte von Tausenden von gelben Lämpchen, die seine Arkaden und Fenster umrahmten und die zierliche Architektur wie aus purem Golde geschmiedet erscheinen ließ. Gegenüber der Schütting hatte sich in rotglühenden Schmuck gekleidet, und alle die hohen Patrizierhäuser ringsumher mit ihren kraus verschnörkelten Giebeln waren mit Lichterglanz, Portal- und Fensterzierrat auch nicht zurückgeblieben. Nach Tausenden zählte die hin- und herwogende Volksmenge, durch welche sich unser Wagen nur langsam einen Weg bahnen konnte. Ich glaubte in einem Zauberlande zu sein. Dazu die rauschende Militärmusik von der Gallerie des Rathauses, von Zeit zu Zeit abgelöst durch das Wirbeln von wohl hundert Trommeln, welche der Tambourmajor Steffen, dessen hoher Federbusch, dessen goldgestickte bunte Uniform im Schein der Lichter leuchtete, stolz um sich blickend, dirigierte. Steffen ist ein Mann, dachte ich, in seiner Weise just so mächtig wie der Major der Hanseaten (das Linienmilitär!) und der Oberst der Bürgerwehr!

Bald aber ließen wir die ganze Herrlichkeit hinter uns und fuhren die enge Straße nach der Brücke zu, welch' letztere wir nach Überwindung mancher Hindernisse endlich erreichten. Ein frischer Luftzug von dem unten rauschenden Fluß umfächelte uns. Doch, welch' ein Anblick! Da spiegelten sich die unzählbaren Lichter der im Halbkreise um die Weser gelagerten Stadt in der Flut, auf welcher mit Lampions erleuchtete Boote umherschossen, aus denen fröhliche Lieder herausschallten. Da und dort zuckten bengalische Flammen auf und übergossen die vielen an den Pfählen liegenden Schiffe mit magischem Glanze.

Aber weiter, immer weiter! Drüben in der Neustadt, wo die großen Warenhäuser stehen, war es nicht so hell, wie in der Altstadt. Wir fuhren längs dem Deiche neben dem schmalen Flußarm hin, der sogenannten kleinen Weser, wo zwar wenig zu sehen, aber desto mehr zu

Digitized by Google

hören war, denn die Kanonen donnerten von der Spitze des Theerhofes herüber, unterhalb deren auf einer Sandbank das Feuerwerk abgebrannt werden sollte. Siehe, da stiegen ja auch die ersten Raketen und Leuchtkugeln, sich mählich wie fallende und sprühende Sterne wieder herabsenkend! Der Kutscher setzte die Pferde in Trab; und wir erreichten rasch einen guten Platz, von welchem wir das uns Kindern neue, aufregende und begeisternde Schauspiel verfolgen konnten. Kanonenschläge ertönten, Feuerräder und Garben und dergleichen mehr leuchteten auf, bis endlich das Bremer Wappen und der Doppeladler des deutschen Reiches (unsere Münzen zeigten letzteren ja noch, so daß wir ihn kannten) in Brillantfeuer erstrahlte und die jenseits liegende Stadt mit ihren Häusern und Türmen sich hell vom dunklen Himmel abhob. Noch einmal Kanonengebrüll und Musketengeknatter, und dann lag alles wieder fast verfinstert da, nur einzelne Lichter in den Häusern glimmten noch wie Pünktchen und flimmerten, sich spiegelnd, auf den leicht gekräuselten Wellen der Weser.

Unser Wagen wandte um. Schnell waren wir wieder daheim, wo beim festlichen Punsch Vater und Mutter noch von der französischen Zeit erzählten und wir mit ihnen die alten lieben Lieder sangen. Dann aber hieß es: zu Bett, zu Bett!

Mir gingen alle Ereignisse des Tages im Traum durch den Kopf; wieder und immer wieder erschien mir der seinen Stock schwingende Tambourmajor Steffen, ja, er blickte mich freundlich an, klopfte mir auf die Schulter und fragte, ob er mir etwas erzählen solle? Ich nickte. Aber, grade als er beginnen wollte, erwachte ich. Wie schade! —

* * *

Der bekannte liebe Chaisewagen brachte meine Mutter und uns Kinder nicht lange nachher (im Frühjahr 1839) eines Nachmittags nach dem in der Neustadt gelegenen großmütterlichen Hause, wo wir die Nacht zubringen sollten, weil sich ein für unsre Familie bedeutendes Ereignis vollzog, ein Wohnungswechsel. Vater hatte sich von seinem bisherigen Associé getrennt und ein Haus in einer andern Stadtgegend gekauft, um fortan ein Geschäft für seine alleinige Rechnung zu betreiben.

Obwohl mir das großmütterliche Haus mit dem Garten und allen seinen Räumen lieb und vertraut war und ich oft den großen Saal, dessen Wände in Öl gemalte Rheinlandschaften anstatt der Tapeten bedeckten, angestaunt und bewundert hatte, so wollte ich sowohl als meine Brüder nur mit Widerstreben uns in die in demselben aufgeschlagenen Betten stecken lassen, denn es graute uns in der Gesellschaft von eben nicht sehr anheimelnd aussehenden Schiffern, Bauern, Winzern, Winzerinnen und Mönchen, die uns frech anglotzten. Wir schliefen erst ein, als Mutter eine zwischen unsern Lagerstätten liegende Matratze eingenommen und das Nachtlicht so gestellt hatte, daß es nicht mehr die rheinländischaftlichen Wände erleuchtete, von deren einer ein riesiger Schwan, welcher im Vordergrunde in dem dunkelblauen Wasser schwamm, sich auf mich stürzen zu wollen schien. Wenn auch in der Morgenbeleuchtung der Saal wie gewohnt aussah, so freuten wir uns dennoch sehr, als das Wiedererscheinen des Wagens uns der Notwendigkeit enthob, nochmals eine Nacht am schönen, wunderbarerweise mit römischen und griechischen Tempelruinen umgebenen Rheinstrom in der prosaischen Neustadt zu Bremen schlafen zu müssen.

In der niedrigen Kinderstube unseres „neuen" Hauses zu St. Martini fanden wir unsre Bettstellen in der altgewohnten Ordnung aufgeschlagen und schliefen die erste Nacht herrlich, ungestört von den lauten Schlägen der Uhr des gerade gegenüberliegenden Kirchturms.

Unser „neues" Haus war ein recht altes, hochgegiebeltes Kaufmannshaus; es hatte eine hübsch mit Steinbildnerei gezierte Ausbucht (Erker) und ein schönes großes, Portal, über welchem die Jahreszahl 1605 stand. Den vorhanden gewesenen Spruch hatte leider ein früherer Bewohner, wahrscheinlich Herr Christiani, der, längst im Grabe ruhend, dieserhalb noch meinen Haß auf sich lud, ausgetilgt. Die Wohnräume des Hauses waren klein und niedrig; nur zwei dunkel gelegene Gesellschaftszimmer boten größere, lediglich bei Licht benutzbare Räume. Dagegen ließen sich in dem Hause vom Keller bis unter den Dachfirst Waren in großer Menge lagern, und es füllte sich auch rasch, weil der Vater seine Vorräte kompletierte. An Treppen, Vorplätzen, Galerien, mit kunstvoll geschnitzten Ballustraden, die alle uns Jungens die schönsten Spielgelegenheiten versprachen, fehlte es nicht; Winde und Wagschale mitten auf der Diele

Digitized by Google

zeigten noch ganz besondere Reize, umsomehr weil uns ihre Benutzung streng verboten war.

Im Gegensatz zu unsrem früheren, mitten unter kleinen Wohnungen, entfernt von dem eigentlichen Mittelpunkte des Großhandels belegenen Wohnhause (kein Kaufmannshaus!), lag das „neue" Haus inmitten ganzer Straßenreihen voll der schönsten und größten Patrizierhäuser in der Nähe der „Schlachte", des Quais, woselbst die aus den Seeschiffen mit Leichterkähnen die Weser hinaufgebrachten Waren gelöscht und entweder auf dem breiten Rücken der Maskopsträger, oder mit Schiebkarren und schwerfälligen Baum- und Leiterwagen zu Lager gebracht wurden. Damals ging mir zuerst die Neigung für Handel und Seeschiffsverkehr auf, denn auch kleine Küstenfahrer lagen an der Kaje und auf dem Strom vor Anker. Bisher hatte ich nur die flachen oberländischen Fahrzeuge (Böcke hießen sie) gekannt, weil unsere Spaziergänge sich nur bis zu den weseraufwärts gelegenen Wallanlagen hin erstreckten.

Hier auf St. Martini ging's lebhaft her: Frühmorgens begann das Wagengerassel und währte bis zum späten Abend; Makler und Agenten liefen mit Probebeuteln und Duten geschäftseifrig von einem Kontor zum anderen; riesige Frachtwagen luden vor den Häusern; Fuhrleute, Schiffer, Küper und Arbeitsleute rannten scheinbar unordentlich durcheinander, und doch erfüllte jeder eine Pflicht. Mittags gegen ein Uhr zogen die Herren Kaufleute mit gravitätischen Schritten „zur Börse". Bald kannte ich die meisten von Ansehen, wußte genau, worin sie „machten", woher ihre Schiffe kamen, wohin sie segelten und wie viele sie besaßen. Mein Vater (ein „oberländisches Haus!") hatte leider keine Schiffe zur See, wohl aber unser nächster Nachbar, welcher Südfrüchte importierte und im Frühling, wenn die Weser genügend Wasser führte, der Bevölkerung das seltene Schauspiel gewährte, eine Brig oder einen Schuner mit Apfelsinen an der Schlachte liegen zu sehen. Ich gestehe, daß mir der Anblick dieser stolzen Seeschiffe viel wichtiger war, als der Genuß des reichlich gespendeten Abfalls der goldenen Äpfel, die bekanntlich etwas angefault am süßesten schmecken.

Die Arbeitsleute und Küper (in Hamburg nennt man letztere Quartiersleute) wohnten in den kleinen Nebengassen, die, dunkel, krumm und enge, die Hauptstraßen miteinander verbanden. Die Küper waren von „Meistern" kommandiert und von denselben abhängig; sie, die Gesellen, trugen damals auf der Straße kurze blaue Jacken, schneeweiße Schürzen und blaue Mützen. Der Meister kleidete sich ähnlich, aber zeichnete sich durch einen Cylinderhut aus; unter dem Arme hielt er das Zeichen seiner Würde, den krummen, spiegelblanken Stahlhammer, Dechsel genannt. Meines Vaters „Meister" stammt noch aus dem alten Säculum: er trug ein schwarzes Manchesterwams, desgleichen kurze Hosen und hohe Kanonenstiefeln, — Schürze, Hut und Hammer wie die andern.

Ich schloß Freundschaft mit dem Parlier unserer Küper, Meyer mit Namen, dem ausführenden Minister des Meisters, welcher, Meyer, hohe obrigkeitliche, d. h. väterliche, Bewilligung voraussetzte, mich eines Tages in den in einer Nebenstraße gelegenen „Bierzapfen" des Brauers Plate mitzunehmen beabsichtigte, wo er mit seinesgleichen das tägliche Braunbier zu trinken pflegte.

„Daß Du mit Meyer gehst", sagte bei der Gelegenheit mein Vater, „dagegen habe ich nichts einzuwenden, allein, mein Sohn, es ist nicht statthaft, daß Du Dich von ihm oder dem Brauer mit Bier traktieren lässest. Du kannst den wöchentlichen Bierbedarf für unsern Haushalt bestellen und darfst das auch wiederholen, falls, was ich voraussetze, Dir der dortige Hausmeister Steffen gefällt, mit dem Du Beziehungen anknüpfen könntest, die lehrreich für Dich sein würden. Steffen hat viel erlebt, hat auch selbst Schlachten gegen die Schandfranzosen beigewohnt, in welchen die Kugeln und Granaten hageldicht um ihn herumsausten, die ich nur hoch über mir bei der Belagerung von Breslau habe fliegen sehen. Vermelde Steffen meinen Gruß!"

Da hatte ich also eine, wenn auch nach väterlicher Art etwas weitläuftig begründete, so doch hübsche Erlaubnis, die ich redlich auszunützen mir vornahm.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Beethoven. Neunte Symphonie.

Aus dem Dänischen des **Holger Drachmann** von **Otto Hauser.**

Offener Strand. Ein Kap springt ins Meer vor und wird von den brandenden Wogen überströmt; man sieht einen Mann in einem schlechten, kleinen Boot mit den Fluten kämpfen; weit draußen ragt der Mast eines Wracks in die Luft. Der Himmel ist überzogen von dichten, dunklen Wolken, welche sich schichtenweise nieder gegen den Horizont strecken und nur ganz ferne, wo das Meer sich von der Luft trennt, einen klaren, kalten Lichtstreifen übrig lassen. Die Strandvögel schreien.

Die Strandvögel.

Hu—i! hu—i!
Das ist Fischwetter Fahrt,
Das ist Luftspringen nach Dädalus' Art;
Erst tief in die Thäler, dann über die Hügel —
So geht es lustig. Wir haben ja Flügel.
Der Alte, wie schäumt er und rast er am Riff,
Und hatte zum Frühmahl doch ein Schiff!
Faß' uns, Du Alter! — Wir kommen gezogen,
Doch um den Nachtisch wirst Du betrogen!

Eine ehrwürdige Möwe.

Zum Teufel die Jungen! Was dünken sie sich,
Sobald sie zu schlagen vermögen die Schwingen!
Erfaßte einmal der Alte Dich, —
Dann ist es zu End' mit dem freudigen Singen!

Der Fischadler.

Starke Schwingen!
Ruhend im Flug die Lüfte durchdringen;
Wenn möchten die Lehren der Eltern nicht tangen?
Die Schwingen zum Himmel, zur Tiefe die Augen!
Die Kunst zu fliegen ist ewig neu!

Der Albatroß.

Wenn weit mit ihren Schären schon die Küste
Und fern der Port auch, wo Du fändest Ruh,
Und spähst umsonst umher nach Zuflucht Du,
Und fühlst, daß Deine Schwinge sinken müßte,
Was thust Du da?
Sag', ob ein Rest aus Deiner Ruh Dir bleibt,
Den Du gespart, wie er, der nun geduldig
Zu seiner Nußschal' auf den Wogen treibt?
Dann, Flieger, bleibst Du mir die Antwort schuldig.
Dann faßt Dich eine Macht, kein Sträuben frommt:
Du kennst sie wohl. Frag' nicht, woher sie kommt!

Der Sturm.

Aus dem Weg — geschwind!
Denn hier hat Macht der sausende Wind!

Hier sind Pauken und Pfeifen, Posaunen und Baß
Und gläserne Glocken dazu,
Hackbrett, Geigen und Harfen
Und die Pfeifchen, die gellenden, scharfen!
Landwärts, seewärts ohne Ruh
Wirbelt der Totentanz im Nu;
Der Sturm ist da und Spielleut' genug —
Wir waren zuletzt, wo das Schiff umschlug.

Wie das knackte und barst und Meerflut trank!
Und als es versank,
Da spielten wir Tusche mit jubelndem Schalle;
Es wand sich in Wollust, — in Schmerz vielleicht —
Es war ein Anblick, dem keiner gleicht —
Nun war es verschwunden im wogenden Schwalle.

Die brandenden Wogen.

Unser Wahlspruch ward:
„Hart gegen Hart!"
Schon zu des Zeitmeers grauendem Dunkel;
„Schlag gegen Schlag!"
Seit dem glutenden Tag,
Da die Erde verdorrte am Sonnengefunkel;
Das Fatum erhebt sich in Riesengestalt
Aus dem Meer, das hungrig die Erde umwallt,
Das einst sie mit Wogen bedeckt:
Es kann nicht lachen, es kann nicht weinen —
Der Wal entflieht vor ihm erschreckt,
Wenn es die eisige Stirn ihm weist.

Stimme aus dem Meer.

Niemand sah mich,
Alle kennen mich;
Alle fürchten mich —
Ich fürchte Niemand.

Tausendmal senkten sie nieder das Senkblei,
Niemals erreichten sie meinen Grund;
Alles Leben vergeht vor meinem Mund —
Ich bin der Tod.

Kein Leben hab' ich vernichtet
Außer dem, das nicht leben konnte; —
Des Gesetzes Tafeln liegen auf meinem Grund:
Holt sie hinauf!
Ich bin das Leben.

Digitized by Google

Die brandenden Wogen.

Heil Dir, unser Alter.
Deine Jugend kann nicht enden!
Du begabtest uns mit Stärke,
Mit den starken Händen;
Dir ist entstiegen,
Der Erde Blicke zu blenden,
Die Schönheitsgöttin
Mit den weichen Tigerhänden. —
Vor dieser zarten Taube
Was mag das Wüten
Der wogenden Wasser frommen?
Sie zittern beim Anblick ihres Leibes.
Wer aber wird uns vergüten
Die Macht, die nun uns benommen? —
Die Macht der Schönheit,
Des tigerweichen Weibes!

Der Sturm.

Heida, nun fetzet das Horn an den Mund
Und blast aus den mächtigen Lungen!
Das wird eine herrliche Hochzeitsstund!
Gar seltsam im dunkelnden Grund
Schon wimmelt's von Jungen.

Lust und Verlangen — und Lüge und List,
Die Namen werden sie haben;
Wenn der neunte Monat vergangen ist,
So haben wir sie, wie ihr wißt,
Als hungrige Raben.

Blast über die Welt die Jungen geschwind!
Dann, Strand, sieh Schiffe versinken:
Denn alle, die lenkt ein solcher Wind,
Sie müssen, so stark sie sind,
Zerbrechen, ertrinken!

Der Kämpfende im Boot.

Ob auch mein Schiff versank in der Flut
Und die Mannschaft tot in den Wassern ruht,
Und ob auch dahin mein Hab' und Gut,
Von der Brandung hinuntergezogen,
Und ob es auch ging, wie es oft so geht: —
Doch fühl' ich, daß meine Kraft noch besteht
Zum Kampf mit Sturm und Wogen.

Ich weiß es wohl, daß zu Schmaus und Fest
Wir nicht erschaffen! Wir wurden gepreßt
Auf ein Roß, das kaum sich bezwingen läßt,
Doch wurden uns Zügel gegeben. —
Und bäumst Du Dich, Roß, denn immer noch?
Mit Schenkel und Sporen zwing' ich Dich doch!
Wir reiten, verstehst Du, ums Leben!

Eine große Welle schlägt über das Boot, da es eben im Begriff ist zu landen. Der Kämpfende wird hinausgeschleudert; er ringt mit der Brandung und gelangt hinauf auf festen Grund, wo er vor Ermattung umsinkt.

Nonnen

nahen sich, heben den Liegenden auf und tragen ihn hinauf über die Düne durch einen Garten zu einem klösterlichen Gebäude, von dessen Terrasse eine weite Aussicht in das Land mit Bergen, Wäldern, Burgen, Ruinen, Flüssen, Feldern und Seen.

Die Vorsteherin.

Nun laßt uns beten! Beginnt, ihr Beter!

Eine Schwester.

O Fremder, wie schwer ist Deine Sünde.

Die Vorsteherin.

Verkünde
Ihm Gnade und Heil! Von der Sünde später!
Weck' ihn mit Wein!
Er schlummerte ein.

Eine Schwester.

Ich reich' Dir der Gnade erlösende Schale —

Die Schwestern.

Ha, ha. Jungfrau, gleich im Literpokale!

Eine Schwester.

Deine Sünde ist, daß Du unserer Macht
Im Trotze entronnen!

Die Schwestern.

Er erwacht, das Lamm. Gebt acht, gebt acht!

Der Kämpfende.

Was sehe ich? Nonnen!

Die Schwestern.

Nur weiter blick'!

Die Vorsteherin.

Tanz und Musik;
Deine Hand, mein Freund!

Musik.

Flötentöne, milde, weiche,
Schreckt ihn nicht, nein, führt ihn sacht
Aus des Bangens kaltem Reiche
Her, wo warme Sonne lacht;
Über Stirn und Wangen streicht ihm,
Freundlich einen Becher reicht ihm,
Was ihr denkt, das denk' auch er:
Flötentöne, führt ihn her!

Tanz.

Schwarze Kleider, weiße Leinen —
Fort mit jenen, fort mit diesen;
Kaum berührt der Fuß die Fliesen:
Sahst Du jemals solche kleinen,
Feinen Füßchen? — sag' uns doch!
Nein, behalt die Antwort noch:
Da wir reden, magst Du schweigen!
Leicht wie Schwalben wiegen, neigen,
Schweben wir um Dich im Reigen,
Fangen Dich im Netz der Luft!

Musik.

Wilderen Reigen
Spielen die Geigen.
Zeuge und Linnen,
Schranken, — was wollen sie?

Digitized by Google

Liebst Du die Schranken?
Fallen nun sollen sie!
Deck' Dir die Flanken,
Alles sonst falle.
Denn die Gedanken,
Wir stürmen sie alle!

Tanz.

Kannst Du noch die Füße schn,
Wie sie rasch im Tanz sich drehn?
Faßt ihn, laßt ihn, weckt ihn, schreckt ihn —
Weg den letzten Schleier nun!
Packt ihn, will er widerstehn.
Dann gerungen! Ihn bezwungen!
Süß gefesselt soll er ruhn!

Die Vorsteherin (tanzt und singt).

Ich träumt' heut' Nacht gar wundersam; —
Mein Schatz, komm her!
Ich träumte, daß ich ein Adler wär',
Du aber warst ein frommes Lamm;
Ich flog auf die Berge nieder,
Dann stieg ich mit ihr zur Höhe wieder:
Da bebte das weiße Lamm, wie Du —
Das raubte mir die Ruh.

Musik und Tanz.

Wirbeltöne, Reigenschwingen,
Fleischesmächte, die bezwingen:
Töne hören, Tänze sehn,
Küsse kosten — macht Dich's lüstern?
Welche solch ein Fest verschmähn,
Soll beitrafen dieses Schwingen,
Soll bezwingen dieses Klingen,
Bis sie zahm und folgsam flüstern
All der Liebe A B C.

Der Kämpfende.

Weh mir, weh!
Kurz wird mein Atem, mein Hirn so irr,
Selbst ein Bacchant im Mänadengewirr:
O wie sie die Sinne bestricken!
Laßt strömenden Wein
Auf meinem Mund des Herzens Ruf ersticken!
Ein König David, nun in den Tanz hinein!

Die Vorsteherin.

König David sprang, als er Bathsheba
Von ferne auf dem Dache sah;
Ihr Leib war nackt, sein Herz war heiß,
Der Tanz war lustig, so viel man weiß.

Die Schwestern.

Es tanzte der König zum Harfenklang,
Bis er die Frau mit den Armen umschlang.

Eine Schwester.

Da breitete Nacht ihr Dunkel aus.

Die Schwestern.

Evoë: Wir leuchten euch nun nach Haus!

Nacht, gegen Morgen. Der Tag beginnt allmählich zu grauen. Der Kämpfende stürzt hinaus auf die Haide; er läuft eine Zeitlang den blauen Bergen im Hintergrund zu; er bleibt stehen, dann setzt er sich auf eine Scholle, rauft Gras aus und wirft es in den Wind.

Der Nachtwind.

Sind das Deine Pläne?
Sag', wo sind sie jetzt?

Der Kämpfende (lacht wild).

Meine Fahnen sind es,
Ach, so bald zerfetzt!

Der Nachtwind.

Doch bekennen mußt Du:
Mann, — Mann bist Du noch!

Der Kämpfende.

Fort muß ich mich wenden:
Wär' ich ein andrer doch!

Der Nachtwind.

Was Du sein wirst, was Du gewesen,
Rechne selbst Dir an; darum:
Laß den Spott, willst Du genesen,
Wend' nicht fort Dich, wende um!

Der Kämpfende (steht auf).

Doch wie und wohin? —
Kann ich ein andrer werden?
Und bleib' ich der, der ich bin,
Was leb' ich noch auf Erden?
In Brunst gezeugt, in Schmerzen geboren!
Was ward ich erkoren.
Eine Schuld zu bezahlen, die ich nicht begangen?!
Und wenn ich gebeichtet je,
Wo und durch wen kommt' ich da Ablaß erlangen?
Ach, der Mensch ist wie im Walde das Reh,
Er hat kein Heim und hat kein Haus;
Die tausend Gaben wurden längs des Wegs verthan,
Und stets noch klingt im Ohre der Wahn:
Nur weiter, weiter noch hinaus!

Der Nachtwind (schwebt zu den Wolken).

Stets pocht der Wurm auf seine Schuld, in die
Er wider seinen bessern Willen kam!
Nun sieh!
Wend' Dich an Ihn, der selbst den Wurm erhält,
Und der die Lilien kleidet auf dem Feld,
In Demut beuge Dich vor ihm und glaub':
Der selbst das Staubkorn wägt, er wiegt auch Dich,
Und wärst Du selbst nur Staub;
Allein Du bist ein Geist, und klagst noch, sprich?!

Der Kämpfende.

Du schwindest, Hauch, und schwebst den Wolken zu,
Zurück zum Ursprung sicher flüchtest Du,
Wohin soll ich,
Ein Geist? O schrecklich Menschenlos;
Wär' ich ein Wurm und hing an einem Halme bloß,
So wüßt' ich meinen Weg!

Digitized by Google

Ich irrte nimmer ab, es gäb' für mich
Den Tod allein,
Doch nicht des Zweifels Pein!

Der Morgenwind.

Stark nur durch den, der mich begabt mit Schwingen,
Stolz auf mein Ziel, doch nicht auf meinen Mut,
Weh' ich, Gesinnheit jedem Sinn zu bringen —
O kennte jeder seinen Ursprung gut!

Vom Niedern sollst Du zu dem Höhern streben!
Strauchelt Dein Fuß, spann' an die Muskeln Du!
Und mußtest Du Dich beugen, doch erheben
Sollst Du Dich neu; so strebe dem Ziele zu!

Das Ziel? Du fragst? O pocht zu allen Stunden
Dein Herz nicht einem Uhrwerk gleich? Geduld!
Sag', giebt es denn ein Kämpfen ohne Wunden,
Und giebt's ein Leben, gänzlich ohne Schuld?

Den Tag, so wie des Uhrwerks Zeiger, teilen
Schwäche und Stärke, eins im Trieb, doch zwei;
Die Stärke läßt voraus die Schwäche eilen,
Doch zeigt, daß nun die Bahn vollendet sei.

Der Kämpfende.

So stark, so stark
Ist im Gewölk des Morgenwindes Weben
Ich fürchte neue Fahnen, neues Streben!
Ich weiß, was tief sich birgt in meinem Leben!
Kann ich anfrichten wieder, was erlag
Durch ungewisses Tappen nach dem Künft'gen?

Der Morgenstern (schimmert durch das Gewölk).

Nur ein schimmerndes Auge,
Nur eins;
Doch hab' ich Brüder, Schwestern, Freunde, Verwandte,
Einige sichtbare, andre von keinem Menschen erkannte.
Wer, wer hat alles erkannt,
Was der Himmel birgt, mit seinem Fernglas?
Welches Vermessenen Hand
Schreibt nieder die Zahl: Unendlich?
Seid ihr nicht zu klein,
Dieses zu fassen?
Könnt ihr etwas, etwas überhaupt verstehn?
Fühlen könnt ihr allein,
Daß groß die Natur,
Daß eure eigene rastlose Erde nur
Auf dem Gesetz des ewigen Kreislaufs beruht;
Und verlischt im Raum ihres Lichtfunkens Spur,
Wer vermißt euch dann,
Wer, wer?

Etwa das menschaffene Wesen, das Macht hat,
Zehntausende Erden zu schaffen, wie eure —
Etwa Er?

Meine Antwort hall' ich zurück;
Ihr würdet sie doch nicht fassen können.

Eins doch kann ich euch sagen:
Stille Gestirne
Predigen mehr dem fühlenden Herzen,
Als eurem dumpfen Hirne:

Die Liebe!

Schlingt euch zum Kreise, wie wir,
Hand in Hand
Zu ewig unzertrennlichem Brüderband
Mit strahlender Freude,
Mit überirdischem Jubelruf:
Ein mächtiger Lobgesang
Mit jenes Donners Widerklang,
Der Adam umwogte, als Gott die Erde schuf!

Der Kämpfende (auf den Knien).

Nun ist der Damm gebrochen, der meinen Thränen
gebot,
Nun hört' ich eine Stimme: Euch droht nicht mehr
der Tod!
Zurück zu Gott geht wieder jede Seele, die entstand —
Wir Seelen sind die Kette, die ausgeht von seiner
Hand!

Leuchtender Morgen. Berglandschaft. Der Kämpfende hat sich die Felsen emporgearbeitet; er sieht auf der Spitze, er sieht in die Ferne hinaus wie über die ganze Welt, mit Städten und Gebäuden, Feldern, Wäldern und dem strahlenden Reg der See und Flüsse. Die Sonne geht auf.

Die Sonnenstrahlen.

Schneewassers Kunst: die gligzenden Krystalle,
Des Berges Schatz: der Edelstein im Schacht,
Des Meergrunds Stolz: die Perlenmuschseln alle,
Des Weinstocks Traum: der goldnen Traube Pracht —
Was ist wie das Licht so rein?
Klar wie Morgengedanken?
Kann jenes Gold an den Ranken
Gleich der Sonne Gottes sein?
Gott tritt hervor in Glanz und Stärke;
Er blickt von Pol zu Pol
Und zählt nun seinen Thron die Fülle seiner Werke.

Und Adams Sohn erscheint ihm als seiner Werke
Preis.
Er sieht ihn, wenn er lacht, und sieht ihn, wenn er
weint;
Er sieht ihn, wenn zur Wonne die Braut sich ihm
vereint: —

Doch jener steht am höchsten, der sich als aller
Bruder weiß.

Er mag ein Weib umarmen, — die Lust ist bald
verflogen,
Das Brautbett wogt um Klippen auf wilderregten
Wogen;
Und Mattheit folgt dem Rausche und Schmerz der
Wollust. Sorgen
Gehn hinter jedem Bräutigam, ihm selber noch verborgen.

Digitized by Google

Er trage Kronen, wühle in Schachten ohne Ruh'
Nach Gold, das ihm die Macht, die Herrschaft ihm erringt:
Es wohnt die Nacht auf schwankem Brett, des Sturzes Nacht-Rab' singt.
Und Spott und Schande kreischen vor seinem Haus ihm zu.

Nein, nein! Der Weltgedanke: wir wollen Brüder werden,
Mann und Weib, groß und klein, ein einzig Volk auf Erden.
Das ist die Morgenhymne; es sinkt mit ihrem Ton
Auf die lichte Welt der Freude ein Schein der Gotteskrone!

Der Kämpfende.

So komm, so komm,
Du Welt, an meine Brust!
Es ist nicht kalt, nicht leer
Des Lebens Sonnenwellen-Lust!
Es ist von Dir nur dessen Blick geblendet,
Der zweifelnd von des Bornes Trank sich wendet
Zu seiner eignen siechen Quelle.
Die Mannestränе glänzt innenhelle,
Die für die große Brüdersache fiel.
Und strauchelt manchmal auch der Fuß vor'm Ziel,
Doch jubeln soll das Herz zu Trotz dem Spott:
Es ist ein Gott,
Der sich in jeder Seele offenbarte:
Es sei, getreu der hohen Sache,
Die ganze Menschheit seine Ehrenwache!

Frühlingsregen.

Warme Düfte schwellen durch die Nacht
Aus den Blüten, die dem Blick verhüllt,
Und die braune Frühlingserde dampft
Vollgesaugt mit lauer Regenflut.

Leis' die Bäume wanken hin und her,
Deren Stamm von jungen Säften strotzt,
Doch belaubt vom rauschenden Genuß
Kühlen sie sich in des Mondes Flut.

Und wie tiefgestillter Sehnsucht Hauch
Schwillt es aus dem Innersten der Brust
Durch die frühlingstrunkene Natur —
Langsam, wunschlos fühl das satte Aug'.

Manchmal wohl ein schwerer Tropfen fällt
Aus den Zweigen in das junge Gras,
Er verliert in der Erde Schoß,
Lebenspendend, Thräne fel'ger Luft.

Johannes Grebling.

Seidnes Haar.

Lichte Locken flattern leis im Winde
Einem süßen, rosig jungen Kinde.

Plötzlich hör' ich da ein zartes Klingen,
Seidne Strähne heben an zu singen:

Golden werden wir bei holder Feier
Sie umwallen einst als Hochzeitsschleier;

Dunkler wollen schmeichelnd wir umfangen
Ihrer wilden Knaben frische Wangen;

Weiß geworden — den erloschnen Augen
Wögen wir als schimmernd Bahrtuch langen.

Karl August Hückinghaus.

Ungarisches Volkslied.

Auf der Hortobágyner Flur mein Hirtenamt
Üb' ich, ob es schneit, ob hell die Sonne flammt,
Sonntags bleib ich ferne zwar dem Gotteshaus,
Doch ein liebes Mädchen kommt zu mir heraus.

Berglos, waldlos ruht die Pußta, flach und leer,
Nur ein Kirchturm leuchtet von dem Dorfe her,
Ferne blinkt sein blankes Kreuz im Sonnenschein,
Und sie läuten dort den ersten Pfingsttag ein.

Beten möcht' ich heut, nur weiß ich kein Gebet,
Weil ein Hirtenbursche nicht zur Schule geht.
Sicher hätte mir's mein Vater beigebracht,
Doch er ruht, wie lange schon! in Grabes Nacht.

Bete denn, Herzliebste, du zu Gott für mich,
Nach der Kirchenstunde harrt dein Hirt auf dich;
Süß wird dann dein frommer Mund auf meinem ruh'n;
Will — ich schwör's — drei Wochen keinen Fluch mehr thun.

Fesseln muß mein Schecke tragen über'm Huf,
Daß er lerne merken auf des Herren Ruf.
Und in Fesseln hält die Liebe mich gebannt
Durch das schönste Kind im ganzen Unterland.

Deutsch von **Robert F. Arnold.**

Digitized by Google

Ein Liebeshandel à l'empire.

Aus ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen **Ernst Schulze's.**

Mitgetheilt von **Karl Emil Franzos.**

VII.

Während der junge Dichter noch mit der Abfassung des zuletzt mitgetheilten Briefes beschäftigt war, erhielt er ein Schreiben der Dame, das in seiner, sonst mit peinlichster Sorgfalt geordneten und aufbewahrten Korrespondenz nicht enthalten ist, dessen Inhalt sich jedoch aus seiner Antwort erkennen läßt. Frau v. Pentz hielt Schulze's Freude über die Raschheit ihrer Antwort für Ironie und verbat sich dieselbe, offenbar sehr pikierten Tones. Zu seiner Antwort — vom 8. November 1811 — sucht sie der Dichter zunächst nach dieser Hinsicht zu begütigen:

„Daß ich Sie gekränkt habe, indem ich nur bescheiden zu seyn glaubte, das schmerzt mich, ich hatte es nicht erwartet. Aber finden Sie es denn so unnatürlich, daß ein Mann, der grade keine außerordentliche Meinung von sich hegt, zuweilen bey einem großen und unerwarteten Glück etwas in Zweifel geräth und sich ernsthaft fragt: verdienst du auch, was man dir giebt? Bist du nicht zu eitel, wenn du dich für so liebenswürdig hältst, als du es dir durch diese Gunst erscheinen machst?"

Nach einigen Redensarten ähnlicher Art fährt er fort:

„Habe ich es Ihnen nicht vorhergesagt, daß ich in Ihrem Briefe recht viele filosofische und moralische Betrachtungen finden würde? Sie lesen mir den Text und machen uns arme Männer gar zu Zugvögeln. Aber woher mag es doch kommen, daß die zarten weiblichen Herzen auf den Schlag der Nachtigall, die doch bekanntlich auch ein Zugvogel ist, so gern horchen und bey ihren süßen Liedern in so süße Träume sinken, obgleich sie recht gut wissen, daß der ungetreue Flüchtling nur im Frühling sein Nest bey uns baut? Doch lassen Sie uns ernsthaft reden. Ich danke Ihnen herzlich für Ihren süßen Brief, meine Freundin. Er ist mir sehr werth, denn er zeigt mir eine schöne Seele ohne Falsch. Sie gehören zu den besseren Wesen, wenn je irgend ein Mensch dazu gehört hat. Aber warum wollen Sie immer das Knochengerippe der Wirklichkeit sich so muthwillig vor die Augen stellen? Lassen Sie uns träumen, meine Liebe, auf dem warmen Lager fühlt man den kalten Regen nicht, der draußen so unbarmherzig an die Fenster schlägt. Wer wie Sie Geist genug besitzt, die Vernunft mit dem Gefühl zu vereinen, der braucht für sich selbst nicht zu zittern."

Nach einigen Betrachtungen über Gefühl und Vernunft, die nur bereits Mitgetheiltes wiederholen, schließt er für diesen Tag:

„Sie wollen, daß ich die Sentimentalität in Schutz nehme? Ich habe mir immer ein Gesetz daraus gemacht, Ihnen zu gehorchen, wenn es mich auch etwas kosten sollte, und will Ihnen daher meinen Hymnus auf die Sentimentalität vorsingen, der Sie entweder zu Thränen oder zum Gähnen rühren soll.

Sentimentalität, du zartes Wölkchen am blauen Himmel, du duftiger Schleyer, der des Mondes silbernen Kreis umzieht, sey mir gegrüßt. Zu deinem Schoße ruht der süße Kelch der Thränen, die das Auge verschönen, wenn sie es verhüllen, aus den Falten deines Gewandes blickt die leise Wehmuth und trümmerische Ahnung umkränzt, gleich dem dämmernden Licht eines fernen Gestirns, dein sinnendes Haupt. Leise, wie die Perle des Thaus in den Busen der Rose, senkst du dich in's Herz. Die Rose duftet frischer, wenn der Thau sie benetzt, und das Herz fühlt sich seelig in Thränen. Vergangenheit und Zukunft verwebst du zu einem schönern Bilde der Gegenwart: aber in die Farben der Dämmerung tauchst du den Pinsel, daß die Seele zerschmelze im süßen Verlangen, die Gestalt zu fassen, doch nimmer sie fasse. Denn Sehnsucht ist das Immergrün des Lebens, und rauher Winter gränzt an die Stunde, worin du den glühenden Saft der gereiften Traube gekeltet.

Das ist doch poetisch genug! Ich muß es selbst gestehen, daß ich nicht glaubte, es würde so gut ausfallen, und bin fast gezwungen, mein eignes Werk zu loben, denn es enthält Wahrheit.

Am 10. November. Von meinem hiesigen Leben soll ich Ihnen etwas erzählen? Wenn Sie

Digitized by Google

das äußere Leben meinen, so werde ich Ihnen nichts neues sagen. Man vergnügt und langweilt sich hier auf eben die Weise wie anderswo; nur sucht man hier die Langeweile mehr, indem man nach Vergnügen trebt. Sie können hier in den Thees und Conzerten einen ganzen Haufen junger Herrn sehen, die grade so viel Geist erhalten haben, als nöthig ist eine Verbeugung zu machen, ohne auf die Erde zu fallen. Wenn sie etwas höchst einfältiges gesagt haben, so machen sie eine höchst witzige Mine dabey und jedermann glaubt, sie sagten die geistreichsten Sachen von der Welt. Die meisten Damen ennuyren sich freylich bey dieser Unterhaltung bis zum Sterben, und rufen wenn der Herr sich entfernt: welch ein langweiliger Mensich! Aber sie sehen es doch gern, wenn er zurückkommt, denn es ist immer ein neuer Sklave am Triumfwagen. Andre indeß finden freylich eben so wenig Geschmack an ihnen, lassen sich aber durch die witzigen Minen täuschen und rufen, um sich nicht die Blame einer zu geringen Faßungskraft zuzuziehen: Das ist ein feiner Kopf! Sie sehen also, daß man nicht viel Geist zuzusehen braucht, um sich zu einem homme de bonnes fortunes zu machen, aber grade diese Leichtigkeit verhindert mich, es zu versuchen. Ich habe mir daher das Amt eines Recensenten erwählt und stehe in dem Ruf, jedermann unangenehme Dinge zu sagen. Dieses sollte mich nun freylich in den Augen der Schönen unausstehlich scheinen lassen, aber ein Mensch, der mittelmäßige und zuweilen paßable Verse macht, gilt hier für ein Meerwunder. Auf diese Art bin ich so glücklich, fast alle Abende Gelegenheit zu haben, in einen Thee zu gehen, von welchen freylich nicht jeder den obenbeschriebenen gleicht. Concerte gibt es alle Sonnabende und Thees dansants alle 11 Tage, und ich könnte mir also mehr Zerstreuung machen, als mir zu wünschen wäre, wenn man nicht der fadaisen zu bald überdrüßig würde. Ich versichere Ihnen, meine Liebe, eine Stunde mit Ihnen in Lachtehausen ist mir mehr werth, als ein halbes Jahr voll hiesiger Bälle, Thees und Concerte.

Ihre Nachricht über das Liebespaar*) hat mich nicht weniger amüsirt als in Stannen gesetzt. Was wird dieses für ein interessantes Paar werden! Um des Himmels Willen, was will die Frau mit dem Menschen anfangen und was der Mensch mit der Frau? Sie ist voll Gluth, voll Fantasie und paßt nur für ein Italiänisches Klima, er ist ein wahrer Grönländischer Eisbär. Freylich giebt es auch im äußersten Norden feuerspeyende Berge, aber ich habe noch keinen Funken aus ihm hervorsprühen gesehen wenn der Wein nicht das Beste dazu gethan hatte. Er spielte bey mir schon einmahl auf dieses Verhältniß an und sagte, man müsse die Welt reden lassen, wie sie wolle und wäre ein Thor, wenn man sich nach ihrer Meinung richten wollte, ich versicherte ihm aber zu seinem Trost, daß die Welt nicht von ihm reden würde.

Adieu, meine holde Freundin! Denken Sie fleißig an Makkabäer I, 18."

Dort steht bekanntlich: „Und nun werdet Ihr wohl thun, uns darauf zu antworten." Aber diesmal schwieg Frau v. Penz und so fuhr Schulze vier Tage später fort:

Am 14. November 11. Wie mag es doch kommen, meine Liebe, daß ich gar nicht aufhören kann an diesem Briefe zu schreiben? Sie werfen uns Männern Unbeständigkeit vor, aber, bey meiner Feder! Sie werden doch wohl noch keinen beständigern Briefschreiber gefunden haben als mich. Dieses mag Ihnen eine Lehre seyn, mir künftig immer schnell zu antworten, denn sonst werden Sie keine Briefe mehr, sondern Bücher von mir erhalten. Wenn Sie mir erlauben wollen, etwas gelehrt zu seyn, so möchte ich mich mit einem gewißen Auko vergleichen, der Bücherer und Schriftsteller zugleich war und seine armen Schuldner nach Horazens Erzählung, wenn sie am bestimmten Termin nicht bezahlten, so sehr durch die Vorlesung seiner Werke quälte, daß sie lieber ihren letzten Rock verkauften, um ihn zu befriedigen. Nehmen Sie dieses für einen avis au lecteur.

Morgen erwarte ich einen Brief von Ihnen, der mir den Tag mehr zum Festtag machen wird als die Geburt des Königs**). Ich habe von einem gewißen Herrn, der einen Brief von einem gewißen Frauenzimmer aus Celle erhalten haben will**), erfahren, daß Sie schon wieder in Hannover sind, und kann also, da ich Sie in Rücksicht der Wahrhaftigkeit immer etwas über Ihr leichtfertiges Geschlecht erhaben gefunden habe, sicher auf Ihr Versprechen, mir bald zu schreiben, bauen. Dieser Herr Sch. scheint übrigens nicht viel Falten in seinem Herzen zu haben, worin er allenfalls ein hübsches Geheimniß verstecken könnte, oder er will sein Glück vielleicht nicht wie ein bescheidenes Veilchen am Herzen, sondern wie eine prangende Sonnenblume vor der Brust tragen, denn er kam mir mit der Nachricht von dem Briefe gleich entgegen, als ich ihn jüngst zufällig im Concert sah. Wir sind nicht so intim zusammen, daß mir solche Confidencen von ein-

*) Es ist das uns bereits bekannte Liebespaar, Rittmeyer und die „Secretairin" gemeint.

*) Jérôme von Westfalen.

**) Gemeint ist Schilling, der Anbeter Dorettens, der Stiefschwester der Frau v. Penz.

ander fordern könnten. Wollte er vielleicht, ich sollte Gleiches mit Gleichem vergelten? Ich muß gestehen, daß ich bey solcher Gelegenheit den Fehler der Undankbarkeit in einem hohen Grade besitze.

Morgen Abend ist hier bal paré und ich werde hingehen, um die verschiedenen Misgestalten zu betrachten, worin Koketterie und Eitelkeit den Geist und Körper der Damen erscheinen lassen werden. Es ist unglaublich, zu welch einer Geschmacklosigkeit die Sucht, Geschmack zu zeigen, verleiten kann. Nirgends habe ich einen überladeneren Putz gesehen als hier, aber nirgends fiel mir auch die Aehnlichkeit stärker auf, die zwischen einer Dame und einem Schlittenpferde stattfinden kann. Sie sehen, daß ich mich ein wenig für Ihre Angriffe auf mein Geschlecht zu rächen suche, aber ich hoffe, daß diese kleinen Kriege keine Feindschaft unter uns hervorbringen werden. Adieu, ma belle ennemie, que j'aime plus que la victoire.

Am 15. November. Guten Morgen meine Liebe. Ich habe schon ein Paar Mahl nach dem Briefträger aus dem Fenster gesehen, aber er ist wahrscheinlich zu gottesfürchtig als daß er unter der Kirche seine Geschäfte verrichten sollte. Wie könnte ich also die Langeweile, welche eine gespannte Erwartung mit sich bringt, besser in Vergnügen verwandeln, als indem ich meinen Brief fortsetze? Freylich wäre mir noch manche Zuflucht übrig. Ich könnte den Präfekten unter Vortretung seiner grauröckichten und granköpfigten Invalidengarde in die Kirche fahren und dort einige Paare trauen sehen, die sich für hundert Thaler zu Galeeren-Sclaven machen lassen, ich könnte ferner von dem Professor der Beredsamkeit eine höchst langweilige Rede halten hören und mir im Gedränge durch die Püffe und Stöße unhöflicher Nachbaren eine recht hübsche Motion verschaffen, aber alle diese glänzenden Aussichten werden durch das Vergnügen, mit Ihnen etwas zu plaudern, verdunkelt.

Da mir jetzt die Idee des Briefträgers natürlich am nächsten liegt, so wird es Ihnen nicht auffallen, wenn ich mit ihm meine Betrachtungen eröffne. Ein Briefträger hat mir immer eine sehr poetische Person geschienen. Wie das eiserne, unveränderliche Schicksal trägt er Leid und Freude in seiner Hand und beydes theilt er aus wie jenes, ohne selbst gerührt zu seyn. Das Schicksal hat keine Willkühr, es ist gezwungen durch sein eigenes Gesetz, so zwingt auch den Briefträger das Gesetz seines eigentlichen Ich, seines Magens, sich seinem Geschäfte zu unterziehen. Er versöhnt und entzweyt, erhebt und demüthigt. Freundschaft und Liebe, Haß und Verachtung wohnen friedlich in seiner Tasche und in derselben Hand hält er Dolch und Blüthenkränze, Gift und Nektar, ohne eins von dem andern unterscheiden zu können, denn oft versteckt sich der Haß unter einem Couvert von Velinpapier und ein rauhes graues Blatt enthält oft die zartesten Worte der Liebe. Es ist mir immer ein ergreifender, erschütternder Anblick, wenn ich den Briefträger über die Straße gehen sehe. Er ist mir eine Welt im Kleinen, mit ihrer ewigen kreisförmigen Bewegung, mit ihrem Regen und Sonnenschein, mit ihren Leiden und Freuden, mit ihren Geschäften und Erholungen, kurz mit ihrem ganzen Leben und Treiben, denn von allem diesen concentrirt sich in ihm doch wenigstens etwas. Wüßte ich solch ein Mensch nicht am fähigsten seyn, eine vollkommene Seelenlehre zu schreiben? Bey Gott, es giebt keine schönere Schule für die Filosofie, als das Briefträgeramt.

Doch da kömmt etwas die Treppe herauf. Wenn er es wäre, so würde ich mich für einen Zauberer halten, der durch seine Beschwörungsformeln den gewünschten Gegenstand herbeygezogen hätte. Adieu.

Am 16. November. Der Briefträger war es freylich, was gestern die Treppe heraufkam, aber von Ihnen hat er mir keinen Brief gebracht. Ein soi disant Freund von mir sucht mich erst mit einigen läppischen Späßen zu unterhalten, beladt mich dann mit unangenehmen Aufträgen und droht mir zuletzt, was das schrecklichste ist, bey einer baldigen Durchreise durch Göttingen mit einem Besuche. Das war alles, was ich für meine ganzen schönen Erwartungen erhielt!

Jetzt noch ein Wort von dem gestrigen Ball. Ich habe recht viel getanzt, hatte aber zuletzt bey der Tempete das Unglück, mir den Fuß so heftig zu verrenken, daß ich wahrscheinlich acht Tage hindurch nicht ausgehen kann. Denken Sie Sich meinen Heroismus; um den Tanz nicht zu derangiren, blieb ich trotz der empfindlichsten Schmerzen und tanzte das Quarré, welches den ganzen großen Saal einnahm, noch zweymahl durch. Ich erhielt freylich einen recht freundlichen Blick von meiner hübschen Dame dafür, aber Sie müssen es selbst wissen, daß ein solcher Blick mich jetzt nicht mehr zu rühren kann, wie es vielleicht früher geschehen wäre. Auch den Hrn. v. Jasmund habe ich gestern dort gesehen, der seiner Frau ganz unerwartet einen Besuch abgestattet hat. Ob diese Ankunft ihr wohl angenehm ist?

Am 19. November. Aber warum schreiben Sie mir denn gar nicht, meine geliebte Freundin? Wenn Sie wüßten, wie betrübt und besorgt mich Ihr Stillschweigen zugleich macht, so würden Sie wenigstens aus Mitleiden und aus Dankbarkeit das thun, wozu vielleicht andre Gründe Sie nicht bewegen.

Digitized by Google

Meine Unruhe läßt mich weder arbeiten noch müßig seyn. Jeder Schritt auf der Treppe stört mich, denn immer glaube ich, daß man mir einen Brief von Ihnen bringen werde und selbst an den Tagen, wo keine Post kömmt, bilde ich mir Möglichkeiten, die mir den ruhigern Stunden nicht einfallen würden. Ach, was das Herz wünscht, dafür weiß die Fantasie immer Auswege zu finden. Sollte Ihre Gesundheit sich verschlimmert haben? Dieser Gedanke ist mir ebenso fatal, wie jener erste. Sie schrieben mir in Ihrem letzten Briefe nicht, daß sie ganz wieder hergestellt sind und ich habe daher Grund zu fürchten. Schonen Sie sich ja, thun Sie es mir zu Liebe. Die jetzigen schönen Tage sind Betrüger, die uns freundlich anlächeln, um uns zu schaden. Bey Ihrer Constitution kann eine Erkältung die schädlichsten Folgen haben.

Ich muß jetzt ganz von der Erinnerung leben. Lachtehausen, der Entenfang, das Schauspielhaus, alle diese schönen Bilder laße ich täglich vor mir vorübergehen und versenke mich ganz in den seeligen Taumel der Vergangenheit. Wie monoton war mein Leben in Zelle, trotz aller Zerstreuungen, ehe ich Sie kennen lernte und wie genußreich wäre es mir nachher selbst in einer Wüste gewesen. O die Erinnerung ist die wohlthätigste Fee. Ich schreibe jetzt an einer Epistel über sie, die ich Ihnen vielleicht in meinem nächsten Briefe schicke.

Am 27. November. Haben Sie mich denn ganz vergeßen, meine Freundin, oder darf ich vielleicht nicht mehr „meine Freundin" zu Ihnen sagen? Ach bald muß das, was ich fast nicht zu denken wagte, was ich mir selbst zum Vorwurf machte, wenn ich es fürchtete, bald muß es mir zur Gewißheit werden. Die schönen Träume sind zerronnen und ich sehe nur zu gut, daß Sie die kalte Hand der Wirklichkeit fühlen, denn sie ist ein flüchtig veränderliches Wesen, ohne Beständigkeit. Eine Erscheinung verdrängt die andre — nun — es ist ja Ihre Schuld nicht, wenn Sie die Bilder nicht festhalten können, die Ihnen der Flug der Zeit entführt!" —

Schulze's Befürchtungen waren unbegründet; Frau von Pentz hatte bereits drei Tage zuvor — am 24. November 1811 — in Hannover ein Schreiben an ihn begonnen, in welchem sie ihr Schweigen durch Kränklichkeit entschuldigte; „mein Geist", versicherte sie, „ist dadurch so niedergedrückt, daß ich nicht mahl Lebhafte Freude bey den Besuchen Meiner Kinder finde." Darf man diesem Schreiben vertrauen, so war inzwischen ein wahrer Wolkenbruch verschiedener Malheure über sie niedergegangen; auf der Reise von Celle nach Hannover hatte es so furchtbar geregnet, daß sie sich erkältet, in Hannover war sie in ein „ganz frisch vermahltes Quartier" gekommen, und eine Torte, die sie „zum bewirten Meiner Kinder bestellt", war mit Grünspanhaltigem Compot gefüllt gewesen, so daß sie eine ordentliche Vergiftung durchgemacht. Übrigens war sie, wie sie an anderer Stelle desselben Briefes berichtet, trotzdem bereits eine Woche zuvor auf einem Ball gewesen, was also gewiß nur auf eine gelinde Vergiftung schließen läßt. Aber derselbe Brief gab zugleich eine Decadresse an, unter welcher ihr ihr junger Adjutant schreiben konnte, ohne daß „etwas vom Hussaren Corps die Briefe als Regiments-Prise" werde ansehen können — es war eine Madame Düsterdick, die (nomen et omen!) diese dunkle Aufgabe übernommen hatte —, flehte zärtlich: „Seyn Sie, bester Schulz, Barmherzig und tröhsten Sie mich durch einen langen Brief; ich habe so lange nichts von Ihnen gehört und es ist Gewiß!! für mich eine Große Entpehrung gewesen", und versprach zudem ein Geschenk für Weihnachten. So konnte denn der Dichter zufrieden sein und war es auch.

Flugs griff er zur Feder und erwiderte:

„Am 2. Dezember. Mein Freude bey dem heutigen Empfange Ihres Briefes war unaussprechlich, aber wie sehr wurde diese Freude durch die niederschlagenden Nachrichten, welche er enthielt, gedämpft. O meine liebe Freundin, schreiben Sie mir recht bald, daß Sie recht vergnügt und heiter sind. Ehe ich Ihren Brief erhielt, kämpften zwei Ungewißheiten in mir; jetzt ist freylich die eine verschwunden, aber die andere bleibt doch zurück und ist eine Ungewißheit nicht schon an sich ein Kampf? Wie ein reuiger Sünder muß ich jetzt vor Ihnen stehen und Ihnen alle die Zweyfel abbitten, die sich während dieser Zeit vielleicht in mein Herz eingeschlichen haben. Seyn Sie mild, Madame, und lächeln Sie dem Frevler Verzeihung zu. Und daß Sie es ihm ja am Weihnachtstage nicht entgelten laßen, wenn der trübe November ihm auf seinen schwarzen Wolken düstre Bilder brachte.

Ich freue mich wie ein Kind auf den heiligen Geist und ärgere mich herzlich über die hölzernen Seelen, die ihrer Würde etwas zu vergeben glauben, wenn sie an solchen Kindereyen noch Vergnügen zu finden scheinen. Wenn man mir auch nur ein buntgemahltes Steckenpferd schenkte, so bin ich doch überzeugt, daß ich heimlich auf meinem Zimmer ein Stündchen darauf munter trottiren würde. Es steht gewiß nicht schlecht um uns, wenn wir immer in einigen Stücken etwas Kinder bleiben.

Adieu, meine liebe Freundin. Ich kann nicht mehr schreiben, wenn dieser Brief noch heute auf die Post soll und das wünschte ich doch, denn desto eher kann ich auf Antwort von Ihnen hoffen. Adieu, Adieu und denken Sie fleißig an den Weihnachten. Ich werde Fenster und Thüren aufmachen, um den heiligen Engel hineinzulaßen".

Digitized by Google

Frau v. Pentz antwortete mit einem längeren Schreiben, aus dem hier einige Stellen, da sie kulturgeschichtliches Interesse haben, angeführt sein mögen.

„Hannover, den 3. December 11. Dank dem Schicksal und meiner guten Natur, das ich jetzt allem Physischen Übel entronnen bin, und schon mehrere Tage meinen Kopf frei fühle — der Erste vernünftige Gedanke sei den auch Ihnen gewidmet da Sie mich heute so sehr durch einen Brief erfreuten. Dafür gebührt es sich meinen Dank zu sagen, der sich Ihnen jetzt noch am Späten Abend gebracht, bereits hat die Mitternachts-Stunde geschlagen, Sie werden schon mit allen Ihren Philosophischen Träumen den Morpheus huldigen, indem ich hier Einsam auf meinem Sopha sitze und die gute idée Nachtfertigen werde, die Sie wegen einer baldigen Antwort von mir hegen. — Wenn nur die Gespensterstunde nicht wäre! Zu mir dürfen nur gute Geister nahn.

Es geth mir zwar nicht wie den Inden die von der rechten zur linken Schreiben und Lesen, doch will ich vom Schluß Ihres Briefes meine Beantwortung anfangen. Ihr Glück das Sie mich noch auf der letzten Seite ihres Briefes die Zweifel ab baten die ein Feindseliger Dämon bei Ihnen über mein langes Stillschweigen ausbreiten wollte! Diese Demuth paßt sich wohl nir Sie! sonst würde ich Unbarmherzig aufgespielt haben, und in Jahr und Tag hätten Sie kein gutes Gesicht bekommen, jetzt sei es aber in Gnaden verziehen. Ihr Andenken ist mir Lieb! werth und Theuer, und jeder Tag an den Brief geschrieben sei mit Goldenen Buchstaben bemerkt — wenn dies den Werth erhöhen könnte den ich darauf legek Diesen morgen war mein Gebieter mit den General Damas und H. Obrist auf einige Tage nach Loremn zur Jagd abgereist, der starke Regen machte mir mein Zimmer noch behäglicher ich benedete die flüchtigen Jäger nicht, die mit ihrer Mordlust in den Gutschkasten eingezwängt waren, und dachte nur daran wie ich trotz die Weinachts-Arbeit für meine Kinder schnell vollbringen wollte, als Madame Dürnbrik eintrat und mir Ihren Brief ein Händigte; die gute Frau hatte noch einige Anliegen wegen ihren Sohn, und ich weis warlich nicht welche große Versprechungen ich machte, und mit welchen Hoffnungen sie ihren Heimweg antrat, allein so viel war klar, das ich ihr noch nicht adien gesagt hatte, als ich meinen Brief anfing zu Lesen. Die verschiedenen ideen darinn thaten bei mir eben so verschiedene Wirkung. Den in Gedanken dachte ich mich in den beschriebenen Thée ihre Gnnnne, als ich bei den Vergleich des Eishärs — laut lachte, genug ich machte völlig vermöge meiner Lebhaftigkeit eine Mimik der dort beschriebenen Heterogenen Charaktere, und würde ohne Zweifel wenn ich jegen einen Spiegel überrascht zuletzt mich selbst Ausgelacht haben; ihre gefällige höflichkeit mit der tierlichen wortverfeinung erinnerte mich gleich an Molières femmes Savantes wo die gute Dame einen Stuhl beichlend zu ihren Diener sagt: donnez nous les commodités de la conversation. Der Gedanke eines Marmorblocks ließ meine Erinnerung nach Stuttgard fliegen wo ein Bekannter von mir Professor Danneker die Schönsten Büsten aus so Blöden ohne Fleisch und Bein heraus zu Meißeln versteht . . .

Ach du lieber Himmel! es schlägt 1/22 Uhr —

Gute Nacht! mein Professor! Träumen Sie schön, und wenn der Regen und Wind so an Ihren Fenstern sauset wie hier so wird Ihnen das warme Stübchen und Bett ein Genuß sein!

D. 4. December 1811. Jetzt soll mein Erstes Geschäft sein diesen Brief zu schließen. Ich habe das Gegenstück dazu zu liefern, in diesen Tagen auch einen Ball beigewohnt, da ich aber nicht viel Tanzen darf so mußte ich mich ziemlich unter die Zuschauer halten, indeß eine Interessante Bekanntschaft ward dort fortgesetzt, indem mich dieselbe zu verschiedenen mahle um einen Walzer bat. Hier in Hannover sind viele Truppen unter denen auch Cuirassiers; bei einer Bekanntinn von mir der Madame Crelinger liegt der Neven des Generals Raufoinn im Quartier welchen ich dort kennen lernte, er ist chef d'escadron und heißt de la Loyère, in der Regel achte ich so wenig auf die Frz. (Franzosen): weil ich selten recht Gebildete nach meinem Geschmack traf, den an den Faden und ewigen Complimenten und Schnirkeln in ihrer so wenig gehaltvollen Conversation fand ich kein Vergnügen. Doch muß ich gestehn das dieser la Loyère eine große Ausnahme seiner Nation macht; es ist ein kluger Gebildeter junger Mann, der mehr Verstand wie Schlauheit besitzt, nicht die Cour zu machen sucht um seine Zeit zu tödten, sondern bonne conversation macht. er Redet so gut Teutsch wie Frz: und hat mehrere unserer Schriftsteller gelesen, so wie er in der Litteratur seines Vaterlandes wohl bewandert ist, er ist nichts weniger wie Höflich, hat einen Feinen Anstand, man merkt die frühere soignirte Erziehung aus den ersten Familien Frankreichs gleich an ihm, er Tanzt wie ein Engel und hat bei der Erinnerung an sein Vaterland (wohin er gern zurückkehrte da sein Herz sich zu sehnen scheint) einen Zug von Sentimentalität in seinen schönen Braunen Augen der mir besonders gefällt. Wagt er nun gar mit einer Schwärmerischen Erinnerung: je T'ai faltne quitée Julie! so kann er gewiß manchen Mädchen den Kopf verdrehen. Allein seine Seele scheint zu sehr mit einen abwesenden Gegenstand beschäftigt, als das ihm die Schlingen reizen könnten die wie es mir däucht nach ihm ausgeworfen werden. Dies mein lieber Freund ist eine meiner gemachten Bekanntschaften, was es nun in den Thées giebt ach du lieber Gott! da mußte ich Sheridans Beredtsamkeit besitzen wenn ich es auf der Schaubühne meiner kritik im wahren Lichte darstellen wollte. Alle Damen, die sich mit Stadtneuigkeiten tragen, junge Mädchen, die einen Mann wünschen, Gour machende Herren, und auf Eroberung ausgehende Weiber, machen so zieulich das Ganze aus, um 1/28 Uhr geht die Gesellschaft an um 11 Uhr ist es vorbei. Eine Tasse Thée, ein Glas schlechte Limonade und Kuchen, sind alles womit man aufsischt bei einer äußerst Langweiligen Partie Boston, wie ich mich hierbei anmüßte, können Sie bester Schnlz! leicht denken. Den ich kenne mich warlich nichts Gehaltloseres, und wenn ich nicht müßte ich würde gewiß nicht davon Profitieren. Ganz unerwartet bekam mein Mann am 15. die Nachricht, der König habe ihm zum Ritter der Krone ernannt und den Orden verliehen, seid dem ist mir das Geschäft geworden viele blaue Bänder in den Röcken zu nähn.

Was ich gar nicht begreifen kann ist die confidense des H. Schilling durchaus glaube ich das Dorette ihm muß gedeten haben Ihnen zu sagen ich sei in Hannover, sonst wäre es mir ganz Unerklärt wie er auf die idee käme. Der Geschmack ist verschieden und ich sage daher nichts über der Schwester ihren Gout, den unsere Charaktere sind so verschieden wie die Jahreszeiten. mancher hört lieber die Frösche schreien wie die Nachtigall singen wär es auch nur darum weil er weis das erstere stets in ihrem Sumpfe bleiben wenn die letzteren mit den schönen Frühling einziehen; doch wird manche Nachtigall eingefangen, um das Ohr für immer zu Ergötzen! — vom Froschfang der art hörte ich noch nichts!

Sie mögen mir meine Profaische Vernunft aus Caprice oder Grundsatz zusagen, daß nehme ich nicht übel, und wenn Sie auch behaupteten, ich sei gar im mindesten dadurch nicht Interessant, so würde ich Sie doch Freundlich ansehn, und mich hinter einen Philosophischen Lehrstuhl von Diogenes seiner art — mit meiner Eigenliebe versteckeu, damit diese Grausame behauptung keine Wurzel in meinen Herzen fassen könnte — sehen Sie welch eine Gelehrige Schülerinn Sie bekommen — das Werk wird den Meister loben! — Wenn ich zu jenen Zeiten in Athen gewesen wäre wie Diogenes im Glanz der Sonne mit der Leuchte herum Spazierte, warlich ich glaube wäre meine Gnthergzigkeit durch Erbittung eines Almosens von ihm auf die Probe gestellt, ich würde mehr aus Furcht wie Mitleiden wohlthätig gewesen sein; hatt das mich vielleicht die Lehren ihres Aristipp con amore angezogen hätten. — von diesen mögte ich schon mehr hören, und wenn Sie mahl nichts besseres zu thun haben, so Unterhalten Sie mich von seinen ideen und Meinungen — es wird eine gute Stelle finden.

Digitized by Google

Aber Du gütiger Himmel welch ein Geist stieg mit Ihnen am 7. Nov. aus den Federn — indem Sie mich Ihre Huldigung darbringen, sollte man glauben Sie hätten vom Ritter von Mancha geträumt und wären gesonnen ihm zu kopieren — es sind solche Kraftausdrücke, das Alle Felsen und Wälder erschüttert werden könnten — Sie sind ganz das Gegenstück des berühmten Sängers der seiner Laura die schönen Lieder und Klagen weihte bei dem die Sentimentalität zu Haus war. Die ich Hier bei Sie vernüße, obgleich ihr nach der aus Gefälligkeit für mich, ein Liebenswürdiges Loblied gelungen wird. Sagen Sie mir doch was ist denn Ihre Fantasie wohl anderst wie wahre Sentimentalität? mit einer Hingebung ohne Grenzen eilen Sie ihr nach; und sind dies nicht Sentimentale Träume, welche die Wirklichkeit im Reich der Phantasie ausbildet? —. Gott mein Wagen steht vor der Thür ich darf die Pferde nicht warten laßen den sie sind bös adieu so lange — die Störung ärgert mich. —

D. 5. Meine Kinder waren Gestern bey mir, ich hatte eine kleine Spazierfahrt mit Sie gemacht und hat sie ungütig meine Gäste sein, wir Eßen erst 4 Uhr zu Mittag. Die kleinen Damen sind dann äußerst Glücklich wie Sie sich den auch mein Vergnügen dabei wohl denken können.

Machen Sie nun Weinachten keine Thüren und Fenster auf, den ein Christkindchen weiß seinen Eingang ohne dies zu finden, und da es nur klein ist so wird es auch nicht mit großen Gaben kommen vielleicht bringt es noch gar nichts? wir werden sehen!

Leben Sie wohl! und Gedenken Sie meiner — und wenn Sie in den Botanischen Garten gehen so vergeßen Sie über seine zusammengestellten künstlichen Pflanzen nie, das Sie auf dem Boden waren und die Bolken zu ihren Füßen zogen! Die Natur bleibt sich Getreu, doch die Menschen ihr nicht immer!! — Ohne Wandel Ihre Freundin

L."

Man sieht, die Frau ist das richtige Kind ihrer Zeit, und das Geschick, mit dem sie den Anbeter gleichzeitig eifersüchtig zu machen und ihn zu schmeicheln versteht, verdient auch für jene „gute, alte Zeit", wo sich der Lebensinhalt so vieler Frauen in derlei Künsten erschöpfte, Beachtung. Und welche Vorsicht läßt die schlaue Dame walten — angenommen, daß der Brief in unrechte Hände käme, sogar in die des Gatten — was erführe er daraus, das ihn irgend aufregen könnte?!

Wie der Brief wirkte und wie er beantwortet wurde, sei ein nächstes Mal mitgeteilt.

Noch ehe Schulze diesen Brief in Händen hatte, hatte er wieder eine langmächtige Epistel begonnen, aus der hier die folgenden Stellen mitgeteilt seien:

„Am 3. Dezember 1811. Gestern habe ich meinen Brief an Sie fortgeschickt, meine liebe Freundin, und heute fange ich schon wieder einen neuen an. Sie sehen also, daß ich mich dem Glauben, daß meine Briefe nicht zu lang für Sie seyn können, gutmüthig hingebe. Allein wenn ich die Sache vernünftig überlege, so muß ich mir leider gestehen, daß dieser Glaube nicht immer dauern kann. Selbst der köstlichsten Genüße wird man überdrüßig, wenn sie uns immer auf's neue geboten werden, wie sollten Ihnen also auch nicht meine unendlichen Briefe, die ich, wenn ich sie auf die Liste der Genüße setzen will, höchstens mit einem Stücke trockenes Brods vergleichen kann, wie sollten Ihnen diese nicht endlich Überdruß erwecken? Ich bitte Sie herzlich, meine geliebte Freundin, sollten Sie je einen meiner Briefe mit weniger Vergnügen lesen, so schreiben Sie es mir aufrichtig. Dann ist es Zeit meiner schreibsüchtigen Laune Einhalt zu thun und ich kann dann vielleicht noch hoffen durch sparsame Erinnerungen, das Gefühl in Ihnen zuweilen wieder anzufachen, welches einst mein Glück machte. Ach es würde mir freylich sehr wehe thun, wenn ich mich je überreden müßte, daß Sie weniger an mich dächten, als ich mir jetzt schmeichle, aber einem abgesetzten König bleibt es doch immer angenehm, sich zuweilen mit Scepter und Krone vor den Spiegel zu stellen und sich noch einmahl in den glücklichen Zustand seiner ehemahligen Würde zu träumen. So würde auch jene Empfindung bey Ihnen mich noch immer auf Augenblicke beglücken, wenn mir auch die Pforten des verlohrenen Paradieses verschloßen blieben.

Am 7. Dezember. Ich möchte Ihnen so gern schreiben, meine Liebe, und doch weiß ich nicht was. Zu einem Briefe gehört ein freyer Geist und eine freundliche Fantasie und beydes stimmt sich jetzt bei mir an der Wißenschaft so ab, daß ich Ihnen doch kein Vergnügen durch meinen Brief machen kann. Wer sich den ganzen Tag mit der Enträthselung lateinischer und griechischer Schriftsteller plagt, die ihm oft nicht einmahl die Mühe belohnen, die er darauf wandte, der ist gezwungen einen solchen Aufwand von Geist an erbärmliche Kleinigkeiten zu verschwenden, daß ihm für die gesellschaftliche Unterhaltung nichts übrig bleibt. Freuen Sie Sich, daß ich jetzt nicht bey Ihnen bin, denn ich könnte Ihnen eine ganze Stunde hindurch die Bestandtheile eines griechischen Versmaßes zergliedern und glaubte doch vielleicht Sie vortrefflich unterhalten zu haben. In einem Briefe sieht man sich besser vor, weil man seine Thorheit immer vor Augen hat, da sie in der Unterredung mit dem verhallenden Tone — —"

Hier bricht der Bogen des Entwurfs ab, den Schulze seiner Gewohnheit gemäß für jeden, selbst den gleichgültigsten Brief entwarf und sorglich durchkorrigierte, ehe er das Schreiben absandte. Aus diesen Entwürfen gebe ich die vorliegenden Mitteilungen, denn die Originale der Briefe haben sich, wie hier vorauszunehmend bemerkt sei, im Nachlaß der Frau von Pentz nicht vorgefunden; sie bewahrte sie ihr Leben lang treulich auf, verbrannte sie jedoch vor ihrem Tode. Zweifellos enthält der verloren gegangene Bogen auch Eintragungen Schulze's vom 8. und 9. Dezember; der nächste, der uns erhalten ist, beginnt mit der vom 10. Dezember, wo dem Dichter der zuletzt mitgeteilte Brief der Dame bereits vorlag:

Digitized by Google

Tausend Dank für Ihren freundlichen Brief, meine Liebe, nichts wäre fähiger, die Wolken zu zerstreuen, die sich um meine Seele gelagert hatten, aber einen so schnellen Trost wagte ich nicht zu hoffen.

Doch heute will ich alle trüben Gedanken verbannen und mich ganz dem Genuß überlassen, den mir die Unterhaltung mit Ihnen gewährt. Daß die Gesellschaften in Hannover nicht viel interessanter sind, als die hiesigen, glaube ich Ihnen gern, denn der Ton ist sich in dieser Rücksicht überall ziemlich gleich. Man muß sie entweder aus der Absicht, wovon ich Ihnen oben schrieb, besuchen, oder ein gewisses geheimes Interesse bey ihnen finden, welches zuweilen, wie ein Blümchen in der Wüste im Stillen keimt. Nach Ihren Äußerungen muß ich voraussetzen, daß der tanzende Engel und der schwermüthige Sänger, mit den schönen braunen Augen, sich in jenen Thees nicht häufig einfindet, denn sonst würde ich ja nicht so viele Klagen hören. Ich bin außerordentlich geschickt, die Rolle eines Vertrauten zu spielen, der mit Rath und That hilft und da Sie von mir eine Confidence in Rücksicht der Tänzerin in der tempête verlangen, so werden Sie doch recht gesinnt seyn, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Im Vorbeygehen muß ich Ihnen versichern, daß jene blauen Augen, von denen ich an jenem Abend einen freundlichen Blick erhielt, es mit den schönsten braunen Augen aufnehmen und wenn auch vielleicht nicht so viel Sentimentalität darin ist, so wird diese doch durch den Muthwillen ersetzt, den die Gewohnheit zu siegen damit erzeugte. Auch ihr Gesang ist nicht zu verachten und wenn Sie sehen sollten, mit was für einer bezaubernden Miene sie die Worte singt:

Et de quoi vous plaignez vous,
Mon ami, quand je vous aime!

so würden Sie selbst finden, daß nur Sie meine geliebte Freundin, die Ursache seyn konnten, weswegen man solche Blicke nicht so hoch schätzt, als sie vielleicht werth sind.

Die Unannehmlichkeit, von der Sie fälschlich glauben, daß ich den Umuth darüber auf Sie übergetragen habe, ist für Sie so wenig interessant, daß ich Ihnen wahrscheinlich kein Vergnügen machen würde, wenn ich sie Ihnen der Länge und Breite nach erzählte. Der Dekan der filosofischen Fakultät legte mir einige Schwierigkeiten in den Weg, die indeß jetzt beseitigt sind. Wahrscheinlich rührte seine üble Laune von einem kleinen Fauxpas her, den ihm ein Epigramm auf die Filosofie an die Stirn geschrieben hatte. Er vertiefte sich nähmlich bei einem Diner, welches der Präfekt am Geburtstag des Königs gab, in die Untersuchung der verschiedenen Gemüthszustände, die der Wein im Menschen hervorbringe und da er als ächter Filosof in seinen Spekulazionen immer nach dem Höchsten strebte, so verlohr er am Ende mit dem moralischen Gleichgewicht sein physisches und that einen Fall, wovon die Spuren nach 14 Tagen nachher zu sehen waren.

Da ich aus Ihrem Briefe sehe, daß Sie auf den Nachtigallenfang ausgehen, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einige kleine Winke gebe, die für diese Beschäftigung von großer Wichtigkeit sind. Setzen Sie Ihren Gefangenen in eine hübsche geräumige voliére die mit grünen Zweigen und Blumen durchflochten ist, um des Himmels Willen nicht in einen kahlen Käfich von Drath. Wenn er den Schein der Freiheit behält und bemerkt, daß Sie ihn nicht blos haben wollten, um sich von ihm amüsiren zu lassen, sondern selbst eine Art von Zuneigung für ihn fühlen und ihm seine Gefangenschaft süß zu machen suchen, dann wird er Sie als seine Beglückerin ansehen und so viele hübsche Liederchen singen, als er kann. Nur hüten Sie sich ja, ihm einen Gefährten zuzugesellen, Sie wissen, wie eifersüchtig diese Thierchen aufeinander sind und daß sie sich wechselseitig todt singen, wenn man sie in einen Käfich oder doch nahe bey einander setzt. Freylich würden Sie dann mehr Amüsement haben, ich trane Ihnen aber nicht das Herz zu, es sich auf diese Art zu verschaffen. Die Frösche können Sie immer bey Tausenden in ihrem Sumpfe quacken lassen, denn da jeder unstreitig seine Stimme für die schönste hält und nichts weiter als gehört werden will, so wird keiner über das Geschrei seines Nebenfrosches böse werden.

Sie werden mich heute vielleicht etwas boshaft finden, aber ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich mich mit den Waffen zu wehren verstehe, womit man mich angreift. Ich weiß freylich recht gut, daß Sie mich in Ihrem künftigen Briefe mit gleicher Münze bezahlen werden und bete andächtig die Verse von Schiller, von denen jedoch die beyden letzten nicht recht Schillerisch klingen:

Gefährlich ist's den Leu zu wecken
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Doch eine hübsche Frau zu necken
Dies ist der allerkühnste Wahn.

Gute Nacht, meine Liebe. Wenn Sie sich rächen wollen, so rächen Sie Sich nur an meiner Zunge nicht an meinem Herzen.

Daß der Dichter es verstanden hat, sich „mit den Waffen zu wehren, womit man ihn angreift", wird nun allerdings Niemand bezweifeln. Auch er vertieft es, gleichzeitig eifersüchtig zu machen und durch Sentimentalität zu rühren, auch er ist, um endlich das bezeichnende Wort zu brauchen, das gewiß längst jedem Leser dieser Aufzeichnungen auf den Lippen geschwebt hat, durch und durch kokett. Die Mitschuld daran trägt die Zeit, aber die Buße hat der Dichter selbst voll bezahlt, wie wir später sehen werden, — mit seinem Glück, ja mit seinem Tode.

Digitized by Google

Epigonen.

Jüngst sah auf einem meiner stillen Gänge
Ich einen Baum von seltsamer Gestalt,
Wie seinesgleichen nie mein Auge schaute.
Weil halb im Licht er, halb im Schatten stand,
Meint' ich zuerst, daß mich die Sonne äffe.
Dicht Baum noch Strauch: ein krauses Mittelding.
Der Stamm unförmlich kurz und dick, die Krone
Ein dichtbelaubter, ästeloser Knauf,
Der ungegliedert, regellos darauf ruhte
Wie eines dunkeln Riesenpilzes Dach.

Der Stamm — ob einer Linde Rest, ob eichen
Gehört' einst sicher einem König an
Im Reich der Bäume. Mehr ließ nicht erkennen
Der neid'schen Wucherpflanze dicht Geschling,
Das sich mit tausend Würzlein d'ran geklammert,
Und, d'ran erstarkt, in üpp'ger Fülle sprießend
Sich kühn anmaßte eig'nes Lebensrecht.

Und wie man um die Säule eines Großen,
Der frei und stark zur Höh' emporgestrebt,
Ein wimmelnd Völklein krabbeln sieht, das emsig
Backsteine schleppt herzu zum Weiterbau,
Bis jene Säule, die so stolz gestanden,
Ein weithin weisend Ehrenmonument
Selbstzeig'ner Kraft, nur mehr als Stützepfeiler
Den Mauern dient, die sie, verborgen, trägt,

So sah ich um des Baumesriesen Leiche
Die Blätter wagen seines grünen Grabs,
Von Sperlingen, die in den Epheuranken
Laut zwitschernd hausten, ruhelos bewegt.

Doch die Bewegung hemmt der kurze Stengel,
Und dieses Wogen war nicht halb so schön,
Wie wenn durchs Laub der biegsam schlanken Zweige
Der andern Bäume jäh ein Windstoß fuhr
Und jedes Ästlein rascheste und rauschte.
Das war wie Flügelschlag des freien Aars,
Verglichen mit dem Ängstlichen Gestatter
Der Spatzenbrut.

Und dennoch hing gefesselt
Mein Blick bald wieder an dem Zwitterwesen,
Und sein Gedeih'n lockt' mir ein Lächeln ab
Geduld'ger Nachsicht. War's doch auch ein Bild
Der nimmermüden Schaffenskunst des Seins,
Die Tod nicht kennt, nur ewig neues Werden,
Und aus dem einen Großen, das da fällt,
Läßt Lebensodem vieles Kleine saugen,
Das, fröhlich wuchernd, in naiver Selbstsucht
Die Stütze zwar verhüllt, um die sich's rankt,
Und undankbar beschleunigt ihr Vermodern,
Doch unbewußt in jeder seiner Ranken
Ihr Angedenken frisch hält und unsterblich.

Maria Solina.

An den Mond.

O holder Mond, nun ist ein Jahr vergangen
Seit jener Nacht, da ich, von Leid gequält,
Von diesem Hügel zu dir aufgeschaut:
Du schwebtest über jenes Waldes Wipfeln,
Die du auch heut mit vollem Licht umstrahlst.
Doch mir erschienst du zitternd und verschleiert,
Weil heiße Thränen meinen Blick getrübt,
Die mir des Daseins Bitterkeit erpreßt.

Und herb wie damals ist noch jetzt mein Leben,
O trauter Mond. Und dennoch weil' ich gern
Bei der Erinn'rung, birgt sie mir auch Schmerz.
Wie süß und heilsam ist es, in der Jugend,
Da lang der Hoffnung Bahn, und das Erinnern
In schnell entflieht, der alten Zeiten denken,
Auch wenn sie trüb, und wenn das Leid noch währt.

Aus dem Italienischen des **Giacomo Leopardi** von **Valerie Matthes.**

Ich harre.

Ich brauch' ein ganzes Sonnenglühn
Für alle meine Herzensliefen,
Auf daß zu Blumen auferblühn
Die Keime, die durch Jahre schliefen.

Nur ganze Liebe, ganzes Leid
Vermag dies Wunder zu vollbringen.
Doch harr' ich meiner Osterzeit,
Da auch die tiefsten Gräber springen.

Karl Ernst Knodt.

Johannistrieb.

Was weckt dem alten Eichenbaum
Die zöllich-zarten Triebe?
Die starre Rinde löst ein Traum
Von sommerwarmer Liebe.

Was will des späten Vogels Ruf
Sich in die Nacht verirren?
Ein Herbststurmtraum ihm lispelnd schuf
Noch einmal Lenzesgirren.

Was pochst Du, thöricht Herz, denn so
Und möchtest bang verstecken,
Daß Dich noch einmal jugendfroh
Die Liebe mußt' erwecken?

E. Galli.

Digitized by Google

Metrische Übertragungen.

I.

Als wir im letzten Sommer die Gedenktage des großen Jahres 1870 feierten und die Summe all der Erfolge und Errungenschaften zogen, die das Vierteljahrhundert deutscher Einheit unserm Volke gebracht, da fand — seltsam genug — keine der großen Zeitungen den Raum, auch der Litteratur zu gedenken. Durch welche Gründe immer sich dies Schweigen erklären mag, der Mangel an Stoff war's gewiß nicht. Natürlich kann die Einleitung zu einer kritischen Übersicht nicht nachholen wollen, was selbst ein Essay kaum eben angedeutet, nicht erschöpft hätte. Nur zweierlei sei gesagt: Die schönste Hoffnung und die schlimmste Befürchtung haben sich beide nicht erfüllt. Man schwärmte von einer neuen, großen Epoche der Dichtung, die unmittelbar den großen Siegen folgen, an sie anknüpfen, von ihrem Geiste erfüllt sein werde. Es war unhistorisch, dies zu hoffen; der Stoff an sich schafft keine großen poetischen Kräfte, sie müssen vorhanden sein. Auch überlab man, daß jeder Epitaphe eine Ernüchterung folgen müsse; gerade die besten Dichter unserer Gegenwart sind nicht im Sinne des politischen Schlagworts „national“. Aber ebenso wenig hat sich die Befürchtung erfüllt, daß der Chauvinismus den Ausbau der Weltlitteratur in deutscher Sprache unterbrechen, eine ungerechte Geringschätzung fremden Geisteslebens bewirken werde. Auch diese Furcht war unhistorisch; wie ein Baum nicht plötzlich rote, statt grüner Blätter anlegt, ändert ein Volk sein innerstes Wesen nicht; wir Deutschen haben nun einmal vor allen Völkern das liebevollste Verständnis für fremde Art und den stärksten Hang, sie zu überschätzen. Dabei ist es auch bis heute geblieben; man denke an die Ibsen-Feier in Berlin — in welcher anderen Stadt außerhalb Skandinaviens hat eine ähnliche Huldigung eben oder überhaupt nur eine Feier?! Thaten wir hier zu viel, so thun wir auf dem Gebiet der Nachdichtung nur eben das Richtige — es wird viel gearbeitet, aber nicht zu viel. Und wird einmal an Überflüssiges Kraft gewendet — was liegt daran? Aber im Allgemeinen wird gut und verständig gearbeitet.

Das wird auch die folgende Übersicht erweisen, obwohl sie aus dem überreichen Stoff nur Einiges herausgreift.

Trotz allen Ansturms auf das humanistische Gymnasium werden die klassischen Sprachen noch immer in Deutschland eifriger gepflegt, als in irgend einem andern Lande der Welt, und die Zahl der Männer, die, ohne Philologen von Fach zu sein, ihren Homer oder Horaz in der Ursprache lesen können, ist hier noch immer größer als anderwärts. Eben darum werden auch bei uns die Alten noch immer neu übersetzt und auch diesmal liegen uns zwei Bücher dieser Art vor: Des Horatius schönste Lieder. Der Antike entrückt und verdeutscht zu Nutz und Frommen der Poesie. Dichtungen von Hermann Stegemann. Zweite vermehrte Auflage. (Basel, Benno Schwabe) und: Satura. Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal.

In freier metrischer Übertragung von Hugo Blümner. (Leipzig, B. G. Teubner.) Beiden Büchern ist das äußerliche gemeinsam, daß sie von Reichsdeutschen stammen, die in der Schweiz leben — der Rheinländer Stegemann als Redakteur in Basel, der Schlesier Blümner als Professor in Zürich — und insofern auch ein innerliches Moment, als es ihnen in erster Linie darauf ankommt, den dichterischen Wert der Originale erkennen zu lassen. Doch haben sie grundverschiedene Wege zu diesem Ziel eingeschlagen und man wird sie, was ihren Wert betrifft, sehr verschieden beurteilen müssen.

Hat es schon zur Zeit der ersten schlesischen Dichterschule, dann im XVIII. Jahrhundert nicht an Versuchen gefehlt, den Geist der Antike in der Nachdichtung zu retten, indem man die Form opferte und moderne Metren wählte, so verzeichnen die Bücher-Kataloge des ablaufenden Jahrhunderts vollends zahlloie Arbeiten dieser Art, von denen allerdings kaum eine zu größerer Verbreitung gelangt ist, obwohl sich Achtungswertes darunter findet. Wohl nicht ganz mit Recht suchten sich die Nachübertragenden die geringen Erfolge ihrer Vorgänger dadurch zu erklären, daß diese dem modernen Sinn zu wenig Zugeständnisse gemacht. Werfen die Einen, so z. B. Gustav Brandes im „Griechischen Liederbuch“ nur die antike Form und einiges Beiwerk über Bord, so tilgten Andere — zuletzt Jakob Herzer in seinen „Dichterklängen aus dem Alterthum“ — fast Alles, was noch an Glauben, Sitte, Weltanschauung der Alten erinnerte, so daß schließlich bei ihm nur eben ein Gerüste übrig blieb, das freilich überall „verständlich“ war, aber auch nirgendwo mehr interessant. Durch dieses warnende Beispiel nicht gestört, ist Stegemann noch einen Schritt weiter gegangen: er suchte aus Herzens Not geradezu eine Tugend zu machen, indem er bewußt darauf ausging, „alle mythologischen und persönlichen Anspielungen zu unterdrücken oder aufzulösen, alles Heidnische in christlich-moderne Anschauungen umzuwandeln“, es war geradezu seine Absicht, „den Geist des Altertums zu vertreiben um des Geistes der Poesie willen.“

Und was ist dabei herausgekommen? Was sich notwendig überall ergiebt, wo ein Unmögliches durch schiefe Mittel angestrebt wird. Ein Unmögliches, sagen wir, denn obwohl Stegemann im Vorwort stolz betont, daß auch er ein Dichter sei und einzelne dieser Nachdichtungen, was Glätte, ja Wohllaut der Form betrifft, diesem Urteil nicht widersprechen, so befindet er sich doch hier in einem grundsätzlichen Irrtum über das Wesen jedes, und nun gar des lyrischen Gedichts, vor dem gewiß ein Poet durch sein eignes Schaffen, mag es nun bedeutend oder minder bedeutend sein, hätte bewahrt bleiben müssen. Denn jedes Gedicht ist ja eine Einheit, die Form nichts Zufälliges, sondern etwas Organisches, das nur eben so und nicht anders hatte wachsen können; die Seele ist auch hier nur durch den

Digitized by Google

Körper sichtbar und vernichtet man mit Absicht den Körper, so wird man die Seele nicht einfangen, sondern mit vernichten. Was hier nach heißem Bemühen vom Horaz übrig geblieben, sind „Dichtungen von Hermann Stegemann", aus denen Niemand von dem Wesen des antiken Poeten eine Anschauung gewinnen kann, und von Stegemann so viel erfährt, daß er formal gute Verse schreibt, denen freilich alle Eigentümlichkeit fehlt, so daß der Beisatz auf dem Titel: „Zu Nutz und Frommen der Poesie" wie eine ungeheuerliche Naivität berühren muß. Einige Beispiele mögen erweisen, daß diese Meinung keine zu harte ist. Die Ode „Aequam memento rebus in arduis" giebt Stegemann wie folgt wieder:

Ob das Glück dein Herz versäumet,
Unglück regt die schwarzen Schwingen,
Ob die Freudenglocken klingen,
Tich des Lebens Lust umschäumet:
Stehe stolz und unbewegt,
Bis der Tod dich fällt und legt.

Hier, wie in der Folge, sei mit Rücksicht auf den Raum nur die erste Strophe wiedergegeben. So bei „Iuteger vitae":

Wem Unschuld einst gereicht den Kranz,
Ein reines Herz geschenkt,
Der meidet Wehr und Waffenglanz
Und wandelt ungekränkt.

Machen wir es einmal umgekehrt. Stegemann dichtet:

Der Winter ist gesunken,
Die Luft ist frühlingslind,
Schon zieht auf blauen Fluten
Ein Segel mit dem Wind.
Die Ahnenglocken klingen,
Der Pflüger mißt das Feld,
Nun werden die Tritten nimmer
Mit Silberreif bestellt.

Und das sollte Horaz sein?! Freilich: „Solvitur acris hiems grata . . ." Aber wem man es nicht sagt, wird's schwerlich erraten.

Unendlich maßvoller verfährt Blümner in der Modernisierung der alten Herrn, und dies eben ist einer der Gründe, warum er viel mehr erreicht hat, als Stegemann. Auch er hat kein antikes Metrum gewählt und den Hexameter durch den frei gereimten fünffüßigen Jambus ersetzt, auch er mehr der Treue im Sinn, als der im Wortlaut nachgestrebt, auch er Einzelnes, das nur durch einen eingehenden Commentar hätte verständlich gemacht werden können, entschlossen über Bord geworfen. Aber die Hauptsache ist gerettet: der Leser erhält eine Anschauung von dem Wesen der drei Dichter und der Atmosphäre, in der sie schufen. Die Lektüre des Buches hat uns nirgendwo eine andere Empfindung bereitet, als die der behaglichen Freude, die sich einstellt, wo Absicht und Kraft des Autors in rechtem Verhältnis stehen. Nicht alles freilich scheint uns in gleichem Maße gelungen. Blümmers Vers ist immer glatt und gewandt, nicht selten von feiner Grazie, aber nicht immer knapp und ciseliert genug; darum gelingt ihm die behagliche, launige Plauderei am Besten, wo das Salioppe nicht stört, im Gegenteil ein Vorzug mehr sein kann; aber den Dolch des Epigrammes weiß seine Verskunst selten scharf genug zu schleifen und schon der Panzer der bittern Satire paßt ihr nicht. Darum scheinen uns die Satiren des Horaz die gelungensten Stücke im Buche; hier kann Blümner Alles bewähren, was ihm eignet, und läßt nirgendwo vermissen, was ihm fehlt; was Andere zum Scheitern gebracht, der Mangel an Einheitlichkeit der Färbung, weil sie die Stellen höheren Stils zu pathetisch nahmen und dann bei jenen, die sich der Prosa nähern, allzuplatt wurden, oder aber die Verwischung des Reichtums an Tönen, — diese beiden Klippen weiß Blümmer in klugem, sicherem Takt gleich gewandt zu umschiffen, so daß man wohl sagen darf, er sei dem Ziel einer tesbaren, d. h. für den gebildeten modernen Leser genießbaren Übersetzung dieser Satiren näher gekommen, als irgend einer seiner Vorgänger. Unter diesen Umständen bleibt es bedauerlich, daß er von den 18 Satiren, die uns erhalten sind, nur 10 übersetzte (es fehlen I. 2, 6, 7, 8, 10, II. 1, 4, 7), doch wird dem wohl abzuhelfen sein, sofern nur jene Stücke, die er bietet, die Beachtung finden, die sie verdienen. Hier einige Proben, die zu diesem Ziel beitragen und unser Urteil erhärten mögen. Wir wählen mit Absicht die bekanntesten Stellen. So aus der ersten Satire des ersten Buchs: „Est modus in rebus":

In allen Dingen gibts ein Maß, man muß
Am Ende sich an feste Grenzen binden,
Die so gezogen sind, daß weder vor
Noch hinter ihnen Recht'ges ist zu finden.

Oder aus der vierten Satire die berühmte Selbstcharakteristik:

Zunächst erklär' ich ein für allemal,
Daß ich mich selbst ansehme aus der Zahl
Derjen'gen, die ich möchte gelten lassen
Als Dichter; denn Du wirst gewiß nicht meinen,
Daß einen Vers nach Regeln abzufassen
Dafür genügend sei, noch wirst Du Einen
Für einen Dichter halten, der nur schreibt,
Was dem Gesprächston ziemlich nahe bleibt,
Wie das bei mir der Fall ist. Dem nur soll
Man dieses Namens hohe Ehren gönnen,
Dem Phantasie ist eigen, dessen Können
Ein Sinn begeistert, der des Gottes voll,
Und eine Sprache, die erhabnen Ton
Zu finden weiß.

Endlich setzen wir noch eine Stelle aus der bekanntesten Satire, vom Schwätzer (I. 9.) her. Der von dem redseligen Begleiter gepeinigte Dichter begegnet dem Freunde Fuscus Aristius und fleht ihn durch allerlei Zeichen an, ihn von dem Unbequemen zu erlösen.

Aber der Filou
Verstellt sich boshaft lächelnden Gesichts,
Als merkte er von meiner Absicht nichts.
Mir steigt die Galle auf. „Du jagtest doch,
Daß insgeheim, ich weiß nicht was, du noch
Mit mir zu reden hätt'st." — „Ich kann mich deffen
Gar wohl entsinnen, aber sicher sag'
Ich dies zu bess'rer Zeit. Hast du vergessen,
Daß heute großer, jüd'scher Feiertag?
Du wirst doch dem beschnitt'nen Juden nicht
So mit dem Hintern springen ins Gesicht?" —
„Ich habe ganz und gar nicht religiöse
Bedenken", sag' ich. — „Aber ich! Ich bin
Ein wenig abergläubischer darin,
Wie ja die meisten Menschen. Sei nicht böse,
Ich sage Dir es schon ein andermal".
Soll dieser Tag denn nur zu meiner Qual
So schwarz erscheinen sein? — Der Schalk macht sich
Davon, läßt unter'm Messer mich zurück!
Doch da begegnet uns zum guten Glück
Der Gegner meines Pein'gers; im Grimme
Ruft er: Wohin, Du Schuft! mit lauter Stimme u. s. w.

Man vergleiche die Stelle mit dem Original und wird zugeben müssen, daß die Treue im Sinn, wie in der Tonart hohe Anerkennung verdient. Nicht ganz so günstig war der Eindruck, den wir von den Übertragungen des Persius und Juvenal erhielten. Das liegt an der Eigenart Blümmers. Wollen wir sein hübsches und präcises Wort: „Horaz ist der lächelnde, Persius der bocierende,

Digitized by Google

Juvenal der stürmende Satiriker" gelten lassen, obwohl es ja, die Schattenseite jedes Oxymorons, nicht eben in's tiefste geht, so liegt ihm nun einmal das Lächeln näher, als das Docieren und der Zorn. Gleichwohl sind auch diese Teile des Buches sehr verdienstlich, schon weil sie jeden anderen Versuch, der ihnen vorausgegangen, thatsächlich an Geschmack und Lesbarkeit weit übertreffen. Wer diese Übersetzungen kennt — bei den Satiren des Persius ist auch bereits eine Nachdichtung in Jamben versucht worden — wird freilich finden, daß dies Lob an sich noch nicht schwer wiege; in der That ist weder Persius noch Juvenal bisher so übertragen worden, daß man sie recht hätte verstehen können. Die Aufgabe ist aber auch eine überaus schwierige. „Persius," bemerkt Blümner darüber, „schreibt absichtlich dunkel und gesucht; macht ihm die Übersetzung das nach, so kann es ihr ergehen, wie dem Original seitens eines der Humanisten, der den Persius mit den Worten abmachte: „Si non vis intelligi, non debes legi!" Das ist unbedingt zuzugeben, und er hat auch ein Recht darauf hinzuweisen, seine Übersetzung bezwecke, „dem Leser den Inhalt der Satire deutlich zu machen, selbst auf Kosten der Form oder des dem Dichter eigentümlichen Stils." Aber darauf eben kommt es an, wie viel dann von diesem Stil noch übrig bleibt; ist's nur ein karger Rest, so wird man die Übersetzung noch immer jenen empfehlen können, denen das Original unzugänglich ist, und in dieser Lage sind wir hier — nur handelt es sich dann nicht mehr um eine künstlerisch einwandfreie Nachdichtung. Freilich wendet Blümner selbst gegen einen Vorhalt dieser Art, den ein Mann von seinem Geschmack natürlich geahnt hat, prophetischen Sinns ein: „Schließlich ist ja auch dem satirischen Dichter selbst der Inhalt seiner Satire wichtiger, als die Form, und so ist denn auch die Aufgabe, die dem Übersetzer satirischer Gedichte gestellt ist, eine ganz andere, als sie etwa der Übersetzer eines Lyrikers oder Dramatikers hat." Aber das scheint uns eben nicht richtig, weder der Vordersatz, noch die Folgerung. Dem satirischen Dichter ist die Form durchaus nicht unwichtiger, als der Inhalt; man hatte in unserer oder irgend einer fremden Litteratur Umschau und wird finden, daß auf jeden Satiriker, der den Inhalt über die Form gestellt, einer kommt, der auf die Form gleiche oder noch größere Sorge wendet, als auf den Inhalt. Und darum ist auch hier die Aufgabe des Nachdichters nicht eine „ganz andere", sondern genau dieselbe. Wir wiederholen: diese Übersetzung des Persius ist die beste, die wir haben, aber welche ungeheure Kluft seinen Stil von dem des Horaz trennt, wird man ihr nicht so genau, wie wünschenswert, entnehmen können. Besser ist diese künstlerische Seite der Aufgabe Blümner in der Nachdichtung des Juvenal geglückt; namentlich die sechste Satire, die sich gegen das wüste Leben der römischen Damen richtet, kommt auch in der Tonart dem Original sehr nahe; wir bedauern, an dieser Stelle, wo auch auf Leserinnen Rücksicht zu nehmen ist, keine Probe bieten zu können. Blümner hatte, wie das Vorwort berichtet, ursprünglich die Absicht, sämtliche 16 Satiren des Juvenal zu übersetzen; das Buch enthält nur deren fünf (außer der bereits erwähnten noch die erste, dritte, fünfte und siebente), während von den sechs Satiren, die wir von Persius besitzen, die Hälfte übersetzt ist; Juvenal ist also zu kurz gekommen, vermutlich aus äußeren Gründen; die Herren Verleger lassen derlei Bände nicht gern stark anschwellen. Hoffentlich ist der Erfolg für eine vollständige Ausgabe ermutigend genug; das Buch verdient Beachtung.

Wenden wir uns nun von den Römern den neueren Romanen zu, so ist zunächst einer kleinen Schrift zu gedenken, die freilich keine Nachdichtung ist, aber den Inhalt einer Dichtung wiedergiebt: „Durch Dante." Ein Führer durch die „Commedia" in 100 Stanzen und 10 Skizzen von Paul Pochhammer (Zürich, Karl Henckell & Co.). Wir haben an Dante-Übersetzungen in Deutschland nicht eben Mangel; seit Gildemeister seine meisterhafte Übertragung veröffentlicht hat, dürfte auch eine neue Arbeit dieser Art keinen leichten Stand haben; natürlich wäre es aber verwegen, zu kritisieren, was man nicht kennt, und so sei an dieser Stelle nur verzeichnet, daß Pochhammer eine Übertragung in Stanzen beendet hat, zu welcher das vorliegende Büchlein gleichsam den Vorläufer bildet. Es enthält, in hundert Stanzen zusammengefaßt, den Inhalt der „Divina Commedia". Warum dies „Argomento" gerade die metrische Form erhielt, warum speziell die der Stanze, wissen wir nicht, erfahren es auch nicht aus dem Vorwort; jedenfalls war es eine höchst mühselige Arbeit, in je acht Zeilen, eine Inhalts-Angabe von verschiedener Länge hineinzupressen, und wir möchten meinen, daß jene, die Dante noch nicht kennen, vorziehen werden, ihn durch die Lektüre seines Werkes selbst kennen zu lernen. Was der Verfasser in Erläuterungen und Zeichnungen über die Struktur des Gedichts beibringt, vermögen wir — nur Verehrer Dantes, aber keine Danteforscher — nicht zu beurteilen; es liegt wohl an uns, daß uns Herrn Pochhammers Ansichten darüber ganz unverständlich geblieben sind.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Kaffan, A. O Menschenfreund', o Menschenleid! Gedichte. Dresden u. Leipzig. E. Pierson's Vlg. 1898.

Herold, Theodor. Breschen. Ein Sang aus der Zeit der Freiheitskriege. Münster i. W. Heinrich Schöningh. o. J.

v. Kobell, L. König Ludwig II. und die Kunst. Lfg. 1. München. Josef Albert. 1898.

Hamelins, Paul. Die Kritik in der englischen Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig. Th. Grieben's Vlg. 1897.

Galli, E., Ich bin allein. Erzählung. Berlin. Köln. Leipzig. Albert Ahn. o. J.

Grüninger, Hans M. Us em Oberland. Alamannische Gedichte. Baden-Baden. Pet. Weber. o. J.

Galli, Eugenie. Die Palmen von Bordighera und andre Erzählungen. Köln. Kölner Verlags-Anstalt u. Druck. A.-G. 1897.

Rayzh, H. O. Aus der Prawinz. — Smrm (Martha), Drama. Leipzig u. Wien. August Schulze. Lit. Anst. 1898.

Straßburger, Egon Hugo. Husarenlieder. Straßburg i. E. Fr. Engelhardt. 1898.

Laverrenz, Victor. König Wittichis. Ballade. Berlin. Stumpe & Winkler. 1898.

Bethge, Hans. Die stillen Inseln. Ein Gedichtbuch. Berlin. Schuster & Löffler. 1898.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Aus Sturm und Not.

Neue Geschichten von der Wasserkante.

Von **Philipp Kniest.**

(Fortsetzung.)

Der Tambourmajor.

(Schluß.)

Ich ging also nachmittags mit dem gutmütigen Meyer durch einen engen Gang nach der benachbarten Brauerei, von welcher von weitem schon kräftiger Malzgeruch und dichter Wasserdampf uns entgegenströmte.

„Min Jung", sagte Meyer, „Du schallst mal sehn, wo so 'n frischet Glas Beer ut 'n Fatt smecken deit!"

„Meyer", antwortete ich, „min Vatter hett mi verbaden, in'r Broeree wat to drinken, ick heff en Bestellung bi en gewissen Steffen uttorichten."

„Hm, hm", entgegnete er, „wat nse Herr, Din Vatter seggt hett, dat mutt gellen. Wat nich is, dat is nich! Indessen doch: Wenn ik Di mal nippen laate, dor ward he nicks nich entgegen hebben und Du ook woll nich, — min Prümptje achter de Kusen (Zähne) dat mag nu henjnsen!" Und damit schleuderte er seinen Kautabak in weitem Bogen weg, gerade als wir in die Hausthür traten, und spülte sich den Mund unter der im Eingange stehenden Pumpe aus.

„Et is man um den reinen Gesmack", sagte er. — Durch einen Windfang kamen wir auf einen großen, schneeweiß getünchten Flur, dessen Fußboden mit Sand bestreut, dessen freiliegende Balkendecke mit blauweißen Arabesken verziert war. An den Wänden hingen einige von Alter und Tabaksqualm fast ganz geschwärzte Ölgemälde (alte Bremer Patrizier vorstellend) und ein riesiger vergilbter Holzschnitt, der, wie mir gesagt wurde, ein Konterfei der Stadt Lübeck mit all' ihren hohen Häusern, Türmen, Thoren, Mauern und Zinnen war. Im Hintergrunde stand ein einfacher Schenktisch, hinter welchem an Haken große thönerne Krüge mit blanken Zinndeckeln hingen; auf einfachen Schragen lagen einige Fäßchen Braunbier, in welchen hölzerne Zapfhähne steckten, aus den Spundlöchern quoll der weißgelbliche Schaum hervor. An den langen in Reihen in der Halle stehenden Tischen saßen Arbeiter und Küpergesellen, die sich ihren Trunk schmecken ließen und gemütlich miteinander „schnackten". Meyer setzte sich zu ihnen, rufend: „Trina, gane en Kroog her! Ik heff nich lange Tid."

Aus einem Nebenraume kam sogleich ein wackeres, von Gesundheit und Nettigkeit strotzendes rotwangiges Mädchen herein, gekleidet in Rock und kurzärmelige Jacke, auf dem Kopfe die kleine goldgestickte Bauernmütze mit langen seidenen, unter dem Grübchenkinn zu einer großen Schleife verschlungenen Bändern.

„Gliks, Meyer", rief sie, ihr Strickzeug auf den Schenktisch legend und einen Krug mit dem schäumenden Bier füllend. „Ook en lüttjet Glas for den Jungen?", fragte sie freundlich.

„Nä, Trina, if gew em en Sluck af. Is Steffen in? He hett en Bestellung for em."

„Gah man na bawen, min Jung!", sagte sie, den Krug vor Meyer hinstellend und ihm freundlich zur Kredenz nickend.

Ich wollte gehen, er hielt mir aber den Krug hin und sprach:

„Nä, noch nich! Erst drink mal den witten Schumm af. De smeckt bäter as söte Melk, und männigeener lickt 'r alle tein Finger na und friggt 'n doch nich."

Da ich aus Erfahrung wußte, wie lecker frischer Bierschaum schmeckt, that ich einen so kräftigen Zug, daß Meyer rief:

„Hoolt stopp! Nu is 't aberst äwerleidig genoog, min Jung! Du drafst hier ja nich drinken, Du schallst ja man blos nippen! Indessen doch: ik doh Di 't gunnen. Mark Di dat: Wenn Du Beer drinken willst, denn bliw Din Lewen lang bi dat ole gode Brunbeer.

Digitized by Google

Dat is ächte Waare, väl bäter as Medizin und stickt dat nimodsche Lagerbeer dreedubbelt ut. Wer Brunbeer drinkt, de kriggt de Swindsucht nich und ward olt, wenn em de Knakenmann nich sunst up en unmerkensche Art to faten kriggt und in de Kuhlen smitt, oder in't Water up'n natte Art to Grunne gahn lett . . . . Trina! Noch en Kroog! Up een Been kann Nums nich stahn . . . So!"

Sie setzte ihm einen neuen Krug hin. Er blinzelte mit den Augen. Sah er sie oder den schönen dicken Schaum liebend an?

„Nu gah man na Steffen hen", sagte er lächelnd. „If mutt den Schumm alleenig hebben . . . Nä, nä, min Jung, alle Dage is kin Sunndag! In den Schumm, dor liggt de Kraft. If bin nich so'n Narr, dat if mi nich geern up'n Schumm schenken laate . . . Grüß Steffen und bliw nich to lange ut, if gah denn forens mit Di . . . Eins ist noth und zwei genug . . ."

„Und dree is nich to väl", rief ihm Jemand von einem andern Tische zu.

„Hol den Mund, Du bist ja noch nich dröge achter de Ohren", antwortete Meyer, während ich die enge Treppe nach oben hinanklomm.

Es war eine Art Gallerie, auf welcher ich anlangte, nicht sehr hell, aber ich konnte doch eine Thür, in welcher sich ein verhangenes Guckloch befand, erkennen. Ich klopfte an und trat auf ein schnarrend klingendes „Herein!" in das kleine, niedrige Gemach, dessen Wände mit Schlachtenbildern und den Portraits von Blücher und Wellington geschmückt waren. An einem Pulte stand ein hochgewachsener Mann, der sich nach mir umdrehte und an dessen wallendem weißen Bart ich einen Bekannten zu entdecken glaubte. Ja, wahrhaftig, er war es, der berühmte Stabstambour Steffen von der Bürgerwehr, der Vielbewunderte, Allgemeingeliebte in der Stadt!

Ich nahm unwillkürlich eine stramme Haltung an, als ich mich ihm näherte.

„Was bringst Du, mein Junge?", fragte er kurz und bestimmt, aber seine hellen Augen lachten dabei so freundlich, daß er sogleich mein ganzes Herz gewann.

Ich richtete meine Bestellung aus, die er sogleich in ein langes Buch, etwas umständlich, wie mich dünkte, eintrug, wodurch ich genügend Zeit fand, mich in der Kabuse, deren Fenster nach dem Hofe ging, wo Brauerknechte mit dem Reinigen von Fässern sich beschäftigten, umzusehen. Richtig, in der Ecke stand ja auch der mit großem silbernen Knopfe und rothweißen Quasten versehene Tambourmajorsstock! Ein Dragonerhelm und ein gewaltiger Pallasch hingen über der seitwärts stehenden Kommode. Beide paßten nicht zu der gegenwärtigen Charge des Mannes, das sah ich kleiner Bengel schon.

„Empfehlung an Vater und Mutter, alles sollte prompt besorgt werden", schnarrte er jetzt.

Ich starrte noch immer die kriegerischen Embleme an, die, wie auf Knaben überhaupt, eine gewaltige Anziehungskraft auch auf mich übten.

„Dat gefallt Di woll?", fragte er gutmütig. „Das war es und das — ist es!", schnarrte er wieder, indem er von Helm und Pallasch auf den Stock wies. „Waterloo!", sagte er stolz und setzte hinzu: — mir klang sein Ton etwas verächtlich — „und hier Kinnerkram, Suldatenspäleree! — Hast Du schon von Waterloo gehört?"

„Den 18. Juni feiern wir zu Hause auch", antwortete ich, „aber nicht halb so schön als den 18. Oktober".

„Deit mi leed! Donner noch mal, hett de Kujohn von Bonaparte dar loopen: o du lieber Augustin, Rock is weg, Stock is weg, de Hoot oof und de — Kopp noch bawenin! Use Wellington weer taag as Ledder, de Engelsmann und wi Hannoveraner stunnen as en Muur, harr us aberst all nicks nich hulpen, wenn de ole Blücher nich kamen weer as Ziethen ut'n Busch und harr den Franzmann to'r Retirade blasen. O, dat Kuddelmuddel! De Keerls de leepen as verruckt, und de ole Garde wurd't so flau to Sinne, dat se sich övergewen mußt."

Ich stand, aufmerksam zuhörend, da.

„Davon hast Du wohl noch nicht gehört?" fragte er.

„O ja", entgegnete ich, „Waterloo habe ich binnen wie Leipzig, — beide stehen ja im Kohlrausch und kommen jedes Jahr so regelmäßig wieder an die Reihe wie bei den Lutherschen das Sonntagsevangelium. Aber von Jemand, der dabei war, habe ich noch nichts erzählen hören."

„Junge, Du gefallst mi", sagte er und kraute mir im Haar. „Dat ging damals hart her. Guck mal eus? Hast Du schon mal eine hölzerne Hand gesehen?"

Steffen zeigte mir seine Linke und klopfte mit derselben so kräftig auf sein Pult, als ob sie ein Hammer wäre.

Digitized by Google

„De richtige hett . . . bald harr ik seggt, de Düvel haalt, — ik heff je for't Vaterland hengewen."

„Steffen!" rief jetzt eine scharfe Frauenstimme.

„Ik bin hier, Mutter!" antwortete er durch die geöffnete Thür hinaus.

„Blitv man sitten", hörte ich erwidern, „ik kam na bawen."

Ein ellenlanges Frauenzimmer kam in die Kabuse. Ihr Gesicht zeigte scharfe Züge, den eingekniffenen Mund beschattete ein nicht unbedeutendes Bärtchen.

„Mutter", sagte Steffen sanft und demütig, „Du kunnst den Jungen woll en Appel gewen."

„I wo, Steffen! Wat segg ick Di alle Dage, nich eenmal, dreemal und Du glöwst et doch nich? Du bist to god for de Welt! Ja, wenn't na Di gung, denn gewen wi allens weg und konnen bald mit'n Sack up'n Puckel up'r Straten rumsnorren! Ik kann doch nich jeden Jung en Appel in't Mul stoppen! Nä, is nich!"

„Mutter, wat de gode Wille deit! Dat is ja den olen Koopmann up St. Martini sin Sähn!"

„So, is he? . . . Wo heeit (heißeit) Du, Krischan?", fragte sie mich, schon freundlicher.

Ich nannte meinen Namen. Dann fuhr sie fort:

„Ja, Du schallst en Appel hebben! Dine Mutter is en gode Fro und hett mi faken (oft) besocht, wenn ik mit de Gicht in de Knaken in't Snur leeg. Kumm mit!"

Steffen gab mir seine Rechte und sagte:

„Besök mi ens wedder, min Jung, ick will Di denn mehr von Waterloo vertellen. Adjes ook!"

Ich ging mit der Alten, die mich in ihrer Stube aus einem Korbe den schönsten Apfel aussuchen ließ.

„Kumm man ens wedder", sagte sie auch. „Aberst, dat Du mi nich na Appels lungern deist! Eenmal und nich wedder! Man mutt dat bäten, wat man hett, to Na (Rate) holen."

Ich dankte, konnte mich aber doch nicht enthalten, zu erwidern, ich wisse nicht, was lungern sei.

„Na, nu kiek ens!", rief sie. „De Näse heff ik verdeent. Du bist de ollste in dat Kinnerneist. — De Appel fallt nich wid von'n Beerboom, mark Di dat, Steffensch!"

Sie ging mit mir zurück und schob mich fast die Stiege hinunter, an deren Fuß ich den schon auf mich wartenden Parlier Meyer fand, der mich lachend fragte:

„Na, hest Du den Appel krägen und wat von Waterloo hört?"

Ich zeigte ihm das rotbackige Prachtexemplar.

„Wat se is", plauderte Meyer im Gehen, „je hett en hellsch unnern Tufel (Pantoffel). So geit dat de olen Bullerballers von Suldaten faken: Butenhuse en Schinner und binnen en Sünner! He hett se sick in'n Kriege upjackt, dat olle Marketenderwiew! Se föhrt en Regiment, wo'r ik Danke! for seggen wurd. Scharp is se as Essig! En goden Essig is nich to verachten, dar smeckt de Kartuffelsalat von, man to scharp draf je nich wesen. Ähr Harte is nich dör und dör verinnt, dat heit Du schn. De Appels gaht ähr hart af, aberst se gimt se doch her."

Daheim berichtete ich von meinem Erlebnisse. Vater erzählte, daß Steffen, ein Hannoveraner, der unter Wellington schon in Spanien gedient, bei Waterloo in einem kühnen Reitergefecht, in welchem er heldenmäßig gekämpft, die linke Hand eingebüßt habe. Der Braver Plate, der selbst mit bei Waterloo gewesen sei, habe ihn und seine (Steffens) Frau, die er aus dem Felde mitbrachte — sie werde ihn nach seiner Blessur gepflegt haben — in Dienst genommen. Steffen, der seine Leidenschaft für das Soldatenwesen, und sonderlich auch für das Rasseln des Kalbfells nie verleugnete, sei bei Organisation der Bürgerwehr seiner Tüchtigkeit und seines imponierenden Äußern wegen zum Stabstambour berufen worden. Er sei in der ganzen Stadt bekannt und beliebt, ein Ehrenmann durch und durch, der mit größter Hingebung alle seine Pflichten erfülle.

„Besuche ihn nur wieder," schloß Vater. „Die Frau gilt für einen Drachen, soll aber, wie Mutter sagt, die sie genau kennt, so gar übel nicht sein."

„Mir hat sie einen Apfel gegeben," rief ich.

„Dann ist sie Dir gut, den kriegt nicht jeder," versetzte Mutter. „Gehe nur dreist wieder hin und fürchte Dich nicht vor ihr. Du kriegst noch mehr Äpfel oder dergleichen. In vierzehn Tagen kannst Du wieder Bier bestellen."

Ich freute mich auf den nächsten Besuch, — aber der Mensch denkt und Gott lenkt!

*

Der Schlaf ist mir von jeher kein ganz zuverlässiger Freund gewesen. Ich habe schon

Digitized by Google

als Knabe manch' lange liebe Nacht wach gelegen und auf die Geräusche, deren in einem alten, vom Keller bis zum Hahnebalken mit Waren belegten Kaufmannshause so gar viele sind, von Ratten, Mäusen und Katzen, Holzwürmern, Biegen der Balken, Rissen im Mörtel, Rieseln des lose gelagerten Getreides hervorgebracht. Indeß, daran gewöhnt sich ein Kaufmannskind allgemach und schrickt nur dann noch zusammen, wenn etwa ein Sack umfällt oder eine Katze einen Klotz zu Boden wirft, wodurch dann nächtlicherweile in den weiten Räumen eines so hohen Hauses ein donnerähnlicher Knall oder ein Rollen entsteht, welches sich widerhallend fortwälzt. Wenn der Sturm heulte und pfiff, um den gegenüberliegenden Turm raste und die draußen hängenden Schlagglocken leise und geisterhaft erklangen, dann ward mir oft doch so gruselig zu Sinne, daß ich unter die Decke kroch und ein Stoßgebetlein sprach. Noch unheimlicher aber war es, wenn mitten in der Nacht unten auf der Straße ein langgehaltener Pfiff erschallte, der sich immer weiter, von verschiedenen Richtungen her beantwortet, fortpflanzte, wenn kurz nachher in der Nähe oder in der Ferne die schaurigen Klänge der Glocken schrillten und brummten und immer lauter werdende Trommelwirbel und Hornsignale ertönten. Dann weckte ich die nebenan schlafende Mutter, welche die Hausbewohner alarmierte, denn bei gefahrdrohenden Ereignissen durfte niemand im Bette bleiben. Nun heulte auch wohl die Feuerglocke gegenüber; wir wußten von der Zahl der Schläge genau, ob nahebei oder in weiter entfernter Stadtgegend der Brand war, dessen Richtung bei Tage eine aus der Thurmluke gesteckte blutrote Fahne oder bei Nacht eine brennende Laterne andeutete.

So lag ich auch einst in stürmischer Nacht wach, als ich den verhängnisvollen Pfiff grade unter dem Fenster unseres Schlafzimmers ertönen hörte, der sogleich, wie ein vielstimmiges Echo weiter lief. Bald darauf vernahm ich Laufen, Rennen und Rufen auf der Straße. Ich richtete mich im Bette auf, das nahe am Fenster stand, schob die Gardine zur Seite und sah, wie sich ein Licht nach der Turmthür hinbewegte. Ich glaubte auch schon das ferne Gerassel herannahender Spritzen zu hören. Jetzt weckte ich die Mutter. Da lärmte auch schon die Brandglocke drüben und zwar in lauten, nicht absetzenden Schlägen, — das Feuer mußte ganz in der Nachbarschaft sein. Jetzt wirbelten die Trommeln durch die Nacht. Ich zog die Gardine offen und blickte nach der Turmspitze, die rot, wie glühendes Eisen, in die Luft ragte. Ich beugte mich vor und sah, daß der Himmel im Feuer stand, sah den vom Winde gescheuchten Funkenregen stieben und den feurigen Rauch hin- und herschwanken, wolkenähnlich davonziehend. Dort drüben in der Nähe der Brücke war das Feuer. Vater, der inzwischen bei uns weinenden Kindern erschienen war, öffnete ein Fenster und fragte Vorübergehende, wo es brenne?

„Bi Stolz an'r Wachtstraten", hieß es.

„Ei, du mein Himmel", rief Vater, „das Haus ist von oben bis unten bewohnt und liegt voller Kunn und Spiritus. Gott erbarme sich der armen Leute und schütze die Stadt."

Die Spritzen rollten von allen Seiten heran, Militär und Bürgerwehr zog auf und sperrte die Straßen, Nebengassen und Gänge ab. Alles dieses sahen wir Kinder, die im Nachtzeuge aus den Betten gesprungen waren, vom Fenster aus.

Da die Windrichtung unser Haus vor aller Gefahr sicherte, so erklärte Vater, daß er beabsichtige, sich an die Stelle des Feuers zu begeben, da er vielleicht einem in der Nähe wohnenden Freunde behilflich sein könne. Ich bat ihn, mich mitzunehmen, was er zwar zuerst verweigerte, doch gestattete er mir doch endlich ihn zu begleiten:

„Unter der Bedingung", sagte er, „daß Du unweigerlich zurückgehst, wenn ich Dir das befehle. Ich muß mich ganz auf Dich verlassen können?"

An pünktlichen Gehorsam gewöhnt, gab ich dieses Versprechen. Schnell war ich in den Kleidern und mit Vater auf der Straße, wo jetzt trotz der nächtlichen Stunde ein so gewaltiges, auf und niederwogendes Gedränge neugieriger Menschen sich bewegte, daß es schwierig war, an den die Brandstelle absperrenden Militärkordon zu gelangen. Nur seiner Bekanntschaft mit dem kommandierenden Hauptmann, einem Veteranen aus den Befreiungskriegen, verdankte der Vater, an dessen Rockschößen und Arm ich mich ängstlich festhielt, hindurchzukommen. Der Raum, in welchen wir traten, war von Zuschauern gänzlich entblößt; eine Menge Spritzen, von zahlreicher Mannschaft bedient, befand sich in voller Arbeit, Ketten von Eimer tragenden Leuten schleppten Wasser aus

Digitized by Google

den Brunnen und von der nahen Weser herbei. Eine furchtbare Hitze strömte das brennende Gebäude aus, dessen Dach, gerade als wir anlangten, mit Donnergeprassel zusammenstürzte, eine gewaltige Feuergarbe zum Himmel sendend. Das Gebäude selbst konnte nicht gerettet werden, alle Anstrengungen beschränkten sich darauf, die benachbarten Häuser vor dem entfesselten Elemente zu schützen. Überall auf den Dächern standen die Rohrführer, unerschrocken, der ihnen drohenden Gefahr zum Trotz, die Wasserstrahlen nach den bedrohten Stellen hinleitend.

„Siehe da, unsern Parlier Meyer!", rief Vater. „Der Kerl arbeitet ja wie ein Held!

Ich erkannte meinen Freund und hätte ihm gern einen erquickenden kühlen Trunk aus der Plate'schen Brauerei hingezaubert.

Nach dem brennenden Hause sah ich eine lange Leiter schleppen, die bis an ein Fenster im dritten Stock reichte. Es hieß, daß oben im Hause noch ein junges Mädchen sein müsse, das vermißt werde, die Tochter des Herrn Stolz. Wir hörten verzweiflungsvolle Rufe aus einer uns ganz nahen Gruppe. Vater erkannte die Stimme des ihm bekannten Herrn Stolz und schüttelte bedauernd den Kopf; ich hörte ihn leise sagen, daß unter diesen Umständen eine Rettung unmöglich sei, niemand werde sich finden, der sein Leben wage; in das brennende Haus zu gehen, sei der sichere Tod. Vater zog mich noch etwas näher hin; wir standen der Brandstelle jetzt schräg gegenüber und konnten alle Vorgänge genau beobachten. Ich war tief erschüttert, die Thränen stürzten mir aus den Augen; ach, wie gern würde ich helfen, wenn ich nur könnte! Doch ich war ja noch ein schwaches Kind! Mit einmal hieß es:

„Freiwillige vor! Ist niemand da, der Hilfe bringen will? Ein großer, reicher Lohn ist sicher!"

Aber keine Antwort erfolgte. Ich sah und hörte noch, wie einzelne der Spritzenoffiziere den Leuten zuredeten, die aber die Köpfe schüttelten.

„Et geit nich, et is unmägelk," hieß es von allen Seiten.

Herr Stolz rang verzweiflungsvoll die Hände:

„Rettet, Leute, rettet! Laßt mein armes Kind nicht elendiglich verbrennen!" rief er.

Abermals Gemurmel, dann wieder alles still.

Da drängte sich ein Mann heran mit langem, schneeweißen Bart. Ich kannte ihn.

„Steffen!" hörte ich rufen.

„Ja, ich bin Steffen!" antwortete der Alte. „Wo liggt dat Fräulein in'n Hus?"

Man deutete nach einer gewissen Richtung hin.

Steffen, der alte Tambourmajor, warf seinen Rock ab und schritt auf die an die Mauer gelehnte Leiter zu. Man hielt ihn zurück mit den Worten:

„Steffen, dat is unmägelk! Und denn for Di, den olen Invaliden, mit de eene Hand!"

„Laat't mi!" entgegnete er hochaufgerichtet und legte die Hand auf die Leiter. „Gott is in den Swacken mächtig. Ik heff faken genog den Dod in't Oge sehn und as Suldat in't Für stahn, — for dit Für furcht' if mi ook nich. Mit Gott!"

Er kletterte behend die Sprossen hinan; die Blicke folgten dem beherzten edelmütigen Manne, der in dem von der Hitze offen gesprungenen Fenster verschwand.

Ich war atemlos, die Minuten wurden mir fast zu Stunden. Gespannt standen die Leute ringsum, auf Aller Zügen malte sich ängstliche Erwartung. Wird Steffen zurückkehren? Ist er ein Opfer seiner Hingebung geworden? Keiner redet, jeder hält unwillkürlich mit der Arbeit inne, nur das Prasseln und Knistern des im Gebäude wütenden Feuers unterbricht die Stille.

Minute auf Minute vergeht. Steffen kommt nicht wieder . . . Er ist verloren . . .

Da plötzlich steht er auf der Fensterbrüstung, in seinem rechten Arm, über die Schulter gestreckt, hält er eine weibliche Gestalt — eine Leiche!

„Se leevt und hett einen Schaden nahmen!" ruft er mit mächtiger, aber doch vor Erregung zitternder Stimme. „Leggt noch en paar Leddern an. Gaue to! Helpt, unnerstützt mi!"

Die Leute thaten, wie ihnen geheißen war.

Glücklich kam der Alte mit seiner Last auf der Straße an, wo der Vater seine Tochter, deren Bewußtsein zurückgekehrt war, unter Dankesthränen empfing. Er ließ sie sogleich in ein benachbartes Haus tragen.

Ich sah, wie der Brandmeister auf Steffen zutrat, ihm die Hand schüttelte und mit ihm sprach. Der aber bewegte wie abweisend das Haupt, dessen Haar versengt und zerzaust war. Plötzlich wankte er und fiel in die Arme der Umstehenden, die ihn hinwegführten.

„Das ist ein braver Mann, dieser alte Soldat!" rief mein Vater, indem er mich mit sich zog. Er wollte heimgehen, da man des

Digitized by Google

Feuers Herr geworden war. „Die furchtbare Anstrengung wird ihn übermannt haben. Hoffentlich trägt er keinen Schaden davon! Das gebe der liebe Gott!“

Einige der Spritzen fuhren schon wieder ab, das Läuten und Trommeln verstummte, auch die Signale von den Türmen verschwanden, — die Gefahr war vorüber. Wir gingen noch wieder zu Bette und schliefen, da es die Sonntagnacht war, bis in den späten Morgen hinein.

Ich war, als ich erwachte, noch ganz erregt, von allem, was ich erlebt hatte.

*

Am Sonntage sprach man in der Stadt nur von dem verheerenden Brande, von der heldenmütigen That des alten Steffen und von seinem infolge der gehabten Anstrengung erfolgten — Tode! Ein Blutsturz hatte seinem Leben unerwartet ein Ende gemacht. Die Trauer um den Verlust des überall bekannten und geschätzten Mannes, der Stolz der bremischen Jugend, wenn er in seiner kriegerischen Würde auftrat, war allgemein.

Eine nach Tausenden zählende Menge folgte demnächst der Leiche zu Grabe. Ich gehörte zu denen, die mitliefen, zählte aber nicht zu den Neugierigen, die nur gaffen wollten, sondern zu denen, welche dem Verstorbenen aufrichtige Thränen nachweinten.

Die damals empfangenen Eindrücke sind mir lebendig geblieben. Noch sehe ich den mit dem Helm gezierten Sarg, hoch auf den Schultern von Bürgerwehrunteroffizieren getragen, langsam durch die Straßen schwebend, voran ein Trommlerkorps, gedämpfte Märsche wirbelnd, und den Zug Infanterie in Kriegsrüstung, von einem Offizier befehligt. Unmittelbar hinter der Bahre her schritt in schwarzer Kleidung Frau Steffen, steif und aufrecht, auf einem Kissen des Verstorbenen Ehrenzeichen tragend.

„Eine Soldatenfrau,“ hatte sie geäußert, „folgt ihrem Manne bis an das Grab! Scholl ik em nich de letzte Ehre gewen, de fotoseggen up'n Schlachtfelde fallen is?“

Dann kamen einige alte Lübecker Offiziere der Bürgerwehr, der Geistliche und das ganze unabsehbare Gefolge.

Ich hatte mir nach Jungensart einen Platz auf dem Friedhofe erobert, rittlings saß ich auf einem steinernen Grabkreuze, von wo ich alle Vorgänge am Grabe erblicken konnte. Von der Rede des Pastors verstand ich nicht viel, hörte aber hinterher, daß sie sehr ergreifend gewesen sei. Alle entblößten die Köpfe, als er Gebet und Segen sprach und dann formierten die Soldaten ein Viereck, um dreimal in das Grab hineinzuschießen, eine damals mit den Steinschloßflinten etwas umständliche Prozedur, die auf mich einen unauslöschlichen Eindruck machte. Nun schlossen die Totengräber in rascher Arbeit das Grab und wölbten den Hügel. Noch ein stilles Gebet und alles war vorüber! Unter munterm Trommelklang marschierten die Soldaten zurück und die Tausende verließen hinter ihnen her den Gottesacker. Ich sah noch, wie der Herr, in dessen Diensten Steffen gestanden hatte, sich an die Witwe wandte und ihr den Arm bot und ich hörte sie sagen:

„Ik danke, Herr Plate! Nä, dat paßt sich nich for Se! Ik stah un up mi süllens und kann ook alleenig na Hus gahn.“

Jetzt eilte ich heim und erzählte alles haarklein. „Steffen war ein kreuzbraver, tapferer und edler Mann,“ sagte Vater. „Es soll mich wundern, was aus der Frau wird.“ —

Ich habe keinen Apfel mehr von ihr erhalten, da sie sehr bald die Brauerei verließ, um in ein Stift, in welches sie sich eingekauft hatte, zu ziehen. Gesehen habe ich sie auch nicht wieder, wohl aber erfuhr ich später, daß sie dort bald das Kommando über alle die alten Frauen sich anmaßte und unter dem Ehrentitel „De ole Dragoner“ noch eine Reihe von Jahren lebte, ehe sie ihrem Steffen zur großen Armee folgte, der sicher seinen Tambourmajorsstock bis zum nächsten Stern vor Freuden aufwarf, als er sie schneidig und ehrenfest durch das Himmelsthor heranrücken sah. Möglicherweise hat er ihr zugerufen: „Hier is Fräden (Friede), Fro!“ worauf sie ihm vielleicht antwortete: „Dat weet ik, Steffen, dat brukt Du mi nich erst to seggen!“ — — —

Ich werde Dich nicht vergessen, alter, guter Steffen. Jedesmal, wenn ich die Trommeln wirbeln höre, denke ich Deiner. Wie aber würdest Du geschimpft haben, wenn Du unsre neumodigen Trommeln gesehen hättest! Du würdest sagen:

„Sind dat Trummeln? Joppenteller (Suppenteller) sind et! Is dat een Klang? Nä! Dat is ja rein, as wenn man gäle Arwten (Erbsen) in'n Pott schuttelt! Nä, to mine Tid weer dat doch anners. Wi so'n Kinnertrummelkram harr ik kine Lust, Tambourmajor to spälen.“

Digitized by Google

Peter Witt's letzte Steuermanns-Reise.

Oberhalb der Brücke am berühmten doppeltürmigen, alten Holstenthore zu Lübeck schließt sich an den Seehafen die schmalere Fortsetzung, der Flußhafen, Obertrave genannt. Dieser Wasserlauf, in welchem immer viele Fahrzeuge, die Stecknitzschiffe, liegen, gleicht so ziemlich einem Kanal. Die an demselben herlaufende Straße mit ihren Baumreihen erinnert an holländische Stadtbilder. Nur kleine, gewöhnlich mit ihrer Giebelfront straßenwärts schauende Häuser sind es, die dort stehen; und hier, wie in den Niederlanden, zeichnen sie sich, so niedrig und wenig imponierend sie auch erscheinen, durch schmuckes, reinliches Außere aus. Man merkt sogleich, daß Schiffer sie bewohnen, welche auf ihre Häuser am Lande die Zauberkeit und Niedlichkeit der Kajüten, in welchen sie an Bord leben, bekanntlich gern übertragen.

Die Häuser gehören auch fast sämtlich den sogenannten Stecknitzfahrern, einer früher fester geschlossenen Korporation, die noch heutzutage ein Amthaus in einer nahegelegenen Straße besitzt.

Dort, wo über der hügelansteigenden Nebengasse die hohen ziegelroten Zwillingstürme der altehrwürdigen Domkirche emporragen, steht das Häuschen des Schiffers Steffen Röhling, eines wohlhabenden Mannes, der mehrere Flußfähne zu eigen hat, unstreitig das hübscheste, wenn auch vielleicht das älteste, in der ganzen Reihe. Ein Treppengiebel, auf dessen Spitze sich eine kunstvoll geschmiedete, vergoldete Windfahne dreht, ziert es; von dem hellen grauen Anstrich hebt sich der üppig belaubte Weinstock mit seinem satten Grün gar artig ab. Hinter den mit schneeweißen Gardinen versehenen Fenstern blühen in glänzenden weißen Porzellantöpfen Geranien, Pantoffelblumen und ein an kunstreichgeschnitzten Stöcken gezogenes Myrtenbäumchen. Die eichene Hausthür zeigt noch den blankgeputzten messingenen Klopfer; neben ihr steht die lange, hübsch in Farbe gehaltene Bank, auf welcher an schönen Abenden die Familie zu sitzen liebt, häusliche Geschäfte treibend oder der wohlverdienten Ruhe pflegend. Es ist auch gar zu nett, auf das belebte Wasser zu sehen und drüben in den Laubkronen der Wallanlagen die Amseln und Nachtigallen flöten und schlagen zu hören. Hin und wieder keucht ein kleiner Dampfer vorbei, und regelmäßig, auf die Sekunde pünktlich, rollen die langen Eisenbahnzüge auf dem jenseitigen hohen Damm. Nachbarskinder spielen am Ufer unter dem Laubdache der Linden und Ulmen, bewacht von treuer Mutterliebe, die freundlich und ernst warnt, oft aber auch hart straft, wenn die Kleinen dem Engel, den sie allzeit bei sich haben, die Sache gar zu schwer machen, indem sie sich zu nahe an das Wasser wagen.

Da heute, trotz der schon vorgeschrittenen Jahreszeit — es ist gegen Mitte Oktober — die Hausthür weit offensteht, so ist die Diele bequem von der Straße aus zu überschauen. Sie ist verhältnismäßig lang; von den geweißten Wänden heben sich rechts und links die zu den Stuben führenden, in heller Holzfarbe gehaltenen Thüren kräftig ab. Im Hintergrunde führt eine mit verschnörkeltem Geländer versehene Treppe in den oberen Stock. Auf mächtigen alten Schränken stehen große blau und weiße Steinkrüge, dem Delfter Geschirr ähnlich; laut tickt daneben im hohen Mahagonikasten die von den Großeltern ererbte englische Hausuhr; von den Balken der Decke herab hängen Modelle von See- und Flußschiffen und hier und da an den Wänden paradieren Flinten und Säbel, wie auch vergilbte Kupferstiche in braunen Rahmen, Seeschlachten und Stadtansichten abbildend. Eine halbgeöffnete Thür gestattet einen Blick in die kleine Küche, auf deren Börten spiegelblankes Zinn und Messinggeschirr blitzt. Kanarienvögel und Lerchen in Käfigen singen sich auf der Diele an. Das Ganze ist heimelig in hohem Grade. Womöglich noch anheimelnder erscheint das Bild heute, da stimmungsvoll der rotgoldene Schein der hinter den hohen Baumkronen untergehenden Sonne dasselbe und auch die auf der Bank sitzende Gruppe beleuchtet. Sie besteht aus vier Personen: Vater und Mutter Röhling, der hübschen Tochter Anna, einem stattlichen Mädchen von etwa siebzehn bis achtzehn Jahren und dem Steuermann Peter Witt, welcher so vertraulich mit Anna spricht, sie gelegentlich so an sich drückt, daß man auf den ersten Blick sieht: die Beiden sind Brautleute.

Der Alte schmauchte behaglich sein Pfeifchen. Er wendete sich an den jungen Mann mit den Worten: „Du, Peter, ik glöw, Ji makt een gaue Reise. Dat Wäder schint sick god anlaaten to willen."

„Ik hape, Vadder, dat Ji recht hefft", antwortete der Fahrensmann. „Anna", flüsterte er ihr zu, „mak to, wat Du kanust, dat Du mit

Digitized by Google

de Uttüür und all de Reieree to Enne kummst, — wenn ik 'r wedder bin, denn mutt glick's Hochtid sin. Jk will noch vanawend na den ollen Preester gahn, dat Nödige mit em to besprāken. Wat meenst Du?"

Sie entgegnete nichts, sah ihn aber verschämt und doch so freundlich an, daß er sich die Antwort aus ihren Augen lesen konnte. Den kräftigen Druck seiner Hand erwiderte sie ebenso kräftig und stickte dann an dem Namen in einem Handtuche weiter.

Mutter, die das Wort „Ausstener" verstanden hatte, nahm nun die Gelegenheit wahr, zum Aufbruch zu mahnen, unter dem Vorwand, daß ihr die Abendluft nicht mehr behage. Sie schloß: „Kumm, Peter, min Söhn! Du mußt doch ens sehen, wat Din Anuchen mitkriegen deit. Dar liggt all vāl tohope, fein mit rode Bänner tosammensnört. Et is en Plaiseer, so wat to bekieken. Und wenn Ji Mannslüde dar ook man en bāten Verstand von hefft, de Mäuhde möt't Ji doch lawen (loben), de wi mit de Reieree hadden, und de Kosten beräken, denn ahne Geld is de Kram nich to hebben. Badder geit ook woll mit, sine Pipen fleutet ja up dat lehte Lock."

Der Alte klopfte die Pfeife an der Bankkehne aus und erhob sich knurrend:

„Du mußt Mudder den Willen woll dohn, Peter .... Jk will mitdewil dat ole Lied summen: Hol di janich up!, dat Ji gane wedderkamt. Froensliide und Wittüg! Jk spör Hunger und Dorst. Laat't mi nich to lange stahn!"

Alle Vier gingen in das Haus, der Alte in die Wohnstube und die drei andern in das beste Zimmer, wo alle jene Herrlichkeiten von hübschem Leinenzeug, an welchen die Frauen so große Freude haben, ausgebreitet lagen und natürlich auch die Bewunderung des Steuermanns erregen mußten, so wenig er auch davon verstand. Mutter und Tochter betrachteten jedes einzelne Stück liebend genau und hätten sich gewiß trotz der bereits fast vollständig eingetretenen Dämmerung noch lange nicht getrennt von den Schätzen, wenn Vater nicht ungeduldig an die Thür geklopft hätte, rufend:

„Na, Ji könnt doch nich in alle Ewigkeit hen kieken und snibbeln! De Koffee ward kold, und Peter mutt doch ook noch tohuis Adjes seggen, eher he an Bord geit, und dar is et ook woll Tid for, wenn de Kaptein nich brummen schall."

Das half! Nach wenigen Minuten saßen die Vier in der kleinen kajütenähnlichen Stube um den runden Tisch und schlürften den braunen, dünnen Trank aus den weiten, niedrigen, henkellosen Tassen, die von den Holländern Koppjes genannt werden, wozu das frische Schwarzbrot mit der gelben süßen Butter herrlich mundete. Das Mahl wurde ohne viel Sprechens abgethan. Nachdem Mutter abgeräumt hatte, langte der Alte die gestopfte Pfeife wieder her und setzte sie gemächlich in Brand.

„Stick Du Di en Cigarre an, Peter", sagte er. „Und, Anna, tapp Du de grote Kann mit Brunbeer von 't Fatt vull und sett for Peter und mi de tinnern Bäker (Becher) hen. Mudder drinkt nich und Du nippst woll mal mit — en tosamen." Bald stand die große zinnerne Kanne, nebst den altertümlichen, schon vom Urgroßvater her vererbten Humpen auf dem Tisch. Der braune, schäumende Stoff behagte den beiden Rauchern sichtlich, und wie schon der Alte angedeutet hatte, half Anna ihrem Bräutigam, den Humpen zu leeren. Mutter saß fleißig strickend da und warf nur gelegentlich einen wohlgefälligen Blick auf das stattliche, manchmal eifrig flüsternde Paar.

„Jn dree Wäken sind Ji nu woll wedder hier", sagte der Alte, sich an Peter wendend, „und hefft denn woll so 'n veertein Dage Tid, eher Ji wedder na See to gaht. Jk will den Saal in 't Steckenfahrervamthus man all in Besprake nehmen und ook mit den Herrn Hauptpastohr spräken, — Du brukst 'r nich hen — dat he en gode Rede for Ji parat hollt, denn mit den hergebrachten Snack alleenig is us, da wi man een Anuchen to verfriegen hebben, nich deent. Dat Annere is doch allens klar, min Jung?"

„Ja, Badder, dat is in'r Riege. Und wenn Ji mit dem Herrn Paster snacken wollen, denn ward ik Ji dat Dauk weten, — de Tid ward mi hüt Awend doch en bāten knapp, Anna lett mi ook nich los."

Da erklang draußen das Geläut einer hellen Glocke vom Dom.

„Heerjees, dat Bleckermäken lutt", rief Anna. „Jss 't all so laate! Wo is de Tid heugahn? Ach, stund je doch stille! Dat doch allens en Enne nehmen mutt!"

„Wi willen je utkosten, leefste Deern", entgegnete Peter und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die roten Lippen.

„Drink Din Beer ut, min Jähn", versetzte der Alte. „Et is Tid for Di."

Digitized by Google

Peter erhob sich und griff nach seiner Mütze, um zu gehen. Aber Anna hielt ihn zurück und zog ihn an sich, die heißen Thränen rannen ihr die vollen Wangen herab.

„Noch nich, noch nich!“ rief sie. „Ik laat Di noch nich los . . . O, wenn Du doch bliwen kunnst, mi ahnt nicks Godes“.

„Makt Jo dat Harte nich swar“, mahnte Frau Röhling, von ihrem Strickstrumpf aufsehend und ernst und doch liebevoll ihre Tochter anblickend. „Nimm Di tosamen, Annchen! Afscheednehmen steit Di as Schipperfru noch faken vor, — Du darfst Di nich sulbens, und em ook nich, den Weg noch surer maken, as he all so is“ . . . . .

„Mudder!“ . . .

Der Alte klopfte Peter auf die Schulter, mahnend: „Jo, min Jung, mumak to, dat Du geihst! Anna, Geschäft geit vor Vergnögen, Mutspitzen und — Wehleidigkeit! Nimm Dine Beene in 'r Hand, Peter, loop gaue to, dat Du nahuse kumst und an Bord kummst. Reise mit Gott, — ik will den Preester ook seggen, dat he en besunner Gebett for Di up 'r Kanzel deit. Mudder, segg em ook Adjies!“

Die alte Frau entließ den kräftigen Schwiegersohn mit den Worten:

„De Herr segne und behöde Di, Peter!“

„Adjies Vadder, adjies Mudder!“, rief er, ihnen die Hände drückend. Dann ging er mit der ihre Thränen trocknenden Anna zur Thür hinaus. Beide standen noch einen Augenblick vor dem Hause still, sie hielt den Kopf an seine Schulter gelehnt. Noch einmal drückte er sie an sein Herz und riß sich dann los, mit schnellen Schritten dem Hafen, in dessen Nähe auch sein elterliches Haus lag, zueilend. Sie sah ihm nach, so lange sie im Schein des Mondes die schattenhafte, davoneilende Gestalt zu erkennen vermochte. Langsam ging sie nun in ihr Kämmerchen, — o wie voll war ihr Herz.

„Laat ähr“, sagte der Alte der Mutter, die ihr folgen wollte, um sie zu trösten. „Jo wat makt de Minsch am besten for sick alleenig af, morgen is se wedder torechte, — use Annchen is en verständige Deern.“

Peter Witt traf Kapitän Schütt, welcher bisher das Beladen des stattlichen dreimastigen Dampfers „Merkur“, der mit Tagesanbruch nach St. Petersburg abgehen sollte, beaufsichtigt hatte, auf der Kommandobrücke an. Der fast schon volle Mond schien hell.

„Et is god, Stürmann, dat Se kamen“, rief er ihm entgegen. „Ik woll geern noch nahmie, Afschied to nehmen. Dar is man noch enen Jsenbahnwagen vull God intonehmen. Laaten Se denn glits de Luken sluten. Ik hebbe den Meister all Order gewen, Damp uptomaken. De Tollpapieren sind klar, wenn ik torugge kamme, könt wi miteens na See to dampen.“

„Schall allens besorgt werden, Kaptein“, antwortete Peter und übernahm das Kommando an Bord. Der Schornstein spie schwarze Wolken aus, über dem Dampfrohr spielte gelegentlich ein weißes Wölkchen, das Zeichen der sich mehrenden Kraft im Kessel. Bald war das letzte Kollo verstaut, die Luken wurden geschlossen, und alles an Deck fest nach Seemannsbrauch gemacht. Als der Kapitän nach längerer Zeit zurückkehrte, fand er den Dampfer zur Abfahrt bereit. Er ließ die Positionslaternen setzen, bestieg die Brücke und zog die Signalpfeife zu langgehaltenen schrillen Tönen. Der „Merkur“ setzte sich in Bewegung, langsam fuhr er inmitten des schmalen, durch zahlreiche Schiffe noch obendrein verengten Fahrwassers stromabwärts. Allmählich entschwanden die Lichter der Stadt; das Schiff rauschte an den wogenden Schilffeldern des Stromes entlang, die sich schattenhaft in dem im Mondschein wie Silber und Perlmutter glänzenden Wasser spiegelten. Hier und da tauchten gespenstig die kanoeartigen Fischerkähne, hin und wieder leuchteten Lichtpunkte auf aus den Häusern am Ufer. Der Dampfer ging so langsam wie möglich und konnte nur eben Kurs halten; volle Kraft entfaltete die Maschine erst, als er die weiten Flächen der Salztrave erreichte. Nun schoß der „Merkur“ rasch voraus gen Travemünde, durch dessen niedrige Molen er in die offene See hinauseilte, über deren Wellen die Morgendämmerung schon ihren magischen Schein breitete.

Fahr wohl, du schönes Schiff! Gott schütze dich und alle, die sich dir anvertraut haben! Viele Wünsche geleiten dich, auch die Gebete einer Braut in der alten Stadt, deren hohe Türme noch einmal im Meere aus blauer Ferne den Schiffer grüßen. Steuermann Witt hat sie von der Kommandobrücke aus erkannt, er winkt ihnen einen Abschiedsblick zu. Gute, glückliche Reise.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Im Mai.

Nun glänzt der grüne Teppich wieder,
Gebreitet über Flur und Feld,
Und heghaft schwebt zur Erde nieder
Des Himmels junger Sonnenheld.

Von Jubeltönen rings empfangen,
Betritt sein Fuß den Maiengrund,
An vielen tausend Zweigen prangen
Die Blütenbanner in der Rund'.

Was lebt und webt, will sich verjüngen
Wie Feld und Wald, wie Busch und Strauch;
Selbst wo die Toten schlafen gingen,
Weht's wie ein Auferstehungshauch.

Komm auch zu mir auf Deinen Wegen
Mit Deines Auges Sonnenstrahl!
Es rauscht Dir fromm dies Lied entgegen, —
Mein Herz ist ein entlegen Thal.

Th. Vulpinus.

Die Heimfahrt.

Frühmorgen; erster, roter Sonnenglast;
Arbeiter gehen zur Fabrik in Hast.
Die Nachtschicht hatten, eisen müde heim,
So bleich, so still, als trügen sie den Keim
Des Todes alle in der schmalen Brust,
Die selten noch genimet Freud' und Lust.

Des Weges fährt des Fabrikanten Sohn;
Er ist soeben dem Gelag entfloh'n.
Wie es der jungen Herren Brauch und Ziel,
Hat er die Nacht durchpraßt und hat im Spiel
Zehntausende verloren auf sein Wort —
Am Weg die Arbeitsleute grüßen dort.

Ein Jeder zieht voll Achtung seinen Hut;
Sie haben all' ihn gern, er ist so gut!
Der junge Herr wird bleich und wieder rot,
Schamröte heiß das Antlitz ihm umloht.
Die Pferde traben; müd' sinkt er zurück,
Ah, jene dort, wie neidet er ihr Glück.

Hans M. Grüninger.

Haltlos.

Wir stimmen ja seltsam zusammen, ich weiß es;
Doch giebt es für uns kein Vereinen.
Ich kenne Dein stürmisches Wesen, Dein heißes,
Es gleicht ja dem meinen.

Wir sind uns ja beide so gleich; ich verstehe
Dies träumende Weltentrücktsein,
Dies Flackernde, diese Verzweiflung im Wehe,
Dies wilde Beglücktsein.

Wir wären wie Kinder, wir sähen Gespenster,
So oft wir am Herzen uns schliefen;
Wir sprängen um Seifenblasen durchs Fenster
Hinab in die Tiefen.

Keins hielte das andre. Wir brächen zusammen,
Im sinkenden Auge noch Farben
Von goldenen Ringeln und leuchtenden Flammen
Und schillernden Farben.

Rudolf Knußert.

Kleinrussisches Volkslied.

Nach Wien werd' ich gehen
Vor des Kaisers weißes Haus
Und werde weinen und flehen:
„Gieb' den Hritzko heraus".

Und hört er mich nimmer
Und ist nutzlos mein Müh'n,
So geh' ich ins goldene Zimmer
Zu der Frau Kaiserin.

Und will auch die sich nicht rühren
Und läßt mich nicht ein,
Ihre Tochter wird mich hören
Und mir helfen in meiner Pein.

Die hat gewiß auch einen Liebsten
Und wie wär' ihr zu Mut,
Wenn er plötzlich fort müßt'
In die Fremde als Rekrut?

Übersetzt von **Karl Emil Franzos.**

Digitized by Google

Belehrung.

War eben allein mit meinen Gedanken,
Die sich manchmal ins Ferne ranken
Und ins Lebendige gerne verfließen,
Wenn mich auch tote Mauern umschließen.

Kam ein junger Geselle zu Gaste,
Der mir gerad' in die Stimmung paßte.
War in der Weltstadt draußen gewesen,
Wo die Orakel Kollegien lesen,
Hatte sich weidlich beflissen, zu lernen
Von den Jungen, von den Modernen.

„Nun, wie steht's um Sang und Lieder,
Welche Stimmen klingen wieder,
Welcher Zug bewegt die Geister,
Wer ist Jünger, wer ist Meister?"

Auf dies Fragen, auf dies Grüßen
Zog mein junger Freund in Falten
Sein Gesicht nach Art der Alten,
Sprach in wohlgewogenem Ton
Wie ein Meister, dem zu Füßen
Sitzt der Jünger auf dem Schemel:

„Erster, der ist Lilienecron,
Zweiter, das ist Richard Dehmel,
Otto Bierbaum kommt zu dritt',
Falke geht als Vierter mit,
Und als Fünfter — da wird jetzt
Hugo Salus angesetzt."

„Sieh doch, Salus! Sah sein Werden,
Liebe seine frische Art,
Die der Jugend Kraftgeberden
Mit der stillen Weihe paart;
Doch das wußt' ich nicht, auf Ehre,
Daß er grad' der fünfte wäre."

Und mein Freund sprach höchst gewichtig:
„Ja, damit ist 's völlig richtig.
Hoch hinauf weiß man's bis Memel,
Und im Süden dämmert's schon:

Erster — der ist Lilienecron,
Zweiter — das ist Richard Dehmel,
Otto Bierbaum kommt zu dritt,
Falke geht als Vierter mit,
Und als fünfter — da wird jetzt
Hugo Salus angesetzt."

Sprach's und ließ mich meiner Scham,
Die mich furchtbar überkam.

Zwischen Jungen, zwischen Alten
Hab' ich Ordnung nie gehalten,
Und der Dichter großer Chor
Kam mir wie ein Reigen vor,
Wie ein Tanz auf meinem Stich,
Der mir an der Wand verblich,
Und der doch mit junger Glut
Immer neu erfüllt mein Blut:

Vorne schwebt die Morgenröte
In des Licht's gewalt'gem Meer,
Und Apollo, schön wie Goethe,
Fährt auf Wolken hinterher;

Genien rings im Schwebekreise,
Jeder schön in seiner Weise,
Hold bewegt in seiner Richtung, —
Also dacht' ich mir die Dichtung,
Und das Zählen, Wägen, Messen
Hab' ich drüber ganz vergessen.

Schäm' dich! Sollst bis drei du zählen,
Wird's dir jetzt an Kenntnis fehlen!
Lerne, alter Knabe, lerne
Vor dem Throne der Moderne,
Setz dich auf der Andacht Schemel
Und hab acht auf Lvcation:

Erster, der ist Lilienecron,
Zweiter, das ist Richard Dehmel,
Otto Bierbaum kommt zu drill,
Falke geht als Vierter mit,
Und als fünfter — da wird jetzt
Hugo Salus angesetzt.

Willst du jemals ruhig schlummern,
Lerne fleißig die Lection
Und verwechsle nicht die Nummern,
Sonst ist's aus mit dir, mein Sohn.

Alfred Klaar.

Friedhofsbirke.

Saftig strotzen deine jungen Blätter,
Birke, in dem ersten, hellen Grün,
Frisch berauscht vom lauen Frühlingsregen
Schwanken sie im Abendsonnenglühn.

Hoffnungsschwellend wachsen sie entgegen
Ihm, dem Sommer, seinem Liebesglanz!
Traumverlorern reihen sie sich wiegend
In der Erde bräunlich duft'gen Kranz.

Und sie merken nicht, daß über Gräbern
Sich ihr ganzes Leben aufgebaut,
Ahnen nichts von Zukunft und von Sterben,
Sel'ges Leupergessen sie umlaut.

Johannes Grebling.

Digitized by Google

Ein Liebeshandel à l'empire.

Aus ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen **Ernst Schulze's.**

Mitgetheilt von **Karl Emil Franzos.**

IX.

Seiner Gewohnheit gemäß ließ der junge Dichter auch den Brief, aus dem das vorige Heft einige Stellen mitgetheilt hat, zu einem Tagebuch anschwellen. „Nulla dies sine linea.“ Wir aber wollen auch im folgenden nur mittheilen, was für ihn oder die Zeit irgend bezeichnend ist. Am 12. Dezember 1811 schreibt er u. A.:

„Wie können Sie mir solche Läfterungen in den Mund legen und mich sagen lassen, Sie würden dadurch nicht interessant, daß Sie die Vernunft unter Ihren Schutz nähmen? Kennen Sie das Sprichwort nicht? Der Schönen kleidet alles schön. Wenn Sie die Vernunft so erbaulich predigen, so würde selbst die Thorheit Ihnen mit Vergnügen zuhören. Freylich möchte dieses noch kein sehr günstiges Zeichen seyn, denn sie würde in Ihnen vielleicht nur ihre Schülerin nicht ihre Gegnerin sehen. Denn ist es nicht eine Thorheit für eine hübsche Frau, sich mit dem alten Griesgram Vernunft zu vermählen?

> Lorsque l'on change dans la vie
> De goût, d'humeur ou de façon,
> Est-ce devenir sage? Non,
> Ce n'est que changer de folie!

Aber eben diese Thorheit ist's, was Ihre Vernunft so interessant macht. Was den einem prosaischen Menschen höchst prosaisch sein würde, wird bey Ihnen zur Poesie, weil Sie Sich selbst so darstellen, wie Sie seyn könnten, nicht wie Sie sind. Wundern Sie Sich nicht, daß ich Sie etwas genauer kenne als Sie vielleicht glauben?“

Man sieht, der junge Mann wird ein wenig dreist, wozu er ja übrigens nach seinen Erfahrungen während der Herbstferien ein Recht hat. Aber im folgenden wird er noch deutlicher:

„Sie werden aber doch wohl nicht so boshaft seyn diese Äußerung, die blos auf eine Caprice Ihres Geistes geht, so anzusehen, als hätte ich sie auf Ihren ganzen Charakter gezielt? Dieses wäre kein Mißverstand, sondern vorsätzliche Malice, die mich sehr kränken würde. Ich müßte Ihnen dann wirklich gestehen, daß ich das Motto des Ordens der Krone, welches Sie andern zu beherzigen geben, Ihnen zuerst ein wenig an's Herz legen würde.“

Als Motto des Kronenordens hatte ihm Frau von Pentz in einem ihrer letzten Briefe mitgetheilt: „Charakter und Aufrichtigkeit!“ . . . Doch auch damit begnügt sich der verwöhnte junge Herr nicht und fährt fort:

„Schreiben Sie es keiner geheimen Ideenverknüpfung sondern blos meinem Wunsche zu Ihren Brief zu beantworten, wenn ich jetzt plötzlich auf die Frau v. Jasmund komme. Ihr Titulärehemann ist schon wieder abgereist, sie mit ihm, ob sie zurückkommen darf, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß sie es wünscht und wundre mich daher, daß sie es nicht thut. Freylich würde sich ihr primo amoroso ein gewißer Polnischer Herr von Komorrowsky, der weder gesunden Menschenverstand, noch eine amüsante Art des Wahnsinns besitzt, sich gewiß aus Verzweiflung todschießen, und auf diese Art den ersten klugen Streich in seinem Leben machen, aber ich glaube nicht, daß diese Furcht fähig wäre, sie an etwas zu hindern, woran sie Vergnügen fände. Dieses Verhältniß ist überhaupt nur aus der Begierde ihre Allmacht zu zeigen, entstanden, denn ehe sie ihre Netze nach ihm auswarf, hatte er öffentlich die bittersten Sachen von ihr geäußert, und in mehreren Cirkeln, wo er Zutritt hatte, behauptet, daß sie nicht fähig seyn würde, den mindesten Eindruck auf ihn zu machen. Sie erfuhr dieses und hat ihn jetzt nicht nur gezwungen ihr ewiger Anbeter auf Schritt und Tritt zu seyn, sondern auch allen übrigen gesellschaftlichen Verbindungen durchaus zu entsagen und ihr seine Devotion zu zeigen. Man kann nicht läugnen, daß sie bei dieser Gelegenheit viel Schlauheit bewiesen hat, aber nach ihren Grundsätzen zu urtheilen, muß ich es ihr verdenken, daß sie jetzt, da sie ihre Macht hinlänglich gezeigt und zugleich Gelegenheit erhalten hat sich zu rächen, diese nicht benutzt und es darauf ankommen läßt, wie man von ihrem Geschmacke urtheilen würde.“

Man sieht, auch diese Dame ist unserm Dichter noch lange nicht frivol genug. In Wahrheit aber

Digitized by Google

war sie es in hinreichendem Maße und hat später auch in Schulzes Leben eine Rolle gespielt, die ihm verhängnisvoll wurde, eine sehr seltsame Rolle, wie wir sehen werden; sie war ihm eine Art Nemesis, ohne es zu wollen.

Demselben Briefe an Frau v. Pentz legt Schulze „eine Epistel über die Erinnerung" bei. „Ich würde Sie", schreibt er, „mit diesen Kleinigkeiten nicht so belästigen, wenn sie nicht Ihr Eigenthum wären, da sie an Sie gerichtet sind." Die Epistel mit der Überschrift „An L. von *** steht in allen Ausgaben von Schulzes Werken.*) Der mir in der Handschrift des Dichters vorliegende Text trägt die Unterschrift „An L. v. P. Am 12. Dezember 1811." Die Fassung ist von jener des Abdrucks in einzelnen Wendungen verschieden; charakteristisch erscheinen nur die Varianten des zweiten und dritten Absatzes, welche ich daher hier nach dem Manuskript folgen lasse:

„So kann ich jetzt, Geliebte, Dich umfangen,
So kann ich jetzt an Deiner zarten Brust,
An Deinem Blick, an Deinen Lippen hangen
Im leisen Traum der unentweihten Lust.
Zwar war es süß zur Seite Dir zu weilen,
Dir schmachtungsvoll mit stummem Flehn zu nahn,
Gefühl und Lust und Schmerz mit Dir zu theilen,
Den stillsten Wunsch im Blick Dir zu ereilen
Und dann noch Lohn für Freude zu empfahn;
Doch hat nicht oft der Lanne flücht'ges Wogen,
Der Zufall nicht so oft dies Glück gerührt?
Hat nicht so oft die Hoffnung uns betrogen,
Nicht oft das Herz ein nicht'ger Gram umzogen,
Dem sich so rasch die bange Lieb' ergiebt?
Wie eitler Schaum den Glanz der reinen Wellen,
Wie den Krystall ein trüber Hauch verhüllt,
So lief sich oft der Schönheit klares Bild
Vom Wiederschein des Irdischen entstellen,
Und ach, anstatt mit Licht ihn zu erhellen,
Hat oft mit Nacht die Lust den Geist erfüllt.

Erinnrung ist die letzte schöne Gabe,
Worin ein Strahl der höh'ren Ahkunft glänzt,
Die uns den Weg in's Leben und zum Grabe
Durch Hoffnung bahnt und mit Genuß umkränzt.
Denn als der Geist dem reinern Licht entschwunden
Und Ew'ges sich mit Sterblichem verbunden,
Da kam, zum Trost für den verblichnen Tag,
Die holde Form mit Dämmerung umwunden,
Erinnrung uns mit ihrer Fackel nach. . ."

Der Brief schließt:

„Von meinem Aristipp könnte ich Ihnen nichts so schönes sagen, als Wieland schon von ihm in seinem Roman Aristipp und seine Zeitgenossen gesagt hat. Wenn Sie dieses Werk durchlesen und einige Stellen, die zu sehr in das Wißenschaftliche der Filosofie sich vertiefen überschlagen wollen, so werden Sie auf jeden Fall Genuß und vielleicht auch einige neue Regeln, die zu einem glücklichen Leben unentbehrlich sind, daraus ziehen. Adieu jusqu'au revoir, surtout vivons en paix."

Am nächsten Tage, als der Dichter daran geht, den Brief endlich zu schließen und abzusenden, da erscheint auch ihm einiges darin denn doch zu deutlich. Flugs beseitigt er in der Reinschrift einige Blätter und schreibt sie nochmals ab. Um dies zu maskieren, fügt er bei:

„Am 13. Dezember. Mein Brief hat, wie Sie schon an der Form sehen können, so viele Unglücksfälle gehabt, daß ich mich genöthigt finde noch ein kleines Postscript anzuhängen, theils um mich wegen seiner Gestalt zu entschuldigen, theils aus einer anderen Ursache, die ich Ihnen gleich sagen werde. Als ich heute noch etwas darin korrigirte, um ihn fortzuschicken, hatte ich das Unglück so tief in Gedanken zu sein, daß ich anstatt des Sandfaßes das Dintenfaß ergriff und den ganzen Brief nebst seinen Umgebungen ins schwarze Meer versenkte. Wenn ich ihn heute noch fortschicken wollte, so war große Eile nöthig. Ganz konnte ich ihn nicht mehr abschreiben, ich suchte daher die traurigen Reste seines vorigen Glanzes zusammen und schrieb auf lose Blättern das Fehlende dazwischen. Er kommt daher so flatterhaft zu Ihnen, wie ein hübsches Mädchen von 17 Jahren. Dieser Unglücksfall schien mir indeß zugleich ein Wink vom Schicksal, mein verstocktes Herz zu bekehren und ein reuiges und demüthiges Bekenntniß aller der Sünden, die nicht meine Hand, sondern die Kralle eines in mir wohnenden schwarzen Dämons nieder schrieb, Ihnen zu Füßen zu legen. Heute habe ich große Ursache Sie wieder einmahl meine gnädige Frau zu nennen, denn Gnade ist das einzige, was ich jetzt von Ihnen hoffen darf. O möchten Sie, meine süße Freundin, Ihren künftigen Brief mit dem Verse anfangen:

Point de mémoire c'est ma philosophie."

Der Tag, an dem diese Zeilen geschrieben wurden, war der Schicksalstag in unsres Dichters Leben: er lernte das Mädchen kennen und lieben, mit dessen Gestalt und Namen sich fortab für ihn all sein Dichten und Trachten verknüpfte: Cäcilie Tychsen. Flüchtig hatte er sie schon früher kennen gelernt und ebenso spöttisch beurteilt, wie die andern jungen Damen des Kreises. Das wurde anders, als er sich an jenem Abend zum erstenmal eingehend mit ihr unterhielt, und wie in einer Vorahnung der Wichtigkeit, welche die Begegnung für ihn haben sollte, nahm er, in später Nacht heimgekehrt, sein Tagebuch, das seit jener Eintragung in Hannover (vergl. S. 79) geruht, wieder zur Hand und schrieb:

*) In den „Sämtlichen Poetischen Werken", 1855, Band IV. S. 123 ff.

Digitized by Google

„Göttingen, am 13. Dezember 1811. Ich werde von Tage zu Tage kühler gegen die P. Geliebt habe ich sie freylich nie, aber meine Eitelkeit machte mir dieses Verhältniß sehr werth. Jetzt läßt meine Eitelkeit es mich nur noch dulden. Es geht aber vielleicht eine neue Sonne für mein Herz auf. Ich war heute in einem Thee beym Hofrath Mayer . . . Ich traf Cecilie Tuchsen dort, ein Mädchen, welches mich immer außerordentlich interessirt hat, obgleich ich fast in gar keiner Berührung mit ihr stand . . . Wenn ich sie erobern könnte, so würde ich nicht geringe Ehre davon tragen."

Sagen wir es vorausnehmend schon hier: „erobert" hat der Dichter Cäcilie Tuchsen nicht, aber durch seine Liebe zu ihr hat er allerdings „nicht geringe Ehre" davon getragen: seinen Dichternimbus. Wie diese Beziehung sein Verhältnis zu Frau von Pezny beeinflußte, werden wir bald gewahr werden; zunächst freilich halten seine Briefe und Verse an sie noch dieselbe Tonart fest:

„Göttingen am 18. Dezember 11. Heute ist Buß- und Bettag und das feyerliche Geläute mahnt alle armen Sünder sich in Sack und Asche zu verhüllen. Jeder erinnert sich mit Schmerz seiner Verbrechen und sucht sie wieder gut zu machen. Die Kokette die ihren Liebhaber ein Jahr hindurch quälte, müßt ihm heute so viel freundliche Blicke zu, als er tragen kann, der Geizige der seit vorigem Bußtag tausend Thaler zusammenwucherte giebt einen Pfennig in den Klingebeutel, die Kaffeschwester lobt ihren Nächsten ohne ein aber hinzuzufügen und der Elegant beschließt mit zerknirschtem Herzen höchstens nur alle zehn Minuten etwas Albernes zu sagen. Auch ich habe Ihnen so viel abzubitten und abzubüßen, daß ich keinen schicklicheren Tag wählen konnte, um einen neuen Brief an Sie anzufangen. Hätte ich ein Bild von Ihnen, so würde ich es heute festlich bekränzen und es reuevoll und demüthig anschauen; wer weiß, ob ich mir dann nicht einbildete, es lächelte mir Vergebung zu. In der That Sie sollten mir Ihre Silhouette schicken, meine süße Freundin. Wenn mich dann der Muthwillen wieder einmahl kitzelte, so würde ein Blick darauf mir alle die Zartheit des Gefühls wiedergeben, der ich mich ohne Schmeicheley rühmen kann. Zu meinem Herzen ist freylich noch keiner Ihrer Züge verlöscht, aber da dieses Bild nur geistig ist, so drücken sich auch Ihre geistigen Eigenschaften zu sehr darin aus und die unendliche Fülle von Milde, Zartheit und Güte, die darauf strahlt, lassen mich oft zu leicht Vergebung für meine Thorheiten hoffen. Und ist es nicht süß, der Vergebung halber zu sündigen? Ein solcher Augenblick, in welchem uns ein Unrecht großmüthig verziehen wird, giebt uns das süße Geständniß, daß wir dem Verzeihenden nicht gleichgültig sind, es kettet uns fester an ihn, weil wir ihn durch unsere Schuld verlohren zu haben glaubten und ihn plötzlich wiederfinden, er giebt uns das schönste Gefühl, dessen das Herz fähig ist, das Gefühl sich von dem Andern in der Liebe überwunden zu sehen.

Ich kann Sie mir jetzt deutlich vorstellen, wie Sie geschäftig sind, die Weihnachtsgeschenke für die Kinder zu besorgen. Lassen Sie mich doch auch zu den kleinen Leuten gehören, denn ich bin in dieser Rücksicht ein wahres Kind. Oder sollte mein voriger Brief mich davon ausgeschlossen haben? Freylich verspricht man den Kindern, wenn sie vor Weihnachten nicht artig sind, eine Ruthe mit einem rothen Bande, aber ich glaube, kein Mensch ist grausam genug, dieses Versprechen zu halten. Ein solcher Tag ist ein allgemeiner Versöhnungstag, denn kann man wohl an einem Tage, dessen einzige Beschäftigung es ist, Andern Freude zu machen, auf jemand zürnen? Sie wissen, daß der Fond bey mir gut ist und daß mein Mund mehr verbricht als mein Herz, sonst hätten Sie mir an jenem unvergeßlichen Abend, wo Sie trotz Ihres Uebelbefindens ins Schauspiel kamen, nun mir Vorwürfe zu machen, mir nicht so schnell verziehen. Verzeihen Sie, daß ich diese mißtönende Saite noch einmahl berühre. Ein Unrecht, welches wir jemand verziehen haben macht den Beleidiger unserm Herzen werther, denn er gab uns Gelegenheit über ihn zu triumfiren, indem wir schöner handelten als er.

Mein Kopf ist mir so voll vom Weihnachten, daß ich Sie noch ein wenig davon unterhalten muß. Ich selbst habe freylich hier keinen zu erwarten, aber eine Dame von meiner Bekanntschaft hat sich von mir einen Baum versprechen lassen und ich werde daher nächstens anstatt zu filosofiren damit beschäftigt seyn, wie eine sorgsame Hausmutter Wallnüße und Äpfel zu vergolden, Rosinen und Mandeln auf Faden zu ziehen und einen Posaunenengel mit einer großen Fahne von Knittergold gehörig zu ajustiren. Ich nehme mich grade nicht zum besten dabey und hatte bey einer ähnlichen Gelegenheit schon einmahl das Unglück, mir, als ich zu genau auf die Arbeit sah, die ganze Nase zu vergolden. Sie werden vielleicht neugierig seyn, zu erfahren, was es für eine Dame sey, für die ich eine so große Mühe übernehme, aber ich kann Ihnen wenigstens versichern, daß es nicht die Dame aus der tempête ist. Etwas genaues von ihr zu erfahren, wird Sie wenig interessiren, da Sie sie doch nicht kennen, aber als Merkwürdigkeit muß ich Ihnen doch erzählen, daß sie keine Freundin hat, sondern nur einen Freund und dieser Freund bin ich, doch durchaus sans conséquence. Ist es nicht

Digitized by Google

sonderbar, daß sie mir alle Frauenzimmerrechte einräumt und mich sogar zum Vertrauten bey ihren Herzensangelegenheiten macht? Und doch sind wir im Grunde so kalt gegen einander wie Eis, denn nie gab es zwey Charaktere, die sich mehr entgegenstrebten. Sie ist sentimental auf eine exaltirte Weise und ich habe trotz meiner Fantasie noch immer ziemlich viel Besonnenheit, aber grade diese Verschiedenheit hat jenes seltsame Verhältniß hervorgebracht. Durch kalten Spott habe ich mir eine solche Oberherrschaft über ihren Geist erworben, daß sie mir in allen Angelegenheiten blindlings folgt, wenn auch vielleicht nicht aus Vertrauen, doch aus Furcht. Wie gefällt Ihnen diese neue Art von Freundschaft? Ich denke, die unsre ruht doch auf einem schönern Grunde."

Mancher Leser dürfte geneigt sein, anzunehmen, daß die Dame, von der hier die Rede ist, oder doch das Verhältnis Schultzes zu ihr, bloß in der Phantasie des Dichters bestanden habe. Es wäre eine irrige Vermuthung. Die Dame, eine sehr schöne und geistvolle junge Frau, hieß Sophie von Witzendorff, geb. Meyer, und ihre Beziehung zu Schultze, der ihr viele Gedichte gewidmet hat, war wirklich annähernd so, wie von ihm dargelegt, nur daß er sich, sei es aus Selbsttäuschung oder aus Eitelkeit, jene Rolle der „Oberherrschaft" und des „kalten Spotts" zuschrieb, die in Wahrheit der klugen Sophie zugefallen war. — Für sein Wesen bezeichnend, wie diese Auffassung, ist aber auch die de- und wehmüthige Reue, die der Brief verrät. Es ist dem jungen Manne offenbar rechtschaffen bange, daß ihm Frau von Pentz seine frivolen Spitzigkeiten ernstlich verübeln könnte, und thut sie dies, so giebt's ja auch kein Weihnachtsgeschenk. Schultze selbst hatte das seine bereits bereit liegen, — ein Buch Federn. Die folgenden französischen Verse begleiteten die Gabe nach Hannover:

À L. v. P.

Recevez ces présens volages
Que les Déesses de l'Hélicon
Nous envoient de leurs saints bocages,
Pour embellir la triste saison.

Vous y trouverez la sagesse
La joye y a mêlé ses fleurs
Et la timide et douce tendresse
Y conte ses plaisirs et ses pleurs.

C'est de Vous le portrait semblable
Car Vous changez en chaque moment
De goût, d'humeur et de penchant
Et n'en êtes que plus aimable.

Am nächsten Tage fuhr Schultze fort:

„Am 20. Dezember. Es ist heute Morgen, ich weiß nicht aus welcher Ursache noch so kühl hier in der Stube, daß ich mich recht unbehaglich fühle. Ich könnte mir freylich eine Bewegung machen, denn mein Zimmer ist so groß, daß man allenfalls darin spazieren reiten könnte, aber ich bin von einer schlaflosen Nacht so matt, daß ich kaum vom Stuhl aufstehen mag. Ich wähle also das schönste Mittel, mein Herz und durch mein Herz mich selbst zu erwärmen und setze meinen Brief an Sie fort. Freylich komme ich wohl noch zu früh, um Sie an Ihrer Toilette zu unterhalten, denn es ist erst fünf Uhr, aber ich kann mir wenigstens das Vergnügen machen, die Vorhänge Ihres Betts leise hinweg zu ziehen und Ihren süßen Schlummer und Ihre Morgentränne zu belauschen. Wer weiß, ob ich es nicht wage, einen verstohlenen Kuß auf Ihre Lippen zu drücken, denn was könnten Sie mir jetzt wehren? Wenn dieser Gedanke nicht hinreichte mir alle Kaminfeuer in der Welt zu ersetzen, so wäre ich werth, in Grönland zehn Ellen tief unter dem Schnee begraben zu liegen.

Doch eine solche Scene, die das Herz so nahe betrifft, ist wenig dazu gemacht, mich in die Stimmung zu setzen, die zu einem Spottgedicht gehört, welches ich mir heute vorgenommen habe zu machen. In einem Hause, mit welchem ich sehr genau liirt bin, gab man neulich einige Scenen aus dem Don Carlos und lud mich nicht dazu ein. Als ich mich darüber beschwerte, antwortete man mir, man wisse, daß ich mich über solche Sachen zu mopiren pflege und habe sich dieser Gefahr nicht aussetzen wollen. Ich versicherte, ich sey zu galant um je einer Dame ein dementi zu geben und würde also, da man dieses einmahl von mir glaube, nicht verfehlen, bey ähnlichen Gelegenheiten recht wacker über solche Dinge aufzuhalten. Heute wird von denselben Personen wieder eine Komödie gegeben und ich hatte es also für meine Pflicht, mein Versprechen zu erfüllen. Man hat mir freylich die Ehre erzeigt mich einzuladen, aber ich muß doch zeigen, daß ich ein Mann von Wort bin und werde deßhalb statt meiner einen papiernen Stellvertreter hinschicken, dem wenigstens die satyrische Lauue nicht fehlen soll, die man mitbringen muß, wenn man sich in einer Comödie amüsiren will. Freylich verderbe ich es hierdurch auf einige Zeit mit der Gesellschaft, indeß man bedarf hier derer zu sehr, die die Gesellschaft auf Unkosten ihrer Nebenmenschen zu amüsiren pflegen, als daß man mich nicht bald wieder zu Gnaden annehmen sollte.

Dieser Zug dürfte mich Ihnen vielleicht nicht zum Besten empfehlen, aber ich kann Ihnen versichern, daß er kein Zug meines Charakters ist sondern eine Unart, zu welcher die Nothwendigkeit hier zwingt. Wenn man in den hiesigen

Digitized by Google

Gesellschaften einen gewissen Platz behaupten und nicht blos ein Lückenbüßer am Spieltisch seyn will, muß man einen bestimmten, siehenden Charakter annehmen, welcher wenigstens seine auffallenden Seiten hat. Die Charaktere der Schwärmerey, der affektirten Grazie, der Naivetè, der galanten Tändeley und der Possirlichkeit gefallen mir nicht und sind überhaupt schon so abgedroschen, daß man nur sein halbes Glück damit machen würde. Ich habe mir also, da es hier überhaupt sehr schwer ist, keine Satire zu schreiben, den Charakter der Medisance erwählt, dem nichts heilig ist und über dessen Folgen sich eigentlich keiner zu beklagen hat, da keiner einen Vorzug vor dem andern genießt und sowohl Freund als Feind sein bescheiden Theil erhält. Freylich wünscht man mir oft alles Böse, wenn man grade selbst der Gegenstand dieser Laune ist, amüsirt sich indeß oft wieder herzlich, wenn die Schilderung einen andern betrifft, denn die Nächstenliebe ist grade die Tugend worin sich sowohl Damen als Herren hier am allerwenigsten auszeichnen. Vive la tracasserie!

Eine hübsche Geschichte muß ich Ihnen noch erzählen, die mich sowohl an sich als wegen ihrer Folgen amüsirte. Es ist hier eine gewisse Dame, die leider noch nicht das Glück gehabt hat, einen Liebhaber zu finden. Freylich könnte sie durch ihr rosenrothes Haar, ihre veilchenfarbenen Lippen und ihre Gestalt, die einem Kegel gleicht, nur einem Naturforscher für sein Naturalienkabinet wünschenswerth scheinen. Aus Depit über den schlechten Geschmack der submarischen Köpfe hatte sie sich bisher ein aetherisches Wesen, den Mond zum Vertrauten erkohren und sang ihm am Fenster zur Guitarre die schmachtendsten Lieder vor, auf die er indeß wie billig nichts antwortete. Ich hatte zuweilen die Barmherzigkeit gehabt, mich in Concert und in Gesellschaften auch einige Augenblicke mit ihr zu unterhalten und mir daher wahrscheinlich ihre besondere Gnade erworben, übrigens war ich aber im Hause gar nicht bekannt. Neulich Abend gehe ich, um mit ihrem Vater, der von meiner Fakultät ist, über eine nothwendige Angelegenheit zu sprechen und treffe die Dame, als ich ins Haus trat. Ich erkundige mich, ob ich ihrem Vater meine Aufwartung machen könne und sie fragt: meiner Mutter? Ich wiederhole: Ihrem Vater, allein sie bleibt bey der Mutter, öffnet die Thür und führt mich malgré bongré zur Frau vom Hause. Denken Sie meine Verlegenheit, ich hatte Madame noch nie gesehen, war in gewöhnlicher Kleidung und kam, wenn ich es auch für eine Visite gelten lassen wollte, zu einer höchst lächerlichen Zeit, kurz vor dem Abendessen. Madame schien auch etwas verwundert und wir wechselten einige verwirrte Worte, als zum Glück der Hofrath, den die Rosenhaarige heruntergerufen hatte, erschien. Einige Tage darauf bat man mich zum Thee und gab mir im Hause das Bürgerrecht. Freylich würde mir dieses nicht von besonderem Werth seyn, wenn sich nicht alle Woche dort ein Kränzchen von recht liebenswürdigen Damen versammelte, von welchem ich hiedurch ein Mitglied geworden bin. So läßt Gott denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Doch es fängt schon an zu dämmern und ich will Sie nicht stören, während Sie Sich ins Nöthige werfen. Leben Sie für heute wohl, meine Liebe."

Es mag dahin gestellt bleiben, ob eine böse Zunge thatsächlich das einzige Mittel war, um sich in der Göttinger Gesellschaft jener Zeit eine Rolle zu sichern; zuzugeben ist aber, daß es ein sehr wirksames und überaus häufig gewähltes Mittel zu diesem Zwecke war. Auch darin wird Schulze nicht zu widersprechen sein, daß die Rolle, die er da spielte, im Grunde seinem Charakter nicht entsprach. Das wird freilich nicht hindern dürfen, gerade die „hübsche Geschichte", die wir ihn eben haben erzählen hören, an sich nichts weniger als hübsch zu finden. Das Urteil muß aber noch schärfer lauten, wenn man die näheren Umstände erfährt. Der Professor war der Philologe Hofrat Mayer, ein Mann, dem Schulze vielen Dank schuldete, seine Tochter Caroline ein muthwilliges, aber sehr liebenswürdiges und gutes Mädchen, dessen Herz längst einem andern gehörte, und das sich nur aus freundlichem Interesse für das Talent des jungen Dichters seiner freundlich annahm. Zudem hatte sich die Szene, wie wir aus einer Tagebuch-Eintragung Schulzes vom gleichen Tage wissen, gar nicht so begeben, wie er es hier darstellte. Die Wahrheit ist vielmehr, daß das gute Mädchen, von Schulzes Wünsche, in das Haus ihrer Eltern gezogen zu werden, längst unterrichtet, ihn nun bei Gelegenheit seines Besuches bei dem Vater auch der Mutter vorstellte, obwohl dies eigentlich gegen die Form ging. Und abermals dem Gang der Darstellung vorgreifend, sei erwähnt, daß Schulze auch dafür in der Folge büßen mußte. Es war das Haus, wo er Cäcilie kennen lernte, und Caroline Mayer war die beste Freundin Cäciliens, aber auch mit deren ältern Schwester, Adelheid in, wie Schulze erzählt, „sehr vertrauten Verhältnißen" und als er sich nun einmal den Schwestern Tychsen gegenüber zu einem Spottwort über das Äußere des Mädchens hinreißen ließ, ließen sie ihn ihren Zorn wochenlang fühlen. Aber damit nicht genug — vier Jahre später, als der seltsame Doppelroman des Dichters mit den Schwestern Tychsen sein trübseliges Ende genommen und Schulze einsam, krank und verlassen war, da gehörte Caroline Mayer zu jenen Wenigen,

Digitized by Google

die sich seiner annahmen und ihm so freundlich begegneten, wie einst. Es that seinem Herzen wohl und weh zugleich, weil es ihn beschämte und ihm immer wieder den Gedanken wachrief: „Wahrlich, alle Schuld rächt sich auf Erden!“

Seinen Brief an Frau v. Pentz schloß Schulze am nächsten Tage, wie folgt:

„Am 21. Dezember. Ich hätte Ihnen so gern eine Kleinigkeit zum Weihnachten geschickt, und da ich mir acht Tage vergebens den Kopf zerbrochen hatte, was ich wählen sollte, denn mein Geist ist leider jetzt so stumpf wie das Federmesser eines Franenzimmers, kam ich auf die gewöhnlichste Idee, die mir hätte einfallen können. Wenn Sie dabey nicht denken wollen, das Geschenk komme aus einem ungewöhnlichen Herzen, so weiß ich nicht einmahl, ob ich es Ihnen anbieten sollte.

Mein geistriges Abenteuer mit der Schauspielergesellschaft ist recht gut abgelaufen. Ich schickte das Gedicht in Gestalt eines Prologs hin und ließ dabey sagen, ich bedaurte, daß mich ein plötzliches Hinderniß abhielte an dem Genuß theilzunehmen, habe indeß so viel in meinen Kräften stehe, mich bemüht zur Unterhaltung der Gesellschaft beyzutragen. Der Prolog schloß sich mit diesen Versen:

Gewiß ihr sollt, wenn ihr die Täuschung liebt,
Den Wahn, daß unser Spiel ein Spiel nur sey, verliehren,
Wer nie, so wie er ist, dem Blicke preis sich giebt
Und stets, so lang er lebt, nur fremde Rollen übt,
Der kann im Fach der Kunst zuletzt improvisiren.

Daß man sich lieber ohne Prolog behalf, anstatt diesen zu sprechen, können Sie leicht denken. Man soll sich indeß, wie ich von jemand höre, der der Gesellschaft beywohnte, verschworen haben, mir einen Streich dafür zu spielen. Ich bin auf die Rache sehr neugierig, und werde heute bey den theatralischen Damen Besuche machen um mich an dem Willkommen zu ergötzen und die verschiedenen Wirkungen zu beobachten, welche die Wahrheit, die ihnen so fremd ist, als ihr eigner Charakter, bey ihnen hervorgebracht hat. Leben Sie wohl, meine gute Freundin und genießen Sie den Weihnachten wie ein Kind. Dies ist der beste Wunsch den ich für Sie thun kann.“

Das sehr ausführliche Tagebuch Schulzes, sowie seine Briefe an seinen nächsten Freund, Dr. Bergmann, enthalten diese Geschichte nicht. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß der junge Dichter sie erfunden hat, um sich vor seiner Dame als geistreicher und gefürchteter Spötter aufzuspielen.

Pünktlich traf am Weihnachtsabend ein Geschenk der Frau v. Pentz — eine gestrickte Geldbörse — ein, dazu ein Brief, aus dem hier folgende Stellen mitgeteilt seien:

„Das Christkindchen hat Sie nicht vergeßen, und da man jetzt keine Nachtigallen fängt die in Frühlings farbigten Nezen gefangen werden sollen so sind sie zerstückt und man sende zu einen anderen Behuf Ihnen die selbstverfertigte Probe davon! — Die Eichel fand ich im Nachthausen beim Zuhausegehen unter den Bäume und weis sie nicht besser in Verwahrung zu geben. Sie sehen wie sinnig ich dinn Gutes mit Böfem zu vergelten. Dies haben allein meiner Vernunft wieder zu danken den sonst wären die Gesandten abgereist und der Krieg so gut wie erklärt.

Denken Sie nur Gestern bekomme ich einen Brief worinn man mir schreibt das ein gewißer Doktor der Philosophie ganz grimmig disputirt habe über ein Lateinisches Thema, da dachte ich denn wenn man den Cicero die Granen Locken zupft, so kann man wohl über einen Gelegenheits-Brief die Dinte statt des Sandes schütten, den von jenen entstand manches gute und schlimme statt das dieser wenn es vorzugsweise von der Gellischen Sorte ist — alles im Stande begräbt.

Leben Sie wohl! am Weihnachts Abend, gedenken Sie meiner wenn ich die kleinen Hochrothen Mädchens zum Baum der Bescheerung führe und mich meines eigenen Werks freue. Ich merke ich muß recht kindlichen Sinn haben den es ist als machte man mir selbst den Spaß. Diesen Mittag dinire ich bei Madame Gretinger und ße ohne Zweifel bei Mr. Lalobère. Da ich aber finde das mein Blut um keinen Pulsschlag schneller geth in seiner Nähe so komme ich auf die Vermuthung das er mich nicht interessirt das heißt nicht mehr wie Andre Menschen die etwas über das Gewöhnliche sind, dies ist die confidence die zum Schluß noch macht Ihre für das beigelegte recht sehr hübsche Gedicht

dankbare Freundin

L.“

Derselbe Brief bringt die Mitteilung, daß Madame Düsterdick verreist sei, weshalb nun Madame Schrecker auf der Breiten Straße die geheime Korrespondenz besorge. Man sieht, das bedenkliche Amt bleibt auch nun an einen ominösen Namen geknüpft.

Schulzes Doktor-Dissertation, über die er dann „ganz grimmig“ disputierte, hatte zum Thema: „Incerti auctoris pervigilium Veneris commentario perpetuo illustratum, prooemio et lectionis varietate instructum“. Auf Grund derselben Arbeit habilitierte er sich später (21. März 1812) als Privatdozent für klassische Philologie. Nach Jul. Tittmanns Urteil war es eine „wenn auch fleißige, so doch sehr unbedeutende Arbeit“.

Über den „fragmentarischen Brief“ ging Frau v. Pentz schweigend hinweg. In seinem Antwortschreiben giebt der Dichter seinem Dank dafür in womöglich noch wärmeren Worten Ausdruck, als für das Geschenk. Hier die Hauptstellen.

„Göttingen am 25. Dezember 11. Sie haben mir durch Ihre allerliebsten Geschenke eine unendliche Freude gemacht, eine Freude, die durch Ihren großmüthigen Brief noch erhöht wurde. Ich liebe die Ueberraschungen so sehr und es war mir deshalb schon leid, daß Sie mir Hoffnung auf eine Gabe gemacht hatten, aber ich finde jetzt, daß Sie mir keine schönere Ueberraschung bereiten konnten, als Ihr Stillschweigen über meine Spötterenen. Bey diesen Verhältnißen wurden mir Ihre beyden Geschenke als

Digitized by Google

Friedensboten noch theurer, und ich konnte es nur für ein Zeichen Ihrer zu großen Selbstverläugnung halten, daß Sie auf das Convert des Briefes geschrieben hatten: Hierin eine Börse ohne Werth. Ich habe die heilige Christnacht durchschwärmt und bin daher noch so wüst im Kopf, daß ich keinen Brief schreiben könnte, der den Gefühlen, die ich für Sie hege, nur etwas genügte. Zugleich ist mir daran gelegen, daß dieser Brief schon heute auf die Post komme, weil die Reise der Madame Düsterdick eine kleine Unannehmlichkeit mit sich führt, wovon ich Ihnen eilig Nachricht geben muß. Es liegt bey ihr schon ein Brief von mir, den ich am 22. abschickte und den Sie also wahrscheinlich nicht erhalten haben. Ich fürchte freylich nicht, daß er in fremde Hände kommen wird, aber ich halte es doch für gut, Sie auf allen Fall davon zu benachrichtigen.

Ich möchte wohl wissen, ob Sie Sich hier eine geheime Polizey halten, die auf meine Handlungen ein wachsames Auge hat, denn auf eine andre Weise kann ich es mir nicht erklären, daß Sie von meiner Disputation wissen. Für die Fr. v. Jasmund sind solche Sachen, die nicht in die Kriegskunst des schönen Geschlechts einschlagen, zu minutiös, als daß sie davon schreiben sollte und andre Bekanntschaft besitzen Sie hier nicht, wie ich von Ihnen gehört zu haben glaube. Ich bitte Sie, klären Sie mich über diesen Punkt auf, wenn es nicht zu vorwitzig von mir scheint, Sie über die Geheimnisse Ihrer Politik ausforschen zu wollen."

Die „geheime Polizei" war wirklich Frau von Jasmund. — Am Sylvestertage schrieb Schultze wieder:

„Göttingen, am 31. Dezember 1811. 11 Uhr. Ich trinke Ihnen zu, meine liebe Freundin, in der letzten Stunde des Jahrs, dieses Jahrs, das mir durch Ihre Freundschaft so unendlich theuer geworden ist. Es ist ja doch einmahl Sitte, daß man den Sylvesterabend feyert, wahrscheinlich um die sanfte Herrschaft des weiblichen Geschlechts, die uns nur mit Rosenketten fesselt, anzudeuten, was könnte ich also besseres thun, als meiner schönen Gebieterin meine Huldigung darzubringen? Man hat mir viele Parthien vorgeschlagen, um mich aus dem alten Jahre hinauszutrinken und hinaus zu lärmen, aber ich habe mir eine süßere Unterhaltung gewählt. Mein warmes Zimmer ist festlich geschmückt, alle meine Lieblingsschriftsteller liegen um mich her und ich selbst schreibe an meinem liebsten Werke, an einem Brief für Sie und erwarte bey einer Flasche Burgunder den Schlag der zwölften Stunde. Alles was Sie mir je geschrieben, habe ich auf's neue durchgelesen und alle die verschiedenen Scenen unseres freundlichen Verhältnißes noch einmahl im Geiste durchlebt. Ich war heute Abend mit Ihnen in Lachtehausen, auf dem Entenfang, im Schauspiel und kurz, was mich einst glücklich machte, genoß ich heute noch einmahl. Es ist eine herrliche Sache um den Rückblick auf ein verflossenes Jahr, wenn es uns nur frohe Stunden schenkte. In Rücksicht auf mich kann ich dieses kühn behaupten, denn ich glaube, daß ich zum innern Glück gebohren bin, wenn mir auch das äußere grade nicht sehr hold zu seyn scheint.

Horch, da schlägt es zwölf, und aus allen Fenstern erschallt dem scheidenden Jahr ein Vivat, während dem neuen ein fröhliches Vivat entgegen gerufen wird. Ich aber scheide traurig von der Vergangenheit, wie von einem alten, erprobten Freunde und empfange die Zukunft wie einen neuen Bekannten, bey dem man am klügsten thut, wenn man weder Gutes noch Böses von ihm erwartet. Wenn ich indeß an künftigem Sylvestertage noch in eben demselben Styl wie heute an Sie schreiben darf, dann hat auch dieses Jahr seine Probe bestanden, weil es mir aus treuem Sinn das süßeste Glück meines Herzens brachte.

Schlummern Sie sanft, meine liebe Freundin, und träumen Sie von dem künftigen Jahre, so schön als Sie nur können. Wenn der Traum auch nicht ganz eintreffen sollte, so gewährt er Ihnen doch eine schöne Hoffnung und diese ist oft mehr werth als der Genuß. Ich will indeß noch einige Gläser auf Ihr Wohl leeren und einen vollen Becher allen guten Göttern zum Opfer für uns Beyde ausgießen! Gute Nacht."

Es stimmt wehmüthig, wenn man sich angesichts dieses Briefes vergegenwärtigt, wie es ein Jahr später um den Dichter stand. Zwar an Frau von Pentz hätte er, wenn ihm der Sinn darnach gestanden wäre, auch am Sylvestertag 1812 so schreiben können, wie diesmal — aber was alles hatte er in dem Jahr erfahren und erlitten! Vor allem das Weh der unerwiderten Liebe zu Cäcilie Tychsen, dann den großen Schmerz, den ihm ihr Tod bereitete. Das Jahr 1811 war das letzte glückliche im Leben unsers Dichters gewesen.

Digitized by Google

Die Stärkere.

Skizze von **Alfred von Ehrmann.**

Das Adagio der Sonate war zu Ende. Er lehnte sich, die Geige unterm Arm, tief aufatmend zurück. Das junge Mädchen mit den feinen blassen Zügen hatte die Hände von der Klaviatur des Ehrbar-Flügels herab in ihren Schoß sinken lassen und starrte noch immer wie geistesabwesend auf die letzte Zeile des Notenheftes, welches den großen klaren Stich der üblichen Luxusausgaben moderner Kammermusikwerke aufwies. In dem großen, braungetäfelten Raume, wo Teppiche und Polstermöbel gänzlich fehlten, zitterte der letzte Accord lange nach. Noch war er nicht völlig verklungen, noch war die Pause weihevollen Nachgenusses nicht ganz vorüber, als eine helle Frauenstimme aus der Fensternische herüberklang.

„Das Adagio war sehr gut gespielt, Kinder. Wenn Ihr zwei Euch so hineinlegt, geht es Einem ja förmlich zu Herzen. Mir sogar, die ich die gewissen gefühlvollen Sachen am wenigsten leiden kann, mir hat dieser langsame Satz weit besser gefallen, als vorhin der schnelle."

Die Hausfrau legte die Stickerei weg, an welcher sie während des Spiels mit sicheren, gleichmäßigen Nadelstichen gearbeitet hatte, und trat auf die beiden Spieler zu.

Sie klopfte dem jungen Mädchen freundlich auf die Schulter. „Du freilich, Elise, kannst nichts dafür, wenn das Allegro nicht so flott ging wie sonst. Du warst sicher wie immer. Aber mein Herr und Gemahl, sonst so streng in Bezug auf Intonation, hat beiden schwierigen Stellen mehrmals recht auffallend daneben gegriffen. Habe ich recht oder nicht? Ja, mein liebes Männchen, das kommt davon, wenn man die soliden Studien vernachlässigt. Rode und Kreutzer rächen sich. Denn Deine neuerdings so beliebten Solophantasien im finsteren Zimmer bringen Dich technisch ja doch nicht vorwärts, das weißt Du selbst! Denke Dir nur, Elise, der Mann da läßt mich jetzt manchmal eine halbe Stunde und länger mit dem Nachtmahl warten! Da rennt er hin und her, die Geige am Kinn, und findet kein Ende mit seinen stürmischen Läufen und schmelzenden Melodien. Und wenn ich dann doch einmal die Thür vom Speisezimmer aufmache, so schrickt er zusammen wie ein Nachtwandler, den man unvorsichtig geweckt hat. Natürlich setzt er sich dann ganz verstört zu Tische. Ich bin überzeugt, er wüßte nicht einmal, was er ißt — wenn ich es ihm nicht sagte. . . . . Weil ich aber gerade vom Essen spreche: Es wird Zeit, daß ich nach dem Kaffeetisch sehe. Entschuldigt mich für ein paar Augenblicke, Kinder! Aber warten mit dem letzten Satz, ja?"

. . . . Es wurde sehr still in dem Zimmer, als die lebhafte rundliche Dame die Thür hinter sich geschlossen hatte. Doch sprach, wenn auch dem Ohre nicht vernehmlich, der Blick, welchen zwei Männeraugen auf ein zartes Mädchenprofil zu heften begannen, bald mit unheimlicher Deutlichkeit. Sie suchte sich der magischen Gewalt dieses Blickes zu entziehen, indem sie die Klavierstimme, die vor ihr aufgeschlagen war, so angestrengt fixierte, als wollte sie sich an den krausen Häkchen der Notenzeilen festklammern —

„Elise!"

Bei dem Klange seiner heiseren, vor Leidenschaft fast erstickten Stimme erbebte sie. Aber noch gab sie keine Antwort.

„Du mußt sprechen, Elise! Alles lieber, als dieses starre Schweigen! Wie es nun mich steht, das weißt Du ja; Du wußtest es lange, bevor sich mir das erste Wort entrungen hatte...."

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu und sagte wehmütig lächelnd:

„Und ich soll es erst aussprechen müssen?"

„Du liebst mich, wie ich Dich!"

Digitized by Google

Er rief es laut, unbekümmert darum, daß nur eine Thür sie von dem Zimmer trennte, in welchem im selben Augenblicke seine Frau mit hausmütterlicher Sorgfalt den Tisch zu drei Gedecken arrangierte.

„Du liebst mich, nicht wahr?“

Er fragte es in sanfteren Tönen.

Der schlanke Mädchenkörper fing heftiger zu zittern an. Alle Farbe war aus ihrem Antlitz gewichen. An den Rändern ihrer Augen, welche sich wieder von ihm abgewendet hatten, bildeten sich langsam zwei große, klare Tropfen. Der Mund stand halb offen . . . . .

Er rückte näher und ergriff ihre Hände, welche eiskalt waren und deren Finger, vom Fieber geschüttelt, auf ihrem Schoße förmlich tanzten. Er barg sie in den seinigen, umschloß sie enge, ließ die Wärme seines Blutes auf sie überströmen.

„Meine Elise!“ stammelte er.

Eine plötzliche Veränderung ging mit ihr vor. Sie schien sich zu fassen. Der ekstatische Ausdruck schwand aus ihrem Gesicht. Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Nicht Deine Elise“, sagte sie. „Ich darf nicht die Deine werden und — ich will nicht! Lächle nicht, Reinhold, Du wirst erfahren, daß ich ernst zu nehmen bin. Erinnere Dich der Zeit, da wir anfingen miteinander zu musizieren. Neben dem, was Beethoven und Brahms uns zu sagen hatten, klang bald ein Anderes, Persönlicheres aus dem Wettstreit unserer Instrumente. O wie oft, wenn wir so sündhaft schön spielten, stieg die Angst in mir auf, daß sie, die da arglos in ihrer Fensternische saß, mit einem Schlage unser ungeheures Geheimnis entdecken könnte —“

„Sie?“ Reinhold lächelte bitter. „Von solchen Dingen ahnt sie nichts.“

Sie fuhr fort. „Aber damals, Reinhold, damals wußte ich schon, daß ich ein großes Opfer werde bringen müssen. Und ich wußte auch, daß ich stark genug sein würde, dieses Opfer der Entsagung zu bringen.“

„Täusche Dich nicht, Elise! Die Stimme der Natur wirst Du nicht so leicht zum Schweigen bringen.“

„Die Stimme der Natur? Vielleicht ist sie nicht stark genug in mir, um mich über alle die Häßlichkeiten zu täuschen, welche kommen würden, wenn ich nachgäbe. Vielleicht bin ich einer großen Leidenschaft gar nicht fähig. Vielleicht . . . . ja, so wird es sein, Reinhold, ich —“ sie suchte nach Worten; dann, während es in ihren Augen seltsam flimmerte, vollendete sie rasch: „— ich liebe Dich wahrscheinlich doch nicht so, wie Du mich.“

„Jedenfalls ahnst Du nicht, wie weh Du mir mit Deinen so merkwürdig klugen und ruhigen Erklärungen thust. — O, Elise, glaube mir, es ist unmöglich, widersinnig, was Du da sagst.“ Er war aufgesprungen und schritt in großer Erregung im Zimmer auf und ab. „So mit einem kühlen ‚es wär zu schön gewesen‘ auseinanderzugehen, in dem Augenblicke, wo die lange verhaltenen Flammen ausbrechen, wo ein schöner Wahnsinn uns über alle kleinlichen Bedenken hinweghelfen könnte! — Denn ich liebe Dich wahnsinnig, Mädchen!“

Er blieb plötzlich vor ihr stehen, umschlang sie mit seinen Armen und zog sie mit fast brutaler Heftigkeit zu sich heran, indem sein Mund den ihrigen zu einem langen, langen Kusse suchte. Einen Augenblick schien es, als strebte ihr Körper der Berührung mit dem seinigen entgegen, als öffneten sich die Lippen, um zurückzugeben, was sie empfangen hatten — aber bevor ihm der selige Moment noch recht zum Bewußtsein gekommen war, hatte sie sich seiner Umarmung entwunden und war in die Ecke geflüchtet, wo das Violoncell stand. Sie mußte sich auf den Aeajoukasten stützen, um nicht umzusinken. Doch glitt ein träumerisches Lächeln über ihre Züge, und flüsternd, wie zu sich selbst, sagte sie: „Der erste Kuß!“

Er wollte auf sie zustürzen.

„— und der letzte!“ rief sie ihm entgegen. Der Blick, den sie ihm dabei in die Augen senkte, bannte ihn. Er stand ihr wortlos gegenüber.

In das bange Schweigen klang deutlich das Klirren von Silber und das Klappern von Porzellan aus dem Nebenzimmer. „Es wird Zeit, zum Kaffee zu gehen“, sagte das Mädchen, indem sie aus ihrer Ecke hervorkam und mit scheinbarer Ruhe den Flügel schloß. — —

. . . Im Speisezimmer war es schon dämmerig geworden. Trotzdem verwahrte sich Reinhold mit einem gewissen heftigen Eifer dagegen, daß die Lampe angezündet werde.

„Es hat heute lange gedauert“, entschuldigte sich die Hausfrau. „Gerade wollte ich fragen kommen, ob Ihr nicht lieber den letzten Satz nach dem Kaffee spielen möchtet. Denn gespielt wird er ja doch, nicht wahr, Kinder? Mein

Digitized by Google

Lieblingsstück, dieses wilde Finale! Wie nennst Du es immer, Reinhold? Die „Katastrophe“ glaube ich —“

„Freilich, freilich, die Katastrophe. Aber ob es heute noch dazu kommen wird, das weiß ich nicht. Du mußt Fräulein Elise fragen, ob sie noch dazu aufgelegt ist.“

„Ich bin wirklich schon etwas müde“, sagte das Mädchen. „Und dann wird es ja morgen und übermorgen soviel bei uns zu thun geben .... Ah, Ihr wißt noch nichts? Also, jetzt kommt die große Neuigkeit — Sie bückte sich tief über ihre Tasse: „Ich gehe doch nach Paris. Die Mama wollte es schon lange. Wie sie Euch erzählt haben wird, wäre mir Gelegenheit geboten, ein bis zwei Jahre Ausbildung bei Paderewski zu genießen. Erst in allerletzter Zeit habe ich mich entschlossen. Zur großen Künstlerin werde ich es zwar nie bringen. Ich bin zu schwerblütig. Die gewisse Genialität, welche mir im bürgerlichen Leben fremd ist, wird mir vielleicht auch in der Kunst abgehen —“

Ein gellender Schreckensschrei der Hausfrau unterbrach diese Erklärungen.

„Aber Reinhold!“

Er hielt die Kaffeekanne in der Hand und goß, scheinbar ohne zu wissen, was er that, einen dicken schwarzen Strahl des rauchenden Gebräus auf das Tischtuch statt in seine Schale.

„Da haben wir also doch die Katastrophe!“ seufzte die Hausfrau.

„Es giebt ärgere“, meinte Elise in einem Tone, der für die banale Begütigungsphrase etwas zu ernst, zu nachdrücklich erscheinen mochte.

Metrische Übertragungen.

II.

Eine Auswahl aus der italienischen Lyrik des XVIII. und XIX. Jahrhunderts enthält neben einigen Nachdichtungen aus dem Englischen und Französischen das Büchlein: Blüten ausländischer Lyrik. Übertragen von Hedwig Jahn. (Berlin, Bibliogr. Bureau.) Es ist viel guter Wille und ehrliche Mühe in diesen Reimen, aber wenig Poesie; vielleicht waren sie die ersten Arbeiten der Nachdichterin, denn was uns seither gelegentlich von ihr vor Augen gekommen ist, z. B. die Übertragung von Ada Negris Gedichten, ist formal weit besser, wenn es auch hier noch zuweilen am besten fehlt: den Stimmungsgehalt des Originals kann der Leser zuweilen nur ahnen, und das ist eben nicht jedes Lesers Sache. Im vorliegenden Büchlein gelingen der Übersetzerin noch vergleichsweise am besten kleine Spielereien, während sie sich an ernsten und wuchtigen oder leidenschaftlich kühnen Gedichten vergeblich abquält. Als Probe dieses Besseren sieht hier „Der Traum“ des alten, zopfigen Metastasio:

Nur wenn Traum mein Auge schließt,
Naht sie, die mein Leben ist,
Um zu stillen meinen Kummer.

Amor, willst gerecht du sein,
Mache wahr die Träume mein —
Oder ewig meinen Schlummer!

Wenden wir uns nun den Spaniern zu, so ist zunächst einer neuen Übertragung Becquers zu gedenken: Spanische Lieder von Gustavo Adolfo Becquer. Ins Deutsche übertragen von Richard Jordan. (Halle, Heudel.) Während man bei uns sonst der Lyrik der Spanier geringe Beachtung schenkt — von ernsthaft zu nehmenden Übersetzern waren es im letzten Jahrzehnt fast nur noch Otto Braun und Friedrich Adler, die uns daran erinnerten, daß auch im „Land des Weins und der Gesänge“ noch immer gesungen wird — wiederholt sich hier der Versuch, uns Becquer näher zu bringen; den ersten hat Adalbert Meinhardt gemacht. Das hat gute Gründe, äußere und innere. Der unglückliche, früh dahingerafte Dichter hatte deutsches Blut in den Adern, der spanische Becquer war ein deutscher „Becker“; so hieß sein Großvater, ein Uhrmachergeselle, der sich in Sevilla niederließ. Früh verwaist, zum Kaufmann ausgebildet, dann Maler geworden, aber seit der Knabenzeit dichterisch thätig, hat der Poet sein Leben in Not und Siechtum verbracht, und der Tod, der ihn schon in seinem 35. Jahre dahinraffte, war ihm ein längst herbeigesehnter Erlöser. „Krankheit und Armut standen an seiner Thüre beständig Wache. Unaufhörlich mußte er arbeiten, nur um nicht wirklichen Hungers zu sterben, . . . ja es kam so weit, daß er häufig seine Manuskripte an weniger Begabte verkaufte, welche sie dann unter ihrem Namen veröffentlichten.“ So der Übersetzer, der die Schuld den „damaligen litterarischen Zuständen Spaniens“ zuschreibt, „die sich leider ja auch heute noch nicht um Vieles gebessert haben“. Diese Zustände sind ja thatsächlich noch schlimmer, als die unsern, aber ein Schicksal, wie das Becquers könnte sich auch bei uns erfüllen, und um Beispiele zum Beweis für unsere Behauptung wären wir nicht verlegen. Allerdings ist es bei uns nie Brauch geworden, daß der reiche Dilettant dem darbenden Talent Verse abkauft, um sie unter seinem Namen zu verkaufen, aber von hungernden Lyrikern weiß auch unsere Litteratur-Geschichte bis in die Gegenwart hinein zu erzählen. Und nur die deutsche?! Nimmt man die Dinge wie sie sind, so wird man, so schmerzlich es unserem Empfinden sein mag, einsehen müssen, daß sich Schicksale, wie die Becquers, gleichviel in welchem Lande, naturgemäß erfüllen. Gerade das echte lyrische Talent schafft nur in Momenten gesteigerten Empfindens, grade ein solches Talent feilt raftlos — wie groß kann da die Ausbeute seines Lebens sein, und welchen Absatz müßten die zwei oder drei Bändchen haben, um ihm ein behagliches Dasein zu sichern?! . . . Auch innere Gründe, sagten wir ferner, lassen die Vorliebe deutscher Übersetzer für Becquer erklärlich erscheinen; ob in ihm das Blut sprach, ob ihm seine Kenntnis der deutschen Litteratur beeinflußte, gewiß

Digitized by Google

ist, daß er uns in seiner Eigenart näher steht, als ein anderer spanischer Lyriker. Er ist innerlicher als diese Dichter, gemütvoller und schlichter, und findet, in scharfem Gegensatz zu ihrer prunkvollen Rhetorik, zuweilen einen Naturlaut. Auch in der Form unterscheidet er sich von ihnen, auch darin ist er schlichter, ersetzt wohl auch zuweilen in dem Streben nach dem Volkstümlichen den Reim durch die Assonanz. Alles in allem ein Lyriker, der gekannt zu werden verdient, auch wenn man ihn nicht so hoch einschätzen mag, wie es Richard Jordan thut, freilich auch einer, der dem Übersetzer eine schwere Aufgabe stellt. Hier einige Proben, die freilich höchstenfalls erweisen, daß Jordan sich redlich gemüht hat, aber nur dem schärferen Aug' die Linien des Originals erschließen machen:

Der Wind, der über wüstes Schlachtfeld fegt
Und Lachen schwarzen Blutes trocken legt,
O glaub' es, ist derselbe Wind,
Dem Du, wie oft, in dunkler Nacht gelauscht,
Wenn leise er durch stille Wälder rauscht
Und um den Duft der Blumen minnt.

*

Woher ich komme? . . .
Den steilsten aller Pfade
Schlug' ohne Zaudern ein; —
Wo Spuren wunder Füße
Noch aufweist jeder Stein,
Und Fetzen einer Seele
Der Dorn am Wegesrand, —
— Die Straße führt zur Stätte,
Wo meine Wiege stand.

Wohin ich gehe? . . .
O suche im Gebirge
Das allerstillste Feld,
Wo ew'ge Nebel liegen
Wenn ew'ger Schnee nicht fällt;
Dort, wo ein ein'ger Felsen
Ohn' jede Anhöhe starrt, —
Wo das Vergessen wohnet, —
Dort ward ich eingescharrt!

*

Dein weiches Reden klingt so freund mir,
Aus müde Ohr schlägt es so scharf,
Wie wenn von hoch herab man Perlen
Auf einen goldnen Teller warf;
Doch schlummernd, deine Atemzüge,
Sie dünken mir wie ein Gedicht,
Und lauschen könnt' ich Stund' um Stunde,
Und müde würd' ich ewig nicht, —
Drum schlafe!

„Mein spanischer Dichter", berichtet der Übersetzer, „hat so viele Nachahmer gefunden, wie Becquer." Das wird man leicht glauben; es war eine eigentümliche, für Spanien neue Tonart, die er anschlug. Aber Herr Jordan fügt auch bei, daß „keines Anderen Lieder so ins Volk übergegangen sind, wie die seinen", und das klingt befremdlich. Denn wie viel ihnen auch zuzusprechen sein mag, das Talent zur Popularität tragen sie nicht in sich.

Hat sich bei Becquer die Kraft des Nachdichters nicht genügend erwiesen, so gilt dies leider auch vom folgenden Buche: Don Juan Tenorio, religiös-phantastisches Drama in zwei Abteilungen von Don José Zorilla. Verdeutscht und mit einem Vorwort über die Don Juan-Sage versehen von Johannes Fastenrath. (Dresden, Reißner 1898.) José Zorilla, 1817 zu Valladolid geboren, hat ein Leben verbracht, das in mehr als einem Zuge an die spanischen Abenteurer-Romane des Mittelalters erinnert. Eines Justizbeamten Sohn soll auch er Jurist werden und ist zu Toledo als Student inskribiert, beschäftigt sich aber nur mit Versemachen. Als dies dem Vater nicht gefällt, entweicht er auf der erbsesten Stute, die er auf dem Felde weiden sieht, verkauft auf dem Wege das fremde Pferd und schlägt sich nach Madrid durch. Dort sucht er als Dichter, dann, da dies nicht gelingt, als Journalist sein Brod zu verdienen, muß, da seine Artikel der Polizei mißfallen, als Zigeuner vermummt fliehen, kann endlich wieder heimkehren und wird am 15. Februar 1837 mit einem Schlage berühmt: durch ein Gedicht, das er am Sarge eines bekannten Satirikers, Larra, rezitiert. Damit scheint der kaum Zwanzigjährige bereits im Hafen; die besten Dichter ziehen ihn in ihren Kreis, sein Volk aber horcht auf das, was er ihm zu bieten hat, und es ist nicht wenig: der fromme Romantiker voll Farbenglut und Phantasie beschwört in Liedern, Epen, Dramen die Vergangenheit seines Volkes an's Licht empor, nach dem Urteil eines spanischen Litterar-Historikers „mehr Künstler als Denker, mehr Colorist als Zeichner, mehr bunt als tief, empfindet er besser den Mann als das Weib, besser als den Menschen Gott." Voll ungeheurer Produktionskraft — in sieben Jahren schreibt er zwanzig Dramen und elf Bände Gedichte! —, von seinem Volke geliebt, könnte er von seiner Feder leben, wenn er nicht das Erworbene immer rasch vergenden würde und darum auch gerade sein populärstes Drama, eben den „Don Juan Tenorio", dann in der Not „um ein Stück Brot" weggeben müßte. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris geht er (1854) nach Mexico, angeblich um den Schmerz über den Bruch mit seinen Eltern zu verwinden, bleibt dort bis 1866, also durch mehr als elf Jahre, davon „fünf Jahre ohne Tinte, Feder und Papier, nur von dem Wunsche beseelt, sich selbst zu vergessen", bald in einer elenden Hütte, dann wieder im Palast eines Reichen, endlich als Günstling eines Kaisers: der unglückliche Maximilian ernennt ihn zum Direktor seines künftigen „National-Theaters". Noch bevor sich das tragische Schicksal seines Mäcens erfüllt, kehrt Zorilla heim, Spanien „empfängt seinen Dichter wie Rom seine Triumphatoren"; hohe Damen von Madrid spenden ihm einen Ehrensold, die Regierung setzt ihm eine Pension aus, in Granada wird er als Dichter gekrönt, Ehren, wie sie wenigen Menschen zu teil geworden, häufen sich auf sein Haupt, er aber kommt dennoch nicht aus den bittersten Nöten heraus, weil er desto mehr ausgiebt, je mehr er einnimmt, und muß zuletzt sogar seine Dichterkrone — verpfänden. Als er am 23. Januar 1893 dahinstirbt, verbreitet sich das Gerücht, daß er Hungers gestorben, ein falsches Gerücht, eben so falsch wie jenes andere, daß er zuletzt sein Grab verpfändet — aber wie charakteristisch sind diese Gerüchte! . . . Begraben aber wird er auf Kosten der spanischen Akademie mit größtem Pomp! Man sieht, Don José Zorilla ist, wie immer man sein Schaffen beurteilen mag, in seinem äußern Lebensgang einer der merkwürdigsten Dichter dieses Jahrhunderts.

Aber auch dies Schaffen ist, wie die Mitteilungen Fastenraths, sowie der spanischen Kritiker, die er anführt, außer Zweifel setzen, schon deshalb beachtenswert, weil er ein durch und durch nationaler Dichter ist, nicht bloß in den Stoffen, sondern auch in der Weltanschauung: er ist Romantiker, Spanier und Katholik, dies alles in höchster Potenz. Nicht sein Hauptwerk, aber jenes, welches ihm zu einer fast unvergleichlichen Popularität verholfen hat, ist das von Fastenrath übersetzte; obwohl er Bedeutenderes geschaffen, ist und bleibt er für Spanien der Dichter des „Don Juan Tenorio", des Dramas, dem, wie der Übersetzer berichtet,

Digitized by Google

„das spanische Volk eine religiöse Weihe gegeben, da jedes Jahr an vierzehn Abenden vom 1. November an das Stück an allen Theatern Spaniens aufgeführt wird. Selbst die Kinder kennen diesen Don Juan durch das Puppenspiel. Jeder Spanier hält sich für fähig, ein Don Juan zu sein, und jede Dame eine Dona Inés." Ist neben einer so beispiellosen Popularität, die z. B. jene, die Goethes „Faust" in Deutschland errungen, weit übertrifft, noch ein Moment geeignet, uns nach der Bekanntschaft mit der Dichtung begierig zu machen, so ihre Entstehungs-Geschichte. „Im Februar 1844", erzählt der Dichter, „kehrte Latorra (ein Theater-Direktor) von Barcelona nach Madrid zurück und brauchte ein neues Stück. Mir kam es von Rechtswegen zu, es ihm zu liefern, aber ich hatte an nichts gedacht und die Zeit drängte: das Theater sollte im April geschlossen werden. Ich weiß nicht, wer mir den Gedanken einer Umgestaltung des „Burlados de Sevilla" eingab, oder ob ich selbst auf diese Idee kam; sicher ist, daß ich ohne andere Notizen und ohne anderes Studium mich verpflichtete, in zwanzig Tagen einen Don Juan meiner Mache zu schreiben." Und er that's, und was ein Lückenbüßer für einige Wochen sein sollte, wurde das volkstümlichste Drama der spanischen Litteratur! Das ist um so erstaunlicher, als ja der Stoff an sich ein bekannter, ja für Spanien ein verbrauchter war, denn seit jenem „Burlados", über dessen Urheber heute die Litterarhistoriker streiten, seit die Autorschaft des Tirso de Molina angezweifelt wurde, war die Sage in ihrem Heimatlande vielfach behandelt worden, auch das von Mozart benutzte Textbuch des Lorenzo da Ponte dort selbstverständlich nicht unbekannt geblieben.

Wie nun erklärt sich der phänomenale Erfolg? Nur das Negative läßt sich mit Sicherheit feststellen: in einem kunstvollen, spannenden Aufbau der Fabel liegt die Erklärung gewiß nicht, denn er ist nicht vorhanden, und die Kritiker, die in dem Werke „kein Drama im engeren Sinne" sehen, haben sicherlich recht. Aber auch die Charakterisik bleibt an der Oberfläche und dringt nirgendwo in das Tiefere der Menschennatur, geschweige denn in das Tiefste. Eine kurze Übersicht des Werkes wird dies beweisen. Don Juan Tenorio und Don Luis Mejia, zwei Cavaliere in Sevilla, haben gewettet, „wer Tücke Jeder Art mit größerem Glücke In dem Zeitraum eines Jahres" vollbringen würde; als das Jahr um ist, finden sie sich in einem Wirtshaus zusammen und erzählen vor zahlreichen Zuhörern, unter denen sich auch der Komtur Don Gonzalo, Vater der Dona Inés, die dem Don Juan als Braut zubestimmt ist, und dessen Vater Don Diego Tenorio, beide vermummt, befinden, ihre Schandthaten. Don Juan war in Italien:

„Wo nur immer ich zu schauen
War' zu Boden ich das Recht,
Jede Tugend war mir Grauen,
Hab' gen Alles mich erfrecht
Und verraten stets die Frauen."

Den Beweis, daß er „ein Schelm der Schelme" sei, soll ein Verzeichnis seiner Opfer erbringen, das er dem Don Luis überreicht. Aber auch dieser nimmt den gleichen Titel für sich in Anspruch, den er sich in Flandern, Deutschland und Frankreich verdient, und hat sein Verzeichnis gleichfalls mitgebracht. Die beiden Listen werden verglichen; Don Juan hat 32, Don Luis nur 23 Männer getödtet, der Erstere 72, der Letztere nur 60 Frauen verführt, Don Juan ist also Sieger. Als ihm aber Don Luis dies dennoch bestreitet, wettet Don Juan, daß er binnen sechs Tagen eine Novize verführen und zugleich dem Don Luis seine Braut Anna de Pantoja abspenstig machen werde. Natürlich geben sich der Komtur und Don Diego nun zu erkennen und sagen sich von Don Juan los. Schließlich werden Don Juan und Don Luis auf ihr Geheiß verhaftet. Beide machen sich aus dem Gefängnis frei und eilen des Nachts auf getrennten Wegen in die Gasse, wo Doña Anna wohnt und das Kloster steht, in dem Doña Inés erzogen wird. Don Luis beschwört seine Braut, ihm schon diese Nacht Gatterrechte zu gewähren, um sie dadurch vor Don Juan zu schützen, während dieser durch eine Nonne Doña Inés für sich entflammen läßt. Dann läßt er Don Luis durch seine Diener knebeln und verschwört sich, um neun Uhr Doña Inés dem Kloster zu entführen, und eine Stunde darauf Doña Anna statt des Bräutigams zu umfangen. Am selben Abend hat der Komtur seine Tochter als Novize einkleiden lassen, doch gelingt es Don Juan in ihre Zelle zu dringen; sie fällt bei seinem Anblick in Ohnmacht, er trägt die Bewußtlose hinweg, läßt sie samt ihrer Dienerin auf sein Landhaus bringen, und verbringt die Nacht in Doña Annas Armen, die ihren Bräutigam zu umfangen wähnt. Dann eilt er zu Doña Inés und sucht sie durch Liebesworte zu kirren; da bringt Don Luis ins Landhaus und fordert ihn zum Duell heraus, dann der Komtur, der Rache für die Entführung seines Kindes nehmen will. Vergebens beschwört ihn Don Juan, ihm Doña Inés zum Weibe zu geben und dadurch sein Seelenheil zu retten; der Komtur stößt ihn hinweg, da tötet Don Juan ihn durch einen Schuß, den Don Luis durch einen Degenstich. Dann entflieht Don Juan und treibt sich mehrere Jahre im Ausland umher; inzwischen stirbt sein Vater Don Diego und vermacht sein Vermögen für ein Mausoleum, in dem jedes Opfer seines Sohnes ein Standbild erhält. (!!) Dort sieht auch die Statue der Doña Inés, die inzwischen vor Gram gestorben. Hier findet sich nun Don Juan endlich ein und hält Zwiesprache mit den Toten; der Schatten der Doña Inés beschwört ihn, Buße zu thun, damit seine sündige Seele gerettet sei; die andern Statuen aber bewegen sich drohend gegen ihn, daß er entsetzt zurückfährt. Als ihn jedoch zwei Freunde aufsuchen, erwacht der alte Frevlertrotz in ihm, er lädt sie zum Nachtessen ein und die Statue des Komturs dazu. Bei dem Gelage erscheint die Statue, kündigt ihm sein nahes Ende an, beschwört ihn gleichfalls, Buße zu thun, und lädt ihn zu einem Gegenbesuch ein. Auch der Schatten der Inés erscheint noch einmal und fleht ihn an, der Einladung zu folgen. Da die Geister den Gästen unsichtbar bleiben, gerät Don Juan darüber mit diesen in einen Streit und tötet sie im Duell. Dann geht er ins Mausoleum und ruft den Komtur aus dem Grabe hervor; die Gräber öffnen sich, die Gerippe steigen empor, künden Don Juan an, daß sie sein Begräbnis feierten, weil ihm einer seiner Gäste erschlagen (!) und fordern ihn zum letzten Mal auf, Buße zu thun. Schon verstreicht die letzte Minute Frist, die ihm dazu gegönnt ist, da taucht der Schatten der Inés hervor und rettet seine Seele. „Don Juan fällt zu Füßen der Doña Inés und beide sterben. Aus ihrem Munde entfliehen ihre Seelen, die durch zwei glänzende Flammen dargestellt werden, die sich bei den Klängen der Musik im Raume verlieren."

Wir haben den Inhalt so eingehend erzählt, weil er die schlagendste Kritik des Dramas ist. Für uns liegt die

Digitized by Google

Erklärung des Erfolgs in Fastenraths Worten: „Jeder Spanier hält sich für fähig, ein Tenorio zu sein, und jede Dame eine Dona Inés“ — die seltsame Mischung von Brutalität und religiöser Schwärmerei entspricht dem Volkscharakter. Daneben mag es auch der von allen Kennern des Originals gerühmte Zauber der Sprache sein, der die spanischen Hörer entzückt. Von diesem Vorzug läßt leider die Übersetzung nichts verspüren. Hier einige Stellen absichtslos herausgegriffen:

Und auch ich, es weiß die Welt,
Daß ich heucheln konnte nimmer,
Denn wo ich nur bin, auch immer
Der Skandal sich mir gesellt.

* * *

. . . Ich quäle
Mit Gedanken mich, das vage
Vorgefühl der Niederlage
Lastet schwer mir auf der Seele.

Und die in Spanien beispiellos populär gewordene Werbung des Don Juan um Dona Inés wird uns in Versen gegeben, wie diese:

Und die beiden Perlen klar,
Die sich lösen Dir im Stillen
Von den strahlenden Pupillen
Bietend sich zum Trunk mir dar u. s. w.

Auch der Einleitung, die eine Übersicht der Don Juan-Sage und ihrer Behandlung in der Weltlitteratur gibt, haftet viel Dilettantisches im unguten Sinne an. Nur die Mitteilungen aus der spanischen Litteratur sind dankenswert, weil sie sonst schwer zugängliches Material geben.

Litterarische Notizen.

— Als Virchow und Holtzendorff vor Jahrzehnten in einem Berliner Verlage die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ begründeten, wurde dies mit Recht als eine gute That begrüßt, und nicht bloß als ein litterarisches Unternehmen. Noch mehr: es war eine gute That zu rechter Zeit. In keinem anderen Kulturlande führten damals die wissenschaftliche Arbeit des Gelehrten und das Bildungsstreben im Volke ein so getrenntes Leben, wie in Deutschland; sie zum Heil der Gesamtheit in nähere Verbindung mit einander zu bringen, war geradezu ein Bedürfnis, ja eine Lebensfrage unserer Kultur. Wenn wo gründete Vereine zur Veranstaltung populärwissenschaftlicher Vorträge, bestehende Vereine, die bisher rein materielle oder Wohlthätigkeitszwecke verfolgt, fügten solche Vorträge ihrem Arbeitsprogramm ein, und Hand in Hand mit diesen Bestrebungen ging die Begründung dieses Unternehmens: es sollte in einzelnen Heften das Beste aus der Fülle der guten Vorträge bringen, die gehalten wurden, und dadurch einerseits einem weiten Kreise von Lesern zuführen, was sonst nur ein engerer Kreis von Hörern empfing, andererseits aber den Gelehrten auch äußerlich ermöglichen, auf derlei Arbeiten ihre volle Kraft zu wenden, denn das Honorar für den Vortrag war naturgemäß ein bescheidenes und sollte darum durch das Honorar für das Büchlein seine Abrundung nach oben finden. Mit gerechtem Stolz werden Jene, deren sich damals diesen guten Werke widmeten, dessen eingedenk bleiben dürfen, wie überraschend Vieles und Treffliches geleistet wurde; man hatte, und scheinbar nicht ohne Grund, befürchtet, daß gerade die bedeutenden Gelehrten sich fern halten würden, schon weil sie sich dem Zwang zur Popularität nicht würden fügen wollen oder können — und siehe, sie ließen sich gern bereit finden; man befürchtete eine spärliche Beteiligung des Publikums und es kam in hellen Haufen. Das waren die Glanztage des Vortragswesens in Deutschland und darum auch der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung. Gedenkt man dieser Zeit — wir haben namentlich die zweite Hälfte der Siebziger Jahre im Auge — und vergleicht man sie mit der Gegenwart, so wird man nicht als ein „laudator temporis acti“ gescholten werden dürfen, wenn man wehmütig ausspricht, daß auch hier die Bäume nicht in den Himmel gewachsen sind. Die Zahl der Vereine, die derlei Vorträge veranstalten, hat sich sehr gemehrt, es giebt kaum eine mittlere Stadt Deutschlands, wo nicht jeden Winter ein derartiger Cyclus abgehalten würde — und das ist sehr gut; aber die Qualität der Redner darf sich im ganzen und großen mit jener vor zwanzig Jahren nicht vergleichen, — und das ist gar nicht gut, obwohl es eine natürliche Erscheinung ist: der Bedarf ist so groß, daß man auch minder bedeutende Leute heranziehen muß; dazu kommt, daß jeder Verein den andern auch durch die Zahl der Vorträge überbieten will, und da der Etat ein beschränkter ist, so müssen eben die „dii minorum gentium“ herhalten, die schon um wenig Geld zu haben sind. Natürlich prägt sich diese Thatsache auch in der Qualität des Unternehmens aus, von dem wir sprechen; Virchow setzt es tapfer fort, auch der Gelehrte, der nach Holtzendorffs Tode die Redaktion der historischen und litterarhistorischen Vorträge übernommen, der treffliche Wattenbach, thut seine Pflicht, ebenso bemüht sich der Verlag, an den das Unternehmen seither übergegangen ist, die Hamburger Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), es in gutem Gange zu erhalten, aber Hefte, wie in den ersten Jahren, bietet es nunmehr selten. Das Meiste ist nur eben passable Arbeit mittelmäßiger Köpfe, die sich bemühen, in glatter Form zu bieten, was die wissenschaftliche Forschung zu Tage gefördert hat; handelt es sich z. B. um einen Dichter, so wird seine letzte Biographie und eine Ausgabe oder Uebersetzung seiner Werke auf den Tisch gelegt und daraus ein Extrakt für das große Publikum angefertigt. Nach diesem Rezept ist auch das Heft gearbeitet, das uns zu diesen Betrachtungen veranlaßt hat: „Lord Byron“, von einem seither verstorbenen Privat-Gelehrten in München: Dr. Louis Lewes. Wesentliche Lücken oder arge Geschmacklosigkeiten sind uns darin nicht aufgestoßen, aber es ist eben flüchtige, unbedeutende, langweilige Dutzendware. Und doch war Lewes ein in „kaufmännischen Vereinen“ sehr beliebter Redner und hat diesen Vortrag wohl fünfzig Male oder noch öfter gehalten. Noch einmal sei es wiederholt: zu besonderen Ausstellungen bietet das Heft keinen Anlaß, es ist nur eben ein überaus deutliches Symptom der leidigen Erscheinung, daß sich das Vortragswesen in Deutschland nur nach einer Dimension entwickelt hat: in die Breite, aber in die Höhe und in die Tiefe nicht.

—bz—

— Novellen und Skizzen von E. Heydemann (Paul Confroius Verlagsanstalt, Hamburg.) Die einzelnen Skizzen, aus denen sich das Buch zusammensetzt, sind von sehr verschiedenem Werte, gemeinsam ist ihnen leider nur das Streben, in knappem Raum möglichst viel „Sensation“ zu bringen; offenbar sind sie als Feuilletons eines Blattes für breite Kreise entstanden und seinem Bedürfnis angepaßt. Es wäre schade, wenn die Autorin auf diesen Wegen bliebe, denn sie hat einiges, was den guten Erzähler macht: Erfindungsgabe, ferner das Talent, anschaulich zu schildern, und die Fähigkeit, das Beiseinliche eines Stoffs gut herauszuarbeiten. Am besten hat uns „Schlacken“ gefallen; es ist Kraft und Stimmung in dem düsteren Bilde, und wer das Leid des armen, verblühten Mädchens so darzustellen versteht, hat auch Gemüt und sollte nicht so oft nur eben sentimental sein, wie es die Autorin in einer Reihe anderer Skizzen ist. Auch muß sich E. Heydemann hüten, Dinge zu schildern, die sie nicht aus eigner Anschauung kennt; hätte sie Gelegenheit gehabt, das Leben orthodoxer Juden am Rhein und ihre Auffassung des Katholizismus wirklich kennen zu lernen, so wäre die seltsame Skizze: „Mutter Gottes“ gewiß ungeschrieben geblieben.

K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Im Mondlicht.

Ein Novellen-Fragment von **Karl Emil Franzos.**

Ich heiße Franz Xaver Stadelmayer, bin Doktor beider Rechte, bekleide das Amt eines k. k. Staatsanwalts-Substituten bei dem hiesigen Landesgerichte und habe Aussicht, demnächst wirklicher k. k. Staatsanwalt zu werden. In Anbetracht des Umstandes, daß ich erst neununddreißig Jahre alt und bescheidenen bürgerlichen Herkommens bin, kann man dies immerhin eine ganz anständige Karriere nennen. Auch sonst ist es mir im Leben gut ergangen. Ich habe sehr früh geheiratet, gleich im Beginne meiner Beamtenlaufbahn. Meine Frau, welche mir auch einiges Vermögen zugebracht hat, ist brav und gut und noch heute ganz hübsch. Sie hat mir drei Kinder geboren; das mittlere ist ein Knabe, das älteste und jüngste sind Mädchen. Es sind gut begabte und wohlgesittete Kinder und wachsen fröhlich heran.

Ich habe mich verpflichtet erachtet, dies vorauszuschicken, damit niemand glaube, daß ich ein gewöhnlicher Romanheld bin, etwa gar ein Dichter oder dergleichen. Im Gegenteil! — ich bin immer ein praktischer Mensch gewesen und habe das Leben mit gesunden, nüchternen Augen angeschaut. Ich habe nie von besonderen Idealen geträumt, sondern mir stets eine bescheidene, feste, nützliche Existenz zum Ziele gesteckt, was ich denn auch auf dem vorgeschriebenen und gehörigen Wege erreicht habe. Außer einer Geburtstagsgratulation für meinen Vater, einem Stammbuchverse für meine nachmalige Frau und einigen Schulaufgaben aus der deutschen Sprache, welche in metrischer Form abgeliefert werden mußten, habe ich niemals Verse gemacht. In meiner Lebensweise war ich immer sehr geregelt und habe selbst als ganz junger Mensch keinerlei Leidenschaften in mir aufkommen lassen. Nur einmal habe ich Neigung zu einem weiblichen Wesen empfunden; sie war innig, dauerhaft und auch vor dem Verstande wohl zu rechtfertigen — es war die Neigung zu dem Mädchen, das später meine Gattin geworden ist.

Kurzum — ich wiederhole es nochmals: ich bin ein sehr gewöhnlicher Mensch und mein Leben war und ist ein sehr gewöhnliches. Es ist so im Allgemeinen garnichts darin, was für andere interessant oder auch nur bemerkenswert wäre. Ich schäme mich dessen auch garnicht — im Gegenteil! Aber ebenso offen und nachdrücklich muß ich bekennen, daß in meinem schlichten, alltäglichen Leben ein Ereignis ist, welches in Wahrheit außerordentlich, seltsam und geheimnisvoll ist oder mir wenigstens immer so erscheinen will. Es ist dies meine Beziehung zu einem Mädchen, Namens Sidonie, mit dem ich immer nur im Mondlicht zusammengetroffen bin, mit dem ich andre Gespräche geführt habe, als mit allen übrigen Menschen, und in dessen Nähe ich andre Gefühle und Gedanken gehabt habe, als je vorher oder nachher. Jäh und geheimnisvoll ist dieses Mädchen in mein Leben getreten, jäh und geheimnisvoll hat sich mir seine Spur verwischt und ich weiß noch heute nicht, ob es in der That ein irdisches Wesen war, mit dem ich damals allnächtlich verkehrt habe, oder — so sonderbar es mich anmutet, einen solchen Gedanken aussprechen zu müssen! — eine Erscheinung aus einem Reiche, dessen Thore vielleicht für gewöhnlich unseren Sinnen verschlossen sind. Da ich schon dargelegt habe, wie ich im Übrigen geartet bin, so wird man es mir sicherlich glauben, daß ich mich sehr mühte, auch dieses Erlebnis natürlich zu erklären und in den Kreis meiner sonstigen Schicksale entsprechend einzufügen. Es ist mir aber dies durchaus nicht gelungen, obwohl ich wahrhaftig keine Arbeit und kein Nachdenken gespart habe. Denn nachdem ich meine Richteramts-Prüfung bestanden und hierauf täglich über einige Mußestunden verfügen konnte, habe ich sogar zu obigem Zwecke mehrere Werke

Digitized by Google

über den Somnambulismus eifrig studiert. Doch abgesehen davon, daß ich darin mit Bedauern jene Klarheit und Präzision vermisste, welche die Schriften meines Berufs auszeichnen, habe ich auch in keinem dieser Bücher etwas gefunden, was mir zur Erklärung jenes Erlebnisses hätte verhelfen können.

Mein Fall scheint einzig zu sein.

Ich erzähle ihn im Nachfolgenden. Ich berichte ganz genau, alles so, wie es sich zutrug. Ich verhehle nichts und setze auch nichts hinzu.

Vorausschicken möchte ich schließlich noch, daß weder meine Eltern, noch irgend ein Glied meiner Familie mondsüchtig gewesen sind, daß ich weder vorher noch nachher irgend einen Einfluß des Mondes auf mich verspürt habe, und daß ich, was meinen Habitus betrifft, mittelgroß bin, mit braunen Augen und Haaren und mit einer Neigung zur Fettleibigkeit, welche mir, wie ich befürchte, in späteren Jahren sehr lästig fallen wird.

*

Die Sache begab sich im Monate Juni vor achtzehn Jahren und ich stand also damals im einundzwanzigsten Lebensjahre. Ich war Student der Rechte an der Wiener Hochschule, und zwar im vierten Semester. Mit Ende des Juli wollte ich meine erste Staatsprüfung machen und damit meine rechtshistorischen Studien abschließen. Darum war ich in jenen Tagen besonders fleißig und brachte meine Zeit, mit Ausnahme der Kollegien-Stunden, fast ausschließlich zu Hause zu, über den Büchern.

Ich wohnte damals in der Vorstadt Landstraße, dem ärmsten und stillsten, fast ausschließlich von Beamten, Kleinbürgern, Studenten und Arbeitern bewohnten Teile Wiens und zwar in jenem großen Hause der Gärtnergasse, welches die Nummer Vierundzwanzig trägt, und an der zweiten Biegung der vielgewundenen Gasse steht. Es ist dies ein alter, mächtiger Bau, mit zwei weiten Höfen und zwei Fronten, in der Gärtner- und Marxergasse. Dieses vierstöckige, durch sein Alter und seine Vernachlässigung etwas unheimliche Haus wird von beiläufig hundert Parteien des niederen Mittelstandes bewohnt, von denen fast jede eines oder zwei ihrer Gelasse an Studenten vermietet. Man kann sich denken, wie viel tolles Leben dadurch in das alte Haus kommt. Wenn man an schönen Sommernachmittagen in den gelben Hof hinausblickt, — der Anstrich der Fronten ist grau, aber in den Höfen hat man den alten gelben Anstrich gelassen und dieser klebt nun schmutzig und moderig an den Wänden, — wenn man also da zum Fenster hinausblickt, kann man die allerlustigsten und allerverschiedensten Kneiplieder singen, pfeifen und trommeln hören und alle Farben des Regenbogens an den Kappen und Pfeifenquasten studieren, welche da herauszuliegen oder hängen. Besonders in der zweiten Hälfte des Monats, wo die jungen Leute nicht mehr zur Kneipe auf die Dörfer und Vororte ziehen können, weil ihnen das Geld ausgegangen, ist es da sehr lustig.

Mir pflegte das Geld fast nie auszugehen, weil ich es mir immer für den ganzen Monat vorsichtig und gewissenhaft einteilte, ich sang keine Kneiplieder, weil ich kaum eines wusste, an meiner Pfeife waren keine bunten Quasten und auch eine Kappe trug ich nicht, sondern einen schlichten grauen Hut. Ich hatte mich aus mannigfachen Gründen keiner Verbindung angeschlossen, erstens aus Sparsamkeit, zweitens, weil ich keinen rechten Sinn für das laute Treiben hatte, und endlich drittens, weil ich fürchtete, dadurch von meinen Studien abgelenkt zu werden, an denen ich mit aufrichtigem Eifer hing. Außerhalb des Kollegiums pflegte ich nur mit einem einzigen Menschen zu verkehren, einem Studenten der Medizin, Hans Leber mit Namen — wir waren beide aus demselben Marktflecken im Marchfelde gebürtig. Er war weit älter als ich, aber wir stimmten doch gut zusammen, da auch er fast nur seinen Studien lebte und wilden Vergnügungen abhold war. Er war wohl der nüchternste und sicherste Mensch, der mir im Leben untergekommen ist, er hatte keine Spur von Phantasie oder Schwärmerei und war in allem, was er that und ließ, hart, klug und klar. Nur Geister und Visionen war er ebenso schlecht zu sprechen, wie auf sämtliche Religionen des Erdballs. „Was ich wahrnehmen kann, das ist — was ich nicht wahrnehmen kann, das ist nicht," das war so sein Wahlspruch. Ich habe schon gesagt, daß ich kein Phantast war, und bin auch stolz darauf, aber dieser Mensch war wie ein Rechenbuch oder wie ein Lehrbuch der Anatomie.

Doch auch mit ihm hatte ich in jenen Junitagen, welche in der Folge für mein ganzes Leben so überaus denkwürdig werden sollten, wenig Verkehr mehr. Meine Studien beschäftigten mich eben ausschließlich und meine Lebensweise war streng und eintönig. Früh morgens stand ich auf und studierte, indem ich in den einsamen

Digitized by Google

Laubhallen des Lichtenstein-Parks auf und ab ging, den Vormittag füllten die Kollegien, den Nachmittag über bis in den späten Abend hinein studierte ich auf meiner Stube und machte nur in der Dämmerung eine kurze Erholungspause.

So war es auch am achtzehnten Juni, an dem zuerst eine fremde Macht in mein Leben eingriff und eine fremde Kraft in meinem Herzen erwachte, an dem ich zuerst jenes seltsame Mädchen sah.

Der achtzehnte Juni war ein Sonnabend — ich erinnere mich noch ganz genau. Ich beschäftigte mich an jenem Tage gerade mit einer der schwierigsten Partien des Erbrechts und hatte trotz des trefflichen Lehrbuchs der Pandekten von Arndts — welches ich, nebenbei bemerkt, allen Rechtshörern bestens empfehlen kann — viele Mühe, sie zu bewältigen. Endlich, als es schon stark dunkelte, gelang es mir; ich wiederholte noch einmal kurz die Hauptpunkte, dann schlug ich das Buch zu und trat ans Fenster.

Es war ein schöner, heißer Tag gewesen und auch jetzt verkühlte sich die Luft nur allmählich. Es war recht still im Hofe, nur unten hörte ich einige Mägde am Brunnen kichern und schräg über mir sang mein Kollege Fritz Richter halblaut das Lied: „O schöne Burschenherrlichkeit!“ Die Lichter und Lampen waren noch nirgendwo angesteckt, und so war es fast ganz dunkel zwischen den hohen Mauern. Aber am Himmel spann sich ein Lichtschimmer wie ein Schleier über dem tiefen Blau. Ich glaubte anfangs, das sei ein Rest der Tageshelle, später aber, als das Licht immer stärker wurde und ganz eigen zu schimmern begann, wurde ich gewahr, daß es vom aufgehenden Monde rühre. Er selbst war nicht zu sehen, aber seine Lichtwellen fluteten immer stärker über das Stücklein Himmels, welches ich überschauen konnte.

Das ging so eine Weile fort. Auf dem Hofe lagen nun dicht die Schatten der Dunkelheit und hier und da blitzte auch schon ein Lichtschein durch die Fenster. Der Gesang war verstummt; nur am Brunnen war noch zeitweise das Plätschern des Wassers hörbar und halblauter Klang von Stimmen — die Gestalten aber konnte ich nicht mehr unterscheiden.

Ich lehnte am Fenster und blickte zum Himmel empor — ich weiß nicht, warum, aber es that mir wohl. Ich schaute aufmerksam zu, wie das Blau zwischen den beiden hohen Rauchfängen mir gegenüber immer leuchtender wurde und die Rauchfänge immer schwärzer. Dann plötzlich schoß ein starker Strom des Lichts über den Hof und in meine Augen, und langsam und schön glitt die breite Sichel des aufgehenden Mondes zwischen dem alten Genäner empor und schuf aus der gleichmäßigen Dunkelheit des Hofes hier helle Lichtflächen, dort tiefschwarze Schatten.

Ich weiß nicht, ob ich derlei früher wirklich noch nie gesehen oder ob ich nur nicht genügend darauf geachtet hatte, aber als ich so zuschaute, erschien mir dieses Spiel des Mondes als etwas ganz Neues und Merkwürdiges. Darum war ich fast unwillig, als ich hinter mir die Thür gehen hörte und die Magd, wie gewöhnlich um diese Stunde, mir die angezündete Lampe auf den Tisch stellte. Sie bot mir den guten Abend und als ich mich umwandte, sah ich, daß ihre Augen sehr gerötet waren, wie von heftigem Weinen. Ich hatte mit der Veronika bis dahin, obwohl sie nun schon ein Jahr im Hause diente, kein überflüssiges Wort gesprochen, aber in dieser Stunde konnte ich nicht umhin, sie um den Grund ihres Kummers zu befragen. Darauf erzählte sie mir nach einigem Widerstreben, daß ihr Geliebter, ein Militärschuster, am nächsten Morgen mit seinem Regimente nach Tirol abmarschieren müsse. Ich bin sonst ein Feind jener unsittlichen und regellosen Liebesverhältnisse, wie sie leider in den unteren Volksschichten gang und gäbe sind, aber ich brachte es nicht übers Herz, dem Mädchen ein tadelndes Wort zu sagen, sondern tröstete sie vielmehr, der Schuster werde wohl nach abgelaufener Dienstzeit wiederkommen, wenn er es anders ehrlich mit ihr gemeint hätte.

Freilich mußte ich, kaum daß sich die Thüre hinter ihr geschlossen, über diese ungewohnte und ungehörige Weichheit selbst den Kopf schütteln. Dann rückte ich mir den Arndts und das Corpus juris zurecht und machte mich über den nächsten Abschnitt. Doch ging es damit nicht recht vorwärts, sei es, weil ich schon zu ermüdet war, oder weil das Licht des Mondes immer voller in meine Stube drang. Es lag breit und klar, wie festgenagelt, auf dem Fensterbrette und stritt auf dem Tische und über meinen Büchern mit dem gelblichen Lichte der Lampe. Gleichwohl bezwang ich mich, bis es von dem nahen Turme der Elisabethinerinnen zehn Uhr schlug und unten das Hausthor sich knarrend schloß.

Digitized by Google

Da stand ich auf, denn das war die Stunde, wo ich in der Regel zu Bette zu gehen pflegte. Heute aber trat ich aus Fenster und beugte mich weit hinaus. Der Mond stand nun hoch am Himmel, just über dem Brunnen. Seine Strahlen fielen fast senkrecht hinab, und diejenigen Mauern, die früher noch im Schatten waren, lagen nun auch in demselben gleichmäßigen, matten, silbernen Lichte.

Im Fenster über dem Thorwege sah ich eine Frauengestalt lehnen und gleichfalls zur leuchtenden Sichel emporblicken — das war wohl die ältliche Tochter des Herrn Regierungsrates Zatraczil. Sonst schien sich im Hause niemand um den Mond zu bekümmern — hier wohnen, wie ich schon gesagt habe, meist ärmere Leute und die gehen früh zu Bette und stehen früh auf. Nur aus dem Fenster, welches dem meinen grade gegenüber lag, schallte lustiger Klang von Liedern und Gläsern zu mir herüber. Dort wohnten zwei junge Juristen, Bonvier und Valentin, seltene Gäste im Kollegium, aber ganz erträgliche Gesellen, im übrigen immer fröhlich, immer durstig, immer jeden Hellers ledig. Die hatten sich Bier auf ihre Stube bringen lassen und den Tisch aus Fenster gerückt und zechten und sangen nun so im Mondlicht drauf los. Sie hatten kein Licht in der Stube — wahrscheinlich hatte ihre Barschaft nicht mehr auf eine Kerze gereicht — aber ich sah sie doch ganz deutlich, wie sie so behaglich dasaßen und den Rauch aus ihren langen Pfeifen bliesen und mit hellen Stimmen ihre heimischen Volksweisen sangen — sie waren beide aus der Steiermark.

Dann konnte ich noch einen jungen Studenten gewahren, aber der saß nicht auf seiner Stube und benahm sich überhaupt sehr sonderbar. So oft nämlich unten ein verspäteter Hausgenosse die Glocke zog, löste sich rasch von dem Pfeiler am Thorwege eine Gestalt los, sprang in den Thorweg hinein, verblieb dort einige Sekunden lang und sprang dann, wenn eben der schwere Flügel knarrte, ebenso rasch in den schützenden Schatten zurück, um von dem Ankömmling nicht bemerkt zu werden. War aber der vorüber, so huschte der Behende wieder in den Thorweg, verblieb diesmal einige Minuten dort und kehrte dann ebenso vorsichtig auf seinen Posten zurück.

Die Sache kam mir rätselhaft vor, bis ich den Vorsichtigen trotz seiner Vorsicht erkannte und mir nun auch leicht sein Betragen erklären konnte. Es war ein blonder, blutjunger Jurist, Franz Greiner, der aber seinem weinerlichen Namen keinerlei Ehre machte, denn er war ein heiteres Blut und insbesondere die Mädchen liebte er sehr. Da hatte er nun jetzt mit des Hausmeisters Tochter, der hübschen Tini, welche für den alten und des Abends gewöhnlich schwer betrunkenen Vater den Dienst versah, eine kleine Liebschaft angeknüpft. Während des Tages war ein Beisammensein schwierig; so holte sich denn der junge Mensch des Nachts die Küsse und Liebesworte seiner Schönen. Und zwar jedesmal zur Einleitung nur eine flüchtige Umarmung und dann, wenn der unbewußte Veranlasser solcher Freuden vorüber war, wohl ein rechtschaffenes Dutzend.

Ich mußte über ihn lächeln, wie ich über die beiden Steirer gelächelt hatte. Aber als ich nun weiter darüber nachdachte und dabei zum Monde emporblickte, überkam mich allmählich ein sonderbares, mir fremdes Gefühl, ein Gefühl unendlicher Wehmut und Sehnsucht. Gewiß — es war eine Thorheit, seinen letzten Heller zu verkneipen, es war eine Thorheit, so einige Stunden der Nacht hin und her zu springen, aber es mußte doch etwas Köstliches darin sein, was die jungen Leute zur Thorheit trieb, was sie so heiter und zuversichtlich machte und was mir, der ich doch auch jung war, ganz fremd und unverständlich war. All mein Stolz auf meine Klugheit, meinen Fleiß und mein Wissen brach zusammen, ich beneidete die andern um ihre Thorheit. . . . Und was war es nur, jenes geheimnisvolle Etwas? Warum war es nur mir verschlossen? Warum war ich nicht wie die andern? . . . . . Ich wandte mich nun und blickte mein kahles Zimmerchen an und die kleine Lampe und die Haufen Bücher und Hefte und wie ein schneidendes Weh ging mir die Frage durch das Herz, wie es nur möglich gewesen, daß ich ausschließlich an solchen Dingen gehangen? Konnte es glücklich machen, selbst wenn man den ganzen Krudis im Kopfe hatte?! O, in anderen Dingen lag das Glück! . . . Ich strich mir über die Stirne „was sind das nur für thörichte Gedanken?" sagte ich laut, verweisend zu mir. Aber die Gedanken waren mächtiger als mein Wille — ich mußte mein Haupt beugen und plötzlich quollen mir die Thränen unaufhaltsam aus den Augen. . . .

Die Dichter sagen, daß der Mond ein

Digitized by Google

Tröster ist. Aber mir war er's nicht in jener bewegten, rätselhaften Stunde. Wie ich so dastand in meiner Einsamkeit und die übergnellenden Augen immer auf die bleiche Sichel geheftet hielt, da ward mein Herz mir immer dunkler und ungestümer. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich bislang all meine Tage etwas Köstliches versäumt und verschlafen und als müßte ich mich nun aufmachen und ruhelos wandern, bis ich es gefunden. Immer heftiger pochte mein Herz in Sehnsucht und Weh — ich wußte nicht warum, ich wußte nicht wonach — ich weiß es noch heute nicht. Nur dessen bin ich mir bewußt, daß mir etwas vorschwebte wie ein Garten, ein Garten voll Rosen, und daß es mich trieb, diesen Garten zu suchen und stünde er am Ende der Welt und nicht eher zu rasten, als bis ich mich am Dufte der Rosen gelabt.

Noch einmal beugte ich mich weit hinaus und atmete tief auf, dann griff ich nach dem Hute und stürzte aus der Stube und lief raich die dunkle Treppe hinab. Als ich im Hofe stand, da hatte ich das Gefühl, als wäre ich einem Kerker entflohen. Ich schritt raich an dem Pfeiler vorüber, hinter dem der verliebte junge Mensch stand, er drückte sich tiefer in den Schatten hinein, aber das war überflüssig, ich wollte ihn nicht stören. Ich klopfte an das Fenster des Hausmeisters, das Mädchen fragte kichernd, wer es sei — sie mochte glauben, daß dem Geliebten die Weile lang geworden. Dann, als ich meinen Wunsch nannte, kam sie eilig mit Kerze und Schlüssel heraus und fragte ganz erstaunt, was ich jetzt, nahe an Mitternacht, noch draußen wollte, derlei sei man ja an mir sonst gar nicht gewohnt. Ich erwiderte kurz, daß mich die schöne Nacht zu einem Spaziergang reize. „Ach ja!" meinte sie und warf einen leuchtenden Blick nach dem Pfeiler hin, „es ist eine wunderschöne Nacht!" Wieder empfand ich etwas wie Neid und als mich das Mädchen, während ich auf die Gasse trat, noch fragte, ob ich denn auch bald wiederkäme, erwiderte ich schroff: „Nein! Erst am Morgen!" Ich gönnte es den beiden nicht, durch mein Zuthun noch einmal ein Glück zu genießen, welches ich selbst kaum dem Namen nach kannte.

Aber was bis zum Morgen thun? Und wohin nun? Diese Fragen beschäftigen mich, während ich die Gärtnergasse hinabschritt, der Hauptstraße zu. Aber als ich in diese lange und stattliche Gasse einbog und sie so breit und unabsehbar vor mir liegen sah und die wohlbekannte Sichel über ihr — da grübelte ich nicht länger und ging langsam die ganze Häuserzeile entlang, als müßte es eben so sein. Zu schauen fand ich genug, denn obwohl ich hier bei Tage wohl an die tausend Male auf und ab gegangen war — so wie jetzt hatte ich die Gasse doch noch nie gesehen. Der Mond verwandelte alles, alles — es ist gar nicht zu schildern — das eine machte er schöner, das andere häßlicher. An den neuen weißen Häusern, die bei Tage blank und stattlich dastanden, rieselte sein Licht kalt und gleichgiltig herab, nur so obenhin, aber dafür legte es sich recht liebevoll auf alles alte, verwitterte Gemäuer und machte hier einen verachteten, unscheinbaren Erker zauberhaft erglänzen und schuf dort aus alten, grauen, narbigen Karyatiden wieder prächtig ragende, lichtumflossene Gestalten. Sogar ein neues Marienbild entdeckte ich in einer Nische, eigentlich ein uraltes, aber im Sonnenschein hatte ich es nie bemerkt.

So ging ich weiter durch die lichte, laue Sommernacht, mutterseelenallein, denn alles Leben ruhte und nur aus einem Hause irrten die Töne einer Geige in die Luft hinaus. Sie kamen von hoch oben, der einsame Musikant stand wohl in seiner Dachkammer und schaute während des Spiels zum Monde empor — man hörte es an der Melodie . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ungarisches Volkslied.

An der Lände festgebunden liegt ein Boot,
Drin Andreas, mein Geliebter, starr und tot.
Kommt, ihr Mädchen, hüllt ihn ein in Scharlach dicht,
Und begrabt ihn dort, wo sprießt Vergißmeinnicht.

Nun mein Blick den Liebsten nicht zu finden weiß,
Schwellen meine Thränen hoch die Flut der Theiß.
Weit nach den vier Winden dehnt sich Ungarns Reich,
Aber drin lebt keiner meinem Token gleich.

Bin ein Protestantenkind aus Debrezin,
Kann darum als Nonne nicht ins Kloster ziehn.
Klagend irr' ich durch das öde Haideland,
Auf der Brust den schlichten Ring von seiner Hand.

Übersetzt von **Robert H. Arnold.**

Digitized by Google

Gedichte

von

Bianca Bobertag.

(Aus einem Roman.)

Meine Liebe.

Jüngst schlug ich meine Lieb' ans Haupt
Und thät sie still begraben —
Die Ruhe, die sie mir geraubt,
Die wollt' ich wieder haben.

Doch wie sie war drei Tage tot,
Ich bin über Feld gegangen,
Meine Liebe kam, war frisch und rot
Und küßte mich auf die Wangen.

Nun ging es über Berg und Thal,
Das war ein fröhlich Gewander,
Sie sprach zu mir: Kerb ich einmal,
So sterben wir miteinander.

Noch einmal.

Am Waldrand, dort wo die enge Welt
Von blühenden Hecken ist rings umstellt,
Dort unter den alten Rüstern,
Wo Gras und Blumen flüstern,

Möcht ich noch einmal Dir allein,
Wenn die ersten Sterne in lichtem Schein
Die Augen der Müden legnen,
Allein Dir noch einmal begegnen.

Und sähe die Dämm'rung um uns her
Umhüllen uns wie mit Schleiern schwer,
Sähe den Himmel sich dehnen
Und sähe doch nichts vor Thränen,

Und sähe nur Dich, nur Dich allein! —
Ach, einmal nach all der Entsagungspein,
Dem tödlich schweren Verwinden
Möcht' ich Dich wiederfinden.

Meine Träume.

Wilder Tauben Schwarm von umwölktem Hügel,
Dunkelgrün bekränzt mit dem Schmuck der Wälder,
Hebt im Dämmerlicht der belaubten Felder
Silberne Flügel.

Schweigend durch das Meer der erblaßten Feuchte
Schwimmen sie dahin, über Hang und Klüfte,
Ziehn den raschen Flug durch der frühen Lüfte
Nebelgelenkte.

Schwimmen morgenwärts, und es färbt ein Glühen
Horizontes Rand und die grüne Breite,
Färbt den lichten Strom und der ernsten Weite
Schweigendes Blühen.

Hei! wie stürzen da in den sel'gen Morgen
Silberflüglig sie, in das Glutgelauche,
Bis ihr Fittich still wie in Heimathauche
Ruhet geborgen.

Also ziehn zu Dir meine morgenfrühen
Träume, hin zu Dir von erwachtem Pfühle
Die Gedanken all, um aus Dämmerkühle
Dir zu erglühen.

Ach, Du spürst wohl nicht ihrer Flügel Kosen
Um die Schläfen Dir, Dir um Ohr und Wangen,
Oder ahnest Du ihres Flatterns Bangen,
Scheuchst Du die losen,

Daß sie müde ganz, ohne Willkomms Glück mir,
Wie von rauhem Fels, von umwölktem Hügel,
Traurig mit der Qual der erschöpften Flügel
Kehren zurück mir?!

Stille! Jüngst noch kam mir in Jubelwogen
Ihr beglückter Schwarm, wie von Heimathklippen:
Lächelnd hattest Du sie an Brust und Lippen
Schmeichelnd gezogen.

Feierabend.

Nun ist das Tagewerk vollbracht.
In deine Hände, milde Nacht,
Berg' ich mein Haupt.
O, mög' mir nicht der letzte Schlummer nah'n,
Eh' ich gethan,

Was Zeit und Kraft dem Sterblichen erlaubt.
Glückselig ist, wer ehrlich stets gestrebt,
Des Lebens Tag'werk zu vollenden.
Entsühne dann das Werkzeug seinen Händen:
Er hat gelebt.

Heinrich Bömic.

Digitized by Google

Achmed, der Heiland.

Eine epische Dichtung von **Adalbert von Hanstein.**

I.

Die Ausgestoßenen.

Steig auf, Charthum, du Stadt aus toten Tagen,
Jetzt eine Wildnis nur, ein Trümmerhauf,
Laß einmal noch die hohen Häuser ragen
Turmsteil vom grünen Schilf des Ufers auf,
Laß hinter deinen lehmbeworfnen Wällen
Das Schloß mich und die Christenkirche sehn
Und laß die bunten Gärten wieder schwellen
Duft hauchend um die letzte der Moscheen!
Und laß durch das Gewirr der krummen Gassen
Noch einmal tummeln sich die Menschenmassen!

Laß dich noch einmal wellenrauschend grüßen
Vom waldentblößten, heilgen Blauen Bil,
Der plätschernd vorwärts schoß zu deinen Füßen
Bis in das Bett des Weißen Stroms er fiel.
Gemeinsam rauschen sie im Sonnenblinken,
Plaudernd wie jeder seine Heimat ließ:
Der Abessinienes schroffe Felsen-Zinken
Und der am Albert-See das Paradies,
Und spülen fort der Tropfen Millionen
Fern, fern hinaus ins Land der Pharaonen.

Entlaß nochmals aus steinernen Kasernen
Dein Heer, wie es der tapfre Gordon sah,
Und laß an bunter Tracht mich kennen lernen
Die Völker-Zahl des sonn'gen Afrika!
Dort des Arabers ernsthaft braune Mienen,
Des Negers schwarze Lenden, krauses Haar,
Die sommerlichte Tracht des Beduinen,
Des Türken Fez, des Fakirs Filzrock gar —
Des Wilden Schurz, aus Kordofan die Schöne —
Und zwischen Allen Albions kecke Söhne!

Stromauf ein Dampfer, der vor sieben Tagen
Im Berber ließ Ägyptens letzte Spur,
Ins tiefste Herz der Tropenwelt zu tragen
Die bleichen Söhne zärtelnder Kultur!
Nichts sah ihr Aug', als wilde Uferstrecken,
Umwirrt von unergründlich buntem Grün,
Dem flücht'gen Blick auf Meilen zu verdecken
Endlose Wüsten, die dahinter glühn!
Hoch drüber her des Himmels heiße Gluten,
Und unten weit entrauscht des Bilstroms Fluten.

Da sieh! Aus Blau und Grün mit Wall und Mauern
Hebt sich's empor gleich einem Heiligtum!
Fremdartig gastlich aus des Urwalds Schauern
Wie heimatliches Grüßen schwebt — Charthum!
Man drängt zum Bord, die gier'gen Blicke spähen,
Die Menschen drüben häufen sich am Strand,
Die Rufe schallen, weiße Tücher wehen
Und brodelnd treibt der Dampfer an den Strand —
Ein Fleck Europa mitten in der Wildnis!
Charthum, so malt sich mir dein farbig Bildnis —

Doch jenem Derwisch nicht, der fern am Strande
Umringt von Frauen, Männern, Kindern steht.
Buntschechig gleicht sie einer Räuberbande,
Die Schar, die lautlos ihm zum Munde späht.
Er überragt sie, schön und jung zu schauen,
Die braunen Augen blitzen sonnenhell,
Leicht überschwingen sie die lichten Brauen
Und sprudelnd fließt der Rede Zauberquell.
Ja, zauberhaft gehts aus von seinem Wesen —
Und jeder will in seinen Blicken lesen.

Wie schmiegt sich leicht um seine schlanken Glieder
Der rauhe Derwisch-Filz, der harte Rock!
Wie nicht anmutig ihm der Turban nieder
Von seines Hauptes bräunlichem Gelock!
Ja, selbst der Pilgerstab in seinen Händen
Scheint durch der Rede Wunderkraft belebt,
Wie drohend muß er sich hinübermenden
Zur Stadt, die dort auf ihren Wällen schwebt,
Und, wie die Hörer gleich dem Stecken schauten,
Hob seine Rede sich zu Donnerlauten:

„Du Stadt des Fluchs, du Zwingburg aller Guten,
Du Denkmal unsrer Schmach am Blauen Bil
Weh uns, daß noch nicht in die heilgen Fluten
Der letzte Stein von deinen Trümmern fiel!
Seit Mehmed Ali unsern Strom befahren,
Ägyptens Zwingherr brach in den Sudan,
Da wurden wir seit langen, bangen Jahren
Den glaubenslosen Türken unterthan.
Und seufzend betet täglich jeder Fromme,
Daß der Erlöser, daß der Mahdi komme!

Du Stadt des Fluchs! Der Strom der Steuergelder
Fließt zu dir aus dem Land, das du entehrt!
Seit Äcker du und Sycomoren-Wälder
Und Berge mit dem Zins des Frohns beschwert!

Digitized by Google

Von unsren Herden gehts, von unsrem Leibe,
Uns raubt ihr frech den Elephanten-Zahn.
Damit Charthum schamlosen Handel treibe
Bis zu den Küsten, bis zum Ocean!
Mit deinen Baschibozuks, schnell zu Pferde,
Schwingst du die Geißel über unsre Erde!

Da sitzt der Mudir im Regierungshause,
Das dort am Ufer breit sich baut und recht!
Arab'sche Dichter würzen ihm beim Schmause
Den Franken-Wein, der ihm zur Tafel schmeckt!
Ein Muselman und trinkt den Wein der Heiden,
Weichlich auf seinem Lager ausgestreckt!
Und neben ihm, der Schlimmre von den Beiden —
Der allgewalt'ge Polizei-Präfekt!
Sie sind als Herrn im Palmenwald zu finden —
Wehmütig klagt's der Wind den Tamarinden!

Mein Heimatland, ich habe dich durchschritten
Von Dongola, wo ich das Licht erblickt,
Den Fluß hinab bis zu des Urwalds Mitten,
Wohin die Habgier nur den Weißen schickt!
Ich kenne dich, du Land der tausend Schmerzen!
Du, einst so frei, so stark, so fromm und gut —
Für dich zu sprechen hat im tiefsten Herzen
Der große Allah mir erweckt den Mut! —
Her kam ich kühn im Feuer des Versuches —
Du aber schickst mich von dir, Stadt des Fluches!

Drum meine Mutter, Brüder, und Ihr Alle,
Die Ihr gehört habt meinen Weckerruf,
Folgt mir, wenn ich zur neuen Heimat walle
Wie Gott sie schon in meinem Geist erschuf!
Von hier den Strom hinauf viel Tagereisen
Liegt eine Insel in dem Weißen Fluß —
Noch nach Jahrhunderten soll man sie preisen,
Weil hier das Gottesreich erstehen muß!
Das Reich der Gleichen sei's, das Reich der Reinen,
Derer, die flechtenlos vor Gott erscheinen.

Kommt fort! Wir wenden dieser Stadt den Rücken!
Mag sie erstinken in der eignen Schmach!
Nur wer das Glück in sich trägt, kann beglücken
Und darum folgt es uns zum Urwald nach!
Doch prüfe Jeder sich — — auf meinen Wegen
Bleibt Selbstsucht fern und Hoffnung auf Gewinn!
Wer arm mir folgen will, hat meinen Segen — —
Und wer die Blicke lenkt zum Himmel hin!
Nur solchen ist die Insel Aba offen,
Die auf den Mahdi, auf den Heiland hoffen!"

Er sprach's, man sah ihn seine Arme recken,
Er winkt Charthum den letzten Abschiedsgruß — —
Flußaufwärts weist er dann mit seinem Stecken,
Flußaufwärts schreitend hebt er selbst den Fuß.
Gesenkten Hauptes geht er, wie im Beten,
Und hinter ihm im Zug, den Strom entlang
Die Anderen in feine Schritte treten,
Wie er das Haupt gesenkt, von Sorgen bang,
Und seinem Stecken folgend als der Fahne
Bewegt sich sonnenwärts die Karawane.

Stolz schaut Charthum herab von seinen Wällen,
Mit Schloß, Moschee und Kirche ungerührt.
Wen kümmern wohl die hungernden Gesellen,
Die dieser Schwärmer Achmed ihm entführt?
Was gilts dem Mudir, wer den Narr'n begleite?
Fragt wohl in Kairo der Khedive gar,
Warum ein Derwisch ein Asyl bereite
Im Nil auf einer Insel solcher Schar?
Ein Haufe Bettlervolk, es ist zum Lachen,
Die ihren Armsten sich zum König machen!

Der Dampfer kommt ans Land. Mit lautem Jubel
Empfängt man ihn und ruft und winkt und lacht,
Die Fremden schau'n erstaunt den frohen Trubel,
Der diesen Häuserfleck zur Großstadt macht,
Längst ist der Pilgerzug dem Blick entgangen — —
Kommt er wohl einst zurück, ein rasend Heer,
Und jagt auf seines Führers Mord-Verlangen
Vom Palmen-Ufer auf ein Flammenmeer,
Bis heulend stürmt — — doch, wer hat Zeit zu hören?
Charthum ist lustig, und man soll nicht stören!

II.

Der Versucher.

Stromauf ein gutes Stück vom Weißen Nile,
Wand sich ein Jüngling durch den Uferwald,
Wo von den Bäumen rings im Morgenspiele
Handschmeller Affen Lärmgeplapper schallt.
Buntblumige Lianenranken schlingen
Um seinen Fuß ihr Netz, dem er entstrebt,
Und hunderttausend Vogelstimmen klingen
Laut in sein Ohr, das sich zum Lauschen hebt.
Akazien und Tamarinden neigen
Sich zu des Baobabs feuchtschweren Zweigen.

Hellfroh und munter sind des Jünglings Augen,
Die hoch und lebensfroh im Kreise gehn,
Als wollten sie ein Teilchen Weltglück saugen
Aus allem, was sie frohen Blicks erspähn.
Dabei zog niemand ärmer in die Fremde.
Gekleidet, wie in Kordofan man's thut,
In ein geschlitztes, leichtes Baumwollhemde —
Der Esel, den er treibt, sein einzig Gut!
Auch der, in wund und müde für die Reise,
Trägt nur den Wasserschlauch und etwas Speise.

Aus Wald und Wiesen geht's zu leichten Hütten,
Zur Steppe endlich — fern ist noch das Ziel —
Wo liegt es wohl? — Das Glück gilt's zu erwirben
Im schönen Lande zwischen Bil und Bil!
Wem Vater schon und Mutter mußten sterben,
Wer Bruder ließ und Schwesterlein zu Haus,
Dem gilt es, tapfer um sein Glück zu werben,
Der zieht geradwegs ins offne Land hinaus,
Und, ist er jung, so tönt's von allen Bäumen
Ihm zu wie hoffnungsvolles Zukunftsträumen

Er meidet die Gesellschaft fremder Waller,
Sie haben doch für ihn nur rauhes Wort.
„Geh heim!" so ist die barsche Rede Aller,
„Hier giebt es nichts zu rauben, mach Dich fort!"
Doch einen Wanderer hat er jüngst getroffen, —
Auch ein Araber, wie er selber war,
Der sprach ihn an und sagt' ihm frei und offen,
Was seiner Reise fernes Endziel war:
„Zum heilgen Mann, zum Achmed will ich eilen,
Der Sudanretter soll mein Herz mir heilen!

Digitized by Google

Hast du vom heilgen Achmed nie vernommen?
Im ganzen Sudan liebt man diesen Mann!
Er ist vor Jahren von Charthum gekommen
Zur Insel Aba, wo sein Werk begann.
Wie oft hat Bettlers Hand dies Heim gesegnet,
Die teure Insel und den teuren Mann!
Doch wer ihm je mit Dank dafür begegnet,
Den wies er ab und nahm das Lob nicht an:
Er sagte: Danke Gott und fleh' durch fromme
Gebete, daß uns bald der Mahdi komme!

Bald schrieb er Briefe, ließ durch alle Lande
Den Mahnruf an die Sudan-Völker gehn,
Er könne länger nicht in Schmach und Schande
Den Glauben und die Freiheit sterben sehn!
Das hatte in Charthum man kaum erfahren,
Als Rönf Pascha einen Brief erließ,
Worin er Achmed vorwarf sein Gebahren
Und schleunigst nach Charthum ihn kommen hieß.
Doch Achmed sprach, als er den Brief vernommen:
„Mag doch der Mudir selber zu mir kommen!"

Stehn bleibt Abdalla, stumm und starr vor Staunen
Und nur sein Blick den Andern dringend fragt. —
„Ja", flüstert der ihm zu mit leisem Rauuen,
„Das hat ein Mensch, ein Derwisch hat's gewagt!
Und wundert's dich, daß man allorts im Lande
Nur wartet noch auf des Erlösers Wink?
Er wird einst lösen unsre harten Bande,
Wenn erst das Schicksal in Erfüllung ging!
Denn bald wird jetzt vom hohen Sternen-Reigen
Der heilge Mahdi selber niedersteigen!"

Sie schritten stumm fürbaß. Abdallas Seele
Hing nicht am Mahdi, noch am Paradies.
Niemals begriff er, wie sich Jemand quäle,
Daß er die Erde für den Himmel ließ.
Doch sehnt' er längst sich, einen Mann zu finden,
Der ihm zu Ruhm und Größe wies' die Bahn — —
Und plötzlich stieg's ihm auf aus Herzensgründen:
Achmed will König werden im Sudan!
Und hastig sprach er darum zum Begleiter:
„Gehst du zu ihm, so geh' ich mit dir weiter."

„Er ist jetzt nicht in Aba", sprach der andre,
„Sonst müßten wir zurück zum Weißen Nil,
Doch siehst du ja, daß grade ans ich wandre.
Weil Achmeds Lehrer jüngst dem Tod verfiel,
Läßt er auf seinem Grab die Kuppel bauen
Nicht weit von Musselemié, der Stadt.
Zwar wird für uns noch mancher Morgen grauen,
Eh' wir ihr Chor durchschreiten wandermatt,
Doch, wenn du willst, bleib nur an meiner Seite,
Ich gebe dir das sicherste Geleite!"

Und so geschah's, so wanderten die Beiden
Gemeinsam durch das liebliche Sennar.
Und einer mochte bald den andern leiden,
Weil jeder jung und froh und ehrlich war.
Denn, was sich in Abdallas Seele regte,
Was sich zu Wunsch und ferner Hoffnung spann,
Das ahnte jener nicht, der gerne pflegte
Als Achmeds Schüler auch den fremden Mann.
Nicht ahnend, welches Los er sich erkürte,
Da er zum Engel den Versucher führte.

Indessen trafen sie auf allen Wegen
Viel Waller, deren Fahrt zu Achmed ging,
Und immer tönte ihnen froh entgegen
Der Ruhm, der diesen heilgen Mann umfing.
Der eine Achmeds heilge Briefe kannte,
Der andre Wunder, die sein Mund gethan,
Und aller Herz in heißem Hoffen brannte,
Als ferne sie am Horizonte sahn
Ein unbestimmtes Meer von flachen Dächern
Sich mit der Zeit zu einer Stadt entfächern.

Das ist's, ist Musselemié! O wie bange
Ward's dem Abdalla plötzlich um den Sinn!
Er sah in regem Geiste sich schon lange
Vor den Propheten schüchtern treten hin.
Der muß auf einem Angareb wohl thronen
Mit einem Turban, goldig, rot und blau — —
Da seh'n ein Häuflein Dermische sie frohnen
Am Weg, bemüht um einen Kuppelbau.
Just kommt der eine mit der Maurer-Kelle — —
„Achmed! Er ist's!" ruft jubelnd sein Geselle.

Man drängt zu ihm, man greift nach seinen Händen,
Man küßt voll Inbrust Finger ihm und Fuß,
Er muß sich hierhin, muß sich dorthin wenden,
Denn jeder sehnt sich schon nach seinem Gruß.
Man ruft ihm Heil, dem Heiligen und Großen,
Hascht nach dem Lächeln, das vom Aug' ihm spricht —
Inzwischt wird auch Abdalla vorgestoßen
Und steht verwirrt vor seinem Angesicht.
Schlank steht der Jüngling vor dem schlanken Manne
Und fühlt sich in der braunen Augen Banne.

Die mustern lange ihn mit tiefem Schweigen,
Unendlich sanft und hoheitsvoll zugleich.
Nichts will in diesem Blick Erregung zeigen,
Doch forscht er tief und scheint doch still und weich.
Dann sieht man langsam sich die Lippen regen —
O wie bestrickend mild der Stimme Klang!
Schlicht sprach der fromme Achmed ihm den Segen,
Der ihm ergreifend in die Seele drang,
Licht weil er fromme Neigung ihm erweckte,
Nein, ihn mit ahnungsvollem Glanz erschreckte. —

Längst hatte Achmed sich hinweggewendet,
Längst mauerte er wieder Stein auf Stein,
Als noch Abdalla lange nicht beendet
Sein Staunen — — dies soll wirklich Achmed sein?
Der einem Pascha trotz'ge Antwort sagte,
Schaut wie ein Weib so sanft und gütig aus?
Und wie Abdalla sich die Lippe nagte,
Bracht' er den ersten Weisheitssatz heraus:
„Wer will, daß andre Großes von ihm meinen,
Der muß für sich nichts zu begehren scheinen!"

Ei, dacht er, von dem Achmed will ich lernen,
Wie man das dumme Menschenvolk betrügt!
Der sehnt sich auch nicht nach den Himmelsfernen,
Und wenn er's hundertmal in Worten lügt!
Erst muß ich machen, daß er mir vertraue,
Das wird nur mit Bescheidenheit vollbracht.
Dann muß ich zeigen, daß ich ihn durchschaue,
Damit er mit mir leite seine Macht.
Und wenn er wirklich selbst ein Gläub'ger wäre,
Nun so betrüg' ich ihn mit seiner Lehre!"

Digitized by Google

Er spricht's und greift zu Stein und Mörtel leise,
Beginnt zu mauern mit der flachen Hand.
In stiller, emsiger, bescheidner Weise
Zeigt er sich unterwürfig und gewandt.
Er fühlt des Meisters Blicke auf sich ruhen
Und schlägt die Augen nieder, wie ein Kind
Mit wunden Knieen und zerrissnen Schuhen
Springt er zur Arbeit, wie ein Wirbelwind;
Die Speisen lehnt er ab, er will nicht rasten —
„Den heut'gen Festtag feir' ich mit Fasten!"

Am nächsten Tage treibt er's, wie am Abend,
Doch Achmed lächelt nur, wenn er ihn sieht,
Gleich milde jedem, jeden gern erlabend,
Ein Mann, der niemand sucht und niemand flieht.
Abdalla mag sich müh'n, sich überbieten,
Die Arbeit fördern, wie ein Sklav' und Knecht —
Mag sich kastei'n, wie's fromme Heil'ge rieten,
Er ist dem Achmed wie die andern recht.
Die Maurer-Arbeit neigt sich schnell zum Ende,
Die Kuppel steht, es feiern alle Hände.

Der Marsch geht heimwärts — müde schleppt der Junge
Den ganz erschlafften Körper durch das Land.
Der Ohnmacht nah arbeitet seine Lunge,
Verdorren will sein Mund im Sonnenbrand.
Sein Esel ist sein Retter. Müde wankend
Bummt er auf seinem wunden Rücken Platz.
Wie ein Betrunkner auf dem Hochsitz schwankend,
Träumt er halb schlafend von dem künft'gen Schatz, —
Da fühlt er sich gepackt von schlanken Armen,
Man hebt ihn aus dem Sattel ohn' Erbarmen.

„Du bist ja jung, du kannst zu Fuße laufen,
Hier ist ein kranker Greis!" — der Achmed spricht's —
„Du kannst dir ein Stück Seligkeit erkaufen
Mit deinem Opfer, drum versäume nichts!"
Der Derwisch sprach's im sanften Ton der Liebe —
Abdalla reibt die Augen, neigt sich stumm — —
Und wenn er tot gleich auf dem Platze bliebe,
Hier gilt's die Probe, und er wagt es drum!
Am Abend legt man sich am Wege nieder
Und schwerer Schlaf sinkt auf Abdallas Glieder.

Da weckt ihn Achmed: „Sei zur Hand, mein Knabe!
Und steige mit mir jenen Berg hinan!
Ich will dort hoch an einem heiligen Grabe
Andächtig sein als echter Muselman."
Abdalla hängt's wie Steine an den Füßen
Doch läßt aufschnellen ihn des Willens Kraft.
Er spricht: „Du reichst mir Balsam, wundersüßen!"
Und klimmt hinauf zum Felsen, unerschlafft.
Die ganze Nacht verbringen sie mit Beten,
Um früh den Markt aufs neue anzutreten.

Und weiter geht's — Abdallas Wangen bleichen,
Sein Körper sticht — — da endlich rauscht der Bil — —
Die Insel dort! — Noch kannt' er sie erreichen,
Als er ohnmächtig auf die Steine fiel.
Doch kaum schlägt er die müden Augen wieder
In neuem Leben fieberfroftig auf —
Sich da — ein sanfter Blick schaut auf ihn nieder,
Der neu entflammt des Blutes trägen Lauf.
Achmed ist's selber, der ihn neu gebettet,
Und zu ihm spricht: „Mein Sohn, du bist gerettet!"

Er fährt empor — so weich klingt dies, so rigen —
Er fühlt's, jetzt ist er Achmeds Herzen nah!
Jetzt sich dem Augenblick gewachsen zeigen,
Und das erhoffte Zukunftsglück ist da!
Er sammelt schnell die traumverstörten Sinne,
Er sieht, schon will der Heil'ge wieder gehn
Er hascht nach einem Wort, das ihn gewinne,
„O, bleibe", ruft er, wie mit heißem Flehn —
„O bleibe einen Traum hab ich erfahren,
O, den vergeß ich nicht in ew'gen Jahren."

Lächelnd bleibt Achmed stehn: „So laß ihn hören!" —
„Im Himmel war ich, war bei Gott, nein — nein —
Kein Traum kann so natürlich uns bethören;
Es muß die Wirklichkeit gewesen sein!
Allah, der Allgewalt'ge, thronte oben,
An seiner Seite groß stand der Prophet
Und neben ihm, die Hand zum Schwur erhoben,
Standst Du, die Engel lauschten im Gebet,
Und Allah sprach: Achmed, geh' heim zur Erden — —
Du sollst der frommen Welt zum Mahdi werden!"

Achmed trat näher, Wolken auf der Stirne,
Abdalla fiert zu seinem Aug' empor,
Es rast wie Fieberwut ihm im Gehirne —
„Und erdenwärts trug Dich ein Engelchor,
Zu dieser Insel schwebtest Du im Bogen,
Die Sterne machten Platz Dir auf der Bahn.
Die Wolken kamen hinter Dir gezogen,
Die Erde jauchzte auf bei Deinem Nah'n — —
Der Urwald neigt' sich — und ich steh' und lache
Dir zu — Du sprichst zu mir, und ich erwache!"

Er schweigt — doch Achmed steht sich auf die Steine
Und schaut ihn, wie mit Forscherblicken an.
Abdalla kichert leis': „Ich ganz alleine
Hab' Dich durchschaut und kenne Deinen Wahn."
Dann springt er auf und wirft sich vor ihm nieder
Und stammelt wie in ieberndem Gebet:
„Herr, überschreite segnend meine Glieder!
Du bist der Mahdi selbst, den wir erfleht!"
Achmed springt auf: „Verlaß mich auf der Stelle!" —
Doch lauter ruft der listige Geselle:

„Ich gehe nicht von diesem heilgen Orte,
Den göttlich Deine Füße eingeweiht'
O Allah, großer Allah, gieb mir Worte,
Daß mir der Mahdi mein Vergehn verzeiht!
Doch weh, er läßt uns Alle sündig werden,
Weil er sich hüllt in menschliche Gestalt!
Er spricht mit uns! Er lebt mit uns auf Erden — —
Und keiner von uns ahnt, mit wem er wallt!
O Mahdi, sieh mich flehn zu Deinen Füßen — —
Enthüll' Dich uns, daß wir als Gott Dich grüßen!"

Und Achmed flammelt, wie von Angst gefoltert,
Und ringt mit Haß, mit Liebe und mit Wut!
Bald ist's, als ob sein Zorn in Worte polterl,
Bald, ob sein Auge blinkt in sel'ger Flut.
Das heiligste Geheimnis, das im Grunde
Des tiefsten Herzens ihm verborgen lag,
Schreit dieser Knabe aus mit krankem Munde
Und zerrt es ohne Schonung an den Tag!
Was ihm mit tausend Zweifeln sich vereinigt,
Kniet der als Wahrheit aus, die wonnig peinigt!

Digitized by Google

Denn Achmed hat ja oft in stillen Stunden,
In seiner heißen Andacht überschwang,
Sich betend vor dem höchsten Gott gewunden,
Und durch die Seele ging's ihm wie Gesang:
„Du bist der Mahdi, du hast deine Sendung
„Erkannt“ — — dann rief es wieder: „Nein, nein, nein!
Bewahre dich vor schrecklicher Verblendung —
Der Schritt von Heiligkeit zum Wahn ist klein.
Durch Wunder würde Gott gesprochen haben“ —
Spricht er nun heute durch den Traum des Knaben?

Doch der will sich nicht mehr bezähmen lassen.
Er wälzt sich auf dem Rasen schreiend hin:
„Laß mich den Saum von Deinem Kleide fassen,
Da ich gewürdigt solcher Botschaft bin.“
Und zu den Hütten, drin die Glaubensdiener
Im Schlafe ruhn, läuft er und ruft mit Macht:
„Der Mahdi! Hört! Vom Himmel her erschien er!
Erwacht! Der Himmel öffnet sich! Erwacht!“
Achmed preßt vor's Gesicht die Hand mit Beben:
„Gott, laß mich meiner selbst nicht überheben!“

Indessen aus den Hütten und aus aller
Der frommen Beter Höhlen lärmt's hervor,
Bald stürmt heraus die Schar der heil'gen Waller,
Das Schwert zur Hand, ein sinnberaubter Chor:
„Wo ist der Mahdi, wo?“ Schamübergossen
Steht Achmed — — horch — ein jäher Donnerhall —
Was ist das? Feurig hommt's dahergeschossen,
Vom Fluß, vom Gras, vom Himmel überall.
Abdalla ruft: „Bei unsres Gottes Ehre,
Da naht der Feind im Donner der Gewehre!“

Achmed steht wie gelähmt, der Kraft benommen,
Im Haufen, den die Sprache jäh verließ
Dann schreit er auf: „Die Stunde ist gekommen,
Wo's zu erkämpfen gilt das Paradies!
Wahr ist's, der Mahdi ist heut Nacht erschienen,
Die Gläubgen werden morgen ihn erschau'n,
Kein Feuer, keine Kugel schadet ihnen — —
Schwert hoch! Gott rächen, auf den Mahdi trau'n!“
Er ruft's, und wie das Heulen wilder Tiere
Antwortet ihm der Schlachtruf der Fahire.

Indessen nahn im Sturmschritt die Soldaten,
Die von Charthum der Dampfer hergebracht,
Dem neuerstandenen Heiligen durch Thaten
Zu zeigen, ob man trotzen darf der Macht!
Unsicher tappt ihr Fuß im hohen Grase,
Bei jedem Schritt gehindert und gehemmt,
Und nun von der Fahire Wutgerase
Mit Höllenlärm und Schrecken überschwemmt!
Im Dunkeln blind, umringt von allen Seiten,
Hinsinken sie in hoffnungslosem Streiten.

Man reißt aus ihren Händen die Gewehre
Und schlägt sie mit den eig'nen Kolben tot!
Und brüllt, als ob's ein Heer von Teufeln wäre —
Und heult, als ob des Himmels Einsturz droht:
Achmed voran — sein Schatten, wie Johannes
Dem Heiland folgt, Abdalla ihm zur Hand!
Jetzt streift ein Schuß den Arm des heilgen Mannes
Mit seinem Hemd verbindet's der Trabant,
Und wie er sich bei dieser Arbeit sputet!
Niemand darf sehen, daß sein Mahdi blutet!

Inzwischen tobt die Schlacht mit Schreckenstönen,
In dunklen Strömen fließt's durchs hohe Gras,
Jerschmettert winden sich mit Jammer-Stöhnen
Die Krieger, von dem eignen Blute naß.
Der Dampfer ruft mit heulenden Signalen,
Ankündend, daß er schleunig heimwärts flieht —
Und wie im Ost die ersten Sonnenstrahlen
Aufglüh'n und Purpur übern Himmel zieht,
Liegt tot der Krieger furchtbares Gewimmel —
Kein einz'ger Derwisch fiel — — so siegt der Himmel!

Weit ab hört man den flieh'nden Dampfer stampfen,
Fern furcht er noch den Strom des Weißen Nil,
Und über Toten, die das Schwert umkrampfen,
Hoch tönt der Papageien Morgenspiel.
Von all dem jungen Wundergtanz umleuchtet,
Steht Achmed, dem das Herz in Wonne schwillt.
Ihm brennt die Stirn, sein Aug' ist überfeuchtet,
Und in ihm spricht's: „Dein Höchstes ist erfüllt!“
Von seiner Seele ist der Bann gebrochen,
Das Wunder ist geschehn, Gott hat gesprochen!“

„Wo ist der Mahdi?“ tönen hundert Rufe —
„Wir siegten, und nun wollen wir ihn schaun!“
Sie drängen bebend um die Rasenstufe,
Wo Achmed steht mit hochgezognen Brau'n.
Abdalla ist bei ihm und sieht ihn winken
Und ruft: „Ihr Ihrs nicht, seid Ihr blind und taub?
Er ist es selber!“ — — Schreckdurchdonnert sinken
Zweihundert Beter schluchzend in den Staub.
Dann gellt ein wildes Schrei'n: „Allah il Allah!“
Nur Einer wendet sich und lacht: Abdalla!

(Fortsetzung folgt.)

Dämm'rung.

Holde Dämm'rung, sei gesegnet!
Wenn dem Tag, dem sommerwarmen,
Kühlen Hauchs die Nacht begegnet,
Still, mit tröstendem Umarmen.

Sterben soll der Sonnenstrahl!
Einen letzten Gruß zu geben,
Hüllt er sich in Purpurlohe,
Herrlicher als je im Leben!

Nicht wie in des Südens Zone
Stürzt er jählings sich ins Dunkel,
Vom smaragdnen Sonnenthrone,
Naht die Nacht mit Sterngefunkel.

Nein, o seht! Welch' Abschiedfeiern!
Welch' Umschlingen! Sanft und linde
Deckt ihn Nacht mit Totenschleiern,
Und nun schweigen alle Winde. —

J. Schubert.

Digitized by Google

Aus Sturm und Not.

Neue Geschichten von der Wasserkante.

Von **Philipp Kniest.**

Peter Witt's letzte Steuermannsreise.

(Fortsetzung.)

Starke westliche Winde und gutes Wetter begünstigten die Fahrt des Dampfers, welcher schneller als sonst die wunderbar herrliche Zarenstadt an der Newa erreichte, in deren klaren Fluten sich die goldenen Kuppeln der Kirchen, die mächtigen Paläste des allgewaltigen Selbstherrschers aller Reußen und der Großen des weiten Reiches spiegeln.

Der „Merkur" beschleunigte so sehr wie möglich die Entlöschung seiner Ladung, um eine neue nach Lübeck einzunehmen, ehe das vielleicht plötzliche Eintreten des Winters die Heimreise hinderte. Tag und Nacht arbeiteten die Dampfwinden, das Knirschen und Knarren ihrer Ketten schwieg nur in den allernotwendigsten Zwischenzeiten.

Witt, welcher als Steuermann die Verantwortung für die richtige Ablieferung und Wiedereinnahme der Ladung trug, hatte alle Hände voll zu thun und konnte während der Arbeitsstunden auf sonst nichts, als nur auf das Nächstliegende seine Gedanken richten. Während der kurzen, zum Ausruhen bestimmten Fristen senkte sich der Schlaf mit Bleischwere auf seine müden Augen, kaum, daß er in kurzem Gebete derjenigen, die ihm am teuersten auf Erden war, zu gedenken vermochte, froh seines Glückes, für welches er Gott von ganzem Herzen dankbar war. Der Kapitän kam selten an Bord, da es viel mit dem Korrespondenten des Schiffes und den Zollbehörden zu ordnen gab und er auch wohl bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft in St. Petersburg vielen Einladungen, auch zu den reichlich in der üppigen Residenz gebotenen Vergnügungen, folgen mußte. Er erschien aber eines Abends zu ganz ungewöhnlicher Zeit und übergab Witt einen Brief mit den Worten:

„Stürmann, de is for Se! Jk wurd Se anraden, en Glas Water to drinken, eher Se em lesen doht, denn et steit 'r up: Sehr eilig! Aberst in dissen Fall is dat woll nich nödig, denn dar is de Stempel up: „Johann Friedrich Meyer, Rhederei, Lübeck". Et handelt sick woll man um en Geschäft, hapentlich for Se um en godet . . . Lesen Se man ganz gemütlich und gahn Se in'r Kajüt, — ik will hier an de Luke in Ähre Stäe woll all uppassen."

Hell erleuchtete die blanke in messingenen Schlingerringen hängende Lampe die elegante, mit dunklem poliertem Holz getäfelte Kajüte. Witt rückte einen Sessel an den mit Wachstuch überdeckten Tisch, setzte sich und öffnete den Umschlag.

„Wat mag dat Hus in Lübeck willen?", murmelte er und las dann:

„Sie sind mir, Steuermann Witt, dessen ehrenwerten Vater ich seit lange kenne und schätze, von so vielen Seiten als ein zuverlässiger und tüchtiger Seemann, der auch das Seinige auf den Schulen redlich gelernt hat, empfohlen worden, daß es mir zum Vergnügen gereicht, Ihnen die Führung des in diesen Tagen von mir in England gekauften Dampfers „Boreas" anzutragen. Falls Sie, wie ich hoffe, meinem dahingehenden Wunsche entsprechen wollen und können, so ersuche ich Sie, mir solches sofort nach Empfang dieser Zeilen telegraphisch zu melden. Über die Bedingungen, unter welchen ich Sie engagiere, brauche ich mich nicht zu verbreiten, da sie die hier in Lübeck allgemein üblichen sind, welche Ihnen also auch wohl genehm sein werden. Sie müßten gleich nach Ihrer Rückkehr hier nach Newcastle reisen, um den neuen Dampfer, ein sehr hübsches Schiff von 500 Tons Größe, zu übernehmen.

Noch Eins! Wahrscheinlich wird mit dem „Merkur" ein Passagier erster Kajüte, der

Digitized by Google

Apotheker Benders, reisen, dessen Eltern mir gut bekannt sind. Sie verbinden mich zu Dank, wenn Sie sich des jungen, etwas exzentrischen Mannes unterwegs annehmen wollen.

Möge die Verbindung, welche ich mit Ihnen anzuknüpfen im Begriffe stehe, unter Gottes Segen zu einer gegenseitig angenehmen und nützlichen sich gestalten!

Achtungsvoll

Johann Friedrich Meyer.

Lübeck, 7. Oktober 1872."

Peter wußte kaum, was er sagen sollte, so überwältigte ihn der Inhalt des Briefes, hatte er doch noch garnicht auf das Kommando eines Schiffes hoffen können. Er faltete die Hände und sah einige Augenblicke still vor sich hin, als ob er bete, erhob sich dann, ging an Deck und gab den Brief seinem Kapitän.

„Bitte, lesen Se", sprach er. Kapitän Schütt ging an das Licht der Kombüse und las. Als er zurückgekehrt war, sagte er:

„Stürmann, ik gratuleer! Väter konnen Se 't garnich drapen. Nu loopen Se gaue na 'n Telegraphen und drahten Se fort und god: Dankend acceptirt. — Wi sind morgen klar und makt säker en gaue Reise na Lübeck, da Se de Glucksstäbeln an hebben doht. Segue Gott Utgaug und Ingaug!"

Peter Witt lief im Sturmschritt dem ihm wohlbekannten Bureau zu und telegraphierte die ihm angeratenen Worte, die auch ihm die besten und allein richtigen zu sein schienen.

*

Der „Merkur", voll und bequem beladen, die Maschinen in bester Ordnung — es war ein Doppelschraubendampfer — erreichte am nächsten Tage die offene See. Die Reise schien sich trotz der weit vorgerückten Jahreszeit — gegen Mitte November — recht günstig gestalten zu wollen, da ein lebhafter Nordost den Gang des Schiffes überaus beschleunigte. An Bord herrschte die fröhlichste Stimmung, bei Kapitän und Mannschaft sowohl, wie auch bei den beiden Passagieren erster Kajüte, einer jungen deutschen Gouvernante und dem von Herrn Johann Friedrich Meyer genannten und empfohlenen Apotheker Benders. Der junge Mann machte einen keineswegs angenehmen Eindruck, da er stutzerhaft und anmaßend auftrat und stets mit den Rubeln in der Tasche klimperte, wie um zu zeigen, über welch' reiche Mittel er zu gebieten habe. Da die Dame, welcher gegenüber er sich sehr frei benahm, bei der Bewegung des Dampfers bald von der Seekrankheit zu leiden hatte und nicht mehr zu den Mahlzeiten erscheinen konnte, so trat Herr Benders nun in einer Weise auf, daß er von dem zwar gutmütigen, aber bärenmäßig groben Kapitän energisch zurückgewiesen wurde und jetzt dessen Gegenwart scheute. Desto mehr schloß er sich dem Steuermann Witt an, welchem er überallhin und bis auf die Kommandobrücke folgte. Witt befand sich in so rosiger Stimmung, daß er alle Rodomontaden und Taktlosigkeiten ohne viel Widerspruch über sich ergehen ließ, auch in Rücksicht auf die Empfehlung seines künftigen Rheders, zumal als auch der zunehmende Wind und die grobe See, die allgemach den Dampfer zum Rollen und Stampfen brachte, seine Aufmerksamkeit stark in Anspruch nahm. Benders, der sich vielleicht so ganz wohl nicht mehr fühlen mochte, ließ sich einen Kognak nach dem andern auf die Brücke kommen und suchte auch Witt zum Trinken zu veranlassen, der jedoch alle Aufforderungen auf das Bestimmteste zurückwies. Die Geister des Alkohols begannen im Hirn des Apothekers zu spuken und seine Zunge von jeglicher Kontrole zu befreien. Er krauste seine Verhältnisse aus und erwies sich als ein lockerer Zeisig erster Klasse.

„Mein Alter hat mir eine hübsche Apotheke in Hamburg gekauft", lallte er. „Ich will sie nächstens antreten, mir einen tüchtigen Provisor zulegen und dann in der lustigen Elbstadt ein Leben wie ein Gott in Frankreich führen."

„Wünsche alles Gute", brummte Witt. „Sie werden bald genug übersatt und katzenjämmerlich zumute sein, denn nur — Arbeit hält den Menschen aufrecht."

„Was . . . Arbeit!? . . . Genuß . . ist . . . Leben! Will ihn auch nicht allein für mich haben, Kameraden giebt's genug, die ihn teilen . . . Wer es . . . hier hat" (er klopfte auf seine Tasche, in welcher die Goldstücke klangen), „dem . . . fehlt es . . . nimmer!"

„Ein schönen Jung!", dachte Witt.

„Sehen Sie", fuhr Benders fort, „und jetzt habe ich zuförderst ein . . . Geschäft in Lübeck zu erledigen. In die Apotheke „zur Nachtigall" gehört doch ein hübsches Vögelchen . . . he, das will ich mir holen . . . . ein Mädchen, schön wie eine Houri des Paradieses", und dabei schnalzte er mit der Zunge.

Digitized by Google

„Gratuliere!“ murmelte Peter, „na, da ward'r ook na sin!“

„Sie sind ja aus Lübeck, Herr Steuermann!“

Peter nickte.

„Nun, Sie kennen doch die .. Gegend, da, um die . . . Obertrave herum. — . . . Wissen Sie, da . . . oben in der . . . Apotheke in der breiten Grube . . . habe ich gelernt . . . dort sah ich — sie . . . Ah, diese reizende Blondine! Sie kam öfter, um . . . Arznei für ihre kranke Mutter zu holen . . .“

Witt wurde neugierig. „Sind Sie mit dem Mädchen verlobt?“, fragte er.

„Soll erst kommen“, schmunzelte Benders. „Ich sah, aha, na, ich brauche nur zu kommen und ich . . . siege . . . wie Cäsar, aha! . . . nicht ganz so, aber doch so etwa.“ . .

„Wie heißt das Mädchen, welches Sie beglücken wollen?“

„Wir machen . . . Verlöbnis . . . und . . . Hochzeit, aha!, . . . zu der ich Sie einlade . . . Ha, Sie wollten wissen, wie sie . . . heißt? . . . Proste Mahlzeit . . . ich werde mich vorsehen . . . daß Sie mir nicht etwa über . . . meinen Honig gehen. . . . Ach, ja, Sie sind ja nicht gefährlich . . . selbst verlobt, . . . haben mir das gestern erzählt.“ . . .

„Nu, man herut mit de Sprak!“

„Sie ist das schönste Mädchen an der Trave, die Tochter eines . . . Schiffers, Anna . . ., wie heißt der . . . Alte doch gleich?“

Peter entfärbte sich, er wandte sein Gesicht ab, doch faßte er sich sogleich und beschloß, den Menschen weiterreden zu lassen.

„Ich will Ihnen auf die Sprünge helfen, — Röhling, nicht wahr?“, sagte er.

„Ach, ja, richtig! . . Röhling!“

„Wer und was giebt Ihnen ein Recht auf das Mädchen?“ donnerte Witt jetzt den schwankenden Benders von seinem etwas entfernten Standpunkt an, daß die Stimme das Brausen des stärker gewordenen Sturmes übertönte . . . „Hat sie selbst Ihnen ein Recht auf sich zugestanden?“

„Mein Geld ist . . mein Recht“, . . . lallte höhnisch lachend der elende Mensch. „Für . . Geld . . kann . . man . . alles haben, alles, . . . Geld reizt . . . auch . . . das tugendhafteste Mädchen!“

„Mensch, wissen Sie, daß Sie mich und — mein Liebstes auf Erden beleidigen, ein Mädchen, rein wie ein Engel!“, brauste Witt auf. „Sie sind ein gemeiner Schuft! Fast hielt ich mich für zu gut, mich an Ihnen zu vergreifen, — aber, damit Sie zur Besinnung und Einsicht kommen!“

Er trat auf den Elenden zu und verabreichte ihm, der erstaunt und bestürzt dreinblickte, stammelnd: „Das hab' ich nicht gewußt!“ eine solch' gesalzene Ohrfeige, daß er bewußtlos in eine durch ein Segeltuch geschützte Ecke in der Rehling der Brücke stürzte.

„Dar ligg!“ rief Witt und versetzte ihm einen Fußtritt. „Du ehrlose Hallunk! Du wollst Di an Anna wagen? Fahr hen, wo Du hen hörst, tum Düwel!“

Der Sturm steigerte sich immer mehr zum Orkan, welcher haushoch die See aufwühlte und Wasser und Gischt reichlich über den hart und schwer arbeitenden Dampfer, der trotz der auf das Höchste angespannten Maschinenkraft nach der westlich gelegenen Küste zu abfiel. Alle Gegenstände auf Deck wurden so sehr wie möglich befestigt. Unter Deck in den Kajüten und in der Stewards-Pantry gab es großen Wirrwar, da alles nicht niet- und nagelfeste übereinander polterte und zu Scherben zersprang und zerfiel. Unter diesen Umständen erschien auch der Kapitän auf der Kommandobrücke. Als er den wieder zu sich gekommenen Benders, der im höchsten Stadium der Seekrankheit in der Ecke lag, gewahrte, sagte er:

„De Mann kann hier nich liggen bliwen, he mutt forens unner Deck! Wi möten alle Luken lüten laaten. Roopen Se en paar Lüde, Witt, de den Minschen daltransporteeren.“

Das geschah. Zwei handfeste Matrosen faßten den kaum Widerstrebenden wie ein Stück Holz an und trugen ihn hinweg.

„Smiet't den Schuft äwer Bord!“, hätte Witt ihnen gern nachgerufen, aber er bezwang sich und bat im Herzen Gott um Verzeihung wegen des sündlichen Gedankens, von dem er sich hatte übermannen lassen, auch kam ihm der Brief seines künftigen Rheders in den Sinn.

Der Sturm raste immer ärger und ließ das Schlimmste befürchten für die Nacht, die dritte der Reise, in welcher man sich der Enge zwischen der mecklenburgischen Küste und den dänischen Inseln und auch der Neustädter Bucht näherte.

Der Kapitän, welcher im Steuerhause den Kompaß genau beobachtet hatte, schüttelte den Kopf und schrie dem Steuermann in das Ohr, da bei dem Brausen der entfesselten Elemente

Digitized by Google

es nicht möglich war, sich anders verständlich zu machen:

„De Damper driftt böse af und hollt sinen Koors nich mehr! Wenn wi eine Annerung vornehmt, denn riskeert wi, up'n Strand to loopen, wo wi bi dat Ahnwäder mit Mann und Mus verloren gaht. Ik bin en olen befahrenen Mann, aberst sowat hess ik noch nich beleevt. Smiten Se dat Loth!"

Man warf das Blei und gewahrte mit Schrecken, daß das Schiff bereits nicht unerheblich abgetrieben war.

„Wat raden Se, Stürmann?", fragte der Kapitän.

„Wi möten den Damper mit'n Kopp in den Wind kriegen, dat is dat Eenzigste, wat wi dohn könt. Wenn wi ook nich ut de Stäe kamen doht, so hebben wi gegen de Afdrift doch en Gegendruck und könen säkerer use Chance aftöwen. Gew Gott, dat de Wind bald minder ward."

„Se hebben recht, Stürmann!"

Das Erforderliche ward angeordnet und zwar, wie das bald nachher unter den größten Schwierigkeiten bewerkstelligte Loten zu beweisen schien, mit dem Erfolge, daß das Schiff nicht nur nicht der Küste näher kam, sondern vielleicht gar von derselben sich etwas entfernte. Zu sehen war garnichts, da dichtes Schneetreiben jeglichen Ausblick hinderte, — kein Feuer von irgend einer Richtung durchbrach tröstend oder warnend die schwarze Finsternis, schauriger noch im Brausen des Orkans, beim Krachen des in allen Fugen zitternden Schiffes, beim Stöhnen und Stampfen der Maschinen und dem öfteren Schlagen der frei werdenden Schraubenflügel auf den Wellen. Kapitän und Steuermann auf der Brücke, die Matrosen an Deck hatten sich festbinden müssen, um nicht durch die fortwährend überkommenden Seen von Bord gespült zu werden.

„Wenn de Maschinen man god bliewt, denn geit, will's Gott, nicks mich mitj," rief in einer Pause zwischen den Windstößen der Kapitän dem Steuermann zu . . . Da aber, ganz plötzlich, war es, als ob die Kraft des Dampfers erlahmte. Ein unheimliches Gefühl überkam alle die unerschrockenen Leute: die Gewalt der See übermochte das Menschenwerk — das Schiff trieb unaufhaltsam ab!

„Herr Gott, wat is dat"?, rief verzweifelt der Kapitän, so laut, daß seine Stimme das Sturmgebrause übertönte.

Da stand auch schon einer der Maschinisten neben ihm und schrie ihm in das Ohr, die Backbordmaschine sei unklar und versage den Dienst, wahrscheinlich habe umhertreibendes Seegras ein Wasserrohr verstopft.

„Wir hoffen aber, den Schaden zu beseitigen und in kurzer Zeit die Maschine wieder betriebsfähig zu haben", schloß er seinen kurzen Bericht.

„Dohn Se, wat möglich is! Wi hebben den Dod for Ogen, wenn de Damp verseggt. Jede Minute, die Se gewinnen, is unbetaalbar."

Der Mann ging wieder hinunter.

Eine entsetzliche Viertelstunde folgte, voll Angst und Sorge. Der Dampfer konnte nicht mehr gegen den Sturm an und trieb zurück, keine menschliche Macht vermochte das Verhängnis aufzuhalten.

Fern im Westen dämmerte ein Licht auf, ein Feuer an der immer näher rückenden Küste, die unter Umständen, ja gewiß, das Grab des „Merkur" und aller, die sich an Bord befanden, werden mußte, wenn Gott nicht ein Einsehen hatte, wenn es nicht gelang, ganz bald wieder die volle Kraft der Maschinen im Kampf gegen die Elemente aufzubieten. Die Steuerbordmaschine allein erwies sich als gänzlich unzureichend. Steuer hielt der Dampfer kaum noch; er lief vor Top und Takel.

„Gott sei Dank", schrie Witt, „wi liggen en paar Strich von der Leeküste af und driven na mine Gissung na der Nistädter Bucht to. Wenn man wat to sehen weer! Et is wedder so dicke von Snee, dat mit Säkerheit nich uttomaken is, wo wi sind. Dat gode Glück hool us up 'n rechten Koors!"

„Oder Gottes Gnade", preßte bedrückten Herzens der alte Kapitän hervor, „wi stahn in Siner Hand!"

Er hatte kaum ausgesprochen oder besser ausgeschrien, als sich der Arm des ersten Maschinisten auf seine Schulter legte und er dessen Mund an seinem Ohr fühlte.

„Wir sind fertig", verstand er. „Halten Sie nur wieder stramm gegen den Wind. Ich lasse unter die Kessel feuern, so viel sie nur vertragen können, die Kohlen dürfen wir nicht schonen. Wir zeigen jetzt hoffentlich, wer Herr ist, oder doch, was eine — Harke ist. Adjees! Hoolt den Kopp stiew! Dat ward all god gahn!"

O dieses Hochgefühl! Die Maschinen beide arbeiteten wieder mit voller Kraft! Der Dampfer lag wieder mit seinem Buge gegen den Wind,

Digitized by Google

das einzige Mittel, ihn, den die Strömung unaufhaltsam westlich trieb, von der deutschen Küste frei zu halten. Zeitweise leuchtete ein Feuer auf, um wie eine Sternschnuppe flugs wieder zu verschwinden. Über den Ort solcher Feuer waren Kapitän und Steuermann verschiedener Meinung, doch vereinigten sie ihre Ansichten über die letztgesehenen dieser flüchtigen Erscheinungen dahin, wahrscheinlich das Licht des Leuchtturmes auf der Insel Poel vor Wismar gesichtet zu haben.

„Nu hebben wie alle Ursak, uptopassen", gab der Kapitän an Witt zu verstehen. „Bi Nacht und Nebel und dissen Storm, de direkt up Travemünde to weiht, dörfen wi nich up Land to holen, — wi leepen ohne Gnade und Barmhartigkeit up Strand."

„Wi möten tum mindestens, bit et Dag ward, gegen den Wind anarbeiten, villicht können wi dann riskeeren, intoloopen, Kaptain", entgegnete Witt, dem es nur mit größter Mühe gelang, sich verständlich zu machen. —

Von Minute zu Minute steigerte sich noch die Gewalt des Orkans. Die See kochte; sie glich in der Dunkelheit einem Kessel, aus welchem in dichten Schwaden der Schaum und Gischt über den dem Toben der Elemente preisgegebenen Dampfer hinschlug.

In der Ferne tauchte in Intervallen das Feuer von Travemünde auf, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Die Maschine pochte und ächzte, das Schiff zitterte, bebte und krachte im Kampfe gegen die Mächte, die das schwache Gebild aus Menschenhand zu vernichten drohten. Um nach Möglichkeit von Leegerwall frei zu bleiben, wurde der Kurs jetzt fast ganz gegen Wind und Strom gerichtet; wenn auch sonst nichts, so gewann man doch etwas Zeit, und verhinderte vielleicht ein Stranden bei Nacht. Der Tag mußte ja doch endlich anbrechen, und dann ließ sich überlegen, was weiter zu thun übrig blieb. Gott Lob kam kein Feuer von der holsteinischen Küste in Sicht und auch das von Travemünde rückte, wenigstens dem Anscheine nach, nicht näher.

Kapitän Schütt verließ die Brücke, um durch einen Schluck Kaffee seine fast erstorbenen Lebensgeister wieder anzuregen. Er kehrte zurück, nach wenigen Minuten, die Witt wie eine Ewigkeit vorkamen und rief ihm die tröstenden Worte in das Ohr:

„Unnen in 'n Maschinenruum steit allens gad. De Kätel gifft her, wat he jichtens kann. Mit Gottes Hulpe hoolen wi dör und sind in 'n paar Stunden säker vor Anker in de Trave. Gahn Se nu dal, Stürmann und drinken Se en Mugg vull Koffee. Gott, wenn de Kählen (Kohlen) man nicht knapp warden! — Witt, sehn Se ook mal na de beiden Passajeers. De Meerl von Benders schriggt und stöhnt, as hadd em de Düwel all in de Hölle an't Bratspeer stäken. De Steward is en Hase und focht't sick, hentogahn."

(Fortsetzung folgt.)

Ohnmacht.

Ich sah die Flamme,
Dir milde Schöpferin
Alles Lebens
Und seine wilde Feindin,
Und im Drange, zu schaffen
Und zu vernichten
Wechle ich unter der Asche
Die Glut meines Herdes.

Ich sah die Sonne
Und wollte schaffen ein Gleiches:
Da hab' ich ein Lämpchen entzündet.

Ich stand am Meer,
Dem unbegrenzten,
Und grenzenlos war meine Sehnsucht,
Unendliches zu vollbringen:
Da weinte ich tausend Thränen.

O Wellenfeuer
Und flackernde Herdglut —
O strahlende Sonne,
Trübröthliches Lämpchen —
O Ocean
Und Menschenthräne:
Stolze Größe
Und des Großen kleines Zerrbild!

So frage ich Dich,
Der Du mich schufest:
Wo war Dein Vorbild?
Und warum gelang auch Dir
Nur klein und verzerrt,
Es nachzuahmen?

H. Robertin.

Digitized by Google

Ein Liebeshandel à l'empire.

Aus ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen **Ernst Schulze's.**

Mitgetheilt von **Karl Emil Franzos.**

X.

Am Neujahrstage 1812 begrüßte der junge Dichter seine Dame durch folgende Epistel:

„Wenn Sie diese Nacht so gut geschlafen und so schön geträumt haben, wie ich, so sehen Sie das neue Jahr gewiß mit recht freundlichen Blicken an und können nicht umhin, von dem schmeichlerischen Wirth die beste Meinung zu fassen, der bey dem Eintritt seiner Gäste die Honneurs auf eine so galaute Art zu machen weiß. Denn nicht zufrieden, daß er Ihnen einen so süßen Schlaf verschafft, hat er seine Prachtzimmer durch Wind und Frost säubern und mit reinem glänzenden Schnee bestreuen laßen. Von dem blauen Plafond hat er die Spinnegewebe der Wolken hinweggefegt, und seinen großen Kronleuchter so hell geputzt und illuminirt, daß man seine wahre Freude daran hat. Nur ist es Schade, daß seine Oefen nicht im besten Stande zu seyn scheinen, denn trotz dem Gedränge der Neujahrsgratulanten, die mit Trommeln und Pfeifen, mit Nachtwächterhörnern und Dudelsäcken **en grande parure** und mit zerrißenen Kleidern umherlaufen, will es doch nicht recht warm werden. Doch vielleicht rührt dieser Frost grade von jenen Herren her, denn ich kenne kein Geschäft, das uns kälter ließe, als das, welches uns die Pflicht auflegt, mit den feurigsten Ausdrücken Anderen alles Gute zu wünschen. Ich werde keine Visite machen, weil man bemerkt haben will, daß ich bey solchen Gelegenheiten eine gewiße spöttische Mine nicht verbergen könne, die die Reinheit meiner Absichten nicht in das beste Licht setze. Auch erspare ich mir dadurch die Mühe eine zierlich gestellte Gratulation auszusinnen, denn wenn ich vielleicht morgen oder übermorgen einen der Bekomplimentirten sehe, so kann ich mit der kurzen Redensart abkommen: Ich wünsche Ihnen alles das zusammen, was Ihnen gestern oder vorgestern einzeln gewünscht ist. Da überhaupt bey den Wünschen nicht viel herauskömmt und das Schicksal keinem geschmeidigen Gratulanten zu gefallen in seinem Küchenzettel etwas corrigiren oder ausradiren wird, so halte ich es für's beste dem Haushofmeister des menschlichen Lebens nicht ins Handwerk zu greifen, sondern sich herzlich über die schmackhaften Gerichte zu freuen, die er unsern Freunden vielleicht vorsetzt, ihnen aber nicht den Mund durch die eitle Vorspiegelung köstlicher Leckerbißen vergebens wäßrig zu machen. Herzliche Wünsche kann jeder darbringen, aber herzliche Theilnahme findet sich nur selten, da der menschliche Geist leider einen zu großen Fond von Selbstsucht und Neid besitzt und jedes Glück, das einem Fremden widerfährt, als einen Raub der an seiner Individualität verübt wird, betrachtet. Adieu. Ich höre schon einige Gratulanten die Treppe heraufkommen. Die einzige Person, welcher ich heute mit wahrer Freude und nicht blos des Gebrauchs halber, ein Geschenk gebe, ist der Briefträger. Aus welcher Ursache, das überlaße ich Ihrem Scharfsinn zu enträthseln."

Aus den folgenden Briefen geben wir einige Stellen wieder, die stilistisch hübsch sind; an Inhalt beginnt es dem Dichter naturgemäß zu fehlen. Die Dame ist fern, ihre Briefe kommen spärlich, und — was die Hauptsache ist — er wird gegen sie immer kälter:

„4. Januar 1812. ... Es bleibt mir Nichts übrig, als über Nichts zu schreiben und da es der höchste Triumf der gesellschaftlichen Unterhaltungsgabe ist, über Nichts anziehend und interessant zu sprechen, so zweifle ich sehr, ob es mir gelingen werde, denn obgleich das Nichts sehr vielseitig ist, so gelingt es uns doch selten, seine wahre Natur zu faßen und nur zu oft halten wir das für Etwas das im Grunde doch das nichtigste Nichts ist. Unterhält uns eine hübsche Kokette einige Stunden hindurch mit ihren Agacerieen, wirft sie uns freundliche Blicke zu und sucht sie uns durch tausend kleine Gunstbezeugungen an sich zu ziehen, so trennen wir uns berauscht von ihr und glauben schon zu triumfiren, während uns die Vernunft sagen sollte, daß alles dieses Nichts sey. Redet der Pfarrer gar beweglich in schönen zusammengestoppelten Fraseln und Floskeln vom Glück der

Digitized by Google

Häuslichkeit, der Eintracht und des Seelenfriedens, so geht der Zuhörer sehr bewegt zu Hause, schneidet seiner Frau ein grimmiges Gesicht, wenn die Suppe noch nicht auf dem Tisch steht, hadert mit ihr über eine zerbrochene Weinflasche und eilt brummend ins Wirthshaus, um sich seinen Seelenfrieden zu ertrinken. Kann man also jetzt behaupten, daß der Pfarrer mehr als Nichts gesagt habe? Umarmt Sie eine Freundin mit der feurigsten Zärtlichkeit und schwört Ihnen, daß sie für Sie alles aufopfern würde, versichert Ihnen ein galanter Kammerjunker, daß er für Sie ins Waßer springen wolle, fordert Sie ein Bramarbas auf, sie möchten ihm befehlen, für Sie in die Hölle zu steigen, so halten Sie dieses alles doch ja für Nichts. Die Dame wird Ihnen keinen neuen Kopfputz aufopfern, der Kammerjunker seine seidnen Strümpfe nicht benetzen und der Bramarbas seine Nase dem Schwefeldampfe nicht aussetzen wollen. Der Hofmann hält das Nichts eines huldreichen Blicks, der Soldat das Nichts der Ehre, der Gelehrte das Nichts des Weihrauchs, die Schöne das Nichts der Vergötterung für das höchste Ziel, welches man erreichen könne und weil jeder sich bemüht, es zu erreichen, wird er durch Nichts zum größten, was die Natur ihm zu werden erlaubte. Wundern Sie Sich jetzt noch, daß die Welt aus Nichts entstanden ist? Doch giebt es auch Fälle, in welchen das Nichts sehr viel ist. Wenn eine Dame nach einer feurigen Erklärung, die ich ihr machte, erröthet und Nichts antwortet, so kann ich darauf schwören, daß ich nicht wenig bey ihr gewonnen habe; sagt mir jemand, der mir einen Dienst erwiesen hat, ich sey ihm Nichts schuldig, so weiß ich, daß er sehr viel von mir erwartet; versichert mir ein Neidischer, dieser oder jener Mensch sey nichts werth, so freue ich mich, daß ich abermahls einen vortrefflichen Menschen kennen gelernt habe. Doch das Nichts ist eine gar zu leckre Speise, welche, wie ich fürchte, Ihnen nicht lange schmecken wird. Ich will daher für heute diesen nichtigen Brief schließen und Ihnen nur noch versichern, daß es heute das erste Mahl sey, wo Sie mir den Vorwurf machen können, ich suchte Sie mit Nichts hinzuhalten.

Am 8. Januar. Ich erwarte mit Sehnsucht Ihren künftigen Brief um das Schicksal des meinigen zu erfahren, der vielleicht immer noch wie ein irrender Ritter im verzauberten Kerker gefangen ist und auf die wohlthätige Fee harrt die ihn erlösen soll. Was für ein böser Dämon brachte auch in dieser Jahreszeit, wo jeder sich freut, wenn er ruhig am warmen Kamin die Schneeflocken, die draußen umherflattern, ansehen kann, die Dinerdick auf den abgeschmackten Einfall anzuspreisen? Welch ein schlechter Geschmack, sich vom Regen waschen, vom Wind frisiren, vom Schnee pudern und vom Frost schminken zu laßen! Das alles konnte sie weit bequemer zu Hause haben! Ich könnte dem Reisen recht gram werden, wenn ich nicht nicht noch zu rechter Zeit erinnerte, daß es auch eine Reise war, der ich Ihre Bekanntschaft verdanke".

Dem nächsten Schreiben der Frau von Pertz, Hannover, 4. Januar 1812, seien die folgenden Stellen entnommen, die uns darüber orientieren, in welcher Art sich unter dem Regiment des „Königs Lustik" seine Beamten und Offiziere amüsierten:

„Einige Thöes die statt hatten waren während dem die einzige resource; den Sylvester Abend waren wir beim General Graffien, und fuhren von dort um 11 Uhr zum Soupé bei Mr. Grelinger, wo ich den am tisch die letzte Stunde des Jahrs bei Mer. de Lalouère saß, einen Wunsch bekam, wo von Pestilenz und Erdbeben in steh — welches ich zwar nicht erleben soll, was mir doch aber einen kleinen Schrecken machte. ich war weit artiger und habe den Menschen sämtlich viel beßere Wünsche zugesagt, 1/2 2 Uhr war die Fête dort aus, allein die honneurs aller arten Musik die uns gebracht wurden ließen nicht viel Zeit zum Schlafen, und da ich gar nicht zu genießen bin wenn ich nicht Ausgeschlafen habe, so fing sich den mir das Neue Jahr in sehr übeler Laune an. Die Winter plaisirs von Hannover sind häglich, ich habe noch nicht ein mahl Getanzt. unsere Gesellschaft besteht jetzt in 3 soirées welche eine bei unsern General Tamas am Donnerstag ist, am Dienstag beim Frz. General Graffin, und Sontags beim Frz. General St. Germain. es sind etwa 6 Frz. Damen die Generalinn Tamas, und meine wenigkeit ist die Einzige Deutsche die dazu gebeten ist. Da ich die Tamas nicht zum deutschen zählen kann. In diesen soirées wird zum theil außer courtes für die älteren Herrn, aux petits jeux gewielt Pfand und Charaden en action, worinn General Graffin vorzüglich — bis zum todtlachen stark ist wechseln ab grimals könnt man dort zu einer embrassade und weis nicht wie. S. St. Germain hat eine tochter von 17 Jahren, die jetzt aus Paris kam, dort in einen kloster erzogen wurde, ein äußerst hübsches artiges Mädchen, auch die Frau eines Obristen M. Rolland ist sehr liebenswürdig und im Ganzen ist die Gesellschaft nicht zu ennuyant wie die übrige hier in Hannover. Mit Schlittenfahrten u. dgl. brillieren wir hier nicht so wie in Wöningen, den der Himmel beschied uns noch nicht die moyens dazu, obgleich es wahl nahe daran war. Morgen wird die hiesige Bühne mit den Brief aus Cadix wieder Eröffnet, und wöchentlich ihre Künste 4 mahl vortragen Von denen ich so viel wohl nicht Profitiren werde wie in Celle! Apropos, die wünsche meine silouette zu beßitzen sind zwar sehr Schmeichelhaft für mich, allein für den Augenblick beliebe ich sie nicht, wohl aber Dorette, ich werde fragen ob Sie sie abziehen will — ähnlich war sie, das weis ich. jetzt werde ich das mein Brief ein Zeitungs Blatt geschrieben ist, den er enthält nichts wie Beschäftigungen des Tages, warlich ich binn aber auch so Arm, an guten mitzutheilenden ideen das ich zu den ganz gewöhnlichen Leben und treiben meine Zuflucht nehmen muß — ganz Glücklicher weise hat diese Armseligkeit noch keinen Einfluß aufs Gefühl gehabt und Sie lieber Freund! werden Giuzig und allein auf dies verwiesen ich weis nicht, hoffe es aber das es als Entschädigung dienen soll, wenn meine Gesinnungen für Sie nichts von ihrer Wärme verloren haben, und gewiß im Neuen jahre mit eben der Herzlichkeit Ihnen zugethan sind."

Schultze erwiderte am 17. Januar durch einen Brief, der wenig Bemerkenswertes enthält. Ein Schreiben der Dame vom Februar ist nicht erhalten, wohl aber Schultzes Antwort, aus der hier einiges folgen möge:

Digitized by Google

„Göttingen am Schalttage 1812. Ich bin in der größten Unruhe, meine süße Freundin, weil ich nicht weiß, ob ich Ihren Brief gleich beantworten und geradezu an Sie nach Aichersleben adreßiren soll, oder ob Sie mir erst schreiben und eine Adreße schicken wollen. Das letzte vermuthe ich, weil es das Natürlichste ist und doch fürchte ich, daß Sie das Erste wünschen und vergebens auf Antwort von mir warten. Es würde mir nun so schmerzlicher seyn, wenn ich wider Willen Ihre Hoffnung täuschte, weil Sie dadurch in einem höchst ungerechten Verdacht, den Sie in Ihrem letzten Briefe gegen mich äußerten, bestärkt werden könnten, in dem Verdacht, ich schriebe Ihnen nicht gern. Wahrhaftig, ich sollte Ihnen herzlich böse darüber werden, daß Sie so etwas schreiben konnten. Werden Sie nicht etwas roth, meine Liebe? Bisher haben Sie größtentheils Recht gehabt, mir Vorwürfe zu machen, jetzt aber ist die Reihe an mir und ich werde mich meines Rechts redlich bedienen. Ich bitte Sie, glauben Sie denn, daß mein Gedächtniß dem Lachtehäuser Sande gleicht, wo der leiseste Hauch die Züge verlöscht, die man hineinschrieb? Ich glaube Ihnen schönere Beweise meiner Anhänglichkeit gegeben zu haben als daß Sie eine solche beleidigende Meinung von mir hegen durften. Doch es ist ein sehr gewöhnlicher Fehler, daß man andre nach sich selbst beurtheilt. Legen Sie die Hand aufs Herz, meine Freundin, und sagen Sie mir aufrichtig, fühlen Sie nicht etwas Frost? Ach, wenn der Winter uns auch äußerlich schaudern macht, so sollte er doch keinen Einfluß auf den innern Menschen haben. Und sollte dieses auch leider der Fall bey Ihnen seyn, so heißen Sie mir zu Liebe etwas ein und täuschen Sie mich mit einer künstlichen Wärme, die mich halb und halb vergeßen laße, daß die Blumen draußen nicht mehr blühn und alle duftigen Wiesen mit Schnee und Eis bedeckt sind. Doch ich hoffe, daß alle jene schwarzen Ideen Fieberfantaßien sind, die Ihnen von Ihrer Krankheit noch anhängen. Mit dem Frühlinge, dem ich mit Sehnsucht entgegensehe, werden alle die bösen Eindrücke verschwinden die der melancholische Winter auf Ihren Geist gemacht hat und die ersten Veilchen, die ich sehe, werde ich dem Gott der Freundschaft opfern, daß er die locker gewordenen Bande von neuem fester zusammenknüpfe.

Die Nachricht, daß Sie von Hannover fortgehen ist mir gar nicht angenehm. Wer weiß was für Abenteuer Ihnen bevorstehen, wenn Sie als eine neue Amazone dem Heere folgen. Gefangene würden Sie freylich genug machen und es wäre gewiß nicht unpolitisch gehandelt, wenn ein Fürst statt seiner grimmigen bärtigen Kriegsheiden ein Heer von hübschen Damen dem Feinde entgegen schickte. Er würde Pulver und Kanonen dabey sparen und selbst die Besiegten würden es nicht ganz übel haben. Doch sollten Sie selbst das Unglück haben gefangen zu werden, so wünsche ich daß es von dem Herrn de la Loydre geschehen möge.

Am 4. März. Bedauern Sie mich, meine liebe Freundin, mein Kopf ist so voll und doch zugleich so leer wie das durchlöcherte Faß der Danaiden, aus dem Alles wie man es hineinschüttet wieder hinausläuft. Zuweilen hasche ich aus der Menge einen erträglichen Gedanken auf, aber die Maße der langweiligen und nichts bedeutenden verschlingen ihn im Augenblick wieder. Ich bin dazu verdammt in einer Zeit von drey Wochen eine Dissertation zu schreiben und drucken zu laßen und darf mich den ganzen Tag nicht vom Schreibtische losreißen. Ich will Ihnen ein kleines Gemälde von meiner Lage geben, damit Sie sich selbst sagen mögen, ob man in solchem vegetirenden Zustande wohl einen Gedanken haben könne, den man Ihnen anbieten dürfe. Ich habe drey große Tische in meinem Zimmer aneinander gesetzt, zwey in die Länge und einen in die Quere, so daß sie einen Winkel bilden. In dieser Ecke sitze ich mit meinen Schreibereyen, durch die ungeheuren Folianten, die rings umher aufgethürmt sind, in einen so kleinen Raum gezwängt, daß ich kaum meine Hand rühren kann. Wenn man ins Zimmer tritt, sieht man das Licht nur durch die Lücken der Bücher schimmern, ich selbst aber gleiche dem Souffleur auf dem Theater, den man nur hört, ohne ihn zu sehen, oder dem Gott, der seine Stimme aus den Wolken ertönen läßt, wenn die Maner, die mich umgiebt, sowohl was das Innere als das Aeußere anbetrifft, nicht von so konsistenter Natur wäre, daß man sie unmöglich mit den luftigen Kindern des Himmels vergleichen kann. Der Vergleich würde eher paßen wenn ich auf die wäßrigen Bestandtheile sähe, die darin enthalten sind. Wäre übrigens meine Fantasie jetzt nicht so lahm, wie ein Courier, wenn er vom Pferde steigt, so könnte ich mich zuweilen in die Schweiz versetzen, denn die aufgehäuften Schätze der Wißenschaft haben mit Felsen und Gletschern die größte Aehnlichkeit. In dieser Wüste sitze ich schon seit einigen Tagen und habe die angenehme Aussicht, noch vierzehn Tage darin verweilen zu müßen. Meine einzige Beschäftigung von fünf Uhr Morgens bis eilf Uhr Abends besteht im Schreiben, Aufschlagen, Vergleichen, Ausstreichen und abermahls Schreiben. Wenn mir zufällig einmahl ein poetischer Gedanke durch den Kopf fährt, so jagen ihm die ehrwürdigen Graubärte, womit er mich umgeben sieht, einen so heiligen Respekt ein, daß er sich

Digitized by Google

schnell von selbst wieder empfiehlt, um nicht durch mancherley verblümte Redensarten, worin es die alten Leute, um jemand merken zu lassen, daß sie ihn nicht gern in ihrer Gesellschaft sehen, zu einer großen Perfektion zu bringen wissen, höflich zur Thür hinauscomplimentirt zu werden. Diese Halbstunde, worin ich mit ihnen beschäftige, habe ich nur heimlich gestohlen.

Am 9. März. Nachts 2 Uhr. Heute habe ich mich einmahl losgerissen aus meiner Austerschale und bin auf einem grand thé gewesen, wo ich bis jetzt getanzt habe. Ich bin recht vergnügt gewesen und wenn ich daran denke, daß ich Morgen früh, oder vielmehr schon heute in einem Paar Stunden wie Cendrillon in die Asche zurückkehren muß, so kann ich nicht umhin, mein Vergnügen wenigstens so lang als möglich zu genießen. Lassen Sie uns also noch ein wenig plaudern, meine Liebe. Freylich bin ich vom Tanze noch etwas verwirrt im Kopf, aber Sie verlangen ja auch keine systematischen Briefe von mir und werden mir einen kleinen Gedankensprung nicht übel nehmen. Wenn man aber vom Tanze kommt, kann man nicht gleich wieder mit ehrbarem Schritt einherwandeln. Man spricht und denkt in lauter **entrechats** und wenn der Champagner überdem seine Wirkung thut, hält man alle Leute, die bedächtig auf ihre Füße sehen, für Thoren. Ich hätte jetzt die schönste Gelegenheit, diesen Spruch auf Sie anzuwenden, und Sie an die höchst vernünftigen Unterredungen zu erinnern, die wir zuweilen auf dem Lachtehäuser Sandwege mit einander führten, doch Sie haben mir nachher gezeigt, wie höchst liebenswürdig man trotz dem Anschein der kältesten Vernunft seyn könne und daß die Freundschaft und die gegenseitige Achtung mündlich daben gewinne. Doch hier finde ich mich grade auf dem Wege zu der Frau von Jasmund, von der Sie mir in Ihrem vorigen Briefe schrieben, denn so außerordentlich viel Verstand sie auch hat, so wäre ihr doch wahrlich ein wenig mehr Vernunft zu wünschen. Freilich wollen einige behaupten, sie besitze eine ganz sublime Vernunft, welche sich über die Gesetze des Stahbes emporhöbe und nach freyen, selbstgeschaffenen Ansichten, nicht nach dem engen Ideenkreise des Pöbels handle. Doch es steht ja schon in der Bibel, es sey nicht gut, Gott gleich seyn zu wollen, um selbst zu erkennen Gutes und Böses. Das Publikum ist nun einmahl unter Gott und leider ein höchst vielköpfiger, griesgrämiger, wetterwendischer, klatschhafter, heuchlerischer und hämischer Gott. Ein Glück ist es, daß wir uns vor ihm verstecken können und nicht zu antworten brauchen, wenn er ruft: Adam, wo bist du? Die Fr.' v. Jasmund hält sich indeß für zu erhaben, um diese Vorsicht anzuwenden und hat ihrem Gebieter einen offenbaren Krieg angekündigt. Daß sie den Sieg davon tragen werde, bezweifle ich sehr, denn je mehr sie ihren Gegner an Klugheit und Liebenswürdigkeit übertrifft, desto mehr vergiftete Pfeile und heimliche Dolche stehn ihm zu Gebote. Es ist zwar schön, auf dem Bette der Ehre zu sterben, aber schöner ist's nach meiner Ansicht, geehrt zu leben, und ich bin versichert, daß alle ehrbaren Matronen, alle gravitätischen Spießbürger und empfindsamen Mamsellen von Aschersleben meiner Meinung beystimmen werden. Aber ich bitte Sie, meine Liebe, wie können Sie es in Ihrer traurigen Residenz aushalten? Ich gäbe viel darum, wenn ich Sie dort in einem grand cercle belauschen könnte, wie Sie zierlich und sittiam an einem Strumpf stricken, die Theuerung des Kaffes und Zuckers beklagen und sich mit höchst ernsthaften Gesicht vom Kriege und Wetter unterhalten, oder über die Verlobung Ihrer Jungfer Nachbarin oder über das Puppenspiel und die Hundekomödie, die neulich auf dem Rathhause zu sehen war, sehr neue und interessante Bemerkungen machen. Freylich haben Sie den Vortheil, daß Sie alle Meinungen wie ein göttliches Orakel beherrschen werden. Sie werden als die Göttin der Mode, als unfehlbare Richterin in Sachen des Geschmacks als das Ideal der jungen Damen verehrt werden, nicht weil man wirklich Ihre Liebenswürdigkeit und Ihren Geschmack zu schätzen wüßte, denn ich zweifle sehr, daß diese Gerichte auf dem Küchenzettel von Aschersleben stehen, sondern weil Sie am Hofe gewesen sind und in der großen Welt gelebt haben. Ich bitte, setzen Sie doch einmahl eine Grenadiermütze auf den Kopf und stecken Sie anstatt einer Rose einen ganzen Rosenbusch vor die Brust, am folgenden Sonntag werden Sie die ganze Aschersleber weibliche **beau monde** mit Grenadiermützen und Rosenbüschen in der Kirche paradiren sehen. Sie kommen mir vor wie eine verzauberte Prinzessin, welche von bösen Feen verdammt ist, eine Gänseheerde zu hüten, bis ihr Ritter sie erlöst. Doch da schlägt es schon drey Uhr und ich darf höchstens drey Stunden schlafen. Gute Nacht, meine liebe Freundin. Wenn man mich morgen weckt, wird mir zu Muthe seyn wie dem Bauer, der König zu seyn träumte und jetzt auf seinem Strohlager erwacht.

Am 23. März. Gestern war mein Geburtstag und ich stand mit der frohen Hoffnung auf, daß der liebe Gott mir einen Brief von Ihnen zum Angebinde senden würde, da er doch vermöge seiner Allwissenheit recht gut einsehen würde, daß er mir kein angenehmeres Geschenk machen könne; aber bisher hat sich keine Taube gezeigt, um mir ein Oelblatt zu bringen. Oder sollten

Digitized by Google

die Aschersleberer Affenbleen Sie so bezaubert haben daß Sie Ihrem Freunde kein Viertelstündchen aufopfern könnten? Ich bin freylich nicht sehr stolz, aber auch nicht so demüthig, um dieses zu glauben. Schreiben Sie mir, oder ich vertiefe mich so sehr in die Folianten, die noch immer um mich her aufgethürmt sind, bis ich so liebenswürdig werde, wie die Leute, die sie geschrieben haben. Adieu."

Der folgende Brief der Frau von Pentz giebt ein anschauliches Bild von dem Leben einer Offiziersfrau jener Tage:

„Aschersleben d. 12. März 12. Zwar noch immer im Tumult der Kriegszurüstungen doch mit etwas Ruhigern Herzen kann ich Ihnen mein Theurer Freund! ein ungeheucheltes Andenken widmen. Da Sie sich nun einmahl wie ein wahrer Freund — hoff ich? — anheischig machten Leid und Freude mit mir zu theilen, so muß ich Ihnen sagen das vor 16 Tagen etwa, die Trennung von meinen Kindern statt hatte, und ich in dieser Rücksicht Hannover mit ganz zerrissenen Herzen verließ. Sie wissen wohl wie sehr ich meine Kinder liebe, und daher doppelt einen Schmerz empfand, weil mir leider von der Natur ein Herz gegeben ward, das sehr Empfänglich ist, und einmal anfachirt — Trennung und Wiedersehn wie Schmerz und Freudenfun theilt. — Bey recht üblen Wegen und Wetter ward die Reise bieher in 2 tagen gemacht, den das Regiment war 8 Tage vorher schon Aufgebrochen; ein Tumult von Menschen aller Art hier im Orte, anfänglich eine leidliche Wohnung waren die Willkommen, und Erfreuten mich in einer Spannung die mit ein mahl nachließ wie es Ruhiger bei uns ward; das Reg. gieng nach Dessau hin wo vor einigen Tagen mein Mann folgte, der heute zurück kömt. nun fühle ich erst meinen körperlichen Zustand, der mich selbst jammerte. Der Erste freie Blick des hiesigen Lebens sei Ihnen lieber Schulz! gewidmet.

Hätte mein Mann die Campagne mit machen müssen, was er trotz seines Willens vermöge seiner charge nicht soll und kann, so wäre ich in Hannover geblieben, hätte meine Kinder bei mir behalten — jetzt muß ich dem Strome folgen; und wer weis, da ich den übrigen Theil des deutschen Reiche (si devant) schon ziemlich sah, ob ich nicht den andern Non dieser Seite kennen lernen soll. Da ich schon hieher dem Brocken ziemlich nahe kam, dachte ich recht Lebhaft an Sie, und alle meine Wünsche flogen über die Gebirge die zwischen uns lagen in ihr Friedliches Thal. Wenn Sie jemals hier waren so werden Sie wissen das Aschersleben ein unbedeutender Ort ist. Wir haben indeß eine gute Wohnung, und wie Sie mir einst sagten Ihr Zimmer sei so groß das man sich tod darinn laufen könnte, so gilt es noch jetzt die Frage ob das meinige keinen bedeutenderen Umfang hat? Die Geselligkeit des Orts sagt nicht viel, die Damen machen sich hier Caffée visiten, und Stricken dazu bis 1/2 7 Uhr an ihren Strumpf, wo denn jede wieder ihrer Wohnung zuschleicht, des Mittags wird um 12 Uhr gegessen Abends um 7 — Schlafen kann man hier lange — die ersten Tage gieng ich von 9 Uhr zu Bett, es war mir ordentlich Schrecklich; — und ich möchte wohl behaupten man könnte sich im Schlaf ennyiren wenigstens empfand ich etwas dem ähnliches. Während meines séjours in Hannover Beschäftigten mich meine Kinder so das ich in drei ganzen Monathen meine Guitarre nicht mahl Anspachte, jetzt ist die Verwaiste wieder lauthar geworden, und ich Bitte Sie wenn einige leichte Arien zu Ihrem Gesicht kommen, meiner zu Gedenken, und mir zu senden. ich werde sehr dankbar sein, fleißig Studieren damit wenn ich Sie ohne Zweifel in Celle wiedersehe diesen Sommer Sie gleich ein Liedchen hören sollen. — mein Plan ist wenn ich nach Mecklenburg gehe die Reise über Hannover und Celle zu machen. Dies kann aber wohl schon im May sein, und Ihre gewöhnliche Reise zu Ihren Verwandten ist gewiß Später? ich wünschte daher ich könnte wie die Frz. sagen: mettre le temis à profit doch wird sichs schwerlich thun lassen.

Leben im eigentlichen Sinn des Worts thue ich gar nicht — Weben thue ich mit Geist und Händen den dies ist meine Einzige Beschäftigung. Ein höchst Mittel mäßiger Bücherladen hat mich hier mit einigen Büchern versehen, welches theils Feine Romane oder andere Zauber Mährchen sind — da ist erstern gar keine Vernunft Existirt (von welcher ich doch eine solche Verehrerin bin), und das Zeitalter der Zauberei auch nicht mehr ist wie es im letzteren Geschildert wird so finde ich wenig Nahrung bei diesen Büchern, und nehme höchstens eins wenn ich Schlafen gehe, denn dann fehlt mir es gewiß nicht das Morpheus seine Körner streuet. übrigens Nähe, Stricke und dünn herzlich froh wenn der Tag hin ist der mich den doch am Ende noch Traurig macht wenn ich Bedenke das auch die Emmanten Stunden nur keinen Preis von Unerdinklichen Schicksal zurück zurufen sind die dies kann mich oft zu solchen Wiedersprüchen mit mir selbst führen — das ich mich zusammen nehmen muß um nur alle eine Philosophische Schülerinn mein eigenes Ich aus der affaire zu ziehn.

Leben Sie wohl bester Freund! Der trost den mir einst Allegorisch ein Tichter gab, ist in diesen Augenblick mir wieder im Gedächtniß

„Freundschaft sei ein Knotenstock auf Reisen:
Lieb ein Stäbchen zum Spazieren gehn. —

Da ich immer Unterwegs bin so können Sie denken wie werth mir der Knotenstock ist, er wird mich ja auch wohl bis dahin Begleiten wo man keines mehr bedarf."

So kurz auch erst ihr Aufenthalt in Aschersleben ist, so hat die gewandte Dame doch auch schon hier eine freundliche Frau gewonnen, welche die für sie bestimmten Briefe, von denen der Herr Grossmajor nichts erfahren darf, in Empfang nimmt. Sie heißt diesmal Madame Ebert und scheint durch dasselbe Mittel gewonnen, wie ihre Vorgängerinnen Dürftdrick und Schrecker: Die Zusage, ein Anliegen, das sie an Herrn von Pentz haben, zu befürworten!

Der Liebe Müh' war umsonst; Madame Ebert hatte nicht viele Briefe mehr zu vermitteln, wenigstens solche von Schulze nicht. Der Grund war nicht seine Überbürdung mit Arbeit, sondern das wachsende Interesse für Cäcilie Tychsen. Hier zwei Stellen aus seinem Tagebuch, die uns darüber orientieren:

„Göttingen, am 25. Februar 1812. . . . Den gestrigen Tag kann ich den glorreichsten meines Verhältnißes mit Cecilie (Tychsen) nennen. . . Wenn ich so fortfahre, so glaube ich gar, daß ich sie dahin bringen werde, mich zu lieben und das ist immer bei einem koketten Frauenzimmer keine kleine Heldenthat. . . . .

Am 28. März. Wenn ich noch viele so glückliche Tage erlebe, als den heutigen, so hat mich das Mädchen (Cäcilie Tychsen) vielleicht auf immer gefangen. Ob ich indeß nach einem Jahre noch ebenso denken werde, wie in diesem Augenblicke, das weis ich nicht. . . Ich bin der Liebe unaussprechlich viel Dank schuldig. . . . Dieses ist nun so wunderbarer, da ich von jeher nur mit Koketten in Verhältnißen gestanden habe. Doch gerade dieser Art von Verbindungen verdanke ich eine Gewandtheit des Geistes und

Digitized by Google

eine Kenntniß des weiblichen Charakters, die man sich dort, wo Alles Natur ist, nicht erwirbt. . .“

Am selben Tage — 28. März — schrieb er an die „Kokette“ in Aschersleben:

„Endlich erhalte ich einen Brief von Ihnen meine theure Freundin, der mir freylich Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Verhältnißen giebt, mich aber zugleich sehr kränkt, indem er den selben Verdacht wie der vorige äußert. Sehn Sie doch hübsch freundlich, ich kann Sie mir ja doch gar nicht im Zorn vorstellen. Ich bedarf jetzt wirklich der Ermunterung und der Erholung zu sehr, wenn ich mich einmahl auf einen Augenblick von meinem Pflug entferne als daß ich nicht vor jedem unfreundlichen Blick zittern sollte. Sie können Sich nicht vorstellen, wie krank mein Geist ist. Nichts was ich beginne gelingt mir, ich bin wie ein Windelkind, dem Arme und Füße gebunden sind und das mit sehnsuchtsvoll mit seinen Augen auf die Dinge hinsehnen kann, die es gern haben möchte. Wie so manches wünschte ich Ihnen zu sagen, wozu mir die Gedanken, wozu mir selbst die Worte in meinem Kopfe fehlen. Haben Sie eine Zeitlang Geduld mit mir, meine Theure, es wird ja wohl wieder besser werden. Wenn der Frühling nur erst da wäre, er würde vielleicht manches ändern. Vor einigen Tagen hatte der Himmel seinen schönsten goldnen Mantel umgeworfen, alles trieb sich im Freyen umher, um sich in der lauen Luft zu baden, die schöne und häßliche Welt raisonnirte und deraisonnirte, empfindelte und witzelte, genoß und kritisirte auf den Wällen und Promenaden, aber Ihr armer Freund stand im stattlichen Ornate auf dem Katheder und disputirte mit allem möglichen Nachtheil für seine Lunge mit dren grimmigen Widersachern, die wenigstens eine doppelt so laute Stimme hatten als er. Kann man den solchem Leben wohl einen höheren Gedanken behalten? Wie oft nahm ich das kleine Gedicht:

Ce que je désire et que j'aime

vor, um es zu überlegen, aber ich fand meinen Geist so ausgedorrt, daß ich aus der allerliebsten zarten Blume eine steife Stockrose würde gemacht haben. Seinen Freunden mag man immer gern im schönsten Lichte erscheinen. Darum werden Sie es sehr verzeihlich finden daß ich Ihnen noch jetzt keine Ueberziehung schicke.

Auch die Freude, Sie diesen Sommer wiederzusehen, werde ich entbehren müßen, wenn Sie ein gütiger Gott nicht in die hiesige Gegend verschlägt. Nach Celle kann ich höchstens in einem Jahre wieder kommen. Ach wie gern wäre ich dort, und wenn ich Sie auch nicht träfe, so würde mir der dortige Aufenthalt schon durch die Erinnerung sehr interessant seyn. Doch auf solche Genüße darf ich nicht rechnen. Der vorige Sommer ist wahrscheinlich der letzte dieser Art in meinem Leben gewesen und ich muß mich an dem süßen Traum der Vergangenheit begnügen, wie an dem Abendroth nach der untergegangenen Sonne. Ihre Freundschaft, meine Theure, ist mir ein großer Trost, ist das einzige, was mich erheitert, wenn der Himmel so mit Wolken umzogen ist, wie jetzt und die Schneeflocken ans Fenster wehen.

Doch ich sehe, daß mein heutiger Brief eine wahre Jeremiade geworden ist. Sie werden in Aschersleben selbst genug Klagelieder singen und mir keinen Dank wißen wenn auch meine Unterhaltung diesen Weg nimmt. Die Beschreibung die Sie mir von Ihrem dortigen Leben machen, stimmt genau mit meinem obigen Gemälde davon überein und Sie müßen gestehen, daß ich eine wahre Divinationsgabe besitze. Suchen Sie Sich wenigstens über das dortige Leben zu amüsiren wenn Sie Sich darin auch nicht amüsiren können. Satiren sind der beste Trost. Machen Sie einige Duzzend solcher Charakterschilderungen, wie Sie mir einst von der Dame aus dem Mouseriro gaben, schreiben Sie eine Chronique scandaleuse von Aschersleben; man muß selbst die Langeweile zum Genuß zu schaffen suchen. Ziehen Sie die jungen Herren bey der Nase umher, machen Sie die jungen Damen wonöglich noch einfältiger als sie vielleicht sind, und Sie werden freylich keine bessere Unterhaltung haben, aber Sich doch wenigstens für die schlechte Unterhaltung rächen, die Sie Ihnen gewähren. Il faut savoir mettre tout à profit, selbst die Albernheiten der Menschen. Folgen Sie meinem Rath, da Sie Zeit dazu haben; wenn ich so viel überflüßige Muße hätte, so würde ich mich bemühen die ganze hiesige Welt so schnell als möglich nach dem großen Cellischen Pallast an der Trift zu spediren.“

Ein Kommentar zu diesem Brief scheint uns überflüssig; die Tagebuch Stellen, die wir mitgeteilt haben, sowie die folgende, die wir noch hinzufügen wollen, besorgen ihn hinlänglich. Diese Eintragung — vom 5. April 1812 — lautet:

„Am 5. April. Gestern Abend kam ich nach Tychsens, hörte aber, daß kein Besuch angenommen werde, weil Cäcilie krank geworden sey. Die Krankheit hat übrigens nicht viel zu bedeuten. Um meinen Abend hinzubringen, ging ich auf einen Augenblick zu Hannchen Schrader und trank Thee bey ihr. Seit mehrlicher Zeit war ich hier nicht gewesen. Es ist Pflicht von mir, sie nicht ganz zu vernachlässigen, weil sie größtentheils durch meine Schuld zu weit geführt wurde und weil fast kein Frauenzimmer mir größere Vortheile über sich eingeräumt hat. Sie merkt meine Kälte sehr gut, hat aber vielleicht leichten Sinn genug, sich zu trösten. . .“

Digitized by Google

Da der früher so übereifrige Briefschreiber sich nun plötzlich so selten einfand, so begann Frau v. Pentz den richtigen Zusammenhang der Dinge zu ahnen. „Wenn Sie, meine theurer Freund", beginnt ihr nächstes, noch vor Erhalt des zuletzt mitgetheilten Briefs Schulzes geschriebenes Billet, „noch unter den Lebenden wandeln, wovon mir jede Spur entgeht, so betrachten Sie dies Briefchen recht genau." Es sei, fährt sie fort, lediglich aus schwesterlicher Sorgfalt geschrieben; in der That ist sein einziger Inhalt eine Empfehlung für ihren Bruder, der die Göttinger Hochschule bezieht. Aber wenige Tage darauf, am 16. April, schreibt sie recht dringlich:

„Aschersleben, den 14. April 1812. Ist es möglich das Sie mein Freund ein ewiges Stillschweigen zu beobachten gelobt haben? Oder hätten Sie keinen meiner Briefe erhalten, das Sie körperlich krank sein könnten kann ich nicht denken, da ich aus Celle höre Sie wären wohl, sollte nun noch, ein Aufschublicher Gedanke bei Ihnen aufsichen, mich so lange auf einer Antwort warten zu lassen, wie ich mich die Freude versagen mußte Ihnen einen Brief zu schreiben? alle diese Unglücklichen Zweifel und Gedanken beunruhigen mich, da ein Postag nach dem andern vergeht wo ich so sehnlich einen langen Brief entgegen sehe, und keinen bekomme. Wenn irgend ein Fünkchen Theilnahme an ein Wesen welches Sie herzlich gut ist, noch unter alle den Philosophischen Systemen glimmen kann in ihren Herzen, so lassen Sie es nicht zu Asche werden, sondern Pflegen es trotz dem was Sie öffentlich bekennen mögen im geheimen Glauben; ich kann wohl gestehen, das ich ordentlich betrübt bin, und sehe meiner sogen Sie gethanen äußerungen auf der waglichaale meines Gewissens lege, die mir aber bei Gott vom Ungerechten Pfunde nichts bekannt macht, könnte es möglich sein das irgend eine Vermüthelei Sie beleidigt hätte so würde es mir leid sein und ich mich willig zu einer Buße bequemen nur machen Sie mich damit bekannt ich Bitte! — Von meinem Bruder werden Sie hören das ich noch willens bin im May nach Celle zu gehn, wen das Schicksal es nicht anders bestimmt, ungern möchte ich hier wo man wie in einer wüste sehr meine tage hinbringen, und doch ist die Dauer des Aufenthalts gewiß länger wie wir hoffen. Jede besseren Gefühle müssen, allein beschränkt auf die hier vegetirenden so genannten Menschen, Verdorren und Ersterben, hier ist nichts was mir eine zarte Bewegung aufs Gemüth machte, weder Natur noch Kunst; ein flaches Land, in welchen die Ochsen ihren Pflug zum Brod Ertrag wühlen lassen, Wege, in denen man nur mit Gefahr weiter könt und ein Ort — o Gott! der schon von weiten ewigen Winter in Herz und Geist ausdrückt und aus sieth als könnte der Schnee und die Eiskalte Hand nie Erwärmen. hieher bin ich verschlagen — und glaubte in mich selbst das zu Beherbergen was mir Ersatz für die äußeren widrigen Eindrücke gäbe, allein in den Stunden wo Entrückte Gestalten meiner Phantasie Töne einer bessern Heimath zu wehen tritt die Entbehrung jedes Geistigen Genusses als eine Sonnenfinsterniß herauf und Oedenheit in ihren Worten das Entsagung die schwerste Tugend ist. Und nun nicht mahl eine Zeile von Ihrer Hand!"

Aber Schulze antwortete auch nun nicht, er hatte andere Sorgen, wie uns sein Tagebuch erzählen mag:

„Am 25. April. Heute kam ich nach Tychsens, um mich völlig mit Cecilie zu versöhnen und ihr womöglich die Epistel, die das Geständniß meiner Liebe enthält, in die Hände zu spielen."

Die Dinge nahmen nun eine sehr kuriose Wendung, über die der Moralist freilich betrübt den Kopf schütteln wird. Schrieb Schulze nicht mehr an Frau v. Pentz, so — kam diese selbst zu ihm.

Ein dunkler Tag.

Das Dunkel dringt nun auf mich ein, so wie's
Dem Wandrer geht, verspürt er Tropfenfluß:
Er weiß nicht, ob ein neuer Sturm sie trug,
Ob von den Bäumen nur der Wind sie blies.

Ein Herbst voll neuer Müh'n! — bedeutet's dies?
Ist's ein Erinnern an den Tag, dess' Pflug
Einst Hunger säte, — an die Nacht, da Tug
Dein Traum ward und ihn mein Gebet verließ?

Gar mancher Trieb, der einst so stachlig stand,
Mag längs den Hecken dieser Reise nun
Geschmeidigt, welk, vom Schlaf umschmeichelt ruh'n!

Und Disteln, die am Weg ein Mädchen fand
Im klaren Herbst und auflas, machen gar
Ihr Brautbett weich in einem neuen Jahr.

Aus dem Englischen des **Dante Gabriel Roicetti** von **Otto Hauser.**

Ein Junitag.

Ein schöner Tag, ein Junitag
Voll Sonnenglanz und Amselschlag
Ein Lerchlein sang hoch in der Luft
Von Innigkeit und Innigkeit, —
Von Liebe — und ich wußte kaum
Vor Glück: war's Wahrheit oder Traum?

O Welt, wenn du uns quälst und plagst,
Von Ort zu Ort uns müde jagst:
Manchmal giebt's doch ein Plätzchen wieder,
Da sagst du selbst: „Hier setz' dich nieder!
Hier magst du weilen, meinetwegen,
Vielleicht — kommt dir dein Glück entgegen!"

Und — war's mein Glück? Doch weiß ich's nicht!
Doch war's ein liebes Angesicht!
Zwei Äuglein, wie der Himmel klar —
Ein Herz wie die Natur, so wahr —
Ich glaube fast, dies Mädchen sein
Könnt' doch mein Glück gewesen sein.

Hans Müller-Jrmingen.

Digitized by Google

Metrische Übertragungen.

III.

Ehe wir von der spanischen Litteratur zur französischen übergehen, sei der Nachdichtung aus einem romanischen Dialekt gedacht, die zwischen beiden steht, der catalanischen. Daß die Catalanier ihre Sprache nicht bloß im Hause pflegen, sondern auch litteraturfähig zu machen bemüht sind, ist auch in Deutschland nicht unbekannt; Fauenraths hat die „Catalanischen Troubadours der Gegenwart“ in einer Blütenlese vorgeführt, nach seiner Art recht und schlecht, also leider mehr schlecht als recht verdeutscht; über Sprache und Metrik dieser Dichtergruppe gab Dr. Eberhard Vogel in seinen „Neucatalanischen Studien“ wertvolle Aufschlüsse. Aus diesen Werken, wie aus einzelnen Erwähnungen war auch bekannt, daß ein Priester, Jacinto Verdaguer, von seinen Stammesgenossen als ihr bester Dichter geschätzt wird. Sein Hauptwerk liegt nun auch in deutscher Sprache vor, nachdem eine Übertragung ins Französische vorangegangen: Jacinto Verdaguers Atlantis. Deutsch von Clara Commer. Mit einer biographischen Vorrede und erklärenden Anmerkungen von Lic. Fr. von Tessen-Wesierski. (Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung.) Die beiden deutschen Bundesgenossen, die der „poeta-sacerdot“, wie sich Verdaguer auf dem in Facsimile wiedergegebenen Autorisationsschein für die vorliegende Ausgabe selbst nennt, gefunden hat, machen es leider sehr schwer, ein Bild seines Könnens zu gewinnen. Die „inspirada poetisa“ Dona Clara Commer wäre gewiß von dem Dichter mit diesem epitheton ornans nicht geschmückt worden, wenn er der deutschen Sprache mächtig wäre; Verse wie:

„Als sind ihn Wellen in den Schlummer sangen,
Den wilden Knaben haben sie umrauscht,
Und ihre Stimmen auch dem Mann erklangen
Im Lärm der Welt; der Greis noch ihnen lauscht —“

bedeuten das Durchschnittsmaß dessen, was ihre Sprachkunst zu leisten vermag; solchen Stellen, die sich darüber erheben, stehen andre gegenüber, die noch unter diesem Niveau bleiben. Bewußtlich noch gefährlicher ist die Wirkung des Vorworts. Hätte sich Herr v. Tessen-Wesierski begnügt, uns, um in seiner Sprache zu reden, von jenen „großen Thaten“ zu erzählen, die bei Verdaguer „so oft die kleine Welt des eigenen Ich erschüttern“, oder, um es minder bombastisch, aber verständlich auszudrücken, von dem inneren Entwicklungsgange des fremden Dichters zu berichten, so wäre dies bei allem Schwulst doch immerhin inhaltlich berechtigt gewesen. Nun ist aber hierüber nur sehr wenig in diesem kuriosen Vorwort zu finden, dafür aber ein verhimmelnder Ton, der peinlich, und dann, nachdem man das Buch gelesen, fast komisch berührt. Ein anderer Catalane, Querol, hat einmal über Verdaguer geurteilt: „Einst kommt der Tag, an welchem man anfangen wird, die catalanische Sprache zu lernen, um Verdaguer zu lesen, wie man jetzt die griechische Sprache lernt, um Homer zu lesen!“ Das kann nicht verwundern: je kleiner ein Volk, um so größer sein Dünkel, je ärmer seine Litteratur, um so ungestümer der Drang, die wenigen Dichter zu überschätzen. Glaubten z. B. die Armänen einst in Bolintineau einen „Goethe“ zu besitzen, und halten die Bulgaren heute Slaweikow für einen der „größten Dichter der Weltlitteratur“, so ist nicht einzusehen, warum der Catalane Querol sich bezüglich seines Landsmanns Verdaguer nicht ein ähnliches Vergnügen gönnen sollte. Daß aber der deutsche Einleiter dies Urteil an die Spitze seiner Arbeit setzt und beifügt: „Ein solches Lob in unserer Zeit aus wahrheitsliebendem Munde, das will schon etwas bedeuten!“ — daß er auch in der Folge darauf zurückkommt, ist denn doch unerlaubt geschmacklos. Macht man sich aber von dem Eindruck dieser Einleitung, wie recht und billig, bei Beurteilung des Werkes frei, so ist es doch sehr schwer, durch das härene, recht grob gestrickte Gewand dieser Übersetzung die Umrisse des Originals zu erkennen. Darum geben wir unsere Ansicht nur mit allem Vorbehalt dahin ab, daß Verdaguers Epos uns eine Dichtung von viel Farbe und Phantasie erscheint, die aber in der Contour verschwommen ist, auch an Unübersichtlichkeit der Komposition leidet. Sehr eigentümlich, aber wenig organisch ist die Durchdringung antiker Sagen mit katholischem Geiste. Einige Stellen, so namentlich der zehnte Gesang: „Das neue Hesperien“ lassen ahnen, daß die Schwärmerei der catalanischen Landsleute des Dichters für dies Werk von ihrem Standpunkt eine berechtigte ist. Zur Probe geben wir einige Verse aus diesem Abschnitt:

Und du, geliebtes Vaterland, o breite
Vor ihren Blicken deine Gaue aus,
Die leuchtend ew'ger Schönheit Spuren tragen,
Und zeige deine meerumkränzten Ufer,
Den Silbersaum an deinem Blütenkleide!
O weite ihnen das erhab'ne Siegel,
Das deines Schöpfers Hand dir aufgeprägt . .
Wie in der Honigscheibe noch ergänzt
Die gold'ge Zier der nimmermüden Biene,
So thront auf deiner Stirn, o schönes Spanien,
Der Auserwählung Zeichen unauslöschlich! —

Heinrich Ritschmann, der Verfasser einer vielgelesenen Anthologie polnischer Lyrik in deutscher Nachdichtung, bietet uns eine ähnliche Gabe aus der französischen Litteratur: Proben französischer Dichtung. Auswahl und Übersetzung von Heinrich Ritschmann. Nebst kurzen Lebensrissen der Dichter. (Göthen in A., Paul Dünnhaupt.) Die Sammlung führt 75 Dichter vor, beginnt mit einigen Zeilen aus dem „Rolandslied“ (IX. Jahrhundert) und schließt mit dem Liede eines Anonymus aus dem Jahre 1871, will also, wie es scheint, eine systematische Übersicht der französischen Lyrik geben, was natürlich auf 218 kleinen Seiten schlecht gelingen kann. Sehen wir davon ab und betrachten wir das Einzelne, so erweist sich Ritschmann auch hier, wie in seinen Nachdichtungen polnischer Lyriker, so recht als ein Mann, der, wie das volkstümliche Wort lautet, vor dem „Ach!“ und „Pfui!“ bewahrt ist, dem „Ach, wie schön“ nämlich, und andererseits auch dem „Pfui, wie häßlich“.

Digitized by Google

Er müßt sich immer redlich nach glatter Form und Treue in der Wiedergabe des Gedankens. Das Pathetische liegt ihm besser, als das Naive, aber selbst in dem Besten, was er bieten kann, erweist er sich leider doch nur als Kunsthandwerker, nicht als Künstler, und den Vergleich mit einem Dichter hält er nicht aus. Zum Beweis wählen wir ein Gedicht, das auch von Ferdinand Freiligrath übersetzt ist: „Der Engel und das Kind" von Jean Reboul, dem Dichter und Bäckermeister (1796—1864). Bei Nitschmann lauten die beiden ersten Strophen:

Ein Engel lichtumstrahlt und mild,
Stand einst an einer Wiege,
Es schien ihm, daß sein Spiegelbild
Im zarten Bettchen liege.

„Wie gleichst du mir, du holdes Kind!"
Er winkt mit Huldgeberde:
„Komm mit mir, wo wir glücklich sind,
Nicht wert ist dein die Erde."

Freiligrath übersetzt dieselben acht Zeilen wie folgt:

Ein Engel stand an einer Wiege,
Sein Antlitz war von Strahlen hell,
Es war, als ob die eignen Züge
Er schimmern sah' in einem Quell.

„Kind, das mir gleicht," so sprach der Engel,
„Fleuch auf mit mir zum ew'gen Licht,
Die Erde bietet dir nur Mängel;
Komm, deiner würdig ist sie nicht."

Die letzte Strophe lautet bei Freiligrath:

Und schüttelnd seine weißen Schwingen,
Auf zu der Gottheit ew'gem Thron
Erhub er sich mit süßem Klingen . . .
Du arme Mutter! . . Tot dein Sohn!

Hingegen bei Nitschmann:

Dann trug der Fittig himmelwärts
Den Engel, gottgesendet,
O brich nicht, armes Mutterherz,
Dein Sohn — er hat vollendet!

Die Paralelle ist wohl schlagender, als alle Kritik; sie ist aber auch über den Einzelfall hinaus dafür lehrreich, was der Künstler und was der Kunsthandwerker aus demselben Material machen kann.

Aus der englischen Litteratur liegen uns diesmal drei Arbeiten vor. Die erste: Blütenlese englischer Dichtung. Für Freunde englischer Litteratur ausgewählt und übertragen von Margarete Friedländer (Leipzig, Georg Freund) ist die Frucht wohlgemeinter, redlicher Arbeit, aber mit so unzulänglicher Kraft unternommen, daß wir umsoweniger bedauern wollen, als es sich nur um ein Heftchen von zwei Bogen handelt und eine Fortsetzung wohl nicht erschienen ist. Auch über ein anderes Buch: Der Handschuh und andere Gedichte von Robert Browning. Übersetzt von Edmund Anete (Bremen, M. Heinsius Nachf.), bleibt anscheinend nicht viel zu sagen, da wir den Dichter, wie den Übersetzer anläßlich des Erscheinens der „Ausgewählten Gedichte" Robert Brownings, die 1894 im gleichen Verlage veröffentlicht wurden, eingehend charakterisiert haben (Band XVII, 179). Doch sind die Gedichte, die diesmal verdeutscht werden, so eigentümliche und bedeutende Talentproben des in Deutschland noch viel zu wenig bekannten Dichters, auch ist Anete's Versgewandtheit so erfreulich gewachsen, daß wir mindestens einiges über das neue Büchlein und aus demselben mitteilen möchten. Was an den hier gebotenen erzählenden Gedichten Brownings zunächst ins Auge fällt, ist der „Witz" im alten, schönen, hohen Sinn des Worts, der diesem im modernen Sprachgebrauch abhanden gekommen ist: die Beobachtung und Durchdringung des Stoffs durch eine originelle und geistvolle Auffassung, die sich zum Epigramm, auch dies Wort im antiken Sinne genommen, zuspitzt; in unserer modernen Litteratur können die Balladen C. F. Meyers annähernd zur Parallele herangezogen werden. Wie z. B. stellt sich der von Schiller pathetisch behandelte Stoff des „Handschuhs" bei Browning dar? Er legt die Erzählung dem Hofdichter König Franz des Ersten, Pierre de Ronsard, in den Mund und läßt ihn als Augenzeugen mit wehmütiger Ironie den Vorgang berichten. Der König und sein Gefolge, darunter De Lorge und seine Dame, suchen aus Langeweile den Löwenzwinger auf. Der Ritter „wiegt" der Schönen eben galant „glatte Worte wie Gold auf einer Wage zu", als sie den Handschuh in den Käfig wirft. De Lorge holt ihn,

Dieweil des Löwen Aug' und Sinn
Bei Palmbaum weilt und Wüstenquell
Und ölgetränktem Kaffernfell —
Er rafft ihn auf — ein kecker Satz —
Heim kehrt er zu der Dame Platz
Und wirft den Raub ihr ins Gesicht.

Der König, wie der ganze Hof billigen diese Züchtigung der Dame: „Fürwahr, so prüft nur, wer der Liebe baar!" Nur Pierre folgt der Verstoßenen und hört ihre Vertheidigung an: sie habe dem Übermaß an Zärtlichkeit und Ruhmredigkeit in De Lorges Worten mißtraut und ihn darum auf die Probe stellen wollen. Kurz darauf folgt sie einem Andern zum Altar, der nie pomphaft zu ihr gesprochen, und wird mit ihm glücklich. Und De Lorge?

Der Ritter aber ward der Held
Der Frau'n, zum Neid der Männerwelt.
Er trug das Haupt viel höher noch,
Gewann zum Weib — wie heißt sie doch?
Die Schönheit, die acht Tage lang
Hernach des Königs Gunst errang.
Und mocht' er eitel Dolche blicken,
Der König pflegt' ihn stets zu schicken,
So oft es galt, auf flinken Sohlen
Der Dame Handschuhpaar zu holen,
Das sie just heut' — wie oft geschah's! —
In ihrem Schlafgemach vergaß;
Indes — so fügt es das Geschick —
Blieb König Franz bei ihr zurück.
Und wenn der Fürst des Handschuhs dachte,
Der solchen Ruhm dem Ritter brachte,
Dann sprach sie lächelnd: „Dazumal
Hatt' er noch Nerven nicht wie Stahl;
Doch heute holt er, wenn ich will,
Mein Handschuhpaar und schweigt fein still."

Man sieht: was dem deutschen Idealisten eine herrliche Ritterthat dünkt, wird dem englischen Realisten Gegenstand bitterer, sittlich tiefgründiger Satire: der körperliche Mut scheint ihm verächtlich, wenn er an ein nutzloses Abenteuer verschwendet wird, und vor Allem: wenn er nicht mit dem moralischen Mut verkettet und durch diesen geadelt wird.

Derselbe Zug wehmütigen Spottes durchdringt auch andere Gedichte Brownings, so „Salomo und Balkis". Voll Seelengröße preist der weise König im Gespräch mit der schönen Fürstin von Saba die Künstler als einzig würdige Freunde der Herrscher:

Komm Dichter, Maler, Bildner, komm Steinmetz, armer Schächer,
Bist du nur echt und groß, so trink aus meinem Becher!
Dein Bild, Gedicht, dein Tempel ruft laut, daß wir dich kränzen;
Gold bleibt im Staub noch Gold; am Hof wird's bald ergänzen.

Digitized by Google

Als jedoch die Königin den Zauberring an Salomo's Hand so dreht, daß dieser die Wahrheit reden muß, da bekennt er:

— — — „Die Weisen nehm' ich in meinen Bund auf
Nur muß der Bau mein Tempel und auf dem Bild ein
Plätzchen
Für mich sein, mein das Denkmal, das Lied mein
Lob, du Mädchen."

Aber auch die Königin erfährt die Kraft des Ringes; sie schwärmt für den Guten, „nur muß der Gute auch schön sein, jung und blühend!"

Andere Gedichte wieder weisen denselben Zug schwerzvoller Satire ins Große, ja ins Erhabene gesteigert auf. So in dem tiefsinnigen: „Imperante Augusto natus est —" die Betrachtung des vornehmen Römers inmitten all der Pracht des Weltreichs:

Wer steht hier fest? Sind Götter selbst gereiht?
Jupiter, der jetzt eben auf dem Thron sitzt —

Wer kennt die alte schlimme Sage nicht,
Daß vor Saturnus schon ein andrer herrschte,
Und der verbürgt, daß Jupiter der letzte?

— oder in dem tief ergreifenden Gedicht: „Kreuzerhöhungstag" die Gedanken der Juden, die an diesem Tage im päpstlichen Rom gezwungen wurden, einer christlichen Predigt beizuwohnen: „Rom bringt uns Vergebung für Golgatha!"

Nicht alle Gedichte sind den hier hervorgehobenen ebenbürtig, aber das ganze Buch ist höchst leienswert. Den Versuch einer eingehenden Charakteristik Brownings unterlassen wir, weil wir im Wesentlichen nur bereits an dieser Stelle Gesagtes wiederholen müßten.

Von einer anderen Nachdichtung aus der englischen Litteratur, sowie einigen Uebertragungen aus den skandinavischen und slavischen Litteraturen wollen wir in einem Schlußartikel berichten.

Litterarische Notizen.

— Schach der Qual. Ein Phantasiestück von Bertha von Suttner. (Dresden, E. Pierson's Verlag.) Die Stärke der Verfasserin ist bekanntlich ein tapferes Eintreten für die Tendenzen, denen sie huldigt, sowie der gute Blick für das jeweilig Aktuelle und Interessante; wäre sie um dreißig Jahre später geboren, sie schriebe sicherlich nur Leitartikel oder höchstenfalls Broschüren, aber schwerlich belletristische Bücher. Sie unterliebe dies schon deshalb, weil sie offenbar ebenso klug als gewandt ist und darum lieber das bietet, was sie sehr gut, als das, was sie minder gut machen kann; sie hat in ihrer Begabung ja entschieden auch einen künstlerischen Zug, nur ist er vor den stärkeren Eigenschaften der Agitatorin und Tendenzschriftstellerin nicht zur Entwicklung gekommen. Selbst das verbreitetste Werk der Autorin: „Die Waffen nieder" steht gewiß als Tendenzwerk weit höher, denn als Roman, obwohl hier schon durch den Stoff eine gewisse Spannung gegeben ist und auch die Komposition in ihren einfachen Linien geschlossener erscheint, als in den andern Romanen der fleißigen Schriftstellerin, die trotz des Namens, den ihr jenes Hauptwerk mit Recht geschaffen hat, ohne Echo verhallt sind. Das neueste Werk der Verfasserin, freilich kein Roman, sondern, wie sie es nennt, ein „Phantasiestück", in eine Art Mittelding zwischen den Romanen und den Essay's der raisons schaffenden, energischen Frau: nur der Rahmen ist ein romanhafter. Der Inhalt sind Betrachtungen und polemische Ergüsse über einzelne Fragen unseres politischen und Kulturlebens. Hätten wir es nur mit dem Wert und Geschmack dieses Rahmens zu thun, wir würden die Zeit bedauern, die wir an die Lektüre gewandt haben, denn er ist, um im Bilde zu bleiben, mit dem Hobel aus recht billigem Holz grob und hastig hergestellt. Prinz Roland, der Sprosse eines Fürstengeschlechts, das einst auf einem Thron gesessen, aber aus einer morganatischen Ehe stammend, gewinnt aus der Bibliothek seines Großvaters, eines bürgerlichen Professors, dann durch zahlreiche Reisen eine andere Anschauung von Welt und Menschen, als seine Standesgenossen, wie wir sehen werden, in vielen Richtungen eine radikale Anschauung. Warum er, des Reisens müde, nun nicht mitten ins Leben zurückkehrt, sondern „in romantischer Bucht am Mittelmeer" ein feenhaftes Schloß erbaut, ist allerdings nicht recht verständlich. In diesem Schloß also beginnt er ein Buch zu schreiben, „ein Hauptbuch mit Soll und Haben, das alle vorhandenen Leidensvorräte und Glücksmöglichkeiten registriert, das die Schwierzen auszählt, die nicht nötig sind, die uns die Thorheit auferlegt, sowie die Wonnen, die es geben könnte, wenn dieselbe Thorheit sie nicht gewaltsam niederhielte." Dies Buch des Prinzen — eben „Schach der Qual" — wird uns hier geboten; würde es den Erwartungen, die ein solches Programm erweckt, voll entsprechen, so wäre es eine Gabe, die uns alle zu höchstem Dank verpflichten müßte. Leider bleibt aber das Gebotene hinter dem Erwarteten recht erheblich zurück. Nach einer kurzen Polemik gegen den „geehrten Herrn Nörgler", der meinen könnte, daß der Qual nur durch Thaten nicht durch Bücher Schach geboten werden könnte, zieht „Prinz Roland" gegen den „Frondienst des Besitzgenus" zu Felde, stimmt ein Loblied der Einfachheit an und spricht dann über den „Gott in der Menschenbrust". Es ist viel Humanität, viel Gemütswärme, aber nicht viel selbständige Denkarbeit in diesem Kapitel, das stilistisch zu den besten im Buche gehört, obwohl selbst hier Wendungen unterlaufen, wie: „Es giebt keine anderen Zukunftsergebnisse als die Ergebnisse irgend einer Gegenwartsanstrengung". Die Ergebnisse, zu denen die Autorin ihren Prinzen gelangen läßt, sind in Kürze die, daß ihm der konfessionelle Theismus, wie jener rüde Atheismus, der mit dem Himmel auch alle Ideale leugnet, gleich verhaßt sind; beide töten keines Erachtens den „Gott in der Menschenbrust", der Milde und Erbarmen predigt. Uebersehen wird dabei, daß für Millionen Menschen ihre Religion die wichtigste und für Milliarden Menschen die einzige Quelle ethischen Handelns war, ist und, wenn nicht alle Zeichen trügen, in aller Zukunft bleiben wird. Uns scheint dies Uebersehen ebenso verhängnisvoll wie der Wahn der Fanatiker, daß ein Mensch ohne konfessionellen Glauben gar nicht ethisch handeln könne. Noch weniger kann die heftige Polemik gegen die Bivisektion imponieren. So lange der Laie der Versicherung des ernsten Forschers, er bedürfe der Versuche am lebenden Tierleibe, um den Menschen neue Hilfsmittel im Kampf gegen das Siechtum bringen zu können, nichts entgegen zu setzen weiß, als seinen Unglauben in diese Versicherung, oder gar, wie es Frau v. Suttner in wenig höflicher und wenig geistreicher Weise thut, Worte wie: „Deuchelphrase", „Deckmantelphrase", „Selbsttäuschungsphrase", werden gerade die ernsten Ethiker ihr und den anderen Damen, die sich in gleichem Sinne äußern, nur antworten: „Davon versteht Ihr weniger als Virchow, und darum glauben wir Virchow mehr, als Euch." . . Nachdem Prinz Roland sich diese und ähnliche „Qualen" klargemacht, beschließt er in die Welt zu gehen und ihnen durch die That „Schach" zu bieten. Die ganze Dienerschaft wird entlassen und Falk „mit Vorausbezahlung eines Monatssoldes" entlassen, welches Detail einen recht komischen Eindruck macht, da auch Leute, die weder Millionäre sind, noch die Weltbeglückung als Lebenszweck verfolgen, bei plötzlicher Auflösung ihres Haushaltes gegen ihre Diener rücksichtsvoller und freigebiger zu sein pflegen. Auf dem Dampfer, auf dem er sich einschifft, lernt Prinz Roland einen Ausbund von Schönheit kennen: „Fräulein Melinda von Morgayn, Tochter eines ungarischen Großgrundbesitzers, der eine englische „professional beauty" und „new woman" geheiratet hatte". Sie belehrt ihn in einer längeren Rede, die das schwächste Kapitel des Buches ist und schwülstige Phrasen häuft, die eine so intelligente Frau, wie Frau Baronin Suttner, Anderen überlassen könnte, über das Wesen der echten Feuerliebe" und schickt ihn dann fort. Er geht nach Wien und beschließt, eine Zeitung zur Verbreitung seiner Ideen herauszugeben: sie soll „Heute und

Digitized by Google

morgen" heißen und „dem, was werden will", die Bahn frei machen. Die Kritik der bestehenden Presse enthält manches richtige, scharf geprägte Wort; alles Positive hingegen ist recht verschwommen, ebenso der Plan zur Gründung einer neuen religiösen Gemeinschaft, und der Leser findet es sehr natürlich, daß der Prinz beide Pläne aufgiebt, und sich statt dessen damit begnügen will, sich in den österreichischen Reichsrat wählen zu lassen. Dieses „Phantasiestück" oder Prinz läßt sich nicht wirklich wählen, er wohnt nur einer Sitzung dieser jetzt in Europa mit Recht so geachteten körperschaft als Zuschauer bei und entwirft in Gedanken die Rede, die er halten würde; ist vielleicht das inhaltlich beste Kapitel des Buches, eben weil es am wenigsten „Phantasie" enthält. Hier tritt der Kern dieses Talents, die journalistische Begabung, am deutlichsten hervor: kurz entschlossen klebt Frau von Suttner ihrem Manuskript das Stenogramm einer Verhandlung, zwar nicht des Reichsrats, aber des nieder-österreichischen Landtags ein, die sich gegen die jüdischen Ärzte kehrt, und stellt dadurch den Antisemitismus jedenfalls weit wirksamer an den Pranger, als wenn sie die Debatte erfunden hätte. Nachdem der Prinz eingesehen, daß er als Parlamentarier nicht wirken könne, will er einen Volkspalast bauen, der eine Lesehalle, Bildergallerie, eine „Utrania" nach Berliner Muster u. s. w. enthält, gibt aber auch diesen Plan auf, weil derlei nicht Aufgabe des Einzelnen, sondern des Staates sei, und gibt statt dessen auf einem Dutzend Seiten eine Philippika gegen den Krieg, was freilich müßelos ist, da er hier nur wiederzugeben braucht, was bereits vor ihm viele Andere gesagt haben, unter Anderm viel besser und wirksamer auch Frau von Suttner in „Die Waffen nieder". Auch die Rede, die der Prinz einem regierenden Herrn über die soziale Frage hält, imponiert weder durch Neuheit noch durch Logik der Gedanken, geschieht und hübsch hingegen sind die Ausführungen über „demokratischen und aristokratischen Hochmut". Der Schluß handelt „de omnibus rebus et quibusdam aliis", Anregendes und Langweiliges, Kluges und minder Gescheidtes in buntem Gemisch, zwischendurch taucht auch Melinda immer wieder auf, nur kommt es zu keiner Vermählung. Alles in Allem ein Buch, das die ungeheure Aufgabe, die es sich gestellt hat, nicht löst, aber immerhin zur Lektüre empfohlen werden kann. Kommt es zu einer neuen Auflage, so mag die Verfasserin einige süssische Ungeheuerlichkeiten tilgen; namentlich in der Bildung von Doppelwörtern („morgenröthlich glänzenhaft," „Sternmillionen," „himmelathmungsberauscht" u. s. w.) ist sie mehr kühn, als geschmackvoll. Nebenbei bemerkt, muß man auch „Autograph" und nicht „Autogramm" sagen; das Wort kommt ja aus dem Griechischen, wo es „Autographon" heißt.

— Eine scheinbar bescheidene, in Wahrheit überaus kühne und schwere Aufgabe hat sich Franz Lechleitner in seinen „Tiroler Bauernspielen" (Eisenach, J. Baemeister) gestellt. Jedermann kennt die religiös-biblischen Spiele, welche die Bauern und Handwerker in einzelnen Ortschaften Oberbayerns und Tirols veranstalten; weltberühmt geworden ist ja nur das Oberammergauer Passionsspiel, doch findet auch das tirolische von Brixlegg seine Freunde und Verehrer. Kann bekannt geworden und hingegen die „Bauernkomödie" zu Pradl bei Innsbruck, ferner jene zu Amras, Reute, Jenbach u. s. w., wo Spiele weltlichen Inhalts, namentlich Ritterstücke und solche aus der Geschichte Tirols, ferner derbe Possen aus dem Alltagsleben zur Aufführung gelangen. Die Darsteller sind freilich nicht mehr Bauern, sondern Handwerker; die „Spieler" bilden eine Art Zunft und halten die alte Spielweise fest; die Stücke existieren zumeist nur als Manuskript und werden, wenn ein Exemplar ganz zermorscht ist, von schwieligen Händen pietätvoll wieder abgeschrieben, der Name der Dichter freilich fehlt auf dem Titelblatt. Einige dieser derb zugeschnittenen Stücke — auch in den ernsteren fehlt der Hanswurst, auch in dem lustigsten der Schutzgeist nicht, der beim Ave Maria-Läuten erscheint und die Unschuldigen über die Tücke der Bösewichter am Schluß des letzten Akts triumphieren läßt — stammen wohl ihrem Kern nach aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert, haben aber im Lauf der Zeit allerdings Umarbeitungen erfahren, die sie dem Geschmack der heute in jenen Kreisen herrscht, näher gebracht haben; wieder andere sind im vorigen Jahrhundert entstanden, viele aber sind kaum vierzig oder fünfzig Jahre alt. Eine Reihe derselben hat um 1850 ein Schwazer Salinen-Arbeiter, Namens Wilem verfaßt, andere eine Bäuerin aus Höting, deren Namen Lechleitner nicht nennt. Da lag denn der Gedanke nahe, ob nicht ein Dichter unserer Tage, an die Überlieferung anknüpfend, nicht neue und bessere Stücke für die primitive Bühne liefern könnte. Dieses Ziel hat sich denn auch Lechleitner gesteckt. „Die alten Traditionen der ehemaligen Tiroler Bauernbühne, die sich mit dem rüstig fortschreitenden Leben uns den Angeln ihrer anspruchslose Kraft, Fülle und Reinheit haben müssen, im bunten Spiel des neuen Weiterstrebes nicht verwissen zu lassen, sie aufzufrischen und allenthalben veredelnd, vertiefend, beseelend und damit eben auch wieder erneuernd einzuwirken, war der Endzweck dieser Spiele." Nach Lechleitners eigner Ansicht haben seine Arbeiten „diesen Endzweck getreulich erfüllt". Sie sind, meint er, „das geworden, was sie sein wollten, Volksspiele, nichts drüber, nichts davon". Unter scharfer Ablehnung ähnlicher Versuche in anderen Alpenländern nennt er seine Volksspiele „ebenso neu, wie echt" und versichert, „daß sie daheim bei den wiederholten Aufführungen sich die Zustimmung des Volkes in glänzender Weise errungen." Das ist ja nicht eben geschmackvoll, begründet aber an sich noch kein Vorurteil gegen die Leistung, höchstens ahnt einem, daß der Herr Dichter den Mund etwas zu voll genommen haben könnte. Nun, diese Ahnung hat sich bestätigt. Die beiden ersten Spiele, die der Band bringt: „Josef Speckbacher, der Schützenmajor von Rinn" oder „der Franzosenkrieg von Anno 1809", dann: „Sinnwendgläuten", eine „Tiroler Bauernmagödie" sind derb, aber kräftig gezimmerte Stücke, von denen man getrost annehmen kann, daß sie einem naiven Publikum wohl gefallen mögen. Von den Volksstücken, wie sie für die süddeutschen Vorstadtbühnen geschrieben werden, unterscheiden sie sich durch die womöglich noch gröbere Terur, — es giebt nur Engel oder Teufel in diesen Stücken und nach zehn Worten kann man von jeder Figur wissen, ob sie zu den weißen oder den schwarzen Geistern gehört — aber auch durch ihre streng sittliche Tendenz und die sichtliche Treue in der Wiedergabe des Volksbrauches, wie in der Zeichnung des Volkscharakters. Das gilt namentlich von dem Spiel vom „Speckbacher", wo der gewaltige Stoff den Dichter trägt und der Hauch der nationalen Begeisterung das Ganze mächtig belebt, aber auch „Sinnwendgläuten" ist ein braves Volksstück, das namentlich der Freund Tirols mit Interesse lesen wird. Nur ein Kuriosum hingegen ist das dritte Stück im Buche: „Die Schlangenburg auf Frankenstein", eine „Tiroler Bauern-Ritterkomödie" in neun Bildern, und weder ein geschmackvolles, noch ein erquickliches Kuriosum. Was bei Wilem, dem Salinen-Arbeiter, und jener ungenannten Höttinger Bäuerin durchaus natürlich und darum zum mindesten echt war: daß sie seltsame Ragouts von bombastischen Redensarten und platten Witzen in rohen, ungefügen, fächerlich ungeschickten Reimen auftragen, wird bei diesem Autor von litterarischer Bildung glattweg unerfreulich, ja unerträglich, denn alles Schlechte ist geblieben und alles Gute, die Frische und die Naivetät, ist verschwunden. Alles in Allem aber: die große Aufgabe, die sich Franz Lechleitner gestellt hat, hat er zwar nicht entfernt gelöst, immerhin aber verdient das Buch Freunden deutschen Volkslebens, namentlich aber Freunden Tirols zu gelegentlicher Lektüre empfohlen zu werden. K. B.

— Den folgenden Sammlungen Inrischer Gedichte geschieht kein Unrecht, wenn man nur kurz bei ihnen verweilt.

Carlos Biajero — der Name klingt spanisch genug, und doch hat der Mann dreißig Jahre lang in deutscher Sprache Verse gemacht, so daß seine Sammlung: Ein Leben in Liedern. Gedichte. (Libreria Alemana. Buenos Aires) ihren Titel zu Recht trägt. Und dabei lebt er nicht etwa in Deutschland, sondern in Argentinien! Eine exotische Phrasenmühle weisen die Verse nicht auf; sie könnten in Ottwangen oder Grimma geschrieben sein . . . Am besten haben uns die Sentenzen und Epigramme gefallen, obwohl sie auch nicht aufregend sind, aber es ist Reife und Verstand in ihnen.

Im scharfen Gegensatz dazu stehen die Lieder eines Erwachenden, die Fred Lich unter dem Titel: Aus dem Diesseits (E. Pierson, Dresden) hat erscheinen lassen. Alles unklar und wirr, zum Teil unbewußt

Digitized by Google

komisch und nirgendwo auch nur eine Spur von Talent. Selten ist gutes, weißes Papier so unnütz verbraucht worden.

Nicht viel anders sieht es um die Dichtungen in Vers und Prosa, die Paul Rüthning im selben Verlage unter dem Titel Vergangenheiten veröffentlicht hat. Ab und zu taucht eine Wendung auf, die es immerhin als nicht unmöglich erscheinen läßt, daß aus diesem trüben Most einmal Wein wird, aber an sich und so wie sie ist, verdient auch diese Sammlung kein Wort der Anerkennung.

„Wer Liebeslied scheut — Dem sich auch nicht — Liebesfreud' und — Drum sei zu jeder Zeit bereit — Zu Liebesfreud' und Liebesleid" singt Friedrich Herbert, Verfasser von Blumen und Küsse (Berlin, Hugo Schildberger). Wir dürfen aber versichern, daß dies eines der besten Gedichte des Buches ist. Darum dürfen wir wohl von den anderen schweigen.

„Aus meinen Liedern träumt ein blaues Aug',
Aus meinen Reimen sickern weiße Zähne;
Wie Finkelstahn im Kelch vom Wienerwag',
So blinkt aus manchem Wohllaut eine Thräne —"

beginnt das erste Gedicht in dem Bändchen: Großstadt-Natur von Franz Held. (Berlin, Fleeces-Verlag.) Die Strophe, wie der Titel sagen denn Kundigen sofort, was er hier zu erwarten hat: ein kleines Talent, das in der Sucht, groß zu scheinen, die bizarrsten Wendungen ausklügelt und darüber bombastisch geschmacklos, ungenießbar wird, aber doch immerhin ein Talent, um das es eigentlich Schade ist.

Eine verwandte Natur ist Paul Henkel, der Verfasser von: Harald. Ein Lied der Liebe (Berlin, Paul Ackermann). „Das Werk", heißt es im Vorwort, „wurde nicht geschrieben, um Geld und Ruhm damit zu erringen, nein, es wurde dem Verfasser von seinem Dämon diktiert und er mußte so schreiben, wie er geschrieben hat." Da läßt sich nichts weiter sagen, denn von einem Dämon kann man nicht verlangen, daß er den Gesetzen der Grammatik oder der Logik gehorcht.

Mit dem Erscheinen um Versöffentlichung erhalten wir folgenden Aufruf zur Errichtung eines Willibald Alexis-Denkmals in Arnstadt: Am 29. Juni 1898 sind 100 Jahre verflossen, seitdem Willibald Alexis in Breslau geboren wurde. Die Unterzeichneten wollen diesen Festtag dazu benutzen, um die Erinnerung an den hervorragenden Dichter wieder lebendig zu machen, und fordern daher alle Freunde seiner Muse auf, zur Errichtung eines Willibald Alexis-Denkmals in Arnstadt beizusteuern. Willibald Alexis gebührt ein Denkmal! Durch eine große Anzahl lebensvoller, feinfühliger und geistreicher Erzählungen hat er sich Tausenden von Deutschen zum Freunde gemacht. In wertvollen Meise-Beschreibungen hat er eine Fülle von ansehenden Betrachtungen über die Gegenden und die Menschen, die er kennen gelernt, niedergelegt. Als Herausgeber litterarischer Zeitschriften und als angesehener Kritiker hat er mit heiligem Ernste für eine gesunde Entwickelung der deutschen Dichtkunst gesochten. Auch eine Reihe trefflicher lyrischer Gedichte hat er uns hinterlassen, von denen eines, „Fridericus Rex", geradezu zum Volksliede geworden ist. Vor allem aber lässt er in acht gewaltigen vaterländischen Romanen unsere geschichtliche Vergangenheit so lebendig vor unseren Augen erstehen, wie das vor ihm noch keinem gelungen war. Hier führt er uns die Heldenthaten der brandenburgischen Markgrafen und Kurfürsten, der preußischen Könige vor Augen und zeigt, was Brandenburg, was Preußen, was Deutschland ihnen zu verdanken hat. Hier liefert er uns glänzende Charakterschilderungen vieler Personen, die in der deutschen Geschichte eine Rolle gespielt haben; hier führt er uns in wahrheitsgetreuen, oft durch köstlichen Humor gewürzten Genrebildern die Leiden und Freuden des Volkes vor Augen; hier versteht er es, wie noch niemand zuvor, der märkischen Heide ihre eigentümlichen poetischen Reize abzulauschen. Einem solchen Dichter gebührt ein Denkmal! In Arnstadt, dem lieblichen, von bewaldeten Höhenzügen umrahmten thüringischen Städtchen, in dem Willibald Alexis das letzte Viertel seines Lebens zubrachte, und auf dessen Friedhof seine Gebeine ruhen — in Arnstadt, dicht an seinem Sterbehause, in einer stillen, von den leise murmelnden Wellen der Gera bespülten Gartenanlage, wollen wir diesem Dichter ein Denkmal errichten, das uns seine Gestalt immer lebendig erhalte, das uns immer daran erinnere, welchen Schatz edler, echt vaterländischer Poesie wir ihm zu verdanken haben. Daher bitten wir alle, die Sinn für die Verherrlichung unserer deutschen Vergangenheit haben, alle, denen der Dichter durch seine Schöpfungen manche Stunde ihres Daseins verschönt, besonders aber alle, deren Vorfahren er selbst in seinen Dichtungen ein Denkmal gesetzt hat, ihr Scherflein zu spenden, um die Ausführung unseres Planes zu ermöglichen. Jede, auch die kleinste Gabe, wird uns willkommen sein." Geldsendungen nimmt u. a. Bananier Wilhelm v. Kümmer in Arnstadt entgegen. Unterzeichnet ist der Aufruf u. a. von folgenden Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten: Heinr. Bulthaupt, Felix Dahn, R. Delbrück, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Anno Fischer, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Ludwig Fulda, Ludwig Geiger, Gerhart Hauptmann, Paul Heyse, Hans Hopfen, Herm. Hüffer, Reinh. Köser, Detlev v. Liliencron, Paul Lindau, Hugo Lubliner, Wilh. Oncken, Wilh. Raabe, Max Ring, Erich Schmidt, Gustav Schmoller, Rich. Voß, Ernst Wichert und Ernst von Wildenbruch.

— Ein hübscher Scherz ist das Büchlein: „Variationen über das Thema: „Laura am Klavier". Zu Nachdichtungen von Ulrich Klein (Charlottenburg, Alfred Mahow). Goethe und Herwegh, Freiligrath und Scheffel, Mauthner und Heine, Richard Wagner und Geibel, Bodenstedt und Fritz Reuter u. s. w. werden aus dem Grabe heraufbeschworen, um das Thema, Jeder in seiner Manier, zu behandeln. Wie's in derlei Fällen immer geht: die lustige Nachäffung gelingt da am besten, wo die Manier des Originals äußerlich besonders scharf ausgeprägt ist; hier ist's Freiligrath:

Wie Raubtierblick so heiß lechzt ihres Augs Gelohe;
Jäh schaut sie nun, zu spähn, wen sie im Bügeldrohe
Des wilden Blicks erpackt!
Schlang ihn das Tongeflut, das donnernd sie umbrandet,
Jetzt speit's den weißen Mann heraus, daß er gestrandet,
Zu ihren Füßen liegt — ein Wrack!

Das Broschürchen hat seine „zweite vermehrte Auflage" mit Recht verdient.

— Das Verbrechen: Liebe. Aus den Tagebüchern des Fräulein v. Z. Herausgegeben von Victor Grünberg. (Grünn, Karasiak & Sohn.) In diesem Buche einen sich alle äußeren Kennzeichen, die dem Kritiker sagen, daß er wieder einmal dazu verurteilt ist, eine Stunde seines Lebens an ein wertloses Buch zu wenden: ein geschmackloser Titel, eine verbrauchte Form der Erzählung, ein unbekannter Autorname und ein Provinz-Verlag. Die Zeichen trügen denn auch insofern nicht, als die Erfindung ebenso verbraucht und geschmacklos ist, als die Art, wie hier die Sprache gehandhabt ist. Verumtilich das Erstlingswerk einer Autorin, der es an gefestet litterarischer Bildung fehlt. Dennoch haben wir die kuriose Geschichte von dem armen Edelfräulein, das verführt wird und in der Verzweiflung sein Kind tötet, nicht ganz ohne innere Anteilnahme gelesen. An und zu taucht eine echte Empfindung, ein Naturlaut auf, der fesselt und es bedauern läßt, daß „Victor Grünberg" sich nicht besser gerüstet hat, ehe er seinen ersten Schritt in die Litteratur that. K. B.

Neue Bücher.

Leimbach, Karl L. Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. 7. Bd. 1. Lfg. Leipzig. Frankfurt a/M., Stiefelring'sche Hofb. o. J.

Pfeiffinger, Arnold. Stille Stunden. Gedichte und Sprüche. Kempten. Jos. Kösel'sche Bh. 1898.

Pochhammer, Paul. Durch Dante. Ein Führer durch die „Commedia" in 100 Stanzen und 10 Skizzen. Zürich. Karl Henckell & Co. o. J.

Meyer, Hans Georg. Gedichte. Berlin. Karl Siegismund. 1898.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Herausgeberin Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Im Mondlicht.

Ein Novellen-Fragment von **Karl Emil Franzos.**

(Fortsetzung.)

Auf dem weiten Platze vor der Kirche, wo die Bäume stehen und der Brunnen und wo an schönen Sommertagen die alten Leute der Vorstadt sitzen und sich an der Sonnenwärme laben, da hielt ich an und blickte um mich. Ich stand an einem Kreuzwege, zur Rechten und zur Linken und grade vor mir lagen drei Gassen und sie waren alle gleich still und in jeder lag der Mondschein auf den Dächern und machte das Pflaster blank und schimmernd. Ich wandte mich zur Linken, weil sich dahin der Mond zu neigen schien und ging wieder langsam die Häuser entlang. Jener wilde, jähe Schmerz, der mich in meiner Stube erfaßt und hinausgetrieben, war mir allmählich in der Brust eingeschlafen, ich empfand nur noch ein leises, sehnsüchtiges Drängen. Auch jenes seltsame Bild von dem Garten und den Blumen schwebte mir noch immer vor und einmal hörte ich mich laut vor mich hin sagen: „Wo nur die Rosen sind?“ . .

Aber davon war nichts zu sehen, nur Häuser und Häuser und dann wieder eine Kirche. Sie stand auf einer Anhöhe, eine schmale Treppe führte empor und über dieser Treppe zitterte ein Lämpchen, welches mühsam ankämpfte gegen den Luftzug und das Mondlicht. Ich kannte die Kirche nicht und wußte nicht, wo ich war, bis ich beim Rückblick auf den Weg, den ich gekommen, ein großes, weißes Haus gewahrte, mit einem sonderbaren Turmbau. Das war die Sternwarte und ich befand mich also am Erdberg, einem sehr entlegenen Teile dieser entlegenen Vorstadt.

Das focht mich nicht an, ich empfand keine Müdigkeit, kein Begehren nach Schlaf. Wohl ward mein Herz immer ruhiger, aber jene leise Sehnsucht wachte in mir und lenkte meine Schritte nach vorwärts. So bog ich wieder in eine Gasse zur Linken ein und dann in die nächste, stets dem Monde nach, der sich immer mehr nach dieser Richtung senkte. Ich ging langsam und gleichmütig, Schritt für Schritt, und nur, wenn irgendwo noch ein einsames Licht wachte, hielt ich einen Augenblick und malte mir aus, wie es vielleicht eine Mutter bescheine, die sich in Todesangst über den kranken Liebling beuge oder einen armen Menschen, den die Sorge nicht schlafen lasse und der nun, aufgerichtet auf seinem Lager, in traurigem Sinnen in das Licht starre.

Dann wurden die Häuser immer seltener und alle Spur des Lebens blieb hinter mir und ich ging zwischen Gärten dahin.

Plötzlich fuhr ich empor und blieb stehen. Ich wußte nicht, wie lange ich so gegangen war und in welcher Richtung. Nur eine schlanke, einzeln stehende Pappel war mir erinnerlich, an der mußte ich vorbeigekommen sein. Ich blieb stehen, weil es plötzlich dunkel um mich geworden — ganz dunkel. Ich blickte zum Himmel empor, ich suchte den Mond, er war nicht zu sehen. Ich blickte um mich — ich stand in einem Gäßchen, rechts und links Gartenmauern und über ihnen hoch emporragendes Laubwerk, tiefschwarz sich abhebend von dem lichteren Himmel. Ein Windstoß kam durch die Luft gebraust und die Bäume rauschten unheimlich auf in der Dunkelheit. Mich überlief ein Schauer . . .

Wo war ich? Wohin mich wenden? Rings kein Licht, kein Haus, keine Spur der Menschen. Wieder blickte ich bang zum Monde empor. Aber da oben war kein Licht zu sehen — nur einige blasse Sterne schimmerten hier und da durch zerrissenes Gewölk — die leuchtende Sichel, die mich hinausgelockt und hierhergeleitet, barg sich unter schwerer Wolkendecke.

Ich ging weiter, zögernd, halben Schritts, unablässig rechts und links und vor mich hin spähend und zuweilen scheu zurückblickend. So

Digitized by Google

kam ich an eine Biegung der Gasse und hier hielt ich wieder an — unwillkürlich. Am Wege lag, wenige Schritte vor mir, ein kleines Haus. Matt und undeutlich schimmerten die weißen Mauern zu mir herüber. Es war sehr dunkel . . .

Mir war's, als rege sich etwas Helles an dem Hause und beuge sich weit heraus, mir entgegen. Ich blickte starr darauf hin, mein Herz begann plötzlich laut und heftig zu klopfen.

Es trieb mich näher; ich wollte nicht — ich mußte.

In der Luft schwamm ein Duft von Rosen. Sie standen dicht neben mir, dicht an dem Hause, sie standen in voller Blüte. Es war ein schwerer, betäubender Duft.

Noch einen Schritt näher zog es mich.

Da — da regte es sich wirklich. Aus dem Fenster beugte es sich — es war eine weiße Frauengestalt — sie wandte mir ihr Antlitz zu, ihr Antlitz, weiß wie ihr Gewand. Mein Haar sträubte sich, aber ich blieb wie angewurzelt stehen.

Eine bange Sekunde. Alles still . . .

Da horch! — ein Brausen und Stöhnen! Wieder kam der Wind geflogen und durchwühlte das Laub der Bäume, daß sie mächtig aufrauschten, und zerriß die Wolkendecke am Himmel und die Sichel des Mondes trat hervor und ergoß wieder ihr Licht über die Erde.

Nun sah ich alles klar und wollte fliehen und konnte nicht . . .

Ich stand vor einem kleinen, weißen, ebenerdigen Häuschen, welches dicht an der Gasse lag, und ringsum war ein Garten, in dem unzählige Rosen blüten, weiß und rot. Das Häuschen hatte fünf Fenster, vier davon waren geschlossen und verhangen, und in dem fünften, offenen, dem Fenster in der Mitte, lehnte im weißen Nachtgewande ein blasses Mädchen und blickte mich an. Ich sah es deutlich: vor ihm stand auf der Fensterbrüstung ein Glas und in dem Glase war eine weiße Rose. Auch das Antlitz des Mädchens sah ich genau — es gemahnte mich an die Marmorbilder der Alten, so ernst war es, so bleich, so ruhig und so rein. Nur war auch ein Zug großer Güte darin und eine Spur großen Leides, und dies findet man nicht an den Bildern der Götter. Das Mädchen mußte krank sein, sehr krank, so überaus zart war die Gestalt, so totenblaß das Antlitz. Leuchtendes, üppiges Goldhaar lag um dieses Antlitz und fiel in schweren Ringen auf den Nacken. Es schien, als wäre der Nacken zu schwach, die Last des Haares zu tragen, denn das Mädchen trug das Haupt etwas vorgebeugt.

Dies alles sah ich und ich sah, wie mich die großen Augen anblickten, ernst und fremdlich, ohne Furcht und ohne Erstaunen, und so sehe ich dies mondbeschienene Antlitz noch heute, Zug um Zug, obwohl ich es damals wohl kaum einige Sekunden lang angeschaut. Denn jäh und plötzlich kam wieder der Wind und trieb die Wolken über den Mond, und das blasse Antlitz blickte mich nun undeutlich an aus der Dunkelheit. Da überwältigte mich das Grauen und ich entfloh.

Über die nächste Stunde weiß ich nichts Genaues. Ich weiß nur, daß ich die Gasse zurücklief, die ich gekommen und weiter und an der einzelnen Pappel vorüber und immer zwischen Gärten hin und daß ich endlich in freies Feld kam und da lang umherirrte.

Im Morgengrauen fand ich mich vor dem Linienthore zu St. Marx. Ich mußte also wohl einen ungeheuren Umweg um die ganze Vorstadt gemacht haben.

Der Wind wehte kalt, am Himmel zogen graue Wolken. Todmüde schleppte ich mich die ewig lange Hauptstraße hinab und kam bei dämmerigem Tageslichte vor meinem Hausthore an. Ein feiner Regen begann eben niederzurieseln.

Fröstelnd schlich ich die Treppe empor und in meine Stube und fiel, kaum daß ich mich ausgekleidet, in schweren, traumlosen Schlaf.

Es war ein peinliches Erwachen.

Ich fuhr auf, weil mir Glockenklang ins Ohr dröhnte. Mein Kopf schmerzte mich, ich empfand in den Schläfen ein ungewohntes, quälendes Stechen und vor den Augen schwamm es mir, wie rote Nebel. Ich richtete mich jäh auf und starrte um mich.

Das Fenster meiner Stube war weit geöffnet und unverhangen; der kleine Raum war voll von Sonnenglanz und drückender Hitze. Auf den Stühlen und auf der Erde lagen die staubigen Kleider umher, die ich im Morgengrauen hastig abgeworfen. In der Luft schwamm schwerer, ekler Dunst, — der Docht der Lampe, die ich zu löschen vergessen, war langsam verkohlt. Ich griff nach meiner Uhr, sie stand still — ich pflegte sie sonst immer morgens um die siebente Stunde aufzuziehen und das hatte ich ja diesmal unterlassen. Aber die Sonne stand

Digitized by Google

jenkrecht über dem Hofe und die Glocken dröhnten noch immer — das war das Mittagsläuten.

Mich ergriff ein Gefühl peinlichsten Mißbehagens — rasch wollte ich mich ankleiden, aber es fehlte an allem, auch das Waschbecken war leer. Als ich unwillig nach der Thüre ging, die Magd zu rufen, erkannt' ich freilich, daß dies nicht ihre Schuld war. Ich hatte heute, was sonst nie meine Gewohnheit, war die Thür hinter mir verschlossen — wohl unwillkürlich, um sicher und allein zu sein, ganz allein.

Die Magd entschuldigte sich weitläufig, daß sie oft geklopft habe, aber immer vergeblich. Und weil solches bei mir unerhört sei, habe sie und die Hausfrau sich sehr geängstigt und sie sei schließlich sogar um einen Schlosser gelaufen. Aber die Tini habe sie beruhigt: das sei natürlich, da ich ja eben erst im Morgengrauen heimgekommen und . . .

Sie hielt inne, blickte mich forschend an und kicherte dabei. Ich warf einen Blick in den Spiegel und sah, daß ich bleich und wüst aussah. Darauf fragte ich, was denn des Hausmeisters Tochter noch gesagt.

Und daß ich, gestand die Magd zögernd, dabei geschwankt wie ein Trunkener.

Das Blut schoß mir in die Wangen, ich wandte mich unwillig ab. Dann kleidete ich mich hastig an und ging in das kleine Gasthaus, wo ich mein Mittagbrot zu nehmen pflegte — ich weiß nicht, ob es noch heute besteht, es hieß „zum Weißen Lamm" und lag gleichfalls in der Gärtnergasse. Aber auch da fügte es sich mir schief: ich konnte, solcher Lebensweise ungewohnt, nur wenige Bissen hinunterwürgen, und als ich wieder auf die Gasse trat, war mein Kopfschmerz noch größer. Darum gab ich es auf, zu meinen Büchern heimzugehen und schleuderte langsam in den Prater. Hier setzte ich mich an den Rand einer einsamen Wiese, auf der es im Sonnenschein so recht blühte und summte. Ich war ganz allein, nur manchmal klang Musikschall zu mir herüber oder die Riesenstimme eines Ausrufers vor den Schaubuden.

Hier saß ich lange und gab mich meinen Gedanken hin. Eigentlich ist letzteres nicht richtig — ich kämpfte gegen meine Gedanken an und mein Wille war schwächer als sie und sie kamen allmächtig über mich.

Ich kämpfte gegen sie an — sag' ich. Ich wollte mich meiner sehnsüchtigen Stimmungen nicht erinnern, nicht jener rätselhaften Mädchengestalt. Ich fühlte, daß das Erlebnis der verflossenen Nacht fremd, unheimlich, allem Bisherigen unvergleichlich in meinem Leben stand, ich fühlte, daß ich es nicht erklären konnte. Und darum nahm ich all' meine Kraft zusammen, es zu vergessen, und weiter zu gehen auf meinen schlichten, sicheren Wegen, als wäre nichts geschehen. Aber ich konnte nicht. Keine Willenskraft, kein Sonnenschein, kein Vogelsang schützte mich vor den Gespenstern der Mondnacht. Ich hielt die Augen weit offen, aber ich sah nicht die Wiese und die Falter darauf, sondern jenes Häuschen stand vor mir und das Mondlicht lag hell darauf und das blasse Mädchen blickte mich an, ernst und freundlich . . . Ich war wach, aber in mein Ohr klang nicht der Schall der Musik und der Ruf der Gaukler, sondern ich lauschte, wie jenes Mädchen zu mir sprach — den Sinn der Worte faßte ich nicht, aber den Ton der Stimme, die weich, tief, metallen war, wie ferner Glockenklang . . .

Ich fuhr auf und rüttelte mich wach und schalt auf mich ein, heftig und immer heftiger. Aber dabei erlebte ich an mir selbst, was wir sonst an anderen zu erleben pflegen. In der Heftigkeit des Scheltens werden wir maßlos und und ungerecht und darum bleibt unsere Mühe nutzlos: der Getadelte vergißt über dem Gefühl unverdienter Kränkung, was wir ihm etwa mit Recht vorgeworfen haben. So ging's auch mir. Vielleicht war ich von einiger Schwäche und Nachgiebigkeit gegen jene rätselhaften Einflüsse nicht freizusprechen. Aber ich sagte mir geradezu: „Du bist das anständige Leben satt, siehst, wie anderen das Lumpenleben schmeckt und möchtest dich nun selbst in die Lumperei hineinlügen, in das Nachtschwärmen und Verlieben!" Darauf mußt' ich mir natürlich ebenso deutlich erwidern, daß dies Unsinn sei, daß mir sicherlich am liebsten wäre, könnt' ich ruhig über meinen Büchern sitzen!

Aber warum konnt' ich dies nicht, obwohl ich wollte?!

Und darauf fiel mir nun plötzlich eine Antwort ein, so passend, einfach und richtig, daß ich nicht begriff, wie ich nicht schon früher darauf gekommen! Ich war krank — gewiß! — das war alles! „Ich fiebere," sprach ich zu mir, „dazu der Kopfschmerz — es kann ja nichts anderes sein! Der kranke Körper reißt auch die Seele mit hinein in Krankheit und Wirrnis! Ich muß zu einem Arzte — wer weiß, was bei

Digitized by Google

mir im Anzuge ist.“ Und rasch stand ich auf und ging eiligen Schrittes durch den Park, der Stadt zu.

So seltsam es klingen mag — ich fühlte mich von dem Gedanken eines bevorstehenden körperlichen Leidens nicht im geringsten beunruhigt. Im Gegenteil — mir war's, als wäre mir ein Alp von der Brust gefallen. Nun war mir ja die fremde Macht, die plötzlich über meine Seele gekommen, nicht mehr rätselhaft und ich hatte die Handhabe gefunden, sie zu bekämpfen.

Am Ausgang des Parks, am Prateritern, hielt ich still und überlegte, wohin ich gehen sollte. Mein Landsmann fiel mir ein, der Mediziner Hans Leber. Er stand nun im letzten Jahrgang, hatte seine Studienzeit gut angewandt und kannte meine Natur — dem konnte ich mich wohl anvertrauen. Stracks machte ich mich auf den Weg zu ihm. Es war ein gut Stück, quer durch die ganze riesige Stadt — er wohnte damals in dem Mariannengäßchen in der Alservorstadt, hinter dem großen Krankenhause. Aber die Weile ward mir nicht lang, während ich so dahinging — ich malte mir aus, wie ich dem Freunde ganz sicher und klar alles auseinander setzen wollte, und empfand eine heimliche Freude, jemand anderem über meinen Zustand unparteiisch berichten zu können. In meine Gedanken vertieft, merkte ich nicht, wie sich der Himmel allmählich umzogen und ein feiner, lauer Regen niederrieselte. Erst als ich die Dämmerung war bereits dicht hereingebrochen — unter dem Thorwege des Hauses stand, welches ich suchte, wurde ich gewahr, daß ich ganz naß geworden. Fröstelnd tastete ich die vier hohen und steilen Treppen des alten Bauwerks empor und pochte an die Thür des Freundes.

Er war daheim und saß an seinem Tische, beim Lichte einer dürftigen Lampe über ein dickes, abgegriffenes Buch gebeugt — es war Hyrtl's Anatomie. Ferner lag noch vor ihm ein Totenschädel und dann, auf einem alten Zeitungsblatte ausgebreitet, Brot und ein Stücklein Wurst. Bei meinem Eintritt erhob er sich erstaunt und rief, ehe ich ihm noch den Guten Abend bieten konnte: „Wie siehst Du aus? Bist Du krank?“

„Ja!“ erwiderte ich und drückte seine Hand, „ich bin krank, Hans, vielleicht sehr krank und komme zu Dir um Deine Hilfe.“ Und dann wartete ich nicht erst ab, was er mir erwidern würde, sondern setzte mich hin und begann zu berichten, was mir widerfahren — alles, ausführlich, der Wahrheit gemäß.

(Schluß folgt.)

Vor Don Juans Sarge.

Es schweigt die Mitternacht. In der Kapelle
Steht Don Juans Sarg im gelben Kerzenschein. . . .
Der Mond, er blickt in dämmerhafter Helle
Dem Toten starr in's Angesicht hinein. . . .

Da rauscht's, da quillt's hinzu wie Nebelwelle,
Geflorbne Frauenleiber, weiß, wie Stein,
Aus ihren Gräbern kamen sie zur Stelle
Und schlingen um den Sarg den Geisterreihn.

Um Rache stöhnt's . . . . von Haß, geknicktem Leben,
Es schluchzt, es flucht, reißt in die Blumenkranken,
Und hebt die Hände klagend beim Entschweben.

Die letzte nur neigt ihren Leib, den schlanken . . .
Sie küßt die bleiche Stirn, im Auge beben
Zwei Thränen ihr . . . versöhnende Gedanken

August Kellner.

In Frost und Schnee.

Mir ist: ich ging in Frost und Schnee,
Wollt' suchen ein grünes Vierblatt klee.

Ich grub mir im Eis die Hände wund —
Kein grünes Blatt ich finden konnt!

Da ward ich müd' und trostlos schier —
„Was hilft das bange Suchen mir?“

Ich warf mich weinend in den Schnee —
Alsbald verstummte all' mein Weh.

Ich schlief in Frost und Kälte ein —
O wecke mich, wecke mich, Sonnenschein!

H. Robertin.

Digitized by Google

Frühling.

Zurück dreht wieder sich des Jahres Rad:
Dem Mägdlein gleich, das mit dem Winde schier
Bald vor und bald zurückläuft und vor Dir
Bald flieht, bald froh Dich grüßt auf Deinem Pfad, —
Bald froh der Lenz mir hier. Doch, was er bot,
Ein Antwortlächeln wird ihm nicht von mir, —
In Winter-Todesbanden lieg' ich hier
Und fühle nicht, ob Frühling flieht, ob naht.

Sieh, Crocus hier ist Flamme, die verglüht, —
Schneeglöckchen Schnee, — die Apfelblüte licht
Fällt von der Frucht ab, die der Wurm zersticht!

Weh fühlt mein Herz: Der Frühlingsflor verblüt
Längst eh' des Jahres letzter Lilie müd
Der weiße Kelch vom goldnen Herzen bricht.

Aus dem Englischen des **Dante Gabriel Rossetti** von **Otto Hauser.**

Furcht vor der Genesung.

Und wenn Du einst genesen
Mein Herz, o sprich, was dann?
Das graue Alltagswesen
Hebt dann von neuem an.

Du folgest kalt der Stunde
Und ihrem Pflichtgebot;
Du lachst wohl gar der Wunde,
Die heut so blutig rot?

O wüßt' ich, daß gesundet
Du jemals spotten magst,
Weil einst Du tief verwundet
In Schmerzenskämpfen lagst:

So wollt' ich, daß Dir nimmer
Genesung würd' zu Teil.
So geh nur ganz in Trümmer,
Und werde nie mehr heil!

J. Schubert.

Wiedergeburt.

Da ich Dich, mein junges Lieb, verlor
Und mein Glück im Todeshauch erfror,
Der so kalt, wie Winterwindes Wehen
Wimmer dacht ich, das zu überstehen.

Aber wunderbar ward mir verliehn
Alles neu, was weggestorben schien:
Glaube, Hoffnung, Mut, nicht lang zu säumen,
Und der Seele heimlich-kühnes Träumen.

Sonne bricht den Nebel; klar zutag
Strömt die Quelle, die verschüttet lag;
Und gleich fern verhallenden Accorden
Ist mir des Vergangnen Gruß geworden.

Aus dem Norwegischen des **Kristofer Randers** von **Robert S. Arnold.**

Mittagsstunde.

Nun ist die Stunde, da kein Schritt sich regt,
Der weite Wald in Mittagsruhe dämmert,
Kein Vogel pfeift, kein Blättlein sich bewegt, . . .
Und nur mein Herz noch rastlos klopft und hämmert.

Da überkommt es mich so wundersam:
Um Mund und Wangen geht ein sanftes Wehen . . .
Das ist Dein Seelchen, das geflogen kam,
Mich schnell zu küssen im Vorübergehen!

Hans Müller-Irminger.

Abendrot.

Die Blüten wiegt der Lindenbaum.
Ein Wölkchen schwebt am Himmelssaum.

Und auf dem Wölkchen sitzt frank und frei
Ein lustiges Eng'lein und bläst die Schalmei.

Es sinkt der Sonne gold'ner Strahl
Und küßt das Thal zum letzten Mal.

Das Eng'lein aber mit emsiger Hand
Streut glühende Rosen über das Land.

Heinrich Bromic.

Digitized by Google

Aus Sturm und Not.

Neue Geschichten von der Wasserkante.

Von **Philipp Knicsl.**

Peter Witt's letzte Steuermannsreise.

(Fortsetzung.)

Wie toll sah es in der Kajüte aus, wie ging es dort her! Alle nicht befestigten Gegenstände lagen bunt durcheinander auf dem Boden und rutschten bei der gewaltsamen Bewegung des Schiffes in der gefährlichsten Weise hin und her. Die Lampe schwebte noch in ihren Bügeln und warf ein unheimlich flackerndes Licht auf das Tohuwabohu. Aus der Kabine, in welcher Venders lag, tönte ein schreckliches Geächze, wie, wenn jemand in Todesangst und fürchterlicher Qual, von namenlosen Schmerzen gefoltert, daläge. In der von dem Fräulein bewohnten Kabine war es fast stille, nur leises Seufzen hörte Witt. Er klopfte an und rief laut, um den Lärm zu übertönen:

„Eine schlimme Reise, liebes Fräulein! Wünschen Sie etwas, vielleicht irgend eine Erquickung?"

„Ich danke!", war die kaum verständliche Antwort.

„Fürchten Sie nichts, wir sind hoffentlich bald am Ziel", fuhr Witt fort.

„Ach, wenn das doch wäre! Aber, warum sollte ich mich fürchten? Der Dampfer ist unter der Leitung und Obhut gewissenhafter und tüchtiger Männer. Wir alle stehen in Gottes Hand, wie Er will, so geschehe es!"

Das einfache Wort traf Peter in das Herz. Hatte er noch mit einiger Sorge an das, was geschehen konnte, gedacht, der fernen Braut, die er vielleicht nie wiedersehen sollte, jetzt durchzuckte ihn ein Gefühl der Stärke, der Zuversicht, des Glaubens, der nicht wankt, wie auch die Wellen tosen, die Stürme brausen. Mit Gott! der seine Kinder nicht verläßt, der hilft in jeglicher, auch der tiefsten Not! Wie schwer es ihm auch fiel, sich um Venders, der, wenn auch nicht seinen Haß — er glaubte frei von Haß zu sein, — so doch seinen gerechten Zorn, seinen tiefsten Unwillen erregt hatte, zu kümmern, — jetzt vermochte er, in dessen Kabine zu treten, deren Thür nach der Kajüte zu er offen ließ. Was er sah, war fürchterlich! Wie ein Wurm wand sich der Mensch in seiner Koje, das flackernde, schwache Licht der Kajütslampe beleuchtete leichenhafte, verstörte Züge, aus welchen ihm die herausgetretenen Augen wie verglast entgegenstarrten.

„Barmherzigkeit! . . . Wieder ein neuer Verkläger!", schrie Venders. „Ach, ist es noch nicht genug der Qual, des im Herzen brennenden Feuers? . . . Ende, Satan, ende meine Pein! Die Schauer des Gerichts sind mehr, als ein Herz, ein einst lebendiges Herz, ertragen kann . . . . Hinweg, hinweg von hier! . . . O nähme ich Flügel der Morgenröte . . . . Vergebens, vergebens! Alles ist aus — gewesen! . . Jäh in Ewigkeit verloren! . . ."

„Beruhigen Sie sich", rief ihm Witt zu, „noch leben Sie, sind unter Christen!" —

Es ward ihm klar; der Mann war todeskrank, er lag im Delirium. Witt faßte seine Hand, sie war starr und steif, trocken und heiß. Auf dem Boden lag eine geleerte kleine Phiole, ein durchdringender Geruch erfüllte die Kabine.

„Beruhigen Sie sich", rief Witt nochmals . . „Sie leben ja noch! Doch, was haben Sie, Unglückseliger, gethan? . . . Gift genommen?" . .

„Ja! . . Zu wenig, fürchte ich!" stöhnte Venders und sank wie leblos zurück.

Witt, schnell entschlossen, und jegliche feindliche Regung seines Herzens gewaltsam zurückdrängend, verließ Kabine und Kajüte und arbeitete sich nach der Kombüse durch, — bei dem schweren Rollen und Stampfen des Dampfers, ein saures Stück Arbeit.

Der Koch saß am Herde, mit beiden Händen

Digitized by Google

sich krampfhaft festhaltend, um nicht hin- und hergeschleudert und verwundet zu werden.

„Junge, Junge, wat for'n Ahnwäder", brummte er. „Upstahn, Stürmann, kann ik nich! Kriegen Se sick man sülbens en blickern Bowl von't Spind und schenken Se sich en Sluck Koffee in!"

„Um den Koffee is't mi nich, Kock! Hebben Se noch Melk?"

„Wat — Melk? En scharpen Kognak is bi'n sulke Affaire de beste Medizin!"

„For mi, ja! Aberst et gelt mi nich! Ik muttt heete Melk hebben. Et geit um en Minschenlewen!"

Da erhob sich der alte Jan, ohne weiter zu fragen, und schüttete seinen ganzen Vorrat von Milch in die Kanne, welche er auf die brennende Spirituslampe setzte, wo sie in wenigen Minuten ins Kochen kam.

„Noch wat?" sagte er.

„Danke, Jan! Wat ik sunst noch bruke, dat gifft de Medizinkiste her."

Witt füllte einen blechernen Becher über die Kanne und eilte nach der Kabine, nachdem er ein Pulver aus den Arzneivorräten genommen und in den Becher geschüttet hatte, in welchen er die heiße Milch füllte. Er zwang mit Gewalt den widerstrebenden Benders zum Trinken, bei welchem unmittelbar hinterher eine furchtbare Explosion erfolgte, die auf nochmaliges Trinken sich wiederholte. Sichtlich erleichtert und über und über in Schweiß gebadet, fiel Benders in die Kissen zurück, in tiefen Schlaf versinkend.

„Gerettet, Gott sei Dank!", sagte Witt leise vor sich hin. „Wo keem der Unglücksminsch up den dullen Gedanken, sick to vergewen! De Tod is us allen ja so nah und noch immer nich von us wäken (gewichen)."

Nun kämpfte er sich nach der Kommandobrücke durch, wo der Kapitän war. Wie ein Held stand der alte Mann da, festgebunden an der Rehling, umspritzt von Schaum und Gischt.

Witt, sich krampfhaft an einer eisernen Stange haltend, suchte sich ihm durch Schreien in das Ohr verständlich zu machen. Der Alte nickte und wandte sich dann in gleicher Weise an ihn mit den Worten:

„Et is god Stürmann, Se sind en braven Meerl! . . . . . Wenn't doch man erst Dag weer! Dat Für von Travemünde, wenn't in Sicht kummt, hebben wi jetzt en bäten mehr na Südosten to. Ik glöw, et is kin anner Raad, as so lange, as sichtens mögelk, gegen Wind und See antobollwarken. Mit Dagesgrauen, so bald wi genau utmaken könt, wo wi sind, müten wi denn sehen, wat sudder to dohn is."

Witt stimmte zu.

*

Der Dampfer hielt wacker aus. Wenn nur die Maschine intakt blieb und nichts Unvorhergesehenes eintrat, war Hoffnung da, den Kampf gegen die Elemente siegreich zu bestehen. Die anprallenden Wogen überströmten fortwährend das Deck, alle Luken und Majütseingänge waren geschlossen, die wachhabenden Leute hatten sich, um nicht Opfer des Unwetters zu werden, an feste Pfosten angebunden, die Böte in den Davits hatten arg gelitten, sie waren halb zerschlagen. Nur der wasser- und sturmfreie Eingang zur Maschine stand offen; unheimlich beleuchteten die Flammen unter den Kesseln, wenn die Feuerthüren beim Aufschütten der Kohlen sich öffneten, die wilde Szenerie unten und oben. Kapitän und Steuermann verharrten ruhig auf ihrem Posten, im Gefühl ihrer eigenen Ohnmacht zwar, aber im besten Vertrauen auf Gott, in dessen Hand Wind und Wellen sind, der allein ihnen befehlen kann: bis hieher und nicht weiter! Beide schwiegen; sie warfen von Zeit zu Zeit einen Blick auf den matt erleuchteten Kompaß, dessen Nadel ein leises, ganz allmähliges Abweichen vom Kurse in westlicher Richtung anzeigte, ein Umstand, der sie mit Sorge erfüllte.

Plötzlich erschien ein Dritter auf der Kommandobrücke, mit kräftigen Armen sich anklammernd, der Kapitän schüttelte sich verständlich zu machen suchte. Es war der erste Maschinist. Was er sagte, traf den Alten in das innerste Herz. „Unser Kohlenvorrat ist fast ganz erschöpft, nur noch eine Stunde hindurch vermögen wir Volldampf zu halten. . . . Versuchen Sie, Kapitän, wenn irgend möglich, einen Hafen zu erreichen."

Witt erriet, um was es sich handelte. Jetzt nahete die Krisis! Es handelte sich um Leben oder Tod.

Alle drei schauten nach Osten zu. Gott sei Dank, hellte sich dort der Horizont auf. Witt ergriff sein Nachtglas und suchte in jener Richtung, wo sich die Küste befand, nach irgend einem Merkmale, dem Feuer von den Leuchttürmen hüben und drüben waren nicht zu sehen. Er glaubte, die schwachen Umrisse von Hügeln

Digitized by Google

und einer Windmühle zu erkennen. Wenn er sich nicht täuschte, sah er das hohe Land in der Gegend von Scharbeutz oder Timmendorf. Er machte den Kapitän aufmerksam, der auch hinschaute, aber bald kopfschüttelnd andeutete, daß er nichts gewahren könne. Auch der Maschinist sah nichts als wildes Wogen der kochenden See, kein Wunder freilich bei seinem noch dazu von der Hitze der Kessel geschwächten und gänzlich ungeübten Augen. Indeß verständigten sich die drei Männer dahin, das Schiff noch eine halbe Stunde lang in der jetzigen Richtung gegen den Sturm halten zu lassen und dann, da mittlerweile es Tag würde geworden sein, die Entscheidung zu treffen.

Die Minuten dünkten Kapitän und Steuermann (der Maschinist hatte sich wieder nach unten begeben) eine Ewigkeit lang. Endlich aber war es doch Tag und Witt's Vermutung bestätigte sich: der „Merkur" befand sich inmitten der Neustädter Bucht! — Krampfhaft schauten Beide nach den Seezeichen aus, welche das Brodtener Riff und die Einfahrt nach der Trave bezeichnen. Aber in dem Wogenschwall war nicht das Geringste zu entdecken.

Noch immer kämpfte der wackere Dampfer den alten Kampf. Jetzt waren einige Minuten über die festgesetzte Frist verstrichen. Da benutzte der Kapitän die Sekunde, während welcher der rasende Sturm sich gleichsam zu verschnaufen schien, und rief mit lauter Stimme:

„Stürmann, wi willen und möten et wagen! Gott stah uns bi!"

Dann gab er einen Befehl durch das Sprachrohr in das Steuerhaus hinab.

Langsam und allmählig fiel der Dampfer ab und lag nach ungefähr zehn Minuten auf einem Kurse, der ihn vor Wind und Strom brachte, so daß er mit mutheinlicher Geschwindigkeit vor Top und Takel, aber doch durch die Kraft und Manöver der Maschine einigermaßen gebändigt, landwärts zu lief.

Drüben kam das schroff abfallende Ufer von Brodten in Sicht, an welchem Brandung und Gischt haushoch hinaufspritzte, bald erschienen auch Leucht- und Kirchturm von Travemünde. Eine furchtbare Brandung rollte auf die Küste zu. Das Einlaufen in die Travemündung war ein verzweifeltes Wagestück, Lotsen konnten bei solchem Unwetter sich nicht hinauswagen. Aber einen andern Rat gab es nicht: Biegen oder Brechen! Wolle Gott alles zum Besten lenken!

„Alwerlaaten Se mi dat Kommando, Kaptein!", bat Witt. „Ik kenne von lüttup dit Flag. — Se wäten ja! Wi möten scharp uppassen, dat wi nich up 'n Tunne raken doht, sunst sind wi verlaren. . . ."

Kapitän Schütt nickte.

Das war ein Kunststück, die Einfahrt zu finden; die Molen und die neben denselben stehenden Baaken entschwanden gänzlich in Schaum und Wellen. Strand und Dämme waren weithin überschwemmt und mit Trümmern, Brettern und Pfählen, hin- und herschwimmend, übersäet.

Obwohl die Maschine wegen Mangel an Dampf nur noch lässig arbeitete, gelang doch das Einlaufen in den Fluß unter fortwährendem Schrillen der Signalpfeife und dem donnernden Hurra der jetzt vollständig auf dem Deck wieder versammelten Mannschaft. Aber kein Willkommens-, kein Flaggengruß von der Lotionstation antwortete. Soweit das Auge reichte, — alles eine wogende Wassermasse, aus welcher die Häuser des Städtchens kaum noch mit halber Höhe hervorzuragen schienen!

„Herr Gott!", rief Kapitän Schütt, „wat en Water! So wat hadd ik mich for möglich holen."

Wirklich herzzerreißend war der Anblick! Auf den Dächern saßen die geängsteten, ihrer meisten Habe beraubten Bewohner und hoch auf der überfluteten Straße (der Vorderreihe) lagen halbzertrümmerte große und kleine Fahrzeuge. Die Flut überspülte die Köpfe der Dücdalben, ein rasender Strom ging ein, die wenigen noch im Hafen vor Anker liegenden Schiffe drohten jeden Augenblick von ihren doppelten und dreifachen Ketten zu reißen; und wie manche hatte ihr Schicksal schon ereilt, die hoch auf Strand in der Siechenbucht saßen!

Die Anker des „Merkur" lagen losgezurrt, der letzte Rest des fast ganz verbrauchten Dampfes flog zum Rohr hinaus und das Schiff selbst pfeilschnell stromaufwärts. Kapitän und Steuermann sahen einander fragend an.

„Ik rade, dat wie fudder driewen und nimmer Land bawen in de Trave vor Anker gahen," rief Witt. „Noch hebben wi Stür in't Schipp."

„Bewahre Gott, Stürmann," antwortete Schütt und kommandierte:

„Anker los!"

Klirrend schossen die Ketten durch die Klüsen. Die Anker faßten. Der Dampfer drehte und stockte, — einen kurzen Augenblick! Dann ein

Digitized by Google

Geräusch wie zerspringendes Glas! Dahin in fliegender Fahrt, vor Strom und Wind, trieb er dahin, — steuerlos!

„Dar geit he hen und singt nich mehr!", rief einer der Matrosen.

Und so war es! Nach wenigen Minuten lag der stolze Dampfer auf Strand in der Siechenbucht neben schon früher gestrandeten Schicksalsgenossen.

„Dar liggen wi!", rief verzweifelnd der Kapitän. „Und wi bliwen liggen, denn an Loskamen is nich to denken."

„Wi liggen aberst god up'n Mudd," entgegnete Witt, „und ook tämlich säker. Darto, ducht mi, is dat Water in't Fallen."

Gott sei Dank, er hatte recht! Da der Dampfer kein Wasser machte und auch im wesentlichen unbeschädigt zu sein schien, so durfte man der weitern Entwicklung der Dinge ruhig entgegensehen.

„Dat Afbringen ward de Assekuranz en goden Schilling Geld kosten," sagte der Kapitän. „Na, et hadd ja noch slimmer kamen kount! Jedermann hett Ursake tum Dank, — wi, dat wi nich versapen sind as de Ratten! Wi hebben dahn, wat wi konnen. Nums kann mehr dohn, as he schuldig is . . . . . Sehn Se un ens mal wedder na use Passageers, ik will allens Annere besorgen."

Witt ging.

Wie sah es auf Deck aus! Unordnung überall, und was nicht fest gewesen, das war über Bord gewaschen.

„Disse Novemberdage könt wi mit dree Krüze in'n Kleuner(Kalender) anstriken," brummte der Bootsmann.

„Wi sind'r glücklich dör," entgegnete Witt, „aberst de armen Lüde an'n Lanne, de dat Water bi Nacht und Nebel awerkamen is!"

„Hm, hm, Stürmann! Jeder is sick sülbens de Neegste! — Nu hebben wi doch woll en Lütten extra verdeent? Wi sind ganz verklaumt."

Witt nickte zustimmend.

Auch in der Kajüte herrschte noch der größte Wirrwarr, den der Steward noch nicht hatte beseitigen können. Das Fräulein, leichenblaß, saß auf dem Sofa.

„Wir sind in Sicherheit!", rief ihr Witt entgegen.

„Ich danke Gott und den braven Leuten, die ihre Pflicht kannten und thaten," antwortete sie mit schwacher Stimme.

„Sie werden sich noch ein wenig an Bord gedulden müssen, Fräulein! Jetzt aber vor allen Dingen müssen Sie essen und trinken, damit Leib und Seele wieder in die richtige Verfassung kommen."

„Ach, ich kann wohl kann! Aber, wenn Sie meinen, will ich wenigstens den Versuch machen."

„So ist's recht! Immer hübsch gehorsam sein! Sie stehen noch unter unserm Kommando," sagte Witt und ging dann in die Kabine zu Benders.

Dort sah es keineswegs anheimelnd aus. Der Kranke lag noch, allerdings sichtlich erholt, im Bette und streckte Witt die Hände entgegen.

„Mein Retter", flüsterte er. „Ach, das Leben ist doch noch etwas wert . . . . Wie soll ich Ihnen danken? . . ."

„Werden Sie ein — Mann! . . Aber, mein Gott, wie kamen Sie auf den Gedanken, Gift zu nehmen?"

„Weiß ich's? Es war wohl die Angst vor dem langsamen Tode des Ertrinkens — Eine Pein für alle Pein . . . ."

„Ich bin fern davon, zu richten. Es giebt Menschen, die während der Seekrankheit nicht wissen, was sie thun. — Eines aber muß ich Ihnen doch sagen," — Witt steigerte seine Stimme und die Zornesader auf der Stirn schwoll ihm an.

„Verzeihen Sie!" rief Benders, sich im Bette aufrichtend. „Ich wußte ja nicht . . ."

„Reden Sie nicht weiter! Sie entheiligen einen Namen, wenn Sie ihn auf Ihre Zunge nehmen . . ."

„Ich verspreche Ihnen, nach Hamburg zu reisen, ohne mich in Lübeck aufzuhalten . . . ."

„Das möchte ich Ihnen auch raten! Mein Lübecker läßt sich an die Ehre rühren. Ein Buckel voll Schläge wäre Ihnen sicher gewesen, — aus dem Salz, daß alle Ihre Pflaster und Salben Sie den Denkzettel nie würden haben vergessen lassen . . . . Und nun kein Wort mehr! Wir sind quitt! Pflegen Sie sich, daß Sie wieder heinig werden und dorthin gelangen, wo Ihres Bleibens ist. Ich wünsche, daß Sie die Reise mit dem „Merkur" Ihr Leben lang nicht vergessen."

Er drehte Benders den Rücken zu und ging an Deck. Das Wasser war bereits gefallen, und der Dampfer lag fast ganz trocken. Kapitän Schütt beauftragte ihn, über Schwartau zu Fuß nach

Digitized by Google

Lübeck zu gehen, um bei der Rhederei Bericht zu erstatten und um Hilfe beim Abbringen zu ersuchen.

„Gahn Se mit Gott, Stürmann! Ähre Afräkning könen Se später an't Kontoor afmaken. Wi sehn us woll vorerst nich wedder, da Se ja gliks bi Herrn Meyer anträden möten. Grüßen Se em von mi und seggen Se em: ik wußt, wat ik an Se verlaar, Se weern en ganzen Keerl und wurden en dägten Kaptein afgewen."

„Adjees, Kaptein!" rief Witt. „Ik will allens bestens utrichten, Ähre Bestellung bi Herr Meyer aberst up mine Art."

„Denn ward dat beschéiden genog utfallen, — en blöden Hund ward selten fett," brummte Schütt und ging in die Kajüte, um nach allen ausgestandenen Strapazen eine Flasche Wein zu trinken und hinterher einen langen Schlaf zu thun. Beides war redlich verdient und dem alten Seebären von Herzen zu gönnen.

(Schluß folgt.)

Warten.

Mein ganzes Leben war ein qualvoll Warten.
Erst wartete auf Liebe ich — auf Liebe —
Und wartete, durch Jahre, stets umsonst,
Bis ich, durch Bitternis und Lebensqual
Und Täuschung und ein halb gebrochnes Herz,
Sie endlich fand — die große, hohe Liebe!

Da ich glückschauernd ihr am Herzen lag,
Fühlt ich zu tiefst ein Sehnen in der Brust,
Ein neues, heißes Sehnen war's — nach Ruhm.

So wartet' ich auf Ruhm — und sieh', er kam,
Ganz flüchtig hüpft er leis' mich auf die Schläfen,
Dann schwand er hin und nur mein Sehnen wuchs.

Doch wartend stand ich noch am Schicksalsthor
Und wartete auf das, was ich nicht sah,
Vorahnend aber fühlte — auf das Unheil,
Das all' mein Glück versenkt in ewige Nacht.
Und warten ließ es nicht — und pünktlich kam's.
Mit schauervoller Schnelle riß es mir
Das Herz mit tausend Wurzeln aus der Brust.

Doch wartend steh' ich immer noch am Thor,
Am Lebensthor — und warte auf den Tod,
Doch ist er weit, sein Weg weiter wie Alles,
Und warten muß ich, warten, endlos warten!

Über zertretene Herzen führt sein Weg,
Und tote Jugend fort und welke Träume,
Durch Staub und Kot und Jammer führt sein Weg, —
Mein ganzes Leben ist ein langes Warten!

Hermine von Preuschen.

Der Neger.

Der Mond schien weiß entlang den Weg,
Die Sommernacht war still,
Wie ein Fackellicht glüht' der Morgenstern schräg
Über'm Kamm von Three Oak Hill.
Der Wiesengräser Duft zerrann
Mit Würze im Ätherraum,
Und ihr seidnes Netz die Spinne spann
Vom Eich- zum Fichtenbaum.

Ein Heer Insekten träge sang
In des Südens lauliger Nacht,
Die Fledermaus flog, der Uhu schwang
Sich mystisch durch Waldespracht.
Leis rauschte das Korn mit gelbem Stiel,
Der Feldmohn erwachte im Thal,
Und die Blätter des Wildweins trieben ihr Spiel
In dem steigenden Mondenstrahl.

Den Weg hinab in müßigem Schritt
Ritt Pete auf ältlicher Mähr',
Staubwölkchen wirbelt' ihr plumper Tritt
Durch die silberne Luft einher.
Die Lederzügel er lose schlang
Um den Sattelknopf, und ein Lied
Seltsam pathetisch der Neger sang,
Wie sein Schecke heimwärts zieht.

Der Ton war fremd und der Text war fad',
Doch das Lied durchklang die Nacht,
Wie er sang von Gottes Lieb' und Gnad'
Und des Rockes weißer Pracht.
Zu den Sternen schaut' sein schwarz Gesicht,
Spiegelt' Sterne in Thränen ab,
Denn Pete war glücklich — mit Seher's Licht
Sah er weit hinaus über's Grab.

Nach dem Englischen des **John Henry Boner** von **Max Kiesewetter**.

Digitized by Google

Achmed, der Heiland.

Eine epische Dichtung von **Adalbert von Hanstein.**

III.

Die Liebenden.

Der Dampfer fliegt dahin, nichts als Entsetzen
An seinem plötzlich menschenarmen Bord!
Der Wellenschaum saust um den Bug in Fetzen,
Stromabwärts rast die Fahrt im Sturmflug fort!
Welch' unerhörte Kunde soll er tragen
Zur Hauptstadt des ägyptischen Sudan?
Ein Derwischhaufe hat mit Flüchtenschlagen,
Zwei Compagnien Soldaten abgethan!
Das Holzschwert ringt mit Remington-Gewehren!
Ein Derwisch darf dem Reich den Krieg erklären

Und so vernimmt Charthum die erste Kunde
Von jenem nun, den es dereinst verbannt —
Die Menschen stehen zitternd in der Runde
Und lauschen atemlos am bunten Strand!
Den Mudir im Palast ergreift der Schrecken,
Bleich, zitternd steht vor ihm der Kapitän!
Den Aufstand sieht man schon die Hände strecken
Fast bis Charthum! Wie konnte das geschehn?
Will dieses Volk von unterdrückten Knechten
Mit seinem Zwingherrn um die Krone rechten?

In Gruppen steht das Volk in allen Straßen
Man treibt sie auseinander mit Gewalt!
Sind Achmeds Stammesbrüdern doch in Massen
Auch in Charthum! Die Angst weht schaurig kalt
Durch das Regierungshaus am Nilgestade!
Nur Strenge hilft! Wer nur den Namen nennt
Des Mahdi noch, den straft man ohne Gnade
An Leib und Leben! Eh' die Flamme brennt,
Soll man sie schon im ersten Keim ersticken —
Eine Armee gegen den Mahdi schicken!

Wer ist der rechte Mann, ein Heer zu rüsten?
Der Jussuph-Pascha wohl, der General!
Er kommt herbei und darf sich kühnlich brüsten,
Den Sturm zu stillen gleich beim ersten Mal.
Indes aus Cagen werden viele Wochen,
Eh' man sich sammelt. Und es ward allein
Vom Mahdi nicht in jener Zeit gesprochen.
Ich wette drum, daß Jenen schönen Zwei'n,
Ganz andere Sorgen Kümmernis bereiten,
Als der Araber und Ägypter Streiten.

Im Garten wandeln sie, unfern vom Nil,
Der rauscht in ihre Liebesseufzer dort
Und trug ja seit Jahrtausenden so viele
Ähnliche Klagen auf den Wellen fort! —
Der junge Türke, der mit Herz und Hauple
Nur für die junge, blonde Lucy brennt,
Birgt seine Liebe, die niemals erlaubte,
Mühsam vor der Liebsten Vater, Rüster Grant.
Beim Vater selbst verheimlicht er sein Werben —
Der Türke schwur's, er will den Sohn enterben.

So lang die Welt den Ruhm des Schöpfers kündet,
Des' Antlitz noch kein Sterblicher gekannt,
Des' Allgeist nie ein Menschengeist ergründet
Und den man ahnend, bebend Gott genannt —
So lange mühen sich die kleinen Geister,
In ihren Menschenstreit ihn einzuziehn,
Schamwürdig klein vor solchem großen Meister,
Entstellen sie zum Sekten-Heil'gen ihn,
Und drohen dem mit Kreuzen, Schwert und Steinen,
Der anders beten will zum ewig Einen!

Omar und Lucy mußten das erfahren,
Des reichen Türken, reichen Christen Kind!
Was kümmert's beide Väter, daß seit Jahren
Die beiden Kinder liebend einig sind?
Der Christengott und Allah — beides Namen
Für das, was heilger ist, als Menschenglut — —
In diesen beiden zorn'gen Vätern kamen
Zur Schau sie, wie zwei Menschen, voller Wut,
Von denen Einer sich nicht freut zu leben,
Soll er dem Andren Recht zum Dasein geben!

Doch das, was höher ist als Streit und Eifer,
Was Selbstsucht überwindet, Menschen hebt,
Daß jeder größer, voller, edler, reifer
Sein eignes Bild im Anderen erhebt,
Das, was das Göttliche im Menschen kündet,
Wenn Wahn und Zorusucht selbst das Heil'ge trübt,
Das halte diese Liebenden verbündet — —
Gott ist nur da, wo Mensch den Menschen liebt —
Mehr als in Kirchen oder in Moscheen
Konnte man ihn im Bund der Beiden sehen!

Sie nahmen Abschied. Manche Thräne thaute
Von Lucy's Augen auf die Hand herab.
Traut klangen ihr die süßen Liebeslaute,
In denen Omars Herz sich ihrem gab.

Digitized by Google

Und alles das, was seelische Geschwister,
Was Liebende so gern sich anvertrau'n,
Das ging in süßem, traulichem Geflüster
Von Mund zu Mund im stillen Abendgrau'n.
Denn morgen sollte Jussuphs Heer marschieren
Und Omar aus den Armen Lucy's führen!

„Kind, weine nicht, ich weiß, ich komme wieder
Und als ein Mann, selbständig in der Welt,
Verächtlich blick' ich dann auf alles nieder,
Was uns will trennen, Priester oder Geld!
Das Leben soll mich kühn und mutig finden,
Und was der Väter Zorn uns heut' versagt,
Das wollen wir erst recht uns selber gründen,
Wenn mir gelingt, was ich seit heut' gewagt!
Drum weine nicht, siehst Du hinaus mich ziehn,
Der Krieg ist Hoffnung, darum sucht' ich ihn!"

Er legt den Arm um sie, sie schmiegt sich weinend
An seine Brust, der silberklare Mond
Gießt, durch die schwanken Palmenwedel scheinend
Sein Licht vom Himmel, wo er silbern thront.
Der Bil rauscht fort, und allwärts, wo die Welle
An Menschenhäuser rauscht, da tönt es gleich
Wie dort in Lucy's Garten: frohe, helle
Siegshoffnung, oder Abschied, thränenreich.
Hier lärmend, schweigend dort und dort voll Sorgen
Bereitet man zum Ausmarsch sich auf morgen.

Und wie die Sonne aufsteigt hell in Gluten,
Da scheint sie auf ein unabsehbar Heer.
Stromaufwärts wälzen lärmend sich die Fluten
Der Krieger, ein gewaltig Menschenmeer!
Vom hohen Ufer fliegen nach die Grüße,
Vom Uferwalde winkt die Zukunft her
Zum frohen Siegsziel heben sich die Füße,
Und Abschiedsnummer macht die Herzen schwer,
Denn auf den Wällen steh'n die Heimgebliebnen
Und rufen nach den Sieg- und Todverschriebnen!

Genug! Euch Mütter lad' ich einst zur Reise,
Wenn wir an dieses Liedes Ende sind,
Durchsucht in ganz Sudan die Geierspeise
Nach Eurem braunen, heißgeliebten Kind!
Meßt dann die Schädel, prüfet die Gebeine,
Dran sich das Raubtier nährte, Woher kraß,
Und sucht die Stelle, wo dereinst die kleine
Beredte, lebenswarme Lippe saß,
Auf die Ihr Eure Lippen wonnig drücktet,
Wenn Ihr Euch an dem Ebenbild entzücktet!

Für später das! Wer denkt an solch ein Ende,
Sieht er ausrücken jugendkräft'ge Schar!
Wie strecken jubelnd sich zum Kampf die Hände!
Wie jauchzen junge Herzen nach Gefahr!
Wie schallt ihr Siegesruf voll Zukunftshoffen,
Wie er im grünen Palmenwald verklingt!
Ein Jeder sieht den Ruhmestempel offen,
Weil er wohl auch ein Stückchen Thal vollbringt!
Wie lebenslustig recken sich die Glieder
Hoch heut. Seh' ich von Allen Einen wieder?

IV.

Das Wunder.

Abdalla war nicht mehr der weiche Knabe,
Der einst gefällig vor dem Derwisch stand —
Es war, als ob er ausgereift sich habe
An Leib und Geist, seit er den Mahdi fand!
In einer Nacht zum Manne aufgeschossen
Stand vor dem Mahdi er, lebend'ger Sieg,
Um den, in weitem Bogen hingegossen,
Das Derwischheer andächtig zitternd schwieg
Und lauschte, was der große Gotterwählte
Von seinem nächsten Plan feurig erzählte.

„Wir müssen diese stille Insel fliehen,
Die aller Welt ein sel'ger Hafen war,
Nicht mehr nach Aba wird die Armut ziehen.
Die Unschuld, jeder andern Hoffnung bar!
Wir leben ohne Geld und Erdengüter,
Gemeinsam teilend, was uns Gott beschert;
Die Eintracht und der Friede der Gemüter
War Alles, was man sonst hier begehrt —
Jetzt aber gilt's uns, auf der ganzen Erde
Dies Reich zu schaffen, daß es ewig werde!

Der Krieg liegt vor uns. — Doch kein Krieg der Rache —
Der Krieg für eine neugeschaff'ne Welt!
Die Schwerter blitzen für des Himmels Sache —
Glückselig, wer in solchem Kampfe fällt!
Holzschwerter halfen gestern Sieg uns bringen
Über der Feinde feiges Donnerrohr!
Holzschwerter sollen uns die Welt bezwingen!
Braucht nir die Waffen, die der Feind verlor!
Daß wir für Allah fechten, soll's beweisen,
Wenn wir mit Holz vernichten Glut und Eisen!

Denkt nie an Euch! Denkt stets nur an das Ganze!
Ein Baum an Baum zu einem Wald Euch still!
Seid niemals thöricht, wie die gier'ge Pflanze,
Die über andre sich erheben will!
Behnt niemals Gold, das Ihr dem Feind entwunden,
In eig'nen freudmütigen Besitz!
Denn Eigentum ist Sünde! Alle Wunden
Der Menschheit braunt' ihr ein des Goldes Blitz!
Uns fließ' es in die eine große Truhe
Des heil'gen, neuen Staats der Himmelsruhe!

Schwört mir bei Gott, dem gütigen und wahren,
Daß Ihr nie zweifeln wollt an seiner Hut!
Daß Ihr die Ehre heilig wollt bewahren
Und nie Euch nähren wollt von fremdem Gut!
Daß Ihr nie falsch seid, daß Ihr mein Erbarmen
Wir nicht mit Undank lohnet nach dem Sieg,
Daß Ihr freiwillig wollt an Gold verarmen
Und niemals fliehen wollt den Glaubenskrieg!"
Und stürmgleich ließ der Antwort Schall sich hören:
„Bei Allah und dem Mahdi, ja, wir schwören!"

Da trat ein Mann, den Hammer in den Händen,
Mißmutig vor des Mahdi Angesicht:
„Schau mich, versuch's nicht, Dich von mir zu wenden
Es ist Dein Bruder Mohammed, der spricht!

Digitized by Google

Du weißt, auf dieser Insel baut' ich Kähne
Und nährte mich und ward ein reicher Mann —
Durch Dich bin ich vernichtet, daß die Späne
Von meinem Glück der Bit vorschwemmen kann!
Kannst Du der Mahdi sein trotz Deinem Beten,
Da Du der eigenen Brüder Glück zertreten?"

Lärm brauste auf, jedoch der Mahdi winkte,
Und Ruhe ward's, wie Schweigen in der Flur!
Nur Mohammed fuhr fort, sein Hammer blinkte
Hoch in der Hand, erhoben wie zum Schwur:
„O laßt Euch warnen, fromme Islam-Söhne,
Von einer Mutter stammen ich und er —
Wo nimmt er plötzlich solche Herrscherstöne,
Wo seinen Sendbrief aus dem Himmel her?
O hütet Euch, wenn Ihr dem Träumer glaubt,
Daß ein Betrüger Euch den Himmel raubt!"

Jetzt gellt ein Schreien aus unzähl'gen Kehlen!
Unzähl'ge Arme heben sich in Wut — —
„Halt," ruft der Mahdi, „rettet Eure Seelen!
Besudelt nicht mein Werk mit Bruderblut!
Ohnmächtig prallen seine Schmäher-Worte
An meiner Seele ab, wir schonen ihn,
Auch ihm eröffnet einmal sich die Pforte,
Durch die ein Frommer kann zum Mahdi ziehn!
Bedauern müßt Ihr ihn, nicht schmäh'n und strafen —
Auf, keine Nacht mehr wollen hier wir schlafen!"

Von neuem braust der Lärm hinauf zum Himmel,
Die Hütten reißt man ein, schleppt Kahn an Kahn,
Und langsam schwirrend wächst des Zugs Gewimmel
Und tobt wie Meersturm in dem Sturm-Orkan!
Dann Ruderschläge — rasches Wellenspringen —
Vom andern Ufer schallt der Brüder Gruß,
Den Bit hinüber geht's mit lautem Singen,
Von Barken wimmelt stundenlang der Fluß — —
Man sammelt drüben sich zum langen Zuge —
Und fort geht's zu des Mahdi Siegesfluge!

Aus Uferwäldern dringt im Sturmesgange
Ein in die weiten Steppen Kordofans
Der Zug, umbraust von feurigem Gesange,
Geführt vom Kappenhengst des Gottesmanns.
Bald giebt's ein Menschenströmen ohne Gleichen,
Die Armen nah'n von allen Dörfern her,
Gefolgt vom unterdrückten Fluch der Reichen,
Wächst Stund' um Stunde an des Mahdi Heer.
Tagaus, lagein — kaum kann man noch sich schleppen — —
Wählt sich der Zug, wild wachsend durch die Steppen!

Da in der Ferne taucht er auf, der Hügel,
Den der Prophet als Rastort auserwählt.
Gebir, du stolzer Felsen, hält' ich Flügel,
Dein Raum zu kürzen, der zu dir noch fehlt!
Der Abend sank, als die erschlaffte Menge
Zum Gipfel stieg, der ihre Rettung hegt —
Da bricht ein Bote Bahn sich durch's Gedränge —
Zum Mahdi eilt er hastend, aufgeregt:
„Auf, rüstet Euch, im Eilmarsch rückt herbei
Faschodas Kommandant, der Raschid Bey!"

Auf gellt Geschrei. Die Pilger, todesmüde,
Vom kaum errungnen Lager schnell'n in Wut.
Die Schwachen suchen Trost in frommem Liede,
Halbtote bitten Gott um neuen Mut,
Die Durst'gen laben sich im Geist an Rache,
Die Hungernden schreim nur nach Feindesnot;
Mit Geißelhieben züchtigen sich Schwache,
Und Blutende erflehn den Martertod!
Dajwischen Kinderjammern, Weiberstöhnen,
Und Kriegsgeheul, und wildes Waffenlönen!

So wird es langsam Nacht, und wie die Schatten
Sich recken durch die Ebene, gluteufrei,
Da führt tiefunten schon die wegesmatten
Faschoda-Krieger her Held Raschid Bey.
Er konnte grimmig nicht die Zeit ertragen,
Bis droben er den Feind sah hoch vom Thal.
Kein Pascha hat den Krieg ihm aufgetragen,
Nur seines eignen heißen Herzens Wahl.
Im Angesicht der feindlichen Gesellen
Ließ er die Beinen erst das Lager stellen.

O weh! Du kennst sie nicht, die plötzlich schwiegen,
Und die doch tobten, eh sie Dich erfahn.
Still sind sie in der Nacht herabgestiegen,
Ihr schlaft, indes sie Euch verderben nahn!
Von oben lauschen die erschöpften Weiber
Auf das Geheul in Angst und Schreckenspein,
Sie recken niederspannend ihre Leiber
Und wischen in den Schlachtruf selbst ihr Schreim!
Und lauschen auf die kampfverschlungenen Horden,
Die sich zur Ehre ihres Gottes morden!

Heim kehrt der Mahdi mit den Morgenstrahlen,
Zerfetzt vom Zerknmpfen, blutgen Heer.
Im tiefsten Herzen melden sich ihm Qualen:
Von Blut ahnt er ein uferloses Meer.
Abdalla, immer treu an seiner Seite,
Errät, was auf der Stirn die Falte spricht,
Und flüstert: „Nur des Himmels Eingeweihte
Erraten des Propheten schwerste Pflicht.
Nur Denen, die niemals in Schuld erröten,
Gab Gott das größte Amt, das Amt zu töten!"

Ein Wort zur rechten Zeit! Die Augen glühen
Dem Mahdi, als er zu den Seinen tritt.
„Denkt", ruft er, „an die edelsten Blühen,
Bit denen Mohamed das Heil erstritt!
Ihm gleiche ich. Daß Alle, die mich riefen,
Erkennen mein prophet'liches Herrscheramt,
Erwählt ich heute mir gleich ihm Kalifen,
Der Sitte nach, die vom Propheten stammt!
Der Erste sei Abdalla und ein Zweiter
Sei Ali, einst Abdallas Waffengeleiter."

Von neuem Jubel! Seine Hände küssen
Die Auserwählten; Ali ganz gerührt,
Abdalla that, als hätt's so kommen müssen
Und nahm das Amt, als hab's ihm längst gebührt.
Dann rief der Mahdi: „Nun geht Hütten bauen!
Gebir, der Berg soll uns nun Aba sein.
Hoch von dem Gipfel soll das Weltglück schauen
In das befreite Kordofan hinein!
Und wenn wir weiterziehn zum Gottesmorgen,
Mag hier mein Ohm für Weib und Kinder sorgen!"

Durch Wochen strömts herbei. Was nur an braven
Und schlechten Hungernden im Lande war! — —
So Sklavenhändler als entlassne Sklaven,
Der frommen Beter und der Bettler Schaar!

Digitized by Google

Manch' Reicher, eifrig mit am Heil zu schaffen,
Trug all sein Hab und Gut in Achmeds Haus,
Der teilte freudig Früchte, Gold und Waffen
Mit vollen Händen an die Armen aus.
Und wenn Abdalla sah, wie's ihn beglückte,
Kam's, daß er kaum sein Lächeln unterdrückte!

Indeß man so zuhünft'ges Glück bereitet,
Wahl langsam sich die Streitmacht von Charthum,
Vom stolzen Jussuf Pascha hergeleitet,
Der alljuficher träumt von künft'gem Ruhm:
Das Bettelvolk in seinen morschen Kleidern
Und ein Ägypt'scher Obergeneral —
Zum Frühstück ißt sein Heer die Hungerleider,
Und darum so viel thörichter Shandal!
Doch in dem jubelfrohen Zug mitinnen
Geht Omar still, versenkt in trübes Sinnen.

Er dachte an Charthums verlaß'nen Garten,
Er dachte an der Liebsten Leid um ihn.
Wie mußte sie in heißer Sehnsucht warten,
Vom Strand zum Haus, vom Haus zum Strande ziehn!
Er dachte an den Kampf der Religionen
Und schaute auf zur klaren Himmelsflur — — —
Gott kann nur namenlos im Weltall wohnen,
All unser Glauben ist ein Ahnen nur —
Je tiefer wir im Herzen ihn erkennen,
Nur um so wen'ger mögen wir ihn nennen!

Was für ein Chor war Lucy's grimm'ger Vater,
Was für ein Chor — er glaubt, er kenne Gott!
Was für ein Chor der Mahdi — — als Berater
Des Himmels sich zu wähnen, welch' ein Spott!
Welch' eine Thorheit, daß hier Völker bluten
Um Gottes Namen, den kein Mensch je ahnt — —
Wo doch allein das Herz in heißen Gluten
Den engen Sinn an Gott und Liebe mahnt!
Und grade weil er ewig unaussprechlich,
Drum ist sein Thron für ewig unzerbrechlich!

Und endlich kam das Heer vor Gebirs Höhen —
Verlohnt's, daß man zur Wacht den Angriff wagt?
Ei, Jussuf Pascha wird nicht lange spähen
Nach einem Lagerplatz. Was lang gesragt!
Der erste Platz von allen ist der beste;
Man hat ja vor sich keinen ernsten Feind!
Und als Verhau nehmt irgend welch' Gezelte!
Sucht nicht erst lang, ob's schart und dornig scheint!
So ward ein flüchtig Lager aufgezimmert —
„Morgen", denkt Jussuf, „wie der Mahdi wimmert!"

Der aber sammelte in nächt'ger Stille
Hoch auf dem schwarzen Hügel seine Schaar.
„Heut schaun wir, ob mein Wille Gottes Wille,
Ob ich von Anbeginn der Mahdi war!"
Er flüstert's ihnen zu. Geräuschlos steigen
Sie niederwärts, wo, weit und breit gedehnt,
Das Riesen-Heer des Paschas tief im Schweigen
Mann gegen Mann im Schlaf die Schulter lehnt.
Und wie sie springend den Verhau erreichen,
Da giebt Abdalla schnell zum Sturm das Zeichen.

Ach brüllt es auf, ein Lärm voll Teufelsgrausen,
Wild fährt er in die Träume. Aufgeschreckt
Sieht man im Tigersprung das Wordheer sausen
Über die Hecke, die den Platz umsteckt.
Man reibt den Schlaf noch taumelnd aus den Gliedern
Da beißt das Holzschwert schon sich tief ins Fleisch —
Schon liegt der Pascha mit zerhauenen Gliedern,
Um ihn der Weiber wütendes Gekreisch,
Sie werfen auf die Mörder sich mit Heulen,
Um gleich darauf des Herren Los zu teilen.

Omar liegt spähend hinter einem Baume,
Der ihn beschirmt. Sein Blick sprüht Wut und Zorn.
Er murmelt, halb im Wachen, halb im Traume:
„Den Mahdi selber nehm ich mir auf's Korn!
Dies Raublier, das sich bläht mit Gottes Namen,
Töt' ich, dann sterb ich gern." Er legt sich still.
Kein Feind erblickt ihn. Wie sie springend kamen,
Lag er dem Tiger gleich, der lauern will,
Und in dem immer dichtern Kampfgedränge
Durchspäht er nach dem Einen nur die Menge.

Er sieht den Mahdi nicht. Der feige Spötter
Schickt wohl nur Andre in die Kriegsgefahr?
Er selber freut sich dann nach Art der Götter
Und — — nein, da hinten kniet er — es ist wahr!
Er kniet und betet! Hat er sich vergessen?
Flieht einen halben Büchsenschuß entfernt!
O warte! Da hast Du zu längst gesessen!
Omar zeigt Dir, was er als Schütz gelernt!
Er zielt, Glut ist sein Herz, und seine Seele
Zwingt er mit Macht, daß er nur hier nicht fehle.

Da kracht der Schuß! Laut rollt er durch das Dämmern
Des Morgens, Rauch hüllt weiß den Mahdi ein —
Omar lauscht auf. Er lebt! Die Schläfe hämmern,
Und gellend brüllt um ihn der Krieger Schrei'n.
Der Rauch verweht, mit feinem sanften Lächeln
Kniet Achmed unverrückt am alten Ort.
Die weißen Wölkchen scheinen ihn zu fächeln
Mit sanftem Schmeicheln — — und er betet fort.
„Allah il Allah" dröhnt der Schrei der Menge —
Und nach dem Schützen braust das Kampfgedränge.

Doch in der Derwische mordgieriges Toben
Fährt jetzt von allen Seiten Blitz und Knall,
Allwärts hat sich der Pulverdampf erhoben
Und bald sich wolkengleich zu dichtem Wall
Und schirmt des Omar gut gewählte Stelle,
Der schon zum zweiten Mal bedächtig zielt:
„Erfahren soll's der betende Geselle,
Ob ungestraft man mit dem Himmel spielt!"
Zum zweitenmal die Wolken weiß verwehten — —
Zum zweitenmal kniet lächelnd der im Beten!

Auf braust das Heulen — — Omars Knie wanken — —
Wer ist der Schrecklichе auf den er schießt?
Er fühlt ein Heer entsetzlicher Gedanken,
Das ihm verwirrend aus dem Hirne sprießt!
So nah steht keinem Schützen seine Scheibe!
Der Mahdi bebt nicht. Ruhig jedes Glied —
Er bietet sich ihm dar mit ganzem Leibe,
Indeß er lächelnd auf den Omar sieht —
Zum drittenmal ein Schuß, in Wut entsendet, —
Zum drittenmal von Achmeds Glanz geblendet!

Da wächst der Lärm zum höllenhaften Toben,
Omar greift sinnlos wütend sein Gewehr
Und stürmt gradaus, den Kolben hoch erhoben,
Auf Achmed zu, umhrullt vom Derwisch-Heer.

Digitized by Google

Er rast — zehn, zwanzig, hundert Hände heben
Sich nun ihn, packen Kolben, Arm und Lauf,
Er ist gebändigt, wehrlos, totergeben,
Da hebt der Mahdi Arm und Hände auf:
„Tatst ihm das Leben — — mein Amt zu erweisen
Erschuf ihn Allah — er wird einst mich preisen!"

Dem Herrscherwort muß sich die Menge beugen,
Fort rast die Schlacht, in Strömen fließt das Blut,
So viele Tote sind die stummen Zeugen
Für das, was Gott durch seinen Mahdi tut!
Kaum einer lebt, das Schreckliche zu künden,
Denn keine Gnade gibts im Glaubenskrieg!
Wer trotzend fällt, büßt ewig seine Sünden,

Wer gläubig flieht, dem winkt der ew'ge Sieg!
Nur wen'ge fliehn als zitternde Gesellen
Fern zu El Obeid's sturmstarken Wällen!

Indes mit Pfiffen und mit Schwerterklingen
Treibt den Gesang'nen fort die wilde Schar.
Hier sehen sie sein Kleid, ihn zu entblößen
Und treten ihn, und zausen ihm sein Haar. —
Da sieht er jäh zwei wilde Blicke kreisen — —
Stahlkalt, Abdalla steht vor ihm und schreit:
Werft ihn lebendig in dreifaches Eisen!
Und fort stürmt der Kalif zu neuem Streit,
Und wie ihn Donnerrohre brüllend grüßen,
Klirrt schon der Erstab schwer an Omars Füßen!

(Fortsetzung folgt.)

Dir.

Dir darf ich Alles sagen,
Dir kann ich's auch gesteh'n.
Wird dir's der Mund nicht klagen,
Kannst du's im Auge seh'n.

Und findest du im Herzen,
Ein Plätzchen zugedeckt,
So hat sich drin zum Scherzen
Die Liebe nur versteckt.

Karl Ernst Knodt.

Kleinrussisches Volkslied.

Fleisch und Blut
Hat der arme Bauer auch,
Klopfend' Herz und warmen Hauch.
Fleisch und Blut!

Pole, merk's.
Solltest Du's einmal vergessen,
Werden Dich die Raben fressen.
Pole, merk's!

Übersetzt von **Karl Emil Franzos.**

„Und ist's dir recht . . ."

Und ist's dir recht, so bleib ich da,
Und ist's dir recht, so geh' ich fort.
Doch wenn ich mich voll Liebe nah',
Weis' mich nicht fort.

So wie die Rose morgens krinkt,
Wenn sie aus süßem Schlaf erwacht,
Den Tau, der auf sie niedersinkt
In stiller Nacht,

So hühle deine Liebe mir
Die Sehnsuchtsglut in meiner Brust.
O laß mich ganz gehören dir
In stiller Lust.

Und ist's dir recht, so bleib' ich da,
Und ist's dir recht, so geh' ich fort.
Doch wenn ich mich voll Liebe nah',
Weis' mich nicht fort.

Hans M. Grüninger.

Der Lauscher.

Jüngst hatt' ich mich in einen Park verloren
Und mir ein lauschig' Plätzchen auserkoren;
Hier ließ ich meinen wilden Trotz verschäumen
Und wollt' mir eine neue Welt erträumen.

So einsam schien des Parkes Blütenschwelle —
Da rauschte auf des Lebens wunt're Welle,
Ein Chor von Mädchen kam hereinflogen
Und trug den Lenz auf hellen Kleiderwogen.

Sie ließen sich auf Rasenbänke nieder,
Sie sprangen auf und setzten sich dann wieder,
Sie ahnten nicht die Nähe des Verstechten,
Den sie aus seinen Träumereien wechten.

Wie's mich auch reizte, hinter grünen Hecken
Das hübsche Volk mit frohem Spaß zu necken —
Ich lag ganz still aus Freude am Vergnügen,
Das jenen quoll in tiefen, vollen Zügen.

Nun sangen sie, so lieblich wie Sirenen,
Die sich nach einem kühnen Fergen sehnen,
Um mit des Liedes ewigen Gewalten
Ihn als verjüchten Lauscher festzuhalten.

So klang's auch mir wie märchensüßes Rauschen,
Die schönen Mädchen ewig anzustaunen,
Die frisch gerötet von des Sanges Glauben,
Ein Bild voll Duft! — auf Rasenbänken ruhten.

Emil Faktor.

Digitized by Google

Ein Liebeshandel à l'empire.

Aus ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen **Ernst Schulze's.**

Mitgetheilt von **Karl Emil Franzos.**

XI.

Welche unerwartete Wendung nun eintrat, hat bereits der Schluß des letzten Aufsatzes angedeutet. Ehe wir davon berichten, sei noch ein Schreiben mitgetheilt, zu dem sich der Dichter endlich herbeiließ. Einen Tag, nachdem er „Cäcilien das Geständniß seiner Liebe in die Hände gespielt" sandte er folgende Epistel nach Aschersleben:

„Am 25. April. Zürnen Sie, meine theure Freundin, zürnen Sie, aber verzeihen Sie auch wieder und glauben Sie, daß ich nicht ganz so schuldig bin, als ich Ihnen scheinen muß. O meine g n ä d i g e Frau, wie bitter ist mir der Gedanke an die Idee, die Sie jetzt von mir hegen mögen. Sie werden glauben, daß ich Sie vergessen, daß ich Ihre Freundschaft undankbar von mir zurückgestoßen habe, daß ich ein leichtsinniges, flüchtiges und veränderliches Wesen sey, ohne Gefühl für dauernde Liebenswürdigkeit, und ach ich darf Ihnen alle diese bösen Meinungen nicht übel nehmen. Aber bedenken Sie auch, daß man jeden Verbrecher nach der Lage beurtheilt, worin er war, als er sein Verbrechen beging. Ich habe Ihnen meine jetzige Stimmung, alles was mich jetzt drückt und abspannt, geschildert. Sie wissen, daß ich mein Leben in einem langweiligen geisttödtenden Einerley hinschleppe und müssen mich daher eher bedauern als beschuldigen. Täglich wollte ich meinen Brief fortsetzen und endigen und täglich fühlte ich mich so stumpf und arm, daß ich mich vor mir selbst geschämt haben würde, wenn ich nur eine Zeile geschrieben hätte. Um an seine Freunde zu schreiben, wird eine gewisse Begeisterung erfordert und wie kann dort Begeisterung seyn, wo nicht einmahl Geist ist? Ach, wie traurig war mir das Gefühl, daß ich täglich tiefer in Ihrer Achtung sinken müsse, und doch hatte ich nicht einmahl Kraft genug, mich diesem Gefühl durch die Beendigung meines Briefes zu entziehen. Die Stimmung, worin ich mich befand versagte mir jede herzliche Aeußerung, jedes traute Wort, ich war kalt wie Eis und todt wie eine Mumie; würde ich Sie nicht noch in Ihrem Verdacht bestärkt haben, wenn ich in einem solchen Geisteszustande an Sie geschrieben hätte? Gestern und heute erhielt ich Ihre beyden Briefe und mit meiner Beschämung erwachte auch mein besseres Ich wieder. O wie gütig sind Sie! Ich fürchtete Ihren äußersten Zorn, Ihre gänzliche Entfernung von mir und Sie machen mir nur sanfte Vorwürfe, Vorwürfe, die meinem Herzen theurer seyn müssen, als alles Lob, das ich je auf der Welt erhalten habe. Sie glauben mich beleidigt zu haben, wo ich werth war verstoßen zu werden, Sie überdenken Ihre Aeußerungen, Ihre Handlungen, um Ihr Vergehen zu entdecken, wo ich es kaum wage, einen Blick auf die meinigen zu werfen, weil mich die Schuld überall so deutlich anspricht! Gewiß, Sie werden mir vergeben, da Sie so gut sind. Ihre Vorwürfe selbst dienen nur dazu, diese süße Hoffnung in mir zu befestigen.

Könnt' ich doch diesen May in Zelle zubringen um Sie dort zu sehen! Wie schön würde die Idee seyn: wir lernten uns im Herbst kennen und sahen uns im Frühling wieder. Könnte man dieses Bild anders auslegen, als daß unsre Freundschaft nur zugenommen habe und schöner blühe, als selbst bey unsrer ersten Bekanntschaft? Vergessen Sie nur nicht Lachtehausen zu besuchen. Grüßen Sie alle Nymphen der Bäume und die freundliche Najade, der ich unser Zusammentreffen verdanke, und denken Sie dort, wo wir uns zuerst sahen, an den, der schon so lange von Ihrem Blick entfernt ist, dann wird eine sympathetische Ahnung mich berühren und unsre Geister werden sich freundlich begegnen. Benachrichtigen Sie mich bald, ob Sie dort lange bleiben werden, damit ich Ihnen schreiben kann, um durch häufigere Briefe jeden bösen Eindruck auszulöschen. Ach, wie viel habe ich Ihnen noch zu sagen und doch fürchte ich, daß die Post früher abgehe, ehe ich diesen Brief schließe und Sie noch einige Tage länger an mir zweifeln könnten.

Ihr Bruder empfiehlt sich schon von selbst, aber wenn er einer Empfehlung bedurfte, so konnte er keine schönere bekommen als die Ihrige. Er ist recht artig eingerichtet und ich werde ihn

Digitized by Google

mit Allem, was ihm in seiner hiesigen Lage zu wissen nützlich ist, bekannt machen. Sollte es mir nicht angenehm seyn, mich mit jemandem zu beschäftigen, der so genau mit Ihnen verbunden ist?

Zum Schluß noch eine merkwürdige Nachricht. Die holde Jasmund wird sich bald in einem Ebenbilde verjüngt sehen. Die Welt ist gewöhnlich nicht sehr gutmüthig, deswegen will ich Ihnen ihre Urtheile nicht schreiben. Ihr getreuer Liebhaber, von dem ich Ihnen in einem meiner vorigen Briefe erzählte, hat in diesen Tagen unter vielen Thränen von Göttingen Abschied genommen. Die arme Frau wird sich jetzt wieder mit Netze-Stricken beschäftigen müssen, aber ich zweifle sehr, daß sie Garn genug dazu haben wird. Adieu meine Liebe. Vergeßen und vergeben Sie. Ewig Ihr E. Sch."

Dieser Brief gelangte zunächst nicht in die Hände der Dame; sie war an dem Tage, wo er nach Aschersleben abging, bereits in Göttingen eingetroffen, und zwar in Begleitung ihres Gatten! Am 30. April 1812 schrieb Ernst Schulze in sein Tagebuch:

„Ich bin recht zum Unglück geboren. Seit Januar hatte ich der Frau von P. nicht geschrieben und während der Zeit vier Briefe von ihr erhalten, worin sie sich bald sanft, bald bitter über mein Stillschweigen beklagt. Endlich wandelt mich die Reue an. Ich schreibe einen langen Brief, worin ich ziemlich gut den Ton der freundschaftlichen Wärme treffe, und schärfe meiner Aufwärterin ein, ja nicht zu vergeßen, ihn auf die Post zu tragen. Am Nachmittage gehe ich nach der Papiermühle. Als ich um 6 Uhr zurückkomme, finde ich ein Billet von Ernst Schlüter*), worin er mich benachrichtigt, daß ein Freund aus Zelle in der Krone sey, der mich angelegentlich zu sprechen wünsche. Ich kam natürlich gleich auf den Gedanken, dieser Freund müße die P. seyn. Ich lief nach der Krone und fragte nach Fremden aus Zelle, und erhielt zur Antwort, daß von dorther niemand da wäre, wohl aber ein Grosmajor von P. Diese Nachricht setzte mich in Verlegenheit, ich hatte erfahren, daß der Grosmajor schon lange in der hiesigen Gegend umherstreife und mich immer vor einem Zusammentreffen gefürchtet; jetzt glaubte ich, mein Verhältniß mit seiner Frau sey entdeckt und er suche mir eine Falle zu legen. Zu meinem Trost erfuhr ich vom Marqueur, daß auch sie mit hier sey. Jetzt fürchtete ich keine Unannehmlichkeiten, weil ich ihre Schlauheit und Geistesgegenwart kenne, und ging muthig herauf. Sie waren ausgegangen und ich ging einige Straßen auf und nieder und kehrte dann zurück. Als ich dicht bey der Krone war, rief mir Meyer*), der sie schon früher gesehen hatte, aus einem Fenster laut über die Straße zu: „Ich gratulire!" Ich fand dieses sehr unbequem, denn waren sie zu Hause, so konnten sie alles Wort vor Wort hören, da er außerdem meinen Namen sehr vernehmlich genannt hatte. Zum Glück waren sie noch nicht zurück, und als mir jetzt mein Brief einfiel, lief ich schnell zur Post, um ihn womöglich wieder in die Hände zu bekommen. Dieses ist aber leider wider die Regel, und mein armer Brief geht nach Aschersleben und wer weiß wohin weiter. Er enthält viele Spöttereyen über das dortige kleinstädtische Wesen, auch einige sehr malitiöse Anmerkungen über die Frau von Jasmund. Sollte er in Aschersleben erbrochen werden, so könnte ein dortiger Patriot mir einen schlimmen Streich damit spielen. — Um acht Uhr fand ich die Gesellschaft zu Hause. Ich wurde vom Grosmajor ziemlich höflich empfangen und sie wußte sich so gut zu verstellen, daß auch ein feinerer Kopf als ihr Mann nichts gemerkt haben würde. Nur einige verblümte Pikanterien über meinen scheintodten Zustand ließ sie fallen, es war indeß nicht die Zeit, mich zu vertheidigen. Um 9 Uhr nahm ich Abschied, weil der Herr Gemahl sehr ermüdet zu seyn schien. Man bemerkt an ihm gar nicht den vorigen Kammerherrn und sollte darauf schwören, er sei sein ganzes Leben hindurch Husar gewesen. Sie geht nach Hofgeismar, wo leider die Gelegenheit sie zu besuchen zu schön ist, als daß ich sie der Schicklichkeit nach versäumen könnte. Auch der Briefwechsel wird sehr schnell gehen und wenn man so wenig Zeit zu verlieren hat wie ich, so hat man wahrlich an einem Verhältnisse der Art genug."

Der Brief charakterisiert Schulze so deutlich, daß sich jede Anklage, wie jede Vertheidigung unsrerseits erübrigt. Sicherlich gehört er zu den eigenthümlichsten „menschlichen Dokumenten" — so unverhüllt stellt ein Mensch seine Seele selten auch vor den eigenen Augen dar. Kaum in Geismar angelangt, schrieb Frau von Pentz wieder. Die Hauptstellen seien hier wiedergegeben:

„Geismar den 7. May 1812. Ich hoffe und wünsche nicht, mein Theurer Freund! daß unsere neuliche Ueberraschung Ihnen unangenehm war; unmöglich konnte ich in Göttingen seyn, ohne es Sie wißen zu laßen, und ich hatte mir die Hoffnung gemacht Sie würden mit mir und meinem Bruder etwas umher gehn, welches leider durch Ihre Landpartie vereitelt ward, die mir meine ganze Freude Verdarb. Wenn ich nun bedachte in welchen langen Zeitraum ich nichts Von Ihnen hörte, so dünkt mir's immer als sei es Ihnen wohl so ziemlich Gleichgültig uns verfehlt zu haben oder nicht, und da müßte ich wohl noch an ende Aerer Höflichkeit eine elegre machen, die Sie zu einer visite trieb welche wir mit so vielen Interesse erwartet hatten? Erwiedern Sie mir hierauf

*) Dem Bruder der Frau von Pentz.

*) Ein Jugendfreund, Studiengenosse und Landsmann Schulzes, der sich im Tagebuche oft erwähnt findet.

Digitized by Google

kein Compliment sondern sagen Sie mir lieber hab' ich Recht oder nicht?

Zu Pfingsten wird uns der Ernst besuchen, wenn Sie aber recht artig sein wollen so schreiben Sie mir früher einen recht ausführlichen Brief und geben mir die Gründe an die Ihr Hartnäckiges Stillschweigen entschuldigen können, den wäre meine Langmuth nicht der Himmlischen gleich so würden Sie weder mich in Göttingen, noch je wieder eine Zeile meiner Hand gesehn haben, allein, so sehr man uns Frauenzimmer den Fehler der Unbeständigkeit (oft mit Recht) zur Last lege, so giebt es doch Ausnahmen und ich bin keck genug mich unter diese zu zählen, weil Meine Freundschaft nichts mit den wandelbaren Moden leben was ich führen muß gemein hat. Jedoch bei den Genies (worunter ich Sie zu zählen urlaub habe) ist dies anders wie ich merke, es geth ihnen wie den Blumenfreund welchen die immer die Augenblicken dünken die grade Blühen, und dies System unterstützt die Philosophie mit voller Kraft — daher wäre ich fetzt in Göttingen, kein anderes Studium könnte mich anziehn wie dieses, und Sie hätten Aussicht Professorin zu machen, den wo man sieth das es Menschen wohl geth, denen folge man nach. Es war mir gar nicht lieb, daß Sie grade den tag eine Landpartie machten wie ich in Göttingen kam und beinahe müßte ich glauben es sei vorsätzlich geschehn, wären wir nicht seit gehalten worden bei Blumenbachs so wäre ich mit Ernst auf Ihr Zimmer gegangen und würde auf den Tisch mit großen Buchstaben ein Denkzettel da gelassen haben was Ihnen nicht entgangen wäre. ich hatte dies schon an meinen Mann gesagt das ich es thun würde, übrigens haben Sie dessen Gnade durch einige lose Urtheile — unverdient erhalten! Was dinn ich Ihnen eigentlich nicht aber doch etwas Empfindlich, weil Sie meine dringende Bitte mir nach Aschersleben zu schreiben ganz Unerfüllt ließen und mir dadurch recht weh thaten, wenn nicht gar mich mit mir selbst Uneinig machten.

Wollen Sie sich nun bessern und recht Artig sein so ist alles vergessen denn Schreiben Sie mir bald und Adressiren Sie ihre Briefe an die Frau Wachtmeister Ebert geb. v. Hattorff dann erhalte ich sie sehr sicher."

Natürlich war Madame Ebert gleichfalls mit dem Regiment von Aschersleben nach Hofgeismar gezogen. Die Frau Grossmajorin, die ihre heimliche Korrespondenz durch die Frau Wachtmeisterin empfängt, — das ist ein Sittenbildchen für sich.

Schulze erwiderte nicht; hingegen traf inzwischen sein nach Aschersleben gerichteter Brief an die Wachtmeisterin in Geismar ein und gelangte in die Hände der Frau von Pentz. Flugs schrieb sie wieder:

„Geismar den 16. May 12. So ganz ohne einige Zeilen kann ich meinen Bruder doch nicht wieder fortgehn laßen, weil ich mir Einbilde Sie rechneten auf eine Antwort, und die Erfahrung mir lehrte wie Empfindlich es ist in solchen Erwartungen getäuscht zu werden!

So Romaden mäßig meine Existenz auch ist gleich den kalmückischen Horden, so wäre ich doch nicht mit meinem Gebieter über die Grenze des Reichs gegangen, im Fall dies hätte sein sollen würde ich es Sie geschrieben haben, die Polnischen Wölfe reizen mich gar nicht, wie ich den überhaupt keine Liebhaberinn der wilden Creaturen binn, und das Alte Sprüchwort Bleibe im Lande, paßt ganz zu meiner Gesinnung. Es ist mir lieb anjetzt in Geismar zu sein, die wirklich Schöne Gegend, erhebt Herz und Geist, der Ort selbst ist Schrecklich; wir wohnen im Wirthshaus, wo wir Essen haben können, und besitzen zwei kleine Stuben, wo jeder in der seinigen Schläft, der P. ist den ganzen tag nicht zu Haus, hat viele Geschäfte, und reitet gewöhnlich Nachmittags zum Brunnen bis 9 Uhr Abends wo er ins Bett eilt, um den andern Morgen wieder dasselbe Leben zu beginnen. Ich stehe gewöhnlich um 8 Uhr auf, Arbeite bis Mittags, Esse, und fahre oder gehe ganz allein entweder zum Brunnen oder aufs Feld, Arbeite bei der Zurückkunft wieder, Spiele Guitarre, Leie Schreibe und gehe 11 Uhr zu Bett wie ich mir selbst Lebe sehn Sie hieraus, allein traurig ist es mir oft wenn ich mir gestehe, das es Stunden gibt wo man sich nach ein theilnehmendes Wesen sehnt welchen man seine Gefühle und Ideen gern mittheilte, und den so gar keinen Punkt sieth der ein Gleiches sinnen verriethe — diesem zu Leben heißt sich selbst vergeßen, und thut mir so weh das ich beim Nachdenken darüber eher zu Thränen geneigt wäre wie zum Spott. Ich kommen Sie doch mahl nach dem Brunnen, es ist gar nicht so weit von Göttingen über Dransfeld etwa 4 kleine Meilen, denn müßen Sie sich so einrichten das Sie am Sonnabend Nachmittag dort sind und bis Montag da bleiben, nur wißen muß ich es Vorher, weil es sonst könnte ich käme sonst nicht dahin; ein großes Vergnügen wäre es für mich mit Ihnen dort allenthalben herum zu gehen, dies ließe ich mir gar nicht nehmen, der Brunnen an sich ist wohl nicht von großer Bedeutung das Local der Anlagen aber Erfreuend. reizt Sie dies nicht ein wenig."

Abends Spät. Ich komme noch mahl wieder zu Ihnen zurück mein Theurer Freund! da mich nichts in meiner Einsamkeit stört, um Ihnen einen Traum zu Erzählen den ich vorige Nacht hatte. Wir waren in Aschersleben, und ich wollte Sie im Wagen zur Spazierfahrt abholen als Sie mir entgegen kamen, in einem Schwarzen Mantel, einen großen runden Hutt auf dem eine sehr hohe häßliche Schwarze Feder prangte; dies war mir gar nicht Auffallend: wir fuhren fort über den Marckt wo der Kutscher über die stände einiger krautweiber bog, ganz verkehrt umwand, und uns beide so Unbarmherzig umwarf, das ich laut schreiend Erwachte. wenn Sie sich auf Deutungen verstehn so legen Sie mir dies Gesicht aus.

Ich habe heute auf einen Spaziergange ein Vier Kleeblatt gefunden, welches ein Glückliches Zeichen ist, dem Besitzer davon stets Viel Gaben der Fortuna beut, ich lege es Ihnen hiebei und hoffe es wird sich dieser Glaube bewähren zu meiner Freude. Nun Gute Nacht lieber Schulze! denken Sie auch mahl mit Herzlichkeit meiner."

Nach Geismar zu kommen, reizte den Dichter nicht; den Traum aber deutete er wohl, nur daß uns dieser Brief nicht erhalten ist. Das nächste Stück der Korrespondenz, der übrigens auch noch heute jenes vierblättrige Kleeblatt eingeklebt ist, ist ein Zettelchen von Schulze's Hand, auf welchem er „aus einem Briefe der Pentz an ihren Bruder" folgende Stelle citiert: „Grüße Schulze und sage ihm, ich hätte seine Dornenkrone erhalten, wollte aber, weil die Rosen noch nicht blühten, meine überflüßige Zeit und Mühe nicht zum Schreiben, sondern zum Schweigen verwenden!" Der Jüngling, der die verblümten Botschaften seiner verheirateten Schwester auszurichten hatte, war achtzehn, Schulze dreiundzwanzig, Frau von Pentz etwa dreißig Jahre alt.

Der nächste Brief der Dame, der sich in Schulzes Nachlaß vorgefunden, ist eine Antwort auf seinen uns nicht erhaltenen Brief. Einiges sei hier daraus mitgeteilt:

„d. 6. Juni. Ich dachte am 2. Abends ein Stündchen mit Ihnen zu plaudern, weil schon Alles schlief und ich ganz ungestört war, als meiner Guitarre zwei Saiten sprangen die mich nicht allein Erschreckten sondern ganz störten — dies ist wahrscheinlich der Augenblick gewesen als Sie die Illumination ihres Nachbars ansahen. — Gestern da mich eben Madame Desbarres die Frau unsers Rittmstr abholte, um mit ihr auf eine halbe Stunde

Digitized by Google

zum Brunnen zu fahren, kam die Ebert und gab mir Ihren Brief. ganz Unerwartet war diese Ueberraschung, ich konnte ihn in den Augenblick nicht lesen, verbarg ihm und machte mich am Brunnen los, um ihm an meinen Lieblingsplatz zu Entsiegeln — Nicht in der besten Stimmung mogte ich wieder zurückgekommen sein den Md Desbarres frug mich ob ich nicht Wohl sei und gab mir dadurch eine gewünschte Entschuldigung meiner Verstimmung. Es ist ganz gewiß mein Theurer Freund! daß uns nichts mehr Ergreifen kann wie die plötzliche Erscheinung einer Scene von welcher wir eine ähnliche Angenehm verlebten — da ruht die Phantasie einmal nicht — sondern weibt rasch alle die Gestalten die unsern Gefühlen am nächsten Verwandt sind gleich den Bildern eines Schattenspiels vorüber. —

Die ungewißheit der kommenden Dinge mein ich nicht besser in Beziehung auf uns vergleichen zu können, wie mit einem schauerlichen Herbstabend, wo der Wind durch ein langes finsteres Gebäude, in welchen man ein Kind ohne Licht sendet um seinen Muth gegen ungewöhnlichen Erscheinungen zu stärken; gewiß es ist ihm ein harter Kampf! allein zum Glück geth ein Spielgefährte mit, und so sich festhaltend, bestehn sie zusammen trotz allen sonderbaren Gestalten die sich vor ihren Augen in der Finsterniß bilden wollen, den Angst Vollen Weg den die Freundschaft begleitete und die Selbstständigkeit bewährt. —

Das Wort von Ihnen: Lassen Sie uns Freunde bleiben! unterzeichne ich, denn wenn singe ich wohl lieber einen Hymnus wie der Freundschaft im Strengen sinn des Worts? den Vorigen Sommer mein lieber Freund! können wir freilich nicht mehr leben der ist dahin! allein ähnliche Tage können doch verlorene Ersetzen? — solche in Geismar zu Erwarten zweifle ich mit gewißheit, der ungebundene Geist erfürdt zu sehr wenn er der Form sich Anschmiegen muß — Geben Sie nur den vorsatz nicht ganz auf den Brunnen zu Besuchen machen Sie eine partie mit mehrern Ihrer Freunde und Bekannimen so wird auch der Anfang des nächsten Monats immer die amusanteste Zeit sein — große Gesellschaft findet man hier nicht, doch sind die Sontage sehr besucht Von Auswärtigen, ich werde mich Freuen Vorher zu hören das Sie Ihr Project nicht aufgaben, und kann ich gleich nicht mit Ihnen in den hiesigen Gärten so ungenirt umher streifen wie am tage unserer Bekanntschaft so werde ich mich doch dessen dabei fröhlich Erinnern können. Gedenken Sie meiner lieber Schulz! Sie wissen wohl wodurch Sie dies beweisen können Ihrer L. P."

Nach dieser Antwort zu schließen, war Schulzes Brief jedenfalls sehr zärtlich und ging ganz aus der Tonart der Cellischen Tage. Welchen Widerhall seine Worte fanden, sieht man, aber Frau von Pentz fühlte sich doch verpflichtet, aufmerksam zu machen, daß die Tage von einst in Geismar nicht wiederkehren könnten, nicht, weil sie Gewissensskrupel hatte, sondern weil „der ungebundene Geist zu sehr erfürdt, wenn er der Form sich anschmiegen muß", mit andern Worten: weil es dort zu viele Aufpasser gab. Ob Schulze sonst hingekommen wäre, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls kam er nun nicht, und es kann nach alledem, was wir bereits mitangesehen haben, nicht verwundern, daß die Frau Grosmajorin nun wieder nach Göttingen kommen wollte. Der folgende Brief bezeugt diese Absicht, aber zugleich die Trauer über das Scheitern des Planes:

„Geismar, d. 26. Juni 12. Mit recht berühten Herzen lieber Freund! komme ich heute zu Ihnen, den alle meine gehofften Freuden sind recht schnell geschwunden! — Ein ganz besonderst günstiger Zufall sollte mich einen tag in Göttingen zubringen lassen schon in voriger woche, ich kam indeß nicht weiter wie Münden; weil die prima donna des Ausfings plötzlich in der Nacht gleich den Jacob im Traum gerungen hatte, sich dabei ihren soliden Fuß geschadet, und Erklärte unfähig zu sein den Musen Sitz zu eilen zu können. Der finstere Traum Geist ward von mir verwünscht, zu allen Spirituosen (deren es hier beiläufig gesagt wenig gibt) rieth ich, um das übel des Fußes schnell zu kurieren, und doch wenigstens in dieser Woche die tour noch zu machen, aber obgleich der Schaden verbessert, das Wetter gut ist, so dreht sich doch Menschen Sinn, gleich der Kirchthurmsfahne in November Stürmen, freilich, ohne festen Standpunkt; und die ganze schöne Hofnung Scheitert an den Launen dieser Unbeständigen Gemüther — dies macht mir nun yarlich Kummer, und die beiter Schuld! der sie meine Freude theilen sollten müssen jetzt schon willig ein Gleiches in Trauer. Trösten kann mich gar nichts über meinen Schmerz, vergeblicher Hofnung so lange raum und Nahrung gegeben zu haben.

Die schöne Umgebung von Münden habe ich recht genau beschn, denn so gar auf der Weser zur Glashütte geschifft, um dort bei der Arbeit der guten Menschen, einen recht fühlbaren Begriff des Fegefeuers zu bekommen. Die Lage vom Städtchen mit seinen Bergen und Wasser hat mir die schöne Erinnerung von Heidelberg zurück gerufen womit es eine ganz Entfernte Aehnlichkeit hat — doch suchte ich die herrlichen Weinberge und jene Ruine die wohl die Einzige in ihrer Art in unserm Vaterlande ist Vergebens. es geth einen mit Gegenden wie mit Freunden die man lieb hat, oft kann man ähnlichkeiten finden in einzelnen Zügen, ohne daß das Ganze von fremden Menschen, den Gegenstand erreicht der uns zur Vergleichung erinnuterte.

Ach das ich Sie schriftlich fragen muß wie Sie leben? ob Sie den wie die Stein Ente noch stets hinter Ihren Bücher Festen sitzen? Werfen Sie von Ihren Conceptен und Ausarbeitungen einen Blick zum Tempel der Freundschaft, aus welchem ich Ihnen heute die Hand biete in Gestalt der tragischen Muse; (wenn der Vergleich nicht zu unwissheiden klingt!) ich warte und Pflege der gemeihten Ampel mit inniger Sorgfalt, und ein Gebet ist ihren Hallen jeden Tag gewidmet; den sonst wenn die Lampe erloschen, und kein Fußtritt mehr den Gebrauch und Werth des Heiligthums verriethe, so mögten böse Weltfinder wohl schon längst an den Säulen die ich für Ewig dauernd halte, den Zahn der Zerstörung geübt haben, ich würde Weinend das verlorne Paradies an schauen, wenn Sie vielleicht kalt und Gnstig über und in Ihren Studien meinen Schmerz nicht bemerkten! Auch ich mußte heute mein Herz ausschütten, und Sie werden es wohl zu denken wissen."

Wie der junge Dichter den allerdings sehr deutlichen Brief zu deuten wußte, erweist die folgende Eintragung seines Tagebuchs:

„Göttingen am 29. Julius 1812. Die arme Frau von P. hat bemahe seit acht Wochen keine Zeile von mir erhalten. Nichts ist schrecklicher, als ein langsam hinsterbendes Verhältniß der Art. Wenn wir durchaus nichts als Freundschaft unter uns stipuliren wollten, so würde ich äußerst gern einen Briefwechsel mit ihr führen."

Am nächsten Tage schrieb er endlich wieder an die Dame:

„Göttingen am 30. Julius 1812. Ich wage es kaum ein Paar Worte zu schreiben, meine liebe Freundin, weil ich zu gut sehe, wie schuldig ich Ihnen erscheinen muß. Wenige Worte reichen überhaupt nicht hin mich zu vertheidigen und Ihnen meine Lage vorzustellen, ja sie könnten

Digitized by Google

Sie auf den Gedanken bringen, es wäre meine Absicht nur wenige Worte zu schreiben, und doch erlaubt mir die äußerste Nothwendigkeit nicht mehr. Doch ich freue mich, daß ich Ihnen einen redenden Zeugen für mich aufstellen kann. Fragen Sie Ihren Bruder, der mich in meiner Verschanzung besucht hat; er wird Ihnen sagen können, wie gelehrt und wie geistlos er mich gefunden habe. Ich scheue mich eine Feder zum Briefschreiben anzusehen, wie eine Schöne die von den Blattern entstellt wurde sich scheut in den Spiegel zu sehen. Nichts macht uns die traurige Lage worin sich unser Geist befindet, fühlbarer und schmerzlicher, als wenn wir uns mit geistreichen Personen unterhalten sollen, und unsre eigne Unfähigkeit bemerken. In der Unterhaltung des gewöhnlichen Lebens bringt man sich mit seiner Stumpfheit noch so ziemlich ehrenvoll durch, denn man klopft doch am häufigsten auf eben so stumpfe Köpfe; ja wenn man allenfalls noch etwas mehr von sich selbst gerettet hat als jene so hält man sich vielleicht gar noch immer für einen Fötir; wenn aber der Rabe unter die Schwäne kömmt, so muß er doch selbst wohl ein wenig merken, daß er nicht den glänzendsten Teint hat. Bleiben Sie mir nur immer gut; mein Herz sollen Sie nicht verändert finden und das ist doch der beste Theil von uns, wenn es auch nicht der anständigste ist.

Leben Sie wohl, meine gute Freundin. Wenn ich wohl lebte, so schlösse ich diesen Brief nicht auf der zweiten Seite. Der Ihrige E. Sch.

Auch dieser kurze Brief wäre kaum geschrieben worden, wenn er sich nicht in jenen Tagen eben mit Cäcilie Tychsen überworfen hätte. Die folgende Stelle seines Tagebuchs mag uns des Näheren darüber unterrichten:

„Göttingen, 1. August 1812. Ich bin es müde. Nicht länger will ich die Namen eines kokketten Mädchens tragen. (Folgen bittere Klagen über Cäcilie Tychsen) . . . O Gott, dieses Mahl hat mich meine Menschenkenntniß betrogen. Ich kannte noch keine Kokette, die mit ihrem Gefühl prunkt, während sie kälter ist wie Eis. Meine Eitelkeit verdiente wohl eine solche Strafe und die Frau von Pentz ist gerächt. Es war ein schöner Traum, der seligste meines Lebens, er hat mir viel Freude gemacht, ich will nicht undankbar seyn. — Es ist ja kein Traum ohne Erwachen und das Leben ist nur trockene Prosa. Ich wollte, daß ich todt wäre. Wenn auch drüben nichts ist, so langweilte ich mich hier doch nicht länger. Mein Gefühl wird verwelken, in dieser Liebe hat es sich erschöpft. Auch gut! Sind doch die Narren und die herzlosen Menschen glücklich . . ."

Die Worte waren vielleicht nicht allzu ernst gemeint — aber wie voll sollten sie sich später erfüllen! Verdiente die Eitelkeit des jungen Dichters Strafe, so wurde sie ihr, nur daß es freilich nicht Cäcilie, sondern Adelheid Tychsen war, welche dies Strafgericht vollzog und „Frau von Pentz rächte".

Am 9. August glaubte Schulze mit Cäcilie Tychsen für immer gebrochen zu haben, „sie ist eine ausgemachte Kokette", schrieb er in sein Tagebuch, „und der ernsthafte Teil des Romans ist fertig". Er irrte, der ernsthafte, der tragische Teil des „Romans" begann erst.

Was aber Frau von Pentz betrifft, so gelang es ihr nun endlich wirklich, wieder einmal nach Göttingen zu kommen, wenn auch nur abermals in Begleitung ihres Gatten. In seinem Tagebuch erzählt Schulze darüber:

„Am 11. August. Am Nachmittage kam Schlüter zu mir und sagte mir, die Pentz sey mit ihrem Manne angekommen. Ich ging etwas verlegen hin, denn seit langer Zeit hatte ich nur einige Zeilen geschrieben. Ich wurde sehr artig empfangen und auch der Grosmajor war sehr höflich und schien nicht das Mindeste zu ahnden. Wir tranken einige Gläser Wein miteinander, ich fatwisirte etwas, weil ich merkte, daß das sein Ton ist, und er ließ mich dann mit seiner Frau allein. Ich befürchtete eine Expektoration und begann daher ein leichtes gesellschaftliches Gespräch, welches ich mit vieler Geistesgegenwart lange unterhielt. Endlich kam sie indeß von selbst auf mein Stillschweigen und spielte auf Tychsens an, von denen sie, ich weiß nicht wie, erfahren hatte. Ich zog mich indeß recht gut aus der Schlinge, klagte über meine unendlichen Arbeiten und über den prosaischen Hauch der Wissenschaft, der mir Geist und Gefühl raube. Wir blieben bis acht Uhr zusammen. Als es zu dämmern anfing, ward ich weicher. Ich saß neben einer Frau, die mich innig geliebt hatte, die mich noch jetzt liebte, ich gedachte der seligen Tage des vorigen Herbstes und trauete bey dem Gedanken, daß alles das unwiederbringlich dahin sey! Ach, wenn wir auch nicht mehr im Stande sind, das zu fühlen, was wir einst fühlten, wir können uns doch der Betrübniß nicht enthalten, daß wir nicht mehr so fühlen können. — Wir sprachen von den Freuden der vergangenen Zeit; sie wußte noch genau den Tag, an dem sie mich zuerst gesehen hatte und den Tag, wo ich abgereist war. Wir gingen so viele kleine Umstände mit einander durch, die unser damaliges Glück begleitet hatten und fanden beyde, daß alles das nicht wiederkommen würde. Ich wurde unendlich wehmüthig und auch ihre Stimme zitterte oft und es traten Thränen in ihre Augen. Die arme Frau lebt jetzt ein freudenloses Leben, ohne gebildeten Umgang, in leeren Einerley, einsam

Digitized by Google

mit ihrem weichen und warmen Herzen. Ich werde ihr diesen Winter häufiger schreiben ich habe ihr vieles von ihrem Glück geraubt, ich will ihr wenigstens soviel Trost geben, als ich vermag. Warum hat mir die Natur ein so leichtsinniges flüchtiges Herz gegeben, und doch in die andere Wagschale soviel tiefes, inniges Gefühl gelegt? Ich nahm mit einem langen Kuß auf ihre Hand Abschied von ihr und ging sehr bewegt zu Hause."

Der junge Dichter führte seinen Vorsatz aus, freilich erst einige Wochen später. Am 8. September 1812 schrieb er an Frau v. Pentz:

„Eben habe ich meine Collegia geschlossen und wenn mich meine Rechnung nicht trügt, so ist auch heute grade der Tag, an welchem ich Sie, meine liebe Freundin, vor einem Jahre kennen lernte. So vereinigen sich nun zwey Feste an einem Tage. Sie wollen freylich, daß wir uns schon im August in Lachtehausen trafen, ich wette aber so viel Ihnen beliebt, daß meine Rechnung richtiger ist als die Ihrige. Gleich am andern Morgen nach jener Nacht, die wir so fröhlich durchtanzten, schrieb ich in mein Tagebuch: „Gestern machte ich die Bekanntschaft einer sehr interessanten und liebenswürdigen Frau, die mir vielleicht gefährlich werden wird. So viel sehe ich schon ein, daß ich nun vors erste nicht nach Göttingen zurückkehren werde, obgleich ich mich noch gestern Morgen fest dazu entschlossen hatte, weil ich anfing mich hier zu langweilen." Ueber dieser Notiz steht mit deutlichen Buchstaben: Am 9. September. Sie sehen, daß sich dagegen nichts sagen läßt und müßten mir die Wette bezahlen, wenn Sie sie eingegangen wären. Um diese Zeit saß ich beym Abendessen an Ihrer rechten Seite und freute mich, daß das Schicksal mir eine so unterhaltende Nachbarin beschert hatte. Ach, meine liebe Freundin, es macht mich recht wehmüthig indem ich an alle jene kleinen Umstände zurückdenke. Könnte ich doch jenen Tag zurückzaubern, jenen Tag und alle die folgenden bis zu dem traurigen 15. Oktober, wo ich Zelle verlassen mußte. Es war ein Monat des Glücks, wie er den armen Sterblichen selten geboten wird. Es ist traurig daß man das Glück selbst verwünschen muß, weil der Gedanke an seine Flucht schmerzlich ist. Doch nein, meine gute Freundin, ich will nicht undankbar seyn. Ist uns doch das Schicksal nichts schuldig, warum sollen wir zürnen daß es uns den schönsten Kuß der Freude nur einmahl vergönnte, da es doch in seiner Macht stand, ihn uns ganz zu entziehen? Auf künftiges Glück hoffen ist unnütz, aber noch weit unnützer ist es, entflohenes Glück zu beklagen. Jenes verbindet wenigstens die Freude der Erwartung mit der Möglichkeit der Erfüllung, dieses erweckt allein hoffnungslosen Schmerz. Doch ich gleiche dem Arzt, der die heilsamsten Recepte verschreibt, während er sich doch selbst vor der bittern Medizin fürchtet. Alle jene vernünftigen Betrachtungen werden mich nie bewegen können, den vorigen September nicht ferner mit schmerzlichen Empfindungen zurückzuwünschen. Ein Umstand war mir heute merkwürdig und gewährte mir einige Erheiterung. Der große Violinspieler Rhode gab heute ein Concert und verlieh also diesem Tage wirklich etwas Festliches. Dieses Zusammentreffen hatte mich so **traitable** gestimmt, daß ich mich mit einer Dame, mit der ich bisher in ewigem bittern Hader gelebt hatte, völlig versöhnte. Diese Dame ist hier die allgemein Angebetete, sie ist sehr hübsch, hat sehr viel Geist, ist aber unaussprechlich kokett. Mein Haß gegen sie war aus bloßer Freundschaft gegen eine andre Dame entstanden der sie ihren Liebhaber geraubt hatte. Sie sehen was ich für ein uneigennütziger Mensch bin. Dieser Haß war bey mir einmahl so zur Gewohnheit geworden, daß er auch noch fortdauerte, nachdem sich beyde Feindinnen schon längst versöhnt hatten, wenigstens scheinbar, denn ich glaube, daß solch ein Verbrechen keine wahre Versöhnung erlaubt. Ueberall, wo ich sie traf, verfolgte ich sie mit den bittersten Spöttereyen, ich machte Spottgedichte auf sie und war so erfinderisch als möglich, sie auf alle Art zu ärgern. Natürlich suchte auch sie sich zu rächen. Es wurde kein Kehraus getanzt, worin sie mich nicht gezwungen hätte, vor ihr zu knien und kein Thee gegeben, wo sie nicht eine neue Anekdote von mir erzählt hätte. Zwey Jahre hatte dieses Verhältniß gedauert und war so bekannt geworden, daß man in vielen Gesellschaften, wo sie war, mich bloß deswegen auch einlud, damit die Uebermüthige, die immer von einem seufzenden und schmachtenden Hofe umringt war, dennoch immer einen fände, der sie etwas demüthigte. Endlich trieb ich sie indeß zu sehr in die Enge und als ich mich neulich in einer großen Gesellschaft ganz unbarmherzig gegen sie betragen hatte, schickte sie einen guten Freund von mir, der auch an ihren Wagen zieht, als Herold an mich ab, um mich um Frieden bitten zu lassen. Eine größere Demüthigung verlangte ich von dem stolzen Wesen nicht. Ich redete sie also heute Abend im Concert sehr höflich an und sagte ihr tausend Artigkeiten und Schmeicheleyen. Sie krauste mir anfangs nicht und verlangte als Friedenszeichen einen Brief aus meiner Correspondenz mit einem gewissen empfindenden und affektirten Herrn, der vorigen Winter hier der Gegenstand der allgemeinen Anbetung war und dem selbst diese Dame auf eine etwas indelikate Art die Cour gemacht hatte. Ich glaube, ich habe Ihnen neulich, als Sie hier waren, davon erzählt. Das Pfand der Versöhnung wurde versprochen und der Friede war geschlossen.

Digitized by Google

Um die übrige schöne Welt, welche Zeuge dieser Vereinigung gewesen war und die sich etwas darüber zu ärgern schien, zu trösten, trakticte ich alle Damen mit Bonbons und stellte so jeden zufrieden. Auf diese Art, um wenigstens diese Erzählung, die Sie wenig interessiren kann, mit einer Nutzanwendung zu schließen, wurde ein Krieg beendigt, der freylich nicht so blutig war wie der Trojanische, der aber doch wiederum den Satz beweist, daß das weibliche Geschlecht von jeher die Ursache alles Zanks auf der Erde gewesen ist. Doch findet auch hierbey ein Unterschied statt:

Mit Allen ewig sich zu streiten
Mag alter Weiber Freude seyn;
Soll mir der Zank Genuß bereiten,
So muß mein Gegner geistreich seyn.

Sie werden sich noch wohl erinnern, wie eifrig ich in Zelle jede Gelegenheit ergriff, mich mit Ihnen zu zanken und es hat mir hier zuweilen nichts zu meiner Zufriedenheit gefehlt, als daß ich mich mit Ihnen nicht zanken konnte.

In diesen Tagen wird der König und die Königin hier erwartet und man hat mich gebeten im Namen des Departements ein Gedicht zu die letztere zu machen. So ungern ich auch gekrönte Häupter besinge, so mußte ich mich doch dieses Mahl darin fügen. Mein Gedicht ist natürlich schlecht geworden, aber ein andres Französisches, das auf den König gemacht ist, hat mir großen Trost gegeben, denn es ist noch schlechter als das meinige. Hieronymus wird unter andern Amor darin genannt und es schließt mit den Versen:

Que le trône embelli d'une auguste tendresse,
O Prince, a tes cotés nous fasse voir sans cesse
Catherine et l'Amour.

Ein alter Schweizer, der sich hier aufhält, sagte als er dieses las: Ainsi Catherine et l'Amour sont deux personnes diverses. Ich lege mein Machwerk bey, machen Sie Papilloten daraus.

Der Ihrige.

E. Sch."

Der Brief bedarf keines Kommentars. In seinem Bestreben, die verlassene Geliebte zu trösten, erdichtet Schulz sogar Notizen seines Tagebuchs, denn wie anders die Eintragungen nach der ersten Begegnung mit Frau von Pentz wirklich lauteten, weiß der Leser; wir haben sie S. 25 ff. des vorliegenden Bandes mitgeteilt. Besser, wenn auch nicht ganz gut, steht es um seine Wahrheitsliebe, was die Geschichte von seiner Feindin und seine Versöhnung mit ihr betrifft. Die junge Dame hieß Auguste Gebler; die Beziehung zu ihr ist wenigstens im Kern richtig wiedergegeben, nur daß sich Ernst Schulze eine schmeichelhaftere Rolle vindizirt, als er sie in Wahrheit spielte. Das Gedicht an die Königin von Westfalen ist nicht erhalten.

In einem nächsten Aufsatz werden wir die Strafe, die das Schicksal dem jungen Dichter auferlegt, deutlicher gewahren können, als bisher.

Metrische Übertragungen.

IV.

Es giebt fast noch weniger treffliche Übersetzer, als es treffliche Dichter giebt; unter den Deutschen steht Ferdinand Freiligrath obenan, und es ist für jemand, der sich als Nachdichter versucht, nicht ungefährlich, seinen Namen zu tragen; der Leser ist dadurch unwillkürlich versucht, eine Parallele zu ziehen, die ihm, so wenig gerecht dies sein mag, beeinflußt. Wir wollen uns davor hüten und haben darum schon bei der Lektüre des Buches: Englische Dichter. Übersetzungen nach Percy B. Shelley, Thomas Moore, John Keats, Algernon Charles Swinburne und Anderen. Von Gisberte Freiligrath (Otto Heubel, Halle a. S.) nicht weiter daran gedacht, daß es von der Schwester des innerrichten Meisters deutscher Übersetzungskunst verfaßt ist. Das Werk ist das Ergebnis fleißiger, gewissenhafter, geschmackvoller Arbeit. Auch die Auswahl können wir nur billigen. Thomas Moore abgerechnet, der in Deutschland viele, und darunter wohl auch ihm kongeniale Nachdichter gefunden hat, als Fräulein Freiligrath, hat diese hauptsächlich Dichter verdeutscht, die es wohl verdienen, auch bei uns bekannter zu werden, als sie es bisher sind. Das Buch ermöglicht es, von ihrem Wesen eine Anschauung zu gewinnen; die Dame übersetzt treu und klar; daß die Sprache zuweilen die Schönheit und den Schwung, die metrische Form die Glätte vermissen läßt, darf allerdings auch nicht verschwiegen sein. Zur Erhärtung unseres Urteils hier eine Probe, Swinburnes schönes Sonnett: „Non dolet":

„Es schmerzt nicht." Lächelnd sprach's die Römerin,
Folgt' mit dem Blick der roten Tropfen Zahl,
Die überrieselten den blanken Stahl.
Nicht was geschehen war, trübte ihr den Sinn,
Doch was geschehen mußte, eh' dahin
Für beide Lebenslicht und Sonnenstrahl:
So lange Schmerz dem Gatten droht und Qual,
War nicht die Palme', nicht Friede ihr Gewinn.
Italia, es schmerzt nicht. Du bist mehr
Als Gattin; uns auch sieht Du todbereit,
Nimm hin das Herzblut, das die Liebe weiht.
Gabst Du zuvor das Deinige nicht her
Für uns? Kann unser Opfer Dir gedeihn,
Und stirbst nicht Du, wie sollt es schmerzhaft sein?

Zu bedauern ist der Mangel an erläuternden Anmerkungen. Gedichte, wie das hier mitgeteilte, sind ja allerdings an sich verständlich, aber auch hier schon wäre dem Leser die Mitteilung, daß Swinburne lange in Florenz lebte und im Sinne seines Freundes Mazzini für die italienische Sache wirkte, nicht unwillkommen gewesen. Bei anderen Gedichten aber macht sich der Mangel geradezu fühlbar.

In die germanische, Deutschen und Engländern gemeinsame Vorzeit lenkt uns zurück: Beowulf. Angelsächsisches Heldengedicht. Übertragen von Moritz Heyne. Zweite Auf-

Digitized by Google

lage. (Paderborn, Ferdinand Schöningh 1808.) Es ist hier natürlich weder des Ortes, auf den Inhalt des Gedichts einzugehen, noch seine Bedeutung in sprachlicher und kulturhistorischer Hinsicht darzulegen; auch die Frage, ob es, wie Heyne annimmt, aus dem VII. oder, wie Andere meinen, erst aus dem VIII. Jahrhundert stammt, kann uns hier nicht beschäftigen. Was die vorliegende Übersetzung betrifft, so ist sie ja auch nicht eben eine Novität, hat vielmehr bereits seit 35 Jahren (die erste Auflage erschien 1863) wacker ihre Aufgabe erfüllt, das Gedicht, das auch in ästhetischer Hinsicht die Lektüre lohnt, über den Kreis der Fachgelehrten hinaus bekannt zu machen. Ihr Ziel ist „Lesbarkeit und leichtes allgemeines Verständnis bei aller sinngemäßer Treue der Übertragung"; darum hat der Göttinger Gelehrte im Gegensatz zu anderen Bearbeitern auf die Wiedergabe des Stabreimes verzichtet und statt des Metrums des Originals den ungereimten fünffüßigen Jambus gewählt, was ihm ja allerdings den Vorzug sichert, sich sprachlich freier bewegen zu können, aber allerdings andererseits unleugbar eine Einbuße an Treue des Kolorits und des eigentümlichen Gesamteindrucks bedeutet. Erwägt man, daß Heyne 1863 bereits zwei Vorläufer hatte (Ettmüller und Simrock), und daß seither auch mindestens zwei Übertragungen gefolgt sind (solche von Grein und H. v. Wolzogen), vielleicht auch noch mehr, da uns möglicherweise nicht alle bekannt sind, so liegt schon in dem Umstande, daß sich doch noch eine neue Auflage als nötig oder doch als möglich erwies, ein Beweis für den Wert seiner Übertragung. Hier zur Probe der Eingang des Gedichts:

Was haben wir doch aus der Vorzeit Tagen
Der kriegerischen Dänenkön'ge Ruhm
Erzählen hören! Welche Heldenthaten
Vollbrachten nicht die Herren! Oft entrieb
Der Skefing Skyld die Scharen seiner Feinde
— Nicht wen'ge waren es — dem Zechgelage.
Zu Mühlhal hatte dieser Fürst gelebt,
Nachdem man hilflos ihn zuerst gefunden.
Doch wandte sein Geschick sich bald; sein Ruhm
Wuchs wie sein Reich auf Erden, bis zuletzt
Zu Zins und Lehen ihm verpflichtet waren
Die Nachbarn alle, jenseit auch des Meeres.
Das war ein guter König!

Man sieht, die Ansprüche an Lesbarkeit und leichtes Verständnis finden thatsächlich Befriedigung.

P. J. Millaysens Altisländische Volksballaden und andere Volksdichtungen nordischer Vorzeit (Bremen, M. Heinsius Nachf.) schließen nicht blos dem Stoffkreis nach für unsere Übersicht zunächst an Heynes Werk an, sondern sind diesem auch im Schicksal verwandt; auch von ihnen ist erst nach fast ebenso langer Zeit (hier sind es 32 Jahre) eine zweite Auflage nötig geworden, aber auch für sie ist angesichts des nicht allzu großen Kreises, der sich für derlei Bücher interessiert, sowie der zahlreichen Konkurrenz-Übersetzungen die Thatsache des Neudrucks an sich schon eine Empfehlung. Der Verskunst Millaysens haben wir oft schon die gebührende Anerkennung zu zollen Gelegenheit gehabt; auch dies Buch erweist sie. Hier einige Proben, weil sie das Werk am besten empfehlen werden. Aus den „Altisländischen Volksballaden" folge hier: „Die Stiefmutter":

Der König segelte aus zu frei'n,
Die Schönste des Landes sollt' es sein.
Er führte heim gleich, die er fand,
Und Sigurlaug ward sie genannt.
Der Winter fünfe war sie fein
Und schenkte ihm fünf Kindelein.

Da kam in's Land ein Sterben groß,
Und sein Eh'gelpons der König verlor.
Er aber segelte wieder aus
Die Schönste zu führen in sein Haus.
So ward er denn um Frau Svenborg
Und führte heim sie, frei der Sorg
Da hörte die Mutter im Grab das Weinen
Von ihren Kindelein, den kleinen.
Und sie gerührt vor allem haben
Im Jenseits die Thränen des jüngsten Knaben.
„Herr, gestatte mir aufzustehn,
Zu meinen weinenden Kindern zu gehn!"
„Sei zugestanden Dir dieser Gang,
Doch weile dort nicht allzulang'."
Am Himmel hoch der Vollmond glitt,
Als Sigurlaug von dannen schritt.
Vom Kirchhof ging sie zum Schloß den Pfad,
Wo Svenborg stand, vor die sie trat.
„Willkommen, Sigurlaug, tritt ein
Und trinke mit uns Bier und Wein!"
„Ich mag nicht trinken Deinen Wein,
Es weinen ja meine Kindelein.
Haus und Hof und Feld und Wies'
Für sie auf der Welt zurück ich ließ;
Ich hinterließ den Kindelein
Ein Bettchen, Kissen und weißen Lein."
Und sie erhob die linke Hand
Und zeigte der Hölle Qual und Brand.
„Thust Du wohl meinen Kindelein,
Vergelt ich es der Seele dein!
Doch ich muß wieder gehen,
Die Hähne hör' ich schon krähen!"
Und Svenborg ließ Kleider schneiden
Den Kleinen, weich wie Seiden.
Der König lag im Bett und schrie:
„Laß auf der Diele doch liegen sie!" —
„Nicht mag es uns ehren und zieren,
Wenn die Kindlein auf Dielen frieren."
Stiefmutter war ich, streng und hart,
Nun bin ich ihnen Mutter zart.
War stief ich ihnen sonst mit Groll,
Nun bin ich Mutter liebevoll."

Die schöne Ballade berührt sich, wie man sieht, mit deutschen Volksliedern. Gleichfam ihr Gegenspiel ist die gleichfalls von Millaysen übersetzte und in dieser Sammlung mitgeteilte altdänische Volksballade „Frau Inges Töchter":

Frau Inge hatte drei Töchterlein,
Ins Himmelreich kamen sie alle hinein.
— Im Himmel ist große Freude.
Doch konnten nicht länger im Himmel sie sein,
Ihr Mütterchen lieb thät nun sie wein'n.
Sie gingen, vor unser'm Herrgott zu steh'n:
„Dürfen wir eine Nacht nach Hause geh'n?"
„Eine Nacht mögt Ihr nach Hause geh'n,
Doch nicht länger, als bis die Hähne kräh'n."
Und sachte, ganz sachte durchs Dorf gingen sie;
Die Hündlein, wie winseln gen Himmel die.
Die Mägdlein klopften an mit der Hand von Bein:
„Steht auf, lieb Mütterlein, lasset uns ein!"
Frau Inge stand auf im seidenen Hemd
Und ließ sie wohl ein, das Herz beklemmt.
Die erste sollte spinnen und zwirnen die zweite,
Die dritte zählen, wie die Stunden gleiten.
Und es krähen die Hähne, die roten —
Zu die Erde nun eilen die Toten.
Die Hähne, die schwarzen, krähn dorten:
Nun schließen sich alle Pforten.
Wenn die weißen nun krähn, dann sogleich
Verschließt sich das himmlische Reich.
„O Töchter, Ihr Lieben, bleibt bei mir im Leben!
Drei reiche Ritter will ich euch dann geben!" —
„Nicht gebt uns drei Ritter, und wären sie reich,
Weit besser ja ist es im Himmelreich!
Es ist weit besser im Himmel zu ruhn,
Als auf Erden zu geh'n in roten Goldschuh'n.

Digitized by Google

Es ist weit besser im himmlischen Hagen,
Als goldene Kronen auf Erden tragen!“
Im Himmel ist große Freude.

Wir legen Willadsens Buch mit dem aufrichtigen Wunsche aus der Hand, daß es die verdiente Beachtung finden möge.

Der Verfasser des nächsten Büchleins, das wir zu würdigen haben, hat kühnen Muts ein großes Wagnis unternommen. Das verrät dem Kundigen schon der Titel: Gedichte von Jens Peter Jacobsen. Aus dem Dänischen übersetzt von Robert F. Arnold. (Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1897). Denn schon wer die Romane und Novellen dieses vornehmen, eigentümlichen Dichters voll unvergleichlicher Stimmungskraft in einer Übersetzung liest, gleichviel in welcher, es kann auch eine relativ gute sein, wird schmerzlich bedauern, daß ihm das Original verschlossen ist; ihm wird immer wieder zu Mute, als würden nur die körperlichen Umrisse vor ihn hingestellt, während er die Seele nur eben zu ahnen vermag; die Feinheit und Kraft der Stimmung wie der Sprache lassen sich eben nicht ganz wiedergeben. Auch hat gewiß kein feinfühliger Leser erst eines Blicks in die Litteraturgeschichte bedurft, um zu wissen, daß Jacobsen auch Gedichte geschrieben haben muß; daß er ein Lyriker ist, erweist schon seine Prosa. Aber wenn schon die Prosadichtungen schwer übersetzbar sind, so ist die Aufgabe des Nachdichters, das mußte man sich von vornherein sagen, bei den Gedichten, wo nicht bloß die Schwierigkeiten des Reims und des Rhythmus hinzutreten, sondern die Stimmung noch differenzierter, die Sprache noch eigentümlicher ist, vollends eine fast nicht zu lösende. Nun, Robert F. Arnold ist jung und was er als Übersetzer zu leisten vermag, wissen die Leser dieser Zeitschrift; er hat das Wagnis unternommen, und wenn er auch nicht das Unmögliche möglich gemacht hat, so ist doch die Leistung aller Anerkennung wert. Wo der Dichter breiter wird oder die Stimmung in Akkorden ausklingen läßt, vermag auch unser Nachdichter ein blasseres, aber doch genügendes Abbild zu geben. Hier eine Probe:

Landschaft.

Eine Heide weit, benoost Gestein,
Ein blinkender Wasserstreif ferne,
Am Himmel, goldigrot noch im West,
Aufschimmert der erste der Sterne.
Und seltsam treibet der Abendwind,
Ein Sausen und Seufzen und Sehnen,
Als klagt in ihm ein menschliches Herz
Um irdisches Leid in Thränen.
Wohl tausend Wünsche streichen hinaus,
Frühmorgens auf mutigen Schwingen;
Ob wund jetzt zurück und flügellahm
Die seufzende Winde sie bringen?
Sie prüfen, wer weiß es, sich hier aufs neu,
Wie die Vögel vor herbstlichen Fahrten,
Ob wirklich auf immer die Flügel gelähmt,
Ob Kraft noch zum Schwung sie bewahrten.
Und viele sind längst mit dem Weg vertraut
Zu des Todes schweigendem Hafen;
Die andern entflattern Schar um Schar
Um in Menschenträumen zu schlafen.

Anders jene Stücke der kleinen Sammlung, die einen Naturlaut oder einen fragmentarischen Gedanken enthalten, z. B. gleich die ersten: „Stimmungen“. Hier waren die Schwierigkeiten für Arnold unüberwindlich, aber er darf sich damit trösten, daß es vielleicht nur eben der Finger einer Hand bedurfte, um jene deutschen Übersetzer aufzuzählen, denen zuzumuten ist, daß ihnen diese Aufgabe besser geglückt wäre, als ihm.

Litterarische Notizen.

— Wir haben August Niemann nach dem, was wir von ihm kennen, für einen Romanschriftsteller etwa derselben Kategorie gehalten, wie Hermann Heiberg oder Ida Boy-Ed, also einen nicht unbegabten Autor von reicher Erfindungsgabe, der viel schreibt, dem Geschmack der Leihbibliotheks- und Familienblatt-Leser erhebliche Zugeständnisse macht, aber doch nie allzutief sinkt. Aber nach seinem Roman „Die Erbinnen“ zu schließen, der bei E. Pierson in Dresden erschienen ist, ist er neuerdings noch weit geringer einzuschätzen; die wüste Geschichte von der schönen und minderschönen Mouline, die denselben schönen Mann lieben, vom mordenden Leipziger Buchhandlungs-Gehilfen und ermordeten Buchhandlungs-Kommissionär u. s. w. u. s. w. ist nur noch ein Kolportage-Roman von der unguten Sorte. Es ist doch jammerschade, daß ein Schriftsteller, der einmal besseres geleistet hat und wohl auch heute noch leisten könnte, solches Zeug in die Welt setzt. K. B.

— Ada Negri. Ein Vortrag von Karl Henckell (Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co.). Wir schließen mit dem Verfasser Ada Negris Begabung, wenn wir sie auch nicht ganz so hoch bewerten, wie er; auch im Einzelnen schien uns manche Bewertung treffend. Gestört hat uns aber die Form; das Schriftchen ist das Manuskript eines Vortrags, den der Autor wiederholt gehalten hat; obwohl er ihn niederschrieb, gab er ihm doch die Gestalt eines freien, für ein geistig nicht eben hochstehendes Publikum berechneten Vortrags, wogegen ja auch nichts zu sagen ist; der Vortragende muß eben sein Publikum kennen. Aber im Druck macht sich derlei recht störend. Der Leser wird z. B. Stellen, wie die folgende, mit Recht kurios und geschmacklos finden: „Ich rede da zu Ihnen, geehrte Anwesende, fortwährend von einer jungen lyrischen Dichterin, die über Temperament und Leidenschaft verfügt, und habe zwar viel von ihrer Menschenliebe, aber noch nicht ein Wort von der anderen Liebe gesprochen, die sonst bei jungen (oder auch alten) Lyrikern aus Adams und Evas Geschlecht in der Regel die erste Violine zu spielen pflegt.“ Wie gesagt, wir urteilen nicht darüber, welche Tonart für die Hörer des Herrn Henckell nötig war, aber derlei drucken zu lassen, ist bisher doch nicht Mode gewesen, und es wäre traurig, wenn es Mode würde. — Das Porträt der Dichterin, das beigegeben ist, zeigt echt italienische Züge, die im Ausdruck nicht übel zu den leidenschaftlichen Gedichten passen, nur finden wir es des Guten zu viel, daß es in dem einen Bestehen drei Mal angebracht erscheint, je einmal verkleinert auf dem Umschlag und Titel und einmal in größerem Format vor dem Titel. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Freiligrath, Gisbertc. Englische Dichter. Übersetzungen. (Bibl. d. Gesamtlitt. Bd. 1140—1143.) Halle a. S. Otto Hendel. o. J.

Schejtan-ul-Ali. Poetische Stichproben. Zürich. Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1897.

Strecker, Karl. Frühthau. Essais und Skizzen. Berlin. Th. Schoenfeldt Verlag. 1898.

Zamara, Leo. Dramatische Dichtungen. 1. Bdch. Die Jungfrau von Jerusalem (Sulamith). Anhang: Gedichte. Berlin. J. Harrwitz Nachf. in Komm. 1897.

Bauer, Ludwig. An Paul Schienther. Ein offener Brief. Wien. A. Bauer. 1898.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch in Einzelnen ist unerlaubt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Aus Sturm und Not.

Neue Geschichten von der Wasserkante.

Von **Philipp Anicst.**

Peter Witt's letzte Steuermannsreise.

(Schluß.)

Wäre die Landstraße nicht ganz einsam gewesen, weil überall auf den anliegenden Dörfern und Bauernhöfen die Leute sich emsig beschäftigten, die an Gebäuden und ihren Dächern vom Sturme verursachten Schäden notdürftig zu bessern, mancher hätte gewiß über unsern guten Witt gelächelt und ihn wohl gar für einen reisenden Schnellläufer gehalten, denn er strebte sozusagen mit Siebenmeilenstiefeln seinem Ziele zu. Endlich hatte er mit Überwindung vieler Hindernisse, die ihm die vielen über den Weg gestürzten Bäume bereiteten, die Stadt erreicht. Doch, welche Zerstörung hier! Überall auf den Straßen die Trümmer herabgefallener Dächer und Schornsteine, mit deren Aufräumung man aber erst begann. Und nun der Ausblick von der Holstenbrücke! Hier und da gestrandete Schiffe und Böte mitten auf der Straße, eingestürzte Schuppen, durchnäßte Waren, durcheinandergeworfene Geräte. An den Häusern bezeichnete ein schmutziger Strich die gewaltige Höhe der eben verlaufenen Überschwemmung. Überall in den Kellern und Hausfluren schöpfte man die noch zurückgebliebenen Wassertümpel aus, beseitigte den Schlamm. Seit Menschengedenken, so sagten die umherstehenden Neugierigen, war ein solch' rapide auftretendes und verheerendes Hochwasser nicht dagewesen. Und in diesem Falle hatten die „ältesten Leute" wirklich 'mal recht.

In welcher Not mochten die Eltern und Röhlings gewesen sein! Aber daran durfte Peter Witt jetzt noch nicht denken.

„Dat Geschäft geit allens annere vör!", solches hatte Vater Witt seinen Jungens oft genug eingeknotet, sei „allens annere" nun Vergnügungen, Narretei oder gar auch ernste Dinge.

Peter strebte also, ohne viel nach rechts und links zu blicken, raschen Schrittes dem in einem höher gelegenen Stadtteile befindlichen Kontor des Rheders vom „Merkur" zu.

„Herr Gott, Stürmann", rief ihm derselbe entgegen, „wo kamen Se her? Doch keine Hiobspost? Ich bin auf alles gefaßt. Bei solchem Orkan konnte sich ja kein Schiff auf See halten. Wenn nur Mannschaft und Passagiere gerettet sind, dann laß alles andere dahinfahren!"

„Der „Merkur" und alles an Bord ist geborgen, aber — er sitzt hoch auf Strand in der Siechenbucht bei Travemünde. Ich komme, um Bericht abzustatten und Sie zu ersuchen, für Hilfsleistung zu sorgen."

„Gott sei Dank!", rief der Rheder, der Witt nun in sein Privatkontor nahm, wo er ausführlich über die Reise und die Strandung berichten mußte. Schließlich erwähnte Witt dann auch seine Bestallung als Kapitän des neuen Dampfers für die Firma Johann Friedrich Meyer.

„Ich wünsche Ihnen alles Gute, Steuermann", schloß der Rheder die Unterredung. „Gehen Sie nun mit Gott und in der Überzeugung, daß wir alles Nötige für die Bergung von Schiff und Ladung sofort thun werden. Ich selbst werde gleich nach der Börse, nachdem ich mich mit den Herren Versicherern verständigt habe, per Extrapost nach Travemünde fahren. Kapitän Schütt muß Geduld haben, denn telegraphieren läßt sich nicht, weil der Sturm alle Drähte zerrissen hat."

Witt empfahl sich und ging, da ihn sein Weg vorüberführte, im elterlichen Hause vor, wo die Seinigen ihn höchlichst erstaunt empfingen. Er blieb nur wenige Minuten und fragte zuletzt nach Röhlings, von denen man aber, da jeder mit seinen eigenen Angelegenheiten bei der Überschwemmung überreichlich zu thun hatte, nichts wußte. Das oft solchen Ereignissen ausgesetzte väterliche Haus war schon wieder fast rein. Die

Digitized by Google

hoch mit Holz getäfelten Wände von Flur und Stuben hielten die Spuren des Wassers nicht lange fest.

Auch bei Herrn Johann Friedrich Meyer wirkte Witts Erscheinen überraschend. Er berichtete kurz, dankte nochmals für das in ihn gesetzte Vertrauen und stellte sich der Firma sogleich zur Verfügung.

„Reisen Sie je eher desto lieber, Kapitän", bat der Chef. „Ich lasse sogleich Ihre Papiere ausfertigen. Der „Boreas" nimmt eine Ladung Kohlen nach Hamburg ein, das Sie hoffentlich noch vor Eintritt des Winters erreichen werden. Das Weitere muß sich dann finden. Benutzen Sie den Abendzug über Köln-Ostende. Adieu bis heute Nachmittag! Beim Wasserschout gehen Sie wohl vor."

Jetzt endlich ganz frei, konnte Peter dem Zuge seines Herzens folgen. In wenigen Minuten war er am Gestade der Obertrave. Hier sah es womöglich noch schlimmer aus als unten am Hafen, da Straße und Häuser viel niedriger lagen. Auch überall Trümmer zerschlagener Böte, in den Grund gesunkene Flußschiffe, aufgerissenes Pflaster, Haufen von Schmutz, naß gewordenes Stroh, Stein- und Kalkbrocken. Die Zerstörung in den kleinen Häusern, deren Thüren weit offen standen, um der Luft zum Trocknen unbehinderten Zugang zu gewähren, spottete der Beschreibung. Mit Wasserstiefeln versehene Männer, hochgeschürzte Frauen bestrebten sich, wenigstens notdürftig wieder Ordnung und Reinlichkeit herzustellen. Witt schüttelte oft den Kopf und dachte mit Bedauern an Röhlings, deren Haus eines der niedrigst gelegenen und noch dazu dem Nordost besonders ausgesetzt war. Er fand seinen künftigen Schwiegervater vor der Thür stehend. Fast entsetzt rief ihm derselbe entgegen:

„Wo kummst Du her, Peter? .... Sind Ji bi dat Ahnwäder glücklich dör Storm und Bülgen (Wellen) in Lübeck ankamen? Ik dachte, Ji weern woll irgendwo vor Schutz inlopen und ünnerkropen .... Aberst god, dat Du hier bist!"

Peter erklärte dem Alten in kurzen Worten die Sachlage und fragte dann nach Mutter und seiner Braut.

„Mudder is bawen und sitt bi Anna an't Bedde, de bi dat Unglück, wat us äwerkamen hett, en bäten to väl trägen hett. Se woll sick ja nich seggen laaten und leep in kattenmatte Kledaschen rum. Nu hett se de Pien und wi — de Angst und Sorg."

Witt erblaßte. Der Alte aber klopfte ihm auf die Schulter und fuhr fort:

„Gott Loff! Wi hebben se so god as hadd — de Sorg! Du brukst Di nich to verfieren. Anna ähre gode Natur hedd sick, oder seggen wi lewer de gnädige Gott hett hulpen. Se is uter Gefahr und äwer dat dickste Ennе weg."

„Kann ick ähr sehen, Vatter?" Und nun berichtete er kurz, daß er schon am Abend Lübeck wieder verlassen müsse.

„So up'n Stuß, min beste Jung, kannst Du Annchen nich sehen. Ick will aberst mit Mudder snacken, dat se ähr, de in ennsto in ähre Freewerdröme na Di fragt hett, en bäten vorbereiten deiht. Krieg Di man en Cigarre und kiek de Welt en bäten von'r Straten ut an, en Stuw, wo'r if Di 'ninföhren kann, hebben wi nich."

Röhling entfernte sich und Peter ging vor dem Hause auf und ab, tief im Herzen bewegt; jedoch ward er bald von seinen Gedanken abgezogen, da Nachbar Brunßen sich zu ihm gesellte, ihn freundlich begrüßte und von der Schreckensnacht dann lebhafte Beschreibungen machte. Er beendete seinen Snack mit den Worten:

„Und nu noch de goden Röhlings! Stortete (stürzte) dar de Anna de Treppen hendal in't Water und hadd sick bald verdrunken, man se ebenehen hett se sick noch wedder rutekrabbelt. Aberst krank is doch wurden. De ole Doctor Löser schull mächtig äwer de Frauslüde, de jümmer nich an wullne Strümpe und wullen Unnerküg 'rauwollen, aberst he hett doch sin Bestes dahn. Nu haalt de Deern dat woll wedder dör, se is ut godet Holt snäden. Danken Se Gott, Stürmann, de Se ähre söte Brud erholen hett! — Sieh, dar steit Röhling in de Dör und deiht Se winken!"

Witt drückte Brunßen die Hand und eilte hinweg.

„Du kannst kamen, min Jung! Aberst griep Annchen nich to stark mit Spräken an; se is noch wat swack."

Beide stiegen nun die Treppe hinauf nach dem kleinen Erkerzimmer. Dasselbe war ein einfacher Raum, nur geweißt, aber sauber alles, schneeweiß das Bett, auf welchem das holde Mädchen ruhete. Am Fußende stand die sorgliche Mutter, nur durch freundliches Nicken den eintretenden

Digitized by Google

Bräutigam begrüßend, — Vater Röhling war vor der Thür umgekehrt. Anna, auf deren bleichen Wangen ein Hauch gleich rosigem Morgenrot lag, streckte Peter ihre beiden Hände entgegen, ihre feuchten blauen Augen blickten ihn treu und innig an.

„Ach, wo frei ik mi, dat Du kummst", flüsterte sie.

Peter setzte sich auf den Schemel neben der Bettstelle, ergriff ihre Hand und sagte leise:

„Ik danke Gott, dat he Di, mine leewe beste Deern, mi wedder schenkt hett. Wo geit et Di, mine söte Anna?"

„Ach, et is allens god, nu Du wedder dar bist. Wo heff ick mi ängstigt um Di bi den Storm und dat Wäder! Und denn, de böse, böse Droom!"

„Stille, stille, leew Kind!" fiel Mutter ein. „Annchen, et deit Di nich god, wenn Du Di Gedanken makst äwer wat, dat doch woll garnicks to bedüden hadd und hett".

„Laat mi vertellen, Mudder! Ik mutt et von 'n Harten los sin, denn makt et mi ein Unrauh mehr. Hör to, Peter!"

Er faßte ihre Hand.

„Dar woll sick wer mang Di und mi drängen, drommte mi. Ick sinnd bi Di bawen up de Kunnandobrngge von den Damper. Mit de eene Hand woll he Di äwer Bord smieten und mit de anner na mi griepen, mi fasthalen. Und de Minsch weer 't, de mi, as ick noch in de School gung, mit Bonbons und sowat locken däh, wenn ick na 'r Aptheken hen keem, um for Mudder Medizin halen, de mi später up Tritt und Schritt folgte, mit söte Redensarten mi fangen woll, — o wat heff ick den Burschen (Burschen) hatzt! Ik weet nich, wat ick dahn hadd, wenn he nich eenes Dags weg weist weer . . . . . Und nu moßt he mi so lebennig wedder for de Ogen kamen! O, wat for'n Angst hebbe ick utstahn! Peter, ick kann'r nich for, aberst mi ahnt Unglück for Di und for mi, for us beide" . . . . . .

„En Aptheker seggst Du?", fragte Peter lächelnd. „De — so'n zuckersöten Giftmischer und Pillendreier, de schall mid ward Di und mi nicks nich anhebben! Wo heet denn de Minsch, de Di eus in Wurklichkeit plagt hett und nu schandwis ook noch bawenin 'n Droom?"

„Benders!" rief Anna voll Abschen.

„Den Filou hebbe ick an Bord up die letzte Reise hadd . . . Nu ja, he hadd in sine bösen Gedanken so'n lütt Rezept sick torechte makt, aberst ick hebbe em de Mixturen und Pulvers so dörchenanner gaten und smäten, dat em Hören und Sehen vergahn is, bawenin hett he sick sülbens wat inbrockt, wo he sein Lewenlang an to bieten (beißen) und to denken hett. De loppt Di und mi nich wedder vor den Boog (Bug), dar kannst Du Di up verlaaten."

„Benders, Peter?"

„Ja, Annchen, Benders! Ick vertell Di de Geschicht mal ens utföhrlich, aberst dat kann ick Du nu all seggen, de Slag, den disse Hand em versetten däh, den spört he noch, und dat he nich äwer Bord kamen is, dat verdankt he minen goden chrütlichen Unnerricht bi den olen Preester von St. Jacobi. Benders hett mi und mine Behandlung so dicke krägen, dat he woll nimmer sinen Foot wedder na Lübeck setten deiht . . . . . So, nu wes ook still, lütte beste Deern! Du hest mi, ick hebbe Di, Nunns schall uns scheiden as totiden de — See!"

„Du wullt doch woll nich forens wedder weg, Peter?"

„Ik mutt, min beste Schatz! Ik bin nu Kaptein von den goden Damper „Boreas" for den Herrn Johann Friedrich Meyer und mutt Di gliks wedder Adjies seggen. Dat is nu mal so bi Fahrensslüde. Und wenn Du man erst Frau Kaptein Witt bist, wardst Du Di just so god darmit affinden, as alle de annern Schipperfruens ook. Takel Di man gane wedder rut und mak, dat Du mit de Utstür farig wardst. Wenn if wedderkame, schall gliks Hochtid sin. Nich wahr, Mudder, väl Umstänne makt dat nich?"

„Nä garnich!", rief Vater Röhling, der in die Stube getreten war. „Nu mak Du man sülbens keine Umstänne mehr un hol Anna nich länger von 't Slapen af . . . . So, Kinners, nu gewt Jo de Hand, minetwegen ook en Mülken (Mäulchen) und denn: Hott jü!"

Wenn Brautleute Abschied nehmen! Nun, rasch geht das nie: Wieviel haben sie noch zu sagen und zu fragen! Auch hier wollte die Regel keine Ausnahme dulden. Doch Vater Röhling griff erbarmungslos ein: „Wullt Du woll Order pareeren!", rief er. „For sulke Fisematenten hebben ji noch jümmer äwerleidig Tid, wenn Ji erst Mann und Fru sind! Du kannst ähr ja schrieven, und Anna ward of de Dinte nich sparen, wenn se in en paar Dagen wedder upstahn darf."

„Nu denn Gott mit Di, min Deern", sagte Peter und sie antwortete:

Digitized by Google

„Behol uti leew, de Herr schütze und bewahr Di!“ . . .

Peter war, ehe er sich dessen versah, vor die Thür geschoben.

„Dat hadd ja garkin Ennе as de Riksdag von Regensborg“, schmälte der Alte. „Junge Lüde nehmt kine Vernunft an. Nu mak Dine Saken up'r Riege und sorg, dat Du bald torugge kummst. Dat Upgebott is ja in 'n Gange. De Hochtid makt wenig Umstänme: En Boräten, en Kalwerbraden — und wat'r to hört —, Botter, Keese und en bäten wat Sötes for de Frunenslüde, goden Win und Awends bi't Danzen Grog und Punsch. De ole Preester hett en Trorede, de he aberst moje for Jo tostutzen muntt, jümmer up't Lager, hett he uti seggt.“

„Adjies denn, Vatter! Grüß bawen noch!“, sagte Peter und wandte sich zum Gehen.

„Hol Di hart, min Jung, gode Reise!“, rief ihm Röhling nach.

— — — — — — — — — — — —

Witt mit seiner Kapitänsbestallung und allen nötigen Papieren zur Uebernahme des Dampfers in der Tasche, rollte mit dem Abendzuge ab.

Da wir überreichlich von der See hatten, so geleiten wir ihn nicht weiter, sondern laden uns nur noch zu seiner nach etwa drei Wochen stattfindenden Hochzeit ein.

*

Ein harter Winter schloß Elbe und Trave vollständig. Alle, die mit der Schifffahrt irgend in Verbindung standen, hatten Muße genug, sich mit andern Dingen als Arbeit zu beschäftigen. Kein Wunder, daß die Schiffe im Hafen, die vielen Flußkähne, welche auf der Obertrave im Eise festlagen, an dem Ehrentage von Anna Röhling und Peter Witt in besonders sorgfältig vorbereitetem Schmucke prangten. Lustig wehten die bunten Flaggen und Wimpel in der klaren Luft des heiteren Wintertages, der riesige grüne Tannenkranz, welcher zwischen den Masten des Brautschiffs die künstlich verschlungenen Buchstaben A und P umrahmte, war ein Kunstwerk, welches beredt von der Beliebtheit der Brautleute zeugte.

Da das Haus von Anna's Eltern sehr durch die Überschwemmung gelitten hatte, so konnte das Paar dort nicht getraut werden, zum großen Leidwesen der nächsten Beteiligten. Den alten Röhlings bereitete die Notwendigkeit, einen Ausweg zu finden, einige Verlegenheit. Der eine schlug vor, die Trauung solle auf dem Chor des Domes, der andere, sie möge im Studier- oder besten Zimmer des Pastors stattfinden.

„Vornehme Lüde sind use Kinner nich“, antwortete Röhling dem einen, „de unser Myrthen- und Lorbeerböme an den Altar träen doht. Nuns mutt äwer seinen Stand gahen. Wat sick nich paßt, dat schickt sick ook nich.“

„Na, denn anners um!“, riet der andre, sein Kumpan Westfehling.

„Dat seggst Du woll, Jochen“, antwortete Röhling. „Du dähst dat aberst ook sülbens nich. To de leewe Armood hört wi, Gott Loff, nich, — wegsmieten schall man sick nich. Wat sick nich schickt, dat hört sick ook nich.“

„Na, denn man to!“

„Unnen in 't Amthus willen wi äten und bawen achterher danzen. Et schadet de Danzers nich, wenn se daran denken doht, wat vorhergahn is. De Troe schall bawen sin! Und dat et dar en goden Schick hett, dafor will ik all sorgen und den ollen Preester de Bedenken ut'n Kopp snacken. En Rede ut Gottes Woort is dat Amthus, wo de Wänne sovál dummen, gnaden und unbilligen Snack hören möten, to gunnen. Et blifft darbi!“

„De Olle hett Recht“, brummte Westfehling und ging zufrieden ab. —

. . . So wurde denn also die Trauung im großen Saale des Stecknitzfahrer-Amtshauses vollzogen. Die fröhlichen, in Röhlings Hause versammelten Hochzeitsgäste begleiteten in feierlichem Zuge das Brautpaar dorthin. Anna, zwar noch etwas bleich, sah lieblich in Kranz und Schleier und in dem schweren schwarzseidenen, ihr von Peter geschenkten Kleide aus, das fortan ihr Feierkleid bleiben sollte. Vater Röhling hatte oben nach seiner eigenen Idee eine Art Altar aufbauen lassen, mit Flaggen und Wappen geschmückt, unter denen der mit den Stecknitzfahrer-Emblemen verschlungene lübische Doppeladler die Hauptstelle einnahm. Auf dem mit einer Sammtdecke behangenen Tische brannten auf schweren silbernen Leuchtern Wachskerzen.

Der greise Pastor, in vollem Talar mit großer Halskrause, ganz noch wie die im Dom hängenden Bilder längst dahingegangener Geistlichen zeigen, hatte auch eine altertümliche Art, zu reden. Er sprach ein kurzes, zu Herzen gehendes Wort und schloß nach dem Trauceremoniell mit brünstigem Gebet und dem Segen des Herrn. Kein weibliches Auge blieb trocken, wiewohl die Rede, frei von Sentimentalität,

Digitized by Google

durchaus keine Thränenmelkerei war. Die nun folgenden Glückwünsche an das junge Paar beschränkten sich auf Händedruck und vereinzelte Küsse der nächsten Angehörigen, — das Volk liebt ja viel Redens nicht, sei das Herz auch noch so voll. Da sogleich zu Tisch gerufen wurde, blieb die immerhin etwas peinliche und steife Glückwunschscene recht kurz.

Unten in der großen, mit Schiffsmodellen, Bildern und Raritäten geschmückten Amtsstube waren lange Tafeln gedeckt, hinter ihnen prangte der Schenktisch, auf welchem die altertümlichen zinnernen Pokale und Kannen, die bunten Krüge des löblichen Stecknitzfahrer-Amtes kunstvoll aufgebaut standen; die Thüren waren mit rotweißen Flaggen drappirt. Da die Tischordnung sich nach Alter, Rang und Herkommen regelte, so fand jeder bald seinen Platz. Alle erhoben sich und falteten die Hände, als „de olle Preester", jetzt nur mehr im langen Priesterrock, ohne Halskrause, aufstand und ein auf die Gelegenheit bezügliches Tischgebet sprach.

Dann wünschte Vater Röhling der Gesellschaft eine gesegnete Mahlzeit, hinzufügend:

„Nu, Kinners und Lüde, laat't Jo god smecken, haut wacker in und vergätet dat Drinken ook nich. Vergnögte Hochtid!"

Jetzt trat Stille ein; man hörte nur noch das Klappern der Löffel und das Schlürfen der Essenden, die der kräftigen, mit Korinthen und Rosinen gewürzten Hühnersuppe alle Ehre anthaten.

Während des Wechselns der Teller stimmten die Musikanten draußen auf der Diele die Weise des Liedes: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren" an, welches die Gesellschaft laut und kräftig sang.

Mittlerweile erschien der mächtige Kalbsbraten auf dem Anrichtetisch und war bald zerlegt. Die gehäuften Teller wurden herumgegeben und alles Zubehör daneben kreiste auch. Der Wein löste die Zungen, Rede und Gegenrede, Scherz und Ernst flogen hin und her, von Nachbar zu Nachbar, von Tisch zu Tisch. Ehe zur zweiten Portion genötigt ward, klopfte jemand beharrlich an das Glas, aber nur allmählich trat Ruhe ein.

„Pst, pst, de Herr Pastor!" hieß es und das half endlich zu vollkommener Stille.

Der alte würdige Herr begann, wie er es liebte, seinen Trinkspruch auf das junge Paar in spaßhafter Weise, anknüpfend an das im Brautgemache des Lübecker Ratskeller angebrachte, bekannte Wort:

Männigeen lude finget,
Wenn man de Brud en bringet,
De woll weenen mochte,

Wenn he wußte, wat man en brochte,
welches er so geistreich wandte, daß es ernst, aber in vollster Zuversicht in das Glück des jungen Ehepaares ausklang und allgemeine Begeisterung und lauten Jubel erweckte.

Welch' ein Gläserklingen und Hurrah! Es wollte kein Ende nehmen und verstummte erst, als wieder die Musik einsetzte mit der Melodie: „Wie schön leuchtet der Morgenstern," zu welcher das Lied erklang: „Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ, im Stande da dein Segen ist, im Staude heil'ger Ehe."

Nun klopfte Peter Witt an sein Glas, erhob sich und sprach:

„Herr Pastor, ik und mine Anna, wi dankt for alle Ähre goden Woorde und Wünsche von ganzen binnersten Harten. Aberst den Snack nt'n Keller dargnnnen, den hadden Se woll weglaten kount. Wi wäten, wat wi annenanner hebben und willt tro tosamenholen in Leid und Freid, in Not und Tod! Bi mi geit dat na den Vers:

Keem alleus Wäder ook up us to sla'n
Wi sind willens, bi enauner to stahn,
Stikdom, Verfolgung, Bedröfnis und Pien
Schall user Leefde Verknotigung sin.
Annchen von Lübeck, min Rickdom, min God,
Du min Harte, min Fleesch und min Blood.

„Das walte Gott Vater, Sohn und heiliger Geist!", rief der alte Röhling.

„Nich wahr, min Annchen?" flüsterte Peter und küßte die errötende Braut. „So is't und schallt ook bliwen immerdar, bit Gott us scheiden deit!"

Sie küßte ihn wieder, feuchten Auges.

. . . Ein lustiger Marsch löste die Zungen der Versammelten immer mehr, und beim Nachtisch jauchzte die lauteste Fröhlichkeit auf. Der Herr Pastor erhob sich und ging still von dannen, — beim Tanze zu bleiben, verbot die Würde des Amtes.

Wir thun desgleichen, aber um die Fröhlichkeit nicht zu stören. Haben wir doch ein glückliches junges Ehepaar gesehen, welchem das Psalmwort gelten soll:

„Gutes und Barmherzigkeit wird ihm folgen sein Lebenlang und es wird bleiben im Hause des Herrn immerdar."

Digitized by Google

Achmed, der Heiland.

Eine epische Dichtung von **Adalbert von Hanstein.**

V.

Der Weltheiland.

Schön wie ein Gott beim nächsten Morgenstrahle
Steht Mahdi Achmed auf des Hügels Haupt:
Und weit und breit gelagert bis zum Thale
Dehnt sich das Heer, von Blut und Schmutz bestaubt!
Nie scholl der Klang von seinem heil'gen Munde
So sanft und voll, so klar und sieghaft rein,
Als heute in der kraftgeschwellten Stunde,
Wo mit dem Siege auch der Himmel sein.
Voll heil'ger Weihe, wie im stummen Beten
Lauscht rings das Volk den Worten des Propheten:

„Gescheh'n ist, was kein Mensch jemals erlebte,
Vor einem Heer, dicht wie der Sonne Schwarm,
Vor dessen Donnerrohr der Wald erbebte,
Half uns das Holzschwert und der nackte Arm!
Zwei Lieutnants mußten uns auf Aba fallen,
Dann sank ein Bey vor uns, ein Pascha nun,
Und wenn wir nordwärts uns're Straße wallen,
Wird's bald das ganze Land Ägypten thun!
Drum auf! Nicht Rast ist mehr auf diesem Rasen —
Die Trommeln rührt! Die Umbajá geblasen!"

Und sturmgleich schwillt's herauf. Die Trommeln wettern;
Auf langem, hohlem Elephantenzahn
Beginnt der Schlachtmusik tondröhnend Schmettern,
Und durch das Heer stürmt heil'ger Gotteswahn!
Indes liegt hinter einer Dornenhecke
Omar, den unser Mahdi längst vergaß.
Man reißt ihn aus dem traurigen Verstecke,
Sobald der heil'ge Mann im Sattel saß,
Und stößt ihn sammt den Ketten ins Gedränge,
Umdröhnt, umhenlt, umklagt durch tausend Klänge!

El Obeid, tief unter deinen Bäumen,
Umrauscht von ihren Wipfeln liegst du da,
Als wolltest du im Schutz der Brunnen träumen
Ein Dichterglück im heißen Afrika!
Nie seit Ägyptens Heere dich umdrangen,
Scholl solch ein Waffenloben an dein Ohr,
Als jetzt, wo Deines Landes Ketten sprangen:
Der Sudan-Retter steht vor deinem Thor!
Aus deinem Volk erstand der neue Heiland
Und rächt die Schmach und Tyrannei von weiland!

Der Mahdi hält und läßt die Scharen sammeln,
Ein Völkerwandern schien's, kein Heer zu sein!
Er spricht: „Nicht feindlich soll ihr Chor verrammeln
Die Hauptstadt Kordofan's — — sie ist schon mein!
Zwei Boten soll von hier Abdalla senden,
Die mögen tragen in die treue Stadt
Den besten Segen aus des Mahdi Händen,
Wenn sich zu beugen sie den Willen hat!
Wer mich erkennen will als einen wahren
Propheten, der soll nichts an Leid erfahren!"

Abdalla lächelt, neigt sich aber gerne
Und winkt zwei Kriegern, welche eilig geh'n.
Die Stadt liegt nah genug und in der Ferne
Kann man die Hastenden verschwinden seh'n.
Indeß naht sich Abdalla wieder, neigend
Das Haupt, dem Herrn und spricht: „Herr, Christen sind
Gefangen, welche, Trotz und Wahnsinn zeigend,
Dein Heilsgebot verwerfen taub und blind.
Sie kamen fern her von den Nubabergen,
Ergriffen wurden sie von Deinen Schergen!

Zwei Priester sind's, und Weiber sind mit ihnen,
Das Haar verschnitten, schwarz den Leib umhüllt.
Es zeigt sich auf den düst'ren, stillen Mienen,
Was für ein Sündentrotz ihr Herz erfüllt.
Sie glauben nicht an Dich und Deine Sendung,
Drum töte sie! Der Galgen steht bereit —
Ich hab's befohlen, damit die Verblendung
Der Welt nicht wächst, wenn solchen man verzeiht!"
So spricht Abdalla, Demut auf den Zügen,
Und doch erkennt man's, daß sie heuchelnd lügen!

Der Mahdi winkt: „Wohlan, führt sie zur Stelle!
Wenn sie das Angesicht des Mahdi seh'n,
Wird Trotz und Haß bei ihnen windesschnelle
In Reue, Liebe, Glauben übergeh'n!"
Abdalla winkt — — es teilt sich still die Masse,
Gefangen führt man eine Schar daher —
Rings angestaunt durchmessen sie die Gasse,
Den Blick zu Boden richtend, kummerschwer.
Sie sind gebräunt, versengt vom Strahl der Sonnen —
Der Pater Joseph und die frommen Nonnen!

Der Mahdi schaut sie, schreitet sanft entgegen,
Streckt ihnen hin die braungebrannte Hand.
„Willkommen, meinen Gruß und meinen Segen,
Wenn Ihr den wahren Heiland nun erkannt!" —

Digitized by Google

„Wir kennen Einen nur", versetzt der Pater,
„Der über's Kreuz den Weg zum Himmel nahm,
Heimkehrend zu dem großen Weltenvater,
Von dem er liebend einst zur Erde kam!
Wir sterben, eh' wir ihn verlassen müßten,
Denn wir sind Christen, und wir bleiben Christen!"

Der Mahdi runzelt seine Stirn: „Ich glaube,
Daß Euer Christus auch ein Heiland war,
Doch ging er längst dahin, und aus dem Staube
Verschwand sein Reich, das nur der Staub gebar!
Schon Mohammed hat mehr als er vollendet.
Der letzte der Propheten aber soll
Bewirken, daß die ganze Welt sich wendet
Zu einem Reich, nur eines Glaubens voll.
Daß sich die ganze Menschheit liebend eine,
Das ist des Mahdi Reich, das ist das meine!"

Schön stand er da und groß gleich einem Gotte,
Doch ungerührt blieb jene kleine Zahl —
Abdalla sprach zu sich mit stillem Spotte:
„Gieb acht, auch Mahdi's irren wohl einmal!"
Der Pater spricht: „Und sollt' es auch noch dauern
Jahrtausende — nur Christus eint die Welt!
Dich, armer Mahdi, kann ich nur bedauern — —
Weh' dem, der eig'nem Trug zum Opfer fällt!
Dem Henker woll'n wir, — Dir uns niemals beugen —
End' unsre Qual, laß durch den Tod uns zeugen!"

Des Mahdi's Auge brennt: „Glaubt Ihr, ich spaße?
So sterbt, da Ihr durch nichts zu retten seid,
Und geht durch diesen Sündenkot die Straße,
Die zum Verderben führt in Ewigkeit!" —
Der Pater wendet sich und geht besonnen
Ab durch die Gasse, die sich wieder teilt,
Und hinter ihm im Schritt die frommen Nonnen,
Von denen jede gern zum Tode eilt.
Der Mahdi staunt und sieht mit stillem Neide
Auf diese Siegerschar im schwarzen Kleide.

Abdalla blickt ihn an, als wollt' er sagen:
„Nun, haben sie geglaubt, geliebt, bereut?" —
Der Mahdi wendet sich, ein stilles Zagen
Hat sich in seinem Herzen jäh erneut.
„Zum Galgen führe sie! Doch einmal frage
Im Todesangesicht um Reue sie.
Dann sende einen Boten, der mir sage,
Ob sie ihr Gott verrat'ner Treue lieh!
Leicht duld' ich's, daß fortan ein Erdgebor'ner,
Der mich ersah, noch heiße ein Verlor'ner!"

Abdalla neigt, als wenn er gerne diene,
Sein Haupt. Doch wie er's langsam wieder hebt,
Da ist's, als ob um die bescheid'ne Miene
Verflechtt ein höhnisch stolzes Lächeln schwebt.
Er geht. Ihm folgt das Volk in wildem Reigen,
Nur Ali bleibt bei seinem Herrn zurück.
Der Mahdi seht sich und nach langem Schweigen
Winkt er den Treuen zu sich mit dem Blick
Und spricht: „Den jungen Türken bring' herein,
Der auf mich schoß. Ich will sein Richter sein."

Der kommt, gefesselt noch an Hand und Füßen
Und fällt vor eig'ner Schwäche in die Knie.
Der Mahdi neigt die Hand, ihn zu begrüßen,
Doch Omar schweigt. So wunderbar noch nie
War ihm sein Herz gestimmt. Den Mahdi, eben
Hat er ihn noch gehaßt in seiner Qual —
Und jetzt will aller Groll ihm rasch entschweben,
Wie er ihn sprechen hört zum ersten Mal.
Der Stimme Klang, der warme, volle, milde,
Tönt wie ein Laut aus himmlischem Gefilde.

Und dennoch haßt er ihn. Er möchte lesen
Nur Schlechtes in des Mannes Herzensgrund.
Der stolze Türke haßt den Sudanesen,
Der Herr in Stadt und Land den Wüstenhund!
Der Liebende haßt diesen Gottes-Sprecher,
Da Glaubens-Streit den Glückesbund ihm zerriß —
Und der nun obendrein als kecker, frecher
Herr über Leib und Leben ihm sich naht.
Der Schütze haßt das Opfer, das er fehlte — —
Dreifacher Haß drum Omars Brust beseelte!

Und dennoch, immer wieder will's ihn mahnen,
Als kläng' es wonnevoll durch jedes Wort —
Ihm ist, als hätt' ein wunderbares Ahnen
Ihn unversehn'us versetzt an diesen Ort.
„Wenn Du an mich nicht glaubst, so mußt Du sterben!"
So klang es milde aus des Mahdi Mund.
„Drum wähle gut! Es gilt Dir heut zu werben
Um Höll' und Himmel in derselben Stund."
„So töte mich", will er noch trotzig sagen,
Da denkt an Unry er und muß verzagen.

Wie? Er, den so viel Glaubenspriester narrten,
Er soll sich opfern heut für Mohammed?
Und darum nie mehr wiedersehn den Garten
Drin Unry's seelenvoller Athem weht?
Nie wieder Arm in Arm mit ihr am Bile
Hinschlendern — — o sie bleibt ihm doch geraubt! —
Gleichviel, so will er doch beim Wellenspiele
Noch träumen von dem Weib, an das er glaubt!
Zum Träumen aber muß man athmen, leben!
Er ruft: „Mahdi, ich will mich Dir ergeben!"

„So schwöre!" — Langsam und mit bitt'ren Qualen
Spricht Omar stockend den erzwung'nen Eid. —
Da leuchten, wie mit hellen Himmelsstrahlen,
Des Mahdi Augen von Glückseligkeit.
Triumph geht über seine weichen Züge:
„Er schoß auf mich — ich hab' ihn mir besiegt!
Ha, daß der Wind doch seine Worte trüge
Durch alles Land, das um den Nil sich schmiegt!"
Doch da erklingt schon neues Stimmentoben,
Und hundert Arme sieht man schwerterhoben.

Der Pater kommt zurück, mit ihm die Nonnen,
Sie schwuren nicht, sie lobten nur den Christ.
Vergebens droht man hier. Dem Tod entronnen,
Bedauern sie, daß man so gnädig ist!
Abdalla ruft: „So ende denn und töte
Die Frechen!" — Doch der Mahdi lächelt nur.
„Geduld! Schon bei der nächsten Morgenröte
Hab' ich El Obeid und ihren Schwur!
Der Mahdi soll nicht töten, nur versöhnen!"
Abdalla grinst: „Du wirst es noch gewöhnen!"

Da braust ein Lärm, ein Toben, Schreien, Heulen,
Her wälzt sich eine Volksschar dicht zu Haus;
Als brüllten in die Luft sie Wunden, Beulen,
So gellt ihr wildes Schreien zum Himmel auf.

Digitized by Google

Schon naht dem Mahdi man, schon wirft man nieder
Die Last mit immer tollerem Geschrei — —
„Herr, Deiner beiden armen Boten Glieder — —
Man würgte in El Obeid die Zwei!“
Der Mahdi, überragend das Gewimmel,
Ruft: „Schweigt! Gönnt diesen Beiden ihren Himmel!“

Und wie der Lärm sich legt, da spricht er weiter:
„Glaubt Ihr, mich kränke solcher Menschenspott?
Ich schaue in die Zukunft frei und heiter
Und gern verzeih' ich, denn ich bin ein Gott!
Sicht Rache an El Obeid soll's heißen,
Nein, Liebe ist's, wenn wir die Stadt befrei'n!
Wenn sie uns Brüder tausendfach entreißen,
Wir wissen ja: die geh'n zum Himmel ein!
Drum lauf' ich Euch in dieser heil'gen Stunde
Ansar — — die Gläubigen, mit meinem Munde!

Auf, Glaubenskämpfer, laßt die Heerflut schwellen,
El Obeid fall' unserm Sturm noch heut,
Damit es hinter seinen dichten Wällen
Sicht länger Schutz ungläub'gem Volke beut!
Doch nicht, wie unser Feind, mit Feuerrohren,
Nein, mit dem Holzschwert, stürmen wir allein!
Wohl dem von uns, dem sie die Brust durchbohren.
Nur Gott soll unsre einz'ge Waffe sein.
Durch Wunder siegen wir und nicht durch Morden!“
Abdalla brummt: „Er ist verrückt geworden!“

VI.

Der Sturz aus dem Himmel.

Signale, Höllenlärm, der Pauken Brüllen,
Trompetenschmettern, und das Feldgeheul,
Der Elephantenhörner dröhnend Schrillen
Und wilder Menschen rasend dichter Knäul! —
Die Mauern starren auf — da — jäh ein Flammen —
Ein knatternd Knallen — jammernd Schmerzgeschrei —
Aufgellend bricht ein Menschenschwarm zusammen — —
„Vorwärts! Zum Angriff!“ schall's. „Vorbei! Vorbei!“
In neuem Sturm ein neuer Kugelschauer,
In ew'gem Donner blitzt und flammt die Mauer!

Hindurch! Das Holzschwert nutzlos in den Händen
Schiebt man sich vorwärts, aber Blitz auf Knall
Schießt's aus den immer neu lebend'gen Wänden
Und nieder taumelt's rings in Sturz und Fall!
„Vorwärts! Für Gottes Reich und für den Heiland!
Vorwärts!“ — Man wälzt sich hin durch Dampf und Blut!
Auf ragt der Wall — ein überflammtes Eiland — —
„Vorwärts!“ Schon überbraust ihn Mut und Wut!
Schon überschwemmt ihn der Erstürmer Wolke
Und gießt sich in die Stadt, ein Volk zum Volke!

El Obeid erstürmt! — Nein! — Trompeten! —
Welch' ein Signal? Ägyptens Streitmacht springt
Auf Haus und Dach. Hoch über'n Kampfplatz treten
Die Schützen, und die Kugel saust beschwingt!
Hernieder prasselt ihr metall'ner Regen —
Wehrlos steht unten das siegreiche Heer —
Das Holzschwert ist zu kurz für solchen Segen!
Ein Weltall für ein einziges Gewehr!
Man steht und starrt, wehrlos, vom Dampf umnachtet,
Und Trupp auf Trupp wird blitzschnell hingeschlachtet.

„Herr, hilf uns!“ — Kugeln, die zur Antwort fliegen,
Werfen den Beter hin, eh' er noch spricht!
„Herr, hilf uns! Hilf uns!“ — An der Erde liegen
Die Flehenden und winden sich in Schmach! —
Kein Feind ist einem Schwerstoß mehr erreichbar,
Kein Derwisch findet Schutz vor solchem Blei —
Man starrt entsetzt, taubstummem Heer vergleichbar,
Auf solchen Tod und jagert ihn herbei!
Und ungeschwächt, mit immer neuem Wüten
Umzählt'ge Todeshügeln niederprühten.

Des Mahdi Bruder fällt, sein Ohm, sein Vetter —
Er steht und schwankt, von Kugeln wild umrast —
Sie schlagen hageldicht um ihn im Wetter —
Er taumelt — eine Hand hat ihn erfaßt —
Abdalla ist's, er trägt ihn auf den Armen
Wie ein beraubtes Kind aus solchem Graus,
Und hinter ihnen zischend ohn' Erbarmen
Bläst wildes Fen'r die Schar der Seinen aus.
Und wie die letzten Reihen fliehend weichen,
Da lassen sie zurück ein Heer von Leichen.

Drauß' vor dem Thore fällt der Träger nieder
Samt seiner Last. Der Mahdi springt empor:
„Laß mich! Zur Kugelstelle muß ich wieder.“ —
„Willst Du um Leichen kämpfen, blöder Thor?“ —
„Allein muß ich El Obeid bezwingen!
Ich, den die Kugel schont, ich ganz allein!“ —
Abdalla aber hält ihn fest im Ringen:
„Willst Du bei Leichen eine Leiche sein?“ —
Der Mahdi stemmt sich auf: „Bist Du von Sinnen?
Kann man den Mahdi töten? Gott entrinnen?“ —

Abdalla stützt sich auf das Schwert mit Lachen:
„Das sag' ich nicht! Hältst Du Dich gut versteckt,
So wird Dir keine Kugel Arger machen,
Und nur im Feuer wirst Du hingestreckt!
Ich glaube nicht, daß Gott von uns sich wendet,
Nur mit dem Holzschwert ist er nicht gut Freund.
Ich glaube, daß er unser Werk vollendet,
Wenn wir so stark erst sind, wie heut der Feind!
Gott läßt uns siegen gern zu seinen Ehren,
Doch nur — mit guten Remington-Gewehren!“

„Schuft,“ ruft der Mahdi, „willst Du Gott verhöhnen?
Ist ihm nicht jede Waffe gleich zum Sieg?
Er will uns nur mit seiner Welt versöhnen,
Wo solcher Gläub'ger Schar zum Himmel stieg!
Und wenn er heut mein Leben von mir fodert,
Ich geb' es ihm und löse meine Pflicht —
Zum Himmel steig' ich auf, von Glut umlodert — —“
„Glück zu, ich teile Deine Reise nicht!
Es kann sehr schön sein, droben über'm Grabe,
Es kann — — hier aber weiß ich, was ich habe!“

Der Mahdi starrt ihn an: „Wie sprichst Du heute?
Abdalla, Du mein Jünger, mein Kalif!
Gottloser, wie der Schlicht'ste meiner Leute,
Der je von einem Heer zum andern lief!
Komm, laß uns Arm in Arm zur Festung schreiten!
Die Kugeln weichen aus, wenn wir uns nah'n — —“
„Ich danke schön, ich mag Dich nicht begleiten.
Du schnell ist's um ein Menschenkind gethan!
Denkst Du noch an die Schlacht auf Aba's Strand,
Wo Dich die Wunde traf, die ich verband?“ —

Digitized by Google

Der Mahdi stutzt, er hat es längst vergessen!
„Bei Aba war's, wo Du mich Gott genannt,
Wo mich Dein Traum erhob ganz ungemessen,
Wo ich durch Dich mein Heiligstes erkannt! —
Dein Traum war's, der mein Leben mir geweiht,
Der mich erkennen ließ das eig'ne Ziel.
Und wer mir all' dies Lebensglück bereitet,
Das wär' der erste, dessen Glaube fiel?" —
Abdalla lacht ihm höhnisch in's Gesicht:
„Der Traum war schön — jedoch — ich träumt' ihn nicht!"

„Du lügst," ruft Achmed, — wütend, wie ein Tiger
Springt er auf seinen Freund und Jünger zu.
„Erwachst Du endlich, träger Gottes-Sieger?"
Ruft der und reißt sein Schwert heraus im Nu.
Er packt den Mahdi mit der starken Linken,
Hebt ihn empor, die Rechte zückt das Schwert:
„Du Popanz! Willst Du einem Gott nicht winken,
Daß er statt Deiner gegen mich sich wehrt?!
Du Puppe meines Spiels, Dein ganzes Streben
War nur für mich! Mich mußtest Du erheben!"

Der Mahdi bebt, erschlafft von solcher Stärke.
Abdalla läßt ihn los und lacht ihn an:
„Bimm's mir nicht übel, mein sind Deine Werke!
Du warst der Mahdi, und ich bin der Mann!
Ich habe niemals Dich als Gott erfunden,
Niemals im Traum im Himmel Dich erschaut.
All' Deine Heiligkeit hab' ich erfunden,
All' Deine Göttlichkeit hab' ich erbaut!
Drum hüte Dich vor allzufrühem Grab — —
Du bist ein Derwisch, wie es viele gab!"

„Du lügst", schreit Achmed auf, „denk an die Wunder,
An all' die Schlachten, die ich siegreich schlug!" —
Abdalla lacht heil auf: „Das war der Zunder,
In dem ich meines Brandes Fackel trug!
Wenn wir schon dreimal durften Sieg erhaschen,
So war's nicht Deine und nicht Gottes Macht!
Wir dankten es dem kecken Überraschen,
Dem Mut, und nicht zum Mindesten der — Nacht!
Gäb's Wunder, — heute müßten sie erscheinen,
Doch — blutend liegen Tausende der Deinen!"

Der Mahdi stöhnt in wilder Qual der Seele:
„Du lästerst Gott! Ich rufe unser Heer,
Du bist die Ursach aller unsrer Fehle.
Ein Wink von mir und Du — Du lebst nicht mehr!" —
„Ei, bist Du schon so weit? Bist schnell gegangen!
Erst glaubtest Du mir Deine Gottheit kaum,
Und jetzt wird jeder schmurstracks aufgehangen,
Der an Dir zweifelt, gleich am nächsten Baum!
Geduld! mein Herr, ich habe stärk're Hände —
Eh' ich erliege, geht's mit Dir zu Ende!"

„So sei's! Soll ich durch Lug und Trug erst schänden,
Was ich bisher so heilig treu geglaubt?
Nein, sterben will ich heut von Deinen Händen,
Bachdem Du Alles, Alles mir geraubt!" —
„Ich hätt' es nicht so eilig nach da droben.
Wer weiß, ob Du die Herr'n nicht arg gekränkt?
Wer weiß, wie Dich in dieser Stunde oben
Dein abgesetzter Wohnanned empfängt?!
Bleib lieber noch ein bischen in der Tiefen,
Bis droben sie den ärgsten Groll verschliefen!"

Achmed schäumt Wut: „O Du schamloser Heide,
Du Tier, Du — —" „Ich bin alles, was Du willst!
Nur bitt' ich Dich, zum Besten für uns beide,
Daß Du für jetzt den Strom der Rede stillst!
Die Schlacht ist aus. Die Deinen sind geschlagen!
Wir bringen fast nur Toke aus dem Kampf.
Glaubst Du, die and'ren werden's nochmals wagen
Mit bloßem Holzschwert gegen so viel Dampf?
Ich höre sie, sie kommen schon mit Brüllen,
Auch deren Gottesangst will sich erfüllen."

Der Mahdi hört nicht mehr das letzte Höhnen,
Am Boden liegt er auf dem Angesicht.
Sein Atem keucht, ob er mit dumpfem Stöhnen
Weint oder betet, weiß Abdalla nicht.
Er kommt und legt die Hand ihm auf den Nacken.
„Bimm's nicht so schwer und höre guten Rat:
Man muß dies kurze Leben kräftig packen.
Ein Glaube nur ist ewig: Kühne Tat!
Und willst Du wirklich Gottes Liebling sein —
Sei stark! — Die Helden liebt er ganz allein! —

Du schweigst? Hast Du im Körper keine Sehnen?
Gut, sei es, wie Du willst. Träumt' Dich als Gott!
Ich neide Dir nicht Deine Weiberthränen
Und kränke Dich in Zukunft nicht mit Spott!
Wie andre Sterbliche sich Sklaven halten,
Halt' ich mir einen Mahdi, das bist Du!
Doch stören darfst Du nicht mein freies Schalten —
Ich lasse Dich, und Du läßt mich in Ruh!
Bist Du's zufrieden? Schweigen heißt bejah'n!
Und sieh, da hör' ich unsre Krieger nah'n!"

Hoch aufgerichtet, tritt Abdalla schreitend
Vor die erregte Schar, seit heut so klein.
„Halt", ruft er, „große Dinge vorbereitend,
Kniet unser Mahdi hier mit Gott allein!
Allah hieß ihn zurück nach Gebir eilen,
Und die Gewehre Aufstes dort am Platz
An Eure heldenmüt'ge Schar verteilen
Zugleich mit aller Beute reichem Schatz,
Und will, daß er sich einen Feldherrn küre —
Ich soll's von heut sein, der im Kampf Euch führe!"

Aufjubelt freudig überrascht die Menge
Und brandet um Abdalla. „Ja," ruft der
Laut schreiend in das summende Gedränge:
„Die Armut sei von heut' an auch nicht mehr!
Mit Feuer kämpfend gegen feindlich Feuer,
Besiegen jeden Feind wir, wie im Spiel
Und immer sei die halbe Beute Euer,
Und Euer jedes Weib, das Euch verfiel!"
Und wie im Donner braust der Krieger Dank,
Das weite Feld der blut'gen Schlacht entlang!

Achmed erwacht urplötzlich aus dem Brüten,
Erhebt sich, schaut sich um, wie weltentrückt.
„Heil! Heil dem Mahdi", tobt um ihn das Wüten
Der Schar, die neuer Glaubensmut entzückt!
Verständnislos, mit dem gewohnten Blicken
Schaut er sich um, in all' dem Volk verwaist.
Weltheißes Weh in seinen blöden Blicken,
Schwankt er dahin, ein Körper ohne Geist.
„Ehrt ihn mit Schweigen", ruft zum Volk Abdalla,
„Er ist bei seinem Gott! Er ist bei Allah!" —

Digitized by Google

VII.

Der Lügner.

Gordon ist in Charkum! Der in drei Welten
Das Schwert schwang, den die weite Erde kennt,
Der stets den Ruhm geführt zu seinen Zelten,
Den Afrika und Asien Sieger nennt!
Er war der Herr des Ruhms und Siegs in China,
Hielt an der Donau einst Britanniens Wacht,
Durchmaß am Wanderstabe Palästina,
Nachdem er dem Sudan das Heil gebracht.
Jetzt rufen ihn Ägyptens zage Leiter:
„Rett' uns Dein Reich zurück, furchtloser Streiter!"

Wie schaut er aus, den soviel Sonnen bräunten,
Der nach acht Kriegen, ruhmvoll durchgekämpft,
Zum blutigsten, zum fürchterlichsten nennten
Die Herzen feuert, die Verzweiflung dämpft? —
Blauäugig, blond und schlank, ein Mann voll Leben,
Voll Glut und Mut, doch auch von klugem Sinn,
So tritt er im Regierungshause eben
Dicht vor Charkums vereinte Räte hin
Und spricht: „Nicht Waffen helfen hier alleine —
Hier gilt es Kraft mit Klugheit im Vereine!

Laßt diesem Mahdi einen Teil der Beute!
Laßt ihm, was er errang für kurze Zeit!
Charkum zu retten heißt der Wahlspruch heute!
Den Sudan rettet, wer Charkum befreit!
Die Völker, die in diesem Lande wohnen,
Hat nie ein wahres Bruderband vereint!
Doch Darbende sind unter allen Zonen —
Die Hoffnung ist's, die sie zu einen scheint!
Sie wird verfliegen, jäh wie sie gekommen —
Bleibt uns Charkum, die Stadt, nur ungenommen!"

So reiten Boten, Gruß um Gruß zu bringen
Zum Mahdi fort, indes die Stadt durchrauscht
Der Trommel Wirbeln und der Spaten Klingen,
Daß Wall auf Wall sich türmend recht und bauscht. —
Lucy erschaut von ihres Hauses Fenster
Das bunte Treiben nicht, vor dem sie flieht,
Ihr sind die Menschen wandelnde Gespenster,
Weil sie den Einzigen nicht wieder sieht —
Da tritt ihr Vater ein, sie fliegt entgegen — —
„Noch keine Nachricht?" — Jener schweigt verlegen.

Dann schüttelt er das Haupt voll grauer Haare —
Und aus der Brust ringt sich's ihm kummerschwer:
„O, daß uns Gott vor weit'rem Leid bewahre!
Zersprengt ist Jussuf Pascha's ganzes Heer!
Nicht einer kam zurück. Nur trüb und bange
Schleicht das Gerücht sich her aus Feindesland!
Wie zogen sie hinaus mit frohem Sange —
Wo sickert nun ihr Blut im Wüstensand,
Wo es fühllose Steine zweifelnd rötet?!" —
Hinsinkend schreit sie: „Du hast ihn getötet!"

Nicht fern in seinem Hause sitzt ein Andrer,
Er denkt an seinen jugendstarken Sohn,
Der jüngst auszog, ein kriegesfreud'ger Wand'rer,
Der nun auf ewig seinem Zorn entfloh'n!

„Mein Omar," seufzt er, „könnt ich einmal schauen
Noch in dein heißgeliebtes Angesicht —
Du solltest straflos mir dein Herz vertrauen — —"
Doch mit den Toten spricht man ewig nicht!
So klagten zwei um einen scheinbar Toten,
Indes nilaufwärts zogen Gordons Boten!

Kurz vor El Obeid erst sah'n sie blinken
Des Mahdi Kriegsvolk. Heute war der Tag
Wo auch die stolze Feste mußte sinken —
Es war für Kordofan der Todesschlag!
Mit Jussuf Pascha's Remington-Gewehren
Abdalla kriegsfroh in die Städte brach —
Und wen die Kugel noch nicht mochte lehren,
Bei dem that's Bol und Hunger nach und nach — —
So mußte als die letzte denn von allen
El Obeid, des Landes Hauptstadt, fallen.

Der Mahdi saß, bleich, krank, in seinem Zelte,
Zur Seit' ihm stand Abdalla siegesfroh
„Weißt Du jetzt, was ich Deinem Gotte gelte?
Die guten Waffen schätzt er grade so,
Wie einer von uns Sterblichen auf Erden —
Und Dein Gebet und Deine Frömmigkeit,
Langweilig müssen sie selbst Allah werden —
Nicht wahr, Dir selber sind sie auch schon leid?!
Kam Dein Glück auf, so wirst Du auch der Hüter
Für Deiner Menschen heil'ge Erdengüter!"

So spricht Abdalla mit verjog'nem Munde —
Der Mahdi wendet sich hinweg, gequält!
Er ist seit jener fürchterlichen Stunde,
Wo ihn sein Wahn verließ, lebend entseelt!
Er muß den Spott des Übermüt'gen tragen,
Muß seine Siege voller Kummer schau'n —
Und sieht im Sieg das ganze Glück zerschlagen,
Das er der Menschheit wollte anverbau'n!
Selbstsüchtig herrscht, unrein in jedem Triebe,
Abdalla in dem Mahdi-Reich der Liebe!

Abdalla schaut ihn an mit stiller Wonne:
„Mohammed Pascha Seid, der Kommandant,
Ist lebend jener Hungersnot entronnen,
Doch hat er einen Schatz uns still entwandt.
Wohl über siebentausend gold'ne Thaler
Verbarg er uns, an wohlbekanntem Platz,
Vermanerte ihn heimlich still der Prahler.
Sein Sklave erst verriet mir diesen Schatz!
Sag' ihm, wenn ich ihn zugeführt Dir habe,
Dir hab's verraten Deine Sehergabe!"

Er sprach's und schritt hinaus. Der Mahdi einsam
Saß still auf seinem Platz, sah vor sich hin:
„Mit einem Schurken herrsch' ich nun gemeinsam
Und teile mit dem Schändlichen Gewinn!
Gott, wenn du wirklich lebst, gieb mir ein Zeichen,
Daß nicht das ganze Leben Wahrheit ist!
O wolle mich durch einen Gruß erreichen,
Der mir verrät, daß du noch mächtig bist!
Die Stadt, die du verschlossest meinem Beten,
Hast du Abdalla's Waffen abgetreten!

Ein Zeichen, Herr, daß ich dich nicht vergesse!
Daß ich nicht fluche meiner eig'nen Glut!
Daß ich die Liebe deines Geists's erneuere!
Und nicht ertrinke in Verzweiflungsflut!" —

Digitized by Google

Dann ruft er einem Sklaven: „Omar komme!“
Und schlank, leis bebend, tritt der Jüngling ein.
„Sei' Dich zu mir,“ ruft gnadenvoll der fromme
Weltheiland, „heut' will ich Dir gütig sein.
Als Dein Gewehr Du einst auf mich gerichtet! —
Was glaubst Du wohl, hat da Dein Thun vernichtet?“

Und Omar schweigt, es kämpft in seiner Seele —
Er murmelt: „Weil Du Gottes Heil'ger bist,
So ging mein Schuß nach Deinem Antlitz fehle —“
Achmed fährt auf: „Schwör', daß es also ist! —
Bei Deiner Eltern Haupt! Bei Deinem Glauben!
Bei Allem, was Du Hohes, Heil'ges nennst!
Schwör' mir, daß niemand kann das Leben rauben
Dem Manne, den Du Gottes Heil'gen nennst!
Schwör', daß Du selber glaubst an meine Sendung —
Daß Du die eig'ne That verdammst als Schändung!“ —

Omar steht still und starr. „Was soll das werden?
An meinem Glauben zweifelt der Prophet?
Soll Henkerbeil und Galgen dennoch werden
Mein Teil? Ist es ein Narr, der vor mir steht?
Ist's eine Falle? Soll ich mich verraten?
Beug' ich mich der Gewalt zum zweiten Mal?“
In Wut schwillt ihm das Herz. „Verlangst Du Thaten,“
Ruft er mit Donnerstimme durch den Saal,
„Stell' Dich zum zweiten Mal vor meine Waffe,
Daß ich noch einmal den Beweis verschaffe!“

Omar erbleicht, nachdem er das gesprochen.
Im selben Augenblick wird solcher Hohn
Wohl vom verletzten Gottessinn gerochen.
Er lauscht bang auf des eig'nen Klangs Ton.
Dann steht er auf den Mahdi. Dieser wendet
Sein Antlitz ihm, ein graumeliertes, zu.
„Hinaus!“ ruft er. Das Wort ist kaum geendet,
Stößt er den Omar aus dem Zelt im Nu!
Und steht allein, den Arm zum Himmel streckend,
Und sinkt ins Knie, sein Antlitz überdeckend.

Ein heißes Schluchzen quillt aus seinem Herzen:
„Jetzt weiß ich, anders war ich, als ich bin!
Wie kniet' ich damals, heiter wie zum Scherzen,
Vor seinem Dampfroß gläubig bekend hin!
Im Schlachtenlärm sah ich den Himmel offen,
Um mich vergaß ich die blutgier'ge Schar!
Die Kugel hat mich darum nicht getroffen,
Weil ich in meinem Glauben alles war!
O süßer Wahn, wie sehnend ruf' ich dich!
O Gott! Ich glaube selbst nicht mehr an mich!

Stark war die Brust, die jeden Schuß verschmähte —
Heut bebt sie hinter Mauer, Turm und Schild!
Wir heil'ges Feuer waren die Gebete —
Wo jetzt nur Wasser mir vom Munde quillt!
Die erste Kugel würde heute töten
Mit meinem Blut die Brust, die nicht mehr glaubt!
Ein Kind kann mich mit einem Palmzweig töten,
Seit mir der heldenstarke Wahn geraubt!
Gott starb mir, und der Himmel leerte sich —
An nichts mehr glaub' ich — — glaub' ich nicht an mich.

Die andern aber?“ Auf springt er vom Boden.
„Sie sollen glauben, bis das tolle Spiel
In Ende ist mit meinem letzten Odem!
Weh' dem, der meinen Händen noch verfiel!
Her die Gefang'nen!“ ruft er wie im Grimme —
Mohammed Pascha tritt langsam herein.
Der Mahdi fuhr ihn an mit wilder Stimme:
„In Deinem Hause sollen Schätze sein!
In einer Mauer bargst Du voller Tücke
Den reichen Schatz viel tausend gold'ner Stücke!“

Bleich wird der Pascha. Allwärts eingedrungen
Steht starr das Volk, der Mahdi aber sagt:
„Doch ist es keinem Sterblichen gelungen,
Wenn er den Mahdi zu belügen wagt!“ —
„Allah il Allah“, ruft das Volk im Kreise —
Man stürmt davon, man findet, bringt das Gold.
Abdalla aber spricht zu Achmed leise:
„Jetzt bist Du ganz so, wie ich Dich gewollt!“
Und laut versetzt er: „Laß den Schurken töten!“
Der Mahdi winkt: „Mit hab' ich nicht von Töten!“

Abdalla aber ruft: „Der Mahdi wußte,
Daß dieser Mohammed ein Heuchler ist!
Hier ist ein Schriftstück, das ein Sklave mußte
Nach Kairo bringen noch zu dieser Frist.
In diesem Briefe wollt' er uns verraten
Und den Khedive steh'n um Schirm und Schutz!
Weh über so verwog'ne Freveltaten,
Sein Haupt herunter in den Straßenschmutz!“
Der Pascha bebt vor Zorn, sein Blick brennt heiß:
„Wer bist Du, Schrecklicher, der alles weiß?!“

Der Mahdi wendet sich, er hebt die Hände:
„Wart Ihr wohl jemals meiner Liebe wert?
Wohlan, mit meiner Gnade ist's zu Ende!
Schlagt ihm das Haupt herunter mit dem Schwert!
Und alle, alle, alle seines Gleichen,
Die je mein Freund Abdalla überführt,
Soll Höllenfurcht und Henkerbeil erreichen!
Abdalla aber wird von mir erkürt,
Mich überall und immer zu verfreten! —
Und nun laß' mich allein, denn ich will beten.“ —

Die Menge schleicht sich fort. Doch Achmed leise
Faßt den Abdalla an der Hand und spricht:
„Das Herrschen sei von heut' ab Deine Weise,
Du morde, töte, aber sag's mir nicht!
Schaff' Weiber mir, daß mich ihr Tanz bethöre!
Duft, der betaubert! Wein, der mich berauscht!
Mach, daß ich Schönheit schaue, singen höre
Und daß mich niemand sieht und niemand lauscht!“ —
Abdalla lacht: „Heilsam ist dieses Fieber!
Recht so, mein Sohn! Ich hab' Dich täglich lieber.“

(Schluß folgt.)

Raff' dich auf!

Raff' dich auf, raff' dich auf aus dem lastenden Bann,
Darin die Sorge dich hält,
Spann das Roß, spann das Roß und reite hinaus:
Die Freude zieht durch die Welt.

Ach, so schnell, ach, so schnell fährt die Holde dahin
Im Frühlingssonnenschein.
Willst du nicht, willst du nicht mit wagendem Sinn
Ihr Heergeselle sein?

Heinrich Bröms.

Digitized by Google

Zum letzten Mal.

Noch einmal zum Walde, dir geſellt,
Noch einmal ans ſilberne Meer,
Noch einmal durchs wogende Ährenfeld,
Noch einmal und nimmermehr!

Und fragſt du, was die Wange mein
Rufs neu geſeuchtet hat? –
Es mag ein Regentropfen ſein
Von einem Buchenblatt.

Wie wiegt ſich im Winde das Korngefild,
Die Blüten, Stern an Stern!
Dem feſtlichen Wald ein Lied entquillt,
Als tönt eine Orgel fern.

Die Wolke, die oben am Himmel zieht,
Die Schwän' auf dem zitternden Meer,
Sie wiſſen alle: mein Glück entflieht –
Noch einmal und nimmermehr.

Wohl alle beide im alten Revier,
Doch jeder für ſich allein . . .
Ein Meer war ſonſt deine Seele mir,
Und meine ſtrömte darein.

Nun ſind wir zwei, die Jahr und Stund
Nur eins geweſen ſind,
Und ich hatte dich lieb in des Herzens Grund
Wie die Mutter ihr einziges Kind.

Nun zur Rechten du, ich links gewandt
Durch den Wald, entlang dem Meer . . .
Dein brennender Kuß! Dein Blick! Deine Hand –
Noch einmal und nimmermehr.

Aus dem Holländiſchen der **Helene Swarth** von **Robert S. Arnold.**

Sommernacht.

Die Sonne ſank ſchon lange hinter'n Berge
Und ließ nur einen ſchwachen Purpurſtreif
Als Spur zurück. Die Bäume grenzen ſchwach
Sich ab am Himmel und bedecken ganz
Mit ihrer Schatten Nacht den ſtillen Fluß.
Akazienbüſte ſtreichen über's Waſſer
Und gießen ſüßen Schlaf in jedes Auge. –

Die Erde ſchläft, und heil'ge Stille wahrt,
Was alles auf ihr lebt. – Die Erde ſchläft.
Habt acht! Kein Laut darf ihren Schlummer ſtören,
Die für uns alle ſchafft und lebt und liebt!
Nichts regt ſich rings; nur eine Fledermaus
Huſcht ſchattenhaft gleich einem ruheloſen
Verirrten Traume durch die ſtille Luft
Und iſt im nächſten Augenblick verſchwunden.

Die Erde ſchläft. Sie ruht nach einem Tag
Des höchſten, vollſten, ſonnigen Genuſſes;
Und wie ein ſüßer Traum von all' dem Glück
Steigt über ihr der Sternenhimmel auf.
Da dringt ein Atemhauch aus ihrer Bruſt,
Ein Seufzer überſeliger Gefühle;
Die Bäume neigen feierlich die Häupter,
Als nickten ſie ein ſchweigend „gute Nacht!“
Dann wieder alles ſtill. – Die Erde ſchläft. –

Johannes' Grebling.

Heckenroſen.

Der Hag am Weg, ſo dicht, ſo grün,
Darin die wilden Roſen blüh'n.
Ein Mädchen kommt am Hag vorbei
Und bricht von ſeinen Roſen zwei.

Dem Liebſten eine auf den Hut;
Die andre ihr am Herzen ruht.
Ein Liedchen trällernd eilt ſie fort. –
Und wieder kommt ſie an den Ort,

Iſt alt und grau –, der Liebſte tot,
Und ſeine Liebe lang verloht!
Doch wieder blüht der Roſenhag,
Und ihr fällt ein der Sommertag.

Sie ſchwankt mit müdem Schritt vorbei,
Bricht von den ſchönſten Roſen zwei.
Dem Liebſten eine auf das Grab,
Die andre nimmt einſt ſie hinab.

Hans M. Grüninger.

Trinke!

Stoß an! – Mein volles Glas gab nur leiſen Klang.
Doch ſchweigt die Nacht, die heimlich im Weine ruht,
Doch trinke, trinke, durch die Adern
Rinne der köſtlichen Labe Feuer! –

So iſt's, wenn heißer Minne das Wort verſagt,
Ein leiſer Ton aufzittert und wieder ſchweigt.
Im Kuß nur unaufhaltſam drängen
Sich auf die Lippe die Herzgewalten.

Roſa Rübſaamen.

Digitized by Google

Ein Liebeshandel à l'empire.

Aus ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen **Ernst Schulze's.**

Mitgeteilt von **Karl Emil Franzos.**

XII.

Ernst Schulze blieb in den Herbstferien von 1812 in Göttingen, weil ihn die Liebe zu Cäcilie Tychsen festhielt. Auch diese Liebe war ursprünglich wenig mehr als Koketterie und gestachelte Eitelkeit gewesen; gerade weil ihn das schöne und begabte Mädchen mit ruhiger Freundlichkeit behandelte, aber jede Überhebung streng zurückwies, fühlte er sich immer mehr gefesselt. Eine Eintragung seines Tagebuchs — aus dem Frühling 1812 — spricht dies klar aus:

„Heute habe ich viel gewonnen. Cäcilie zerpflückte Blumen und als ich die Ursache wissen wollte, sagte sie, sie frage das Orakel. Man könne daraus erfahren, ob unser Freund oder unsere Freundin uns liebe . . . Das Verhältniß zieht sich langsam hin, aber es hat immer neuen Reiz. Bey der Frau von Pentz hatte ich in vier Tagen mehr gewonnen, als hier in vier Monaten, aber dafür dachte ich nach vier Monaten an die P. schon mit ziemlicher Kälte, während mir jetzt dieses Verhältniß noch nicht vier Tage alt zu seyn scheint. Verliebt bin ich, aber ich glaube, ich kann es meiner Natur nach nie so sehr werden, daß ich über meinen Zustand keine Reflexionen anstellen sollte."

Auch diesen Grad von „Verliebtheit" sollte er noch kennen lernen: von dem Augenblick ab, als Cäcilie Tychsen zu kränkeln begann, hat unser Dichter sie geliebt. Alles, was gut und edel in ihm war, ward durch die Sorge um die Geliebte wachgerüttelt. Mit dem „bitteren Kelch" der folgenden Briefstelle — an seinen Freund Dr. Bergmann in Celle — ist Cäciliens Siechtum gemeint.

„Göttingen, am 13. September 1812 . . Vielleicht komme ich noch am Ende der Ferien auf acht Tage nach Celle. Von dorther will ich mir etwas Heiterkeit holen um mich auf künftigen Winter zu versorgen. Vor diesem Winter fürchte ich mich sehr, denn ich werde dann wohl den bittern Kelch leeren müssen. Mit der Pentz stehe ich noch immer in lauen Verhältnißen. Ich schreibe ihr, weil ich fühle, daß es meine Pflicht ist, sie nicht ganz zu vernachläßigen. Sie besucht mich bisweilen, da sie hier in der Nähe, in Hofgeismar ist. Neulich gestanden wir uns wechselseitig mit Thränen, daß es nicht mehr so sey, wie es war, und daß es nie so wieder werden könne."

Der Brief an Frau von Pentz vom 8. September 1812, den wir in unserem letzten Aufsatz mitgeteilt haben, war liegen geblieben; erst zwei Wochen später setzte ihn der Dichter wie folgt fort:

„Am 26. Septbr. 12. Bis heute ist mein Brief liegen geblieben, ohne daß eigentlich meine Nachläßigkeit Schuld daran war. Ich mußte eine sehr eilige Reise unternehmen und vergaß in der Verwirrung den Brief zu siegeln und abzuschicken. Erst vorgestern bin ich wieder zurückgekommen und habe kaum Zeit gehabt mich in meinem neuen Logis bey dem Professor Wunderlich auf der Gothmer Straße einzurichten. Ich bin noch ganz in Unordnung, die ganze Stube liegt voll von Büchern, Papieren und andern Sachen und ich selbst sehe traurig aus der Zerstörung von Jerusalem hervor. Obendrein friere ich wie ein Grönländer, weil der Herbst auf Sturm und Regen in der Luft umherreitet um von seinem neuen Reiche Besitz zu nehmen, und leider mein Holz noch nicht angekommen ist. Heute vor einem Jahre um diese Zeit war ich mit Ihnen im Schauspiele, nicht um den Rochus Pumpernickel, den man gerade gab, zu belachen, sondern um Ihnen Bonbons zu praesentiren, unter denen Sie zum Glück den rechten herausfanden. Wenn ich mich nicht irre, fror ich damahls nicht im mindesten. Adieu."

Daran sei folgende Stelle aus einem Brief an seinen Freund Dr. Bergmann gereiht:

„Göttingen, am 1. October 1812. Ich weiß wie sehr die Erinnerung alles ins Schöne mahlt, aber doch kann ich mich in diesen Augenblicken nicht überreden, ich sey in Celle minder seelig gewesen als ich es mir jetzt vorstelle. Die freundlichen Parthien, welche die Gegend ringsum darbietet, wollte ich mit Freuden opfern, wenn ich den Lachtehäuser Sandweg hierher zaubern könnte. Dieser Zauber der Erinnerung erweckt

Digitized by Google

auch längst erloschene Gefühle in meinem Herzen und wirft einen freundlichen Reflex auf die Frau v. Pentz, mit der ich gerade um diese Zeit vor einem Jahre meinen Roman spielte. Weil ich mir von jener Zeit ein sorgfältiges Tagebuch gehalten habe, kann ich jetzt die Abenteuer jedes Tages genau bestimmen und ich spiele in der Erinnerung die ganze „Comedie larmoyante“ noch einmahl durch. Ich war doch glücklich in jener Zeit und jetzt bin ich es nicht; dieses giebt der P. einen großen Vortheil in meinem Herzen. Ich schrieb ihr in einer solchen Stimmung neulich einen Brief, dessen Herzlichkeit mich fast fürchten läßt, daß sie sich überreden werde, unser Verhältniß wäre wieder das alte.

Einen ähnlichen Streich spielte mir die Erinnerung vor einem halben Jahre. Ich hatte drei Briefe von ihr erhalten, ohne ihr zu antworten, weil es mir theils an Zeit, theils an der Stimmung fehlte, worin man fähig ist, mit dem Tone der Wahrheit zu lügen. Eines Abends war ich vom Arbeiten ganz abgespannt und ging, um mich ein wenig zu erholen, in dem kleinen Garten hinter unserm Hause einige Male auf und ab.

Mein Nachbar, der Hofrath, hatte seinen Garten illuminirt um den Geburtstag seines Kindes zu feyern und auf dem Walle drängte sich mit diesem Gesöse eine Menge von neugierigen Menschen. Unter ebensolchen Umgebungen hatte ich den ersten Abend meiner Bekanntschaft mit der P. in Baumanns Garten zu Zelle zugebracht. Mich ergriff eine sonderbare Wehmuth und ich fühlte einen innern Zwang, noch in demselben Augenblick der vergeßenen Geliebten einen Brief zu schreiben, der mir wahrhaft aus dem Herzen kam. Solche sonderbare Berührungspunkte hat das Gefühl. Wahrhaftig, mein lieber Freund, das höchste Ziel der Glückseeligkeit, das ich mir in diesem Augenblicke denken kann, besteht darin, mit Dir heute Abend zu eben und eine Flasche Wein zu trinken. Vielleicht würde der Weingeist diesem öden Kopfe seinen eigenen Geist zurückrufen, denn man sagt ja: ‚Gleich und Gleich gesellt sich gern‘. . .“

Kurz darauf schrieb Schulze an denselben Freund:

„Göttingen, am 14. October 1812. Hartherziger Mensch, kann Dir denn meine Freundschaft, kann Dir mein Kummer nicht einmahl eine einzige Zeile abloken? Ich sehe wohl, es geht Dir mit mir, wie mir mit der P. Die arme Frau schreibt alle Posttage und würde sich glücklich schätzen, wenn ich ihr nur zwei Worte antwortete, aber es ist mir nicht möglich, jetzt die Sprache des Herzens zu mißbrauchen. Ich liebe sie nicht mehr, deßhalb kann ich ihr nicht ferner liebevolle Briefe schreiben. Auch Du bist gleichgültig gegen mich geworden und ich kann es Dir im Grunde nicht verdenken, daß Du mir nicht schreiben magst.“

In der zweiten Hälfte des Oktober 1812 las Schulze den Faublas. Hier die Eindrücke und die Erinnerungen, die ihm die Lektüre wachrief. Am 31. Oktober schrieb er in sein Tagebuch:

„Mein ganzer frivoler Character, der sich seit so langer Zeit versteckt hatte, ist auf einmahl wieder hervorgekommen und ich merke, daß ich noch immer das alte Landstreichergenie bin. Die langweilige Alltäglichkeit eines mühevollen und kleinlichen Geschäftslebens, deßen ich ziemlich gewohnt worden war, zeigt sich mir jetzt wieder in ihrer traurigsten Gestalt. Es ist wahr, daß solche Verhältniße den Geist innerlich bewegen und daß ein wenig Liederlichkeit im guten Sinne ein wahres Conservationsmittel der Beweglichkeit der geistigen Kräfte ist. Mein Verhältniß mit der P. erscheint mir in diesem Augenblick wirklich wieder einmahl reitzend, denn so wüst und geräuschvoll auch das Leben war, das ich damals führte, so hatte es doch einen gewißen Anstrich von Genialität und erhielt meine Fantasie in ewiger Thätigkeit. Und doch sehe ich wohl ein, daß ich in diesem Augenblick ein Thor bin und daß man nicht ewig Romane spielen kann.“

Ähnlich äußert er sich in einem Brief an Bergmann über dieselbe Lektüre:

„Göttingen, am 1. Nov. 1812. . . . Ich möchte hinaus in das bunte Gewühl der Welt, möchte das abenteuerliche und wechselnde Spiel des Lebens in jeder Rolle durchspielen, und mich jeder flüchtigen Laune frei und fröhlig hingeben. Kannst Du Dir wohl vorstellen, daß dieser Augenblick mich die Tage meines Verhältnißes mit der P. in Celle zurückwünschen läßt. So wüst und unruhig ich auch damals lebte, so war doch meine Fantasie unaufhörlich beschäftigt, und meine ganze Lage hatte etwas ähnliches mit der, worin ich mich jetzt versetzt wünschte. Nein, zum stillen häuslichen Leben bin ich nun einmahl nicht geschaffen. . .“

Wenige Tage darauf schrieb der junge Dichter voll tiefen Schmerzes in sein Tagebuch:

„Am 12. November. Cäcilie ist ohne Rettung verlohren. Ich fange an eine Unsterblichkeit zu glauben und ein schönes seeliges Leben nach dem Tode. Sollte die Natur sich bloß einen augenblicklichen Scherz haben machen wollen, als sie dieses unendlich reine und zarte Gebilde erschuf? . . .“

Wir haben Frau von Pentz nicht eben als empfindlich kennen gelernt, aber wie es um Schulzes Empfindungen für sie stand, mußte sie nun nachgerade doch einsehen, und hielt es nun endlich an

Digitized by Google

der Zeit, die praktischen Folgerungen daraus zu ziehen. Vielleicht auch — und das ist angesichts ihres späteren Verhaltens das Wahrscheinlichere — hielt sie es für taktisch klüger, ihn eine Zeit lang gänzlich zu ignorieren, seinen letzten Brief unbeantwortet zu lassen und ihn auch von ihrer Durchreise durch Göttingen nicht zu benachrichtigen. Als Schulze das Letztere erfuhr, schrieb er mit sehr gemischten Empfindungen in sein Tagebuch:

„Am 15. November. Eben erfahre ich, daß vorgestern Abend die Frau von Pentz hier angekommen und gestern morgen wieder abgereist ist, ohne mich zu sprechen. Ihr Mann hat ein Regiment erhalten und ist nach Rußland zur Armee gegangen. Sie hat ihn bis nach Hannover begleitet, ist dann einige Tage in Celle gewesen und geht jetzt nach Cassel bis zur Zurückkunft ihres Mannes. Ihre heimliche Durchreise durch Göttingen scheint zu beweisen, daß unser Verhältniß auch von ihrer Seite aufgehoben sey; von der meinigen war es schon längst geschehen. Seit der Szene vom 14. August habe ich keinen Brief von ihr erhalten, obgleich ich ihr geschrieben habe. Am meisten mag ihr depit wohl daher rühren, daß ich mich an ihrem Geburtstage, wo sie sich vor einem Jahre mir hingab, so ganz ruhig verhalten habe. Aber ist es jetzt noch Zeit zum Heucheln, jetzt, da Cäciliens Leiden mich ganz beschäftigt, da ich fast an nichts denken mag, als an meinen Schmerz. Nein, schöne Louise, Du bist sehr gütig gegen mich gewesen, aber das Verhältniß mit Dir hat mich in neue Verirrungen gestürzt; Cäcilie hat mich strenger behandelt, aber sie hat mich gebessert und geheiligt. Dir ist meine Sinnlichkeit Dank schuldig, ihr mein Herz und meine Seele. — So drückend mir indeß auch zu letzt das Verhältniß mit einer Frau wurde, die ich nicht mehr liebte, so fühlt meine Eitelkeit sich doch ein wenig gekränkt, daß sie so ganz ohne Abschied von mir scheiden konnte. Freylich sah unser letztes Zusammentreffen einem Abschied ähnlich, aber ich schrieb ihr doch nachher und sie hätte nach allen Formen durch einen Brief mit mir brechen müssen. Vielleicht mache ich mir indeß mehr Sorge als ich nöthig habe. Wenigstens muß sie mir noch einmahl schreiben, um mir die Veränderung ihres Aufenthalts anzuzeigen, da sie natürlich fürchten muß, daß ich fortfahren werde, nach Hofgeismar zu schreiben und daß fatale Verlegenheiten daraus entstehen könnten. Doch ist sie vorgestern nicht im Gasthofe, sondern bey der Generalin von Diemar abgetreten und dieses ist auch vielleicht die Ursache, daß sie mich nicht hat rufen laßen. Auf alle Fälle will ich nicht schreiben, sondern Briefe von ihr erwarten."

Diesen Vorsatz hielt er denn auch ein, und es fiel ihm nicht schwer. Am 3. Dezember 1812 war Cäcilie Tychsen gestorben; ihr Tod versetzte ihn in tiefste Trauer, ja in Verzweiflung.

Frau von Pentz aber handelte nach demselben Grundsatz, wie schon früher: wollte der Berg nicht zum Propheten kommen, so kam der Prophet zum Berg. Aus Kassel, 6. Januar 1813, schrieb sie wieder an den Dichter u. a. wie folgt:

„Wenn man ein mahl einen festen Vorsatz faßet, so muß man auch Beharrlichkeit genug besitzen, ihn auszuführen, die meinige erprobte ich dadurch daß ich das Gelübde über ihr langes Stillschweigen gerecht ablegte u. hielt, Ihnen im Jahre 1812 nicht wieder zu Schreiben; obgleich ich wohl wußte das weder Verlust noch Entbehrung für Sie hierin liegen konnte, so befriedigte es doch Aufrichtig gesagt mich selbst, auf Ihr zwahrhaftig spät gesandtes königl. Gedicht gar nicht zu Antworten, den mein lieber Freund! ein Frauenzimmer kann solcher art Verletzlässigung nicht gut ertragen. — Dies ist mein Geständnih ohne Form. — In Göttingen war ich zwei mahl im Durchfluge; zuerst um meinen Mann bis Hildesheim zu begleiten, der zur Armee gieng, jetzt jedoch Wohl in Thoren sich befindet, und zum zweiten mahl auf der retour mit meinen Kindern, die ich bei mir nahm um nicht Allein in der hohen Residenz zu sein, Ich war in Hannover und Celle ohne mit meinem verstimmten Gemüthe jemanden zu incomodiren, den ich gieng nicht aus dem Hause und selbst hier in Cassel sehe ich von der Welt wenig, die den auch in jeder Hinsicht nichts Erfreuliches darbietet. dies zur Einleitung und jetzt meinen Glückwunsch zum Neuen jahre ohne Groll. — mögten Sie so zufrieden und heiter es angetreten haben und Vollenden wie ich es Ihnen Herzlich wünsche, und mögten Ihnen die Griechischen Damen die erschwereten Stunden ihrer alten Autoren Erleichtern und Versüßen — wahrhaftig dies ist der Galanteste Wunsch von der Welt, und er könt noch dazu Ehrlich gemeint zu Ihnen, dies kann man nicht von Allen Wünschen sagen. — Ihr Leben und Weben ist Gegenwärtig zu Gelehrt und Poetisch als das ganz Prosaische Menschen einige Unterhaltung für Sie haben könnten daher schließe ich für heute.

L. v. P."

Die „Griechischen Damen" war eine Anspielung auf die Schwestern Tychsen, deren Vater Professor der klassischen Philologie und Alterthumskunde war; von dem Tode Cäciliens war Frau von Pentz offenbar noch nicht unterrichtet.

Ernst Schulze erwiderte:

„Göttingen am 12ten Januar 13. Sie scheinen erzürnt, meine liebe Freundin, aber sollte Ihr Zorn nicht vielleicht eine bloße Kriegslist seyn, um Ihre späte Antwort zu beschönigen? Sie wißen, es ist eine gewöhnliche Dank- und Drohungsformel: Gott wird Dir's doppelt vergelten. Sie aber haben mir vierfach vergolten, denn für einen Monat Stillschweigen von meiner Seite gaben sie mir vier zurück. Freylich ist es schwer, Gott gleich seyn zu wollen, aber Sie haben sonst immer eine so göttliche Langmuth gegen mich bewiesen, woher denn plötzlich diese ungewöhnliche Härte? Als Sie zweymahl durch Göttingen kamen und ich Sie mit keinem Auge sah, da mußte ich muthmaßen, daß Sie wenigstens nach Polen in den Krieg zögen und mir durch ein Wiedersehen den Abschied nicht noch schwerer machen wollten. Sie sagten mir nichts Neues, als Sie mir von Ihrer Durch-

Digitized by Google

reise schrieben, denn das erstemahl erfuhr ich es von Ihrem Bruder, das zweite Mahl aber errieth ich es durch meinen eignen Scharfsinn, oder vielmehr durch meine Gewohnheit häufig an Sie zu denken. Zufällig erzählte mir nämlich ein Freund, er habe einen Wagen gesehen, worin eine Dame mit einem blänlichen Oberrock, nebst einigen Kindern gesessen habe. Der Wagen sey von einem Husaren begleitet gewesen und es wären zwey Pferde hintenangeführt worden. Ich rieth sogleich im Stillen auf Sie und glaube noch nicht, daß ich mich getäuscht habe. Sie sehen, wie genau ich auf alles achte, was mir theuer ist.

Sie spielen in Ihrem Briefe auf Manches an, was ich mir nicht recht zu enträthseln weiß. Griechische Damen giebt es hier gottlob nicht, so viel ich weiß, denn das schöne Geschlecht bekümmert sich hier mehr um das Griechische Feuer, das auch unter dem Wasser zündet (wässrige Seelen finden sich überall genug) als um die Griechische Sprache. Griechische Formen sind auch nicht sehr an der Tagesordnung, denn man liebt mehr die naiven Modenäschen, die eine ganz allerliebste, kokette Sprache führen. Aber von Allem dem werde ich diesen Winter nicht viel sehen, denn ich lebe wie ein Bär, ausgenommen, daß ich nicht von mir selbst zehre, denn ich bin so mager wie Freund Hein. Wollen Sie mich nicht ein wenig bedauern, meine Liebe? Ich habe Blut ausgeworfen und habe einen wahren Schwindsuchtshusten. Man räth mir dies und jenes, aber es ist nun einmahl mein Wahlspruch:

Eh vogue la galère
Tant qu'elle pourra voguer.

Daß bei diesen Umständen die Winterbelustigungen, worin Sie mich wie einen Fisch im Wasser schwimmen lassen wollen, nichts anziehendes für mich haben, und vorzüglich, daß ich nichts anziehendes für sie habe, können Sie leicht denken. Man tanzt nicht gern mit einem Schwindsüchtigen und findet kein Vergnügen daran den Tod vor seinen lebenslustigen Augen hin und her wandern zu sehen. Schon vor längerer Zeit habe ich dem Tanz entsagt, und ein Mensch, der nicht tanzt, ist auf einem Balle nicht mehr werth, als ein schlafender Liebhaber bey der Toilette. Einige Thees besuche ich allenfalls um meinen Namen nicht ganz aus der Menschen Gedächtniß verschwinden zu lassen, aber ich emmigre mich dort. Ach, meine liebe Freundin, nächst der Hölle ist nichts schrecklicher als die Langeweile. Vorigen Herbst vor einem Jahr hatte ich keine Langeweile, so kläglich auch das Schauspiel mitunter war. Es fehlt mir hier jemand, mit dem ich mich zanken könnte, um mich wieder mit ihm zu versöhnen, dem ich ins Auge sehen könnte, um mir viele süße bunte Traumbilder daraus zu holen, mit dem ich mich freuen und betrüben könnte. Ach, meine liebe Freundin, es fehlt mir hier alles."

In der That fühlte sich Schulze damals noch recht unglücklich. Wahr ist auch, daß er im Winter 1812 auf 1813 an einem heftigen Husten mit Blutauswurf litt, doch glaubten weder er noch seine Freunde an irgend welche ernste Gefahr. Das Tanzen hatte er allerdings auf Dr. Bergmann's dringenden Rat aufgegeben.

Der Brief ging zunächst nicht ab, am 8. Februar 1813 ließ der Dichter die Nachschrift folgen:

„Dieses Mahl müßen Sie mir verzeihen, daß mein Brief so lange liegen geblieben ist. Ich hoffte von Tage zu Tage etwas beylegen zu können, was Sie vielleicht interessirt hätte, aber es hat sich so lange verzögert, daß ich meinen Brief endlich ohne die Beylage schließen muß, damit Sie mich nicht gar zu weit ins schwarze Register setzen. Rathen Sie, was ich Ihnen schicken wollte? Es geht Sie mehr an, als Sie vielleicht glauben. Jetzt bin ich wirklich mit mir meins, ob ich Ihre Neugierde unbefriedigt laßen, um desto eher einen Befehl von Ihnen zu erhalten, sie zu befriedigen, oder ob es zuträglicher sey, ohne hinterlistige Mittel auf Ihre Güte in Rücksicht einer baldigen Antwort zu vertrauen. Das letztere ist unstreitig edler und mehr der guten Meinung gemäß, die Ihr freundliches Betragen mich von jeher von Ihnen hegen ließ. Auch möchte Ihnen meine Gabe nachher in einer gar zu kläglichen Gestalt erscheinen, wenn Ihre Erwartung Ihnen etwas recht Großes vorgespiegelt hätte. Ich habe eine Sammlung meiner Gedichte veranstaltet und hoffe schon jetzt auf die Vollendung des Drucks, aber er hat sich so verzögert, daß ich jetzt erst in einigen Wochen darauf rechnen kann, Ihnen ein Exemplar zu schicken. Noch hängt es von Ihnen ab, ob ich über die Ihrigen die Anfangsbuchstaben Ihres Namens setzen laßen soll. Schreiben Sie mir doch darüber, denn ich wage nichts ohne Ihren Befehl. Süß würde es mir wenigstens seyn, wenn Jemand, indem er vielleicht den Gegenstand errierhe, mir das Lob gäbe, ich hätte nur die Wahrheit gesungen und nichts übertrieben. Adien für heute, meine liebe Freundin, mein Kopf ist mir so voll von Geschäften, daß ich nicht ferner im Stande bin, mich mit solchen Dingen abzugeben, die aus der freyesten und süßesten Willkühr des Herzens hervorkommen. Ihr E. Sch."

Unter den Gedichten, die Ernst Schulze im vorliegenden Schreiben als „die Ihrigen" bezeichnete, verstand er natürlich seine, an Frau v. Pentz gerichteten Gedichte. Sie aber bezog die Anfrage auf ihre eigenen, an ihn gerichteten Gedichte und erwiderte flugs:

„Cassel, d. 16. Febr. 13. Was in der Gottes welt mein Theurer Freund! kann Sie auf den Gedanken

Digitized by Google

bringen, mich arme Unglückselige Person mit meinem Erbärmlichen Geschmier von Incorrecten fehlervollen Verschens zu Ihren Geistvollen und leichten Gedichten im Druck befördern zu wollen! So Herzlich meine Freude war einen Brief von Ihnen zu sehn, so ergriff mich ein wahrer Fieberschauer wie ich ihn durch las — und ich wußte nicht welche Götter ich anflehen wollte um den argen streich von meinem Haupte zu wehren

Schnell fühlt ich mich empor gehoben
Doch nicht durch kühne Phantasie,
Neun Schwestern hört ich Drohen, Toben,
Sie zogen mich — ich weis nicht wie —
Hin zu Apollos Richter Throne,
Und Schrien — sieh hier die Frevlerinn,
Sie schmückt sich mit der Dichter Krone
Bestrafe ihren Stolzen Sinn.

Und welche Strafe könnte wohl ärger sein, wie meinen Namen unter Ihren Meister werken zu finden? Die Ente paßt nicht neben den Paradies Vögeln stehn Sie ab lieber Schulz! von dieser ode, und konnen Sie es gar nicht über sich erhalten dann mögen Sie erst Alles waschen und Ordnen, weil es Ihr Eigenthum ist, nur meinen Namen lassen Sie nicht weiter wie mit einen X dabei Erscheinen. ich würde Unrrostlich sein mehr wie das zu Leiden überhaupt kann ich hiebei besser wie jemand meine Hände in Unschuld Waschen — den wahrhaft sehr Unschuldig kam ich in die Versuchung eines Gedichts. Wohl Eingebunden, Befehle ich jedoch hiemit mir ein Exemplar Ihres Werks zu Füßen zu legen, Nicht wahr, wen man in der Residenz lebt so Redet man gleich Stolzer? den die Prätensionen sind hier zu Hause! und diesen Ton kennen Sie bei mir noch nicht — ich Prostituire von meinem Aufenthalt. Mein Stillschweigen war jedoch keine Kriegslist noch irgend eine andere. — so viel weis ich auch von den Husaren, das sie nie hinter den Mauren sind, sondern stets im freien Felde agiren — Ich schwieg wie gesagt aus Verdrießlichkeit mich unter das alte Eisen gerechnet zu sehn, hörte ofsmals der Doktor Schulz sei so beschäftigt, nicht allein mit seinen Grausartigen Umgebungen, sondern auch mit den Grazien und Musen in Gestalt einiger Göttinglichen Schönen — da dachte ich den es sei keine Entdehrung für Sie wenn ich nicht schriebe im Gegentheil konnte ich wohl aus den bisherigen kurzen Antworten schließen, das es Sie vielleicht genirt hätte, und jede Aufdringlichkeit ist mir in den Tod zu wieder. — Ich schwieg, um in diesen Jahre zu zeigen, das weder in den berühmten Aschersleben noch in der Residenz Cassel ich meine Freunde vergessen kann! —

Was Ihre Nachrichten anbetrift über meine Reisen so sind Sie Unrecht berichtet, weder ein Husar noch Handpferde waren bei mir, ich kam am 12 Nov: Abends 7 Uhr bei General Tiemars an in Göttingen und sah mit meinen beiden Kindern schon 9 Uhr den andern morgen wieder im Wagen, um hier her zu Reisen.

Uebrigens verlebte ich hier angenehme Perioden doch Glücklich genug für mich in anlehnung des Peny waltete das Schicksal, der in Wolfenbüttel mit der Organisation seines Reg: Beschäftigt ist; seine Geschäfte erlaubten nicht hier zu kommen und meine Gesundheit verbot bislang die Reise dahin zu machen.

Sehr leid ist mir Ihr übeles Befinden, wollen Sie einen Rath von mir befolgen so bin ich von Ihrer Genesung versichert — gehen Sie stets vor 10 Uhr Abends ins Bett und nehmen Sie morgens früh 1 Stunde vor den Aufstehn 2 Glas Selterwasser mit kochend heißer Ziegen milch — nach her ihren Caffee. ich überzeuge mich das es Sie genzlich kurirt und das Mittel ist ja so Einfach, bitte, versuchen Sie dies auf einige Wochen anhaltend. Geben Sie mir bald Nachricht von Ihrer Gesundheit ich bin etwas Unruhig darüber es thut mir sehr leid. Gern plauderte ich noch ein wenig allein die Uhr ist ½2 Nachts — diesen bösen Exempel folgen Sie um Gottes willen nicht.

Man sieht, die Dichterin hat nichts gegen den Druck einzuwenden, nur wünscht sie ihre Verse vorher verbessert. Wie stark die Dame sonst vom französisch frivolen Geist ihrer Zeit beeinflußt gewesen sein mag — auch die liebreichen Äußerungen über „den Peny" beweisen dies — dieser Zug ist gut deutsch!

Mit vieler Heiterkeit verzeichnete Schulze den drolligen Zwischenfall in seinem Tagebuch:

„Göttingen. Am 15. März 1813. Mein Briefwechsel mit der Frau von Peny hat mit einem lächerlichen Mißverständniß seinen Anfang wieder genommen. Sie schrieb mir im Anfang des Januars aus Kassel, als ich mich längst vergessen glaubte. Ich antwortete erst spät im Februar und log zur Entschuldigung hinzu, ich habe so lange gewartet, weil ich Willens gewesen sey, ein Exemplar meiner Gedichte beyzulegen. Da sich aber der Druck so lange verzögere, schriebe ich und fragte zugleich, ob ich ihre Gedichte mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens bezeichnen solle. Ich verstand natürlich die Gedichte, die ich an sie gemacht habe. Sie hatte es aber auf ihre eigenen Verse gedeutet, die sie an mich gerichtet hat, und schrieb mir daher in größter Eile, um mich mit vieler Bescheidenheit zu bitten, sie durch Herausgabe ihrer Kleinigkeiten keiner blâme anzusetzen. Könne ich es indeß durchaus nicht übers Herz bringen, ihre Gedichte aus meiner Sammlung fortzulassen, so möchte ich sie wenigstens vorher ausfeilen und umschneiden. Ich konnte nicht aufhören zu lachen als ich den Brief las. Aber aus dem seltsamen Quid pro quo läßt sich doch ein Vortheil ziehen. Ich hatte bey weitem nicht alle Gedichte aufgenommen, die ich an sie gemacht habe, obgleich ich wußte, sie werde es mir übel nehmen, wenn sie nicht alles fände. Jetzt schreibe ich ihr, ich hätte von jeher ihren Wink als mein Gesetz betrachtet und würde deßhalb, obgleich ungern, da sie es zu wünschen schiene, ihre Gedichte fortlassen. Zugleich zwänge mich dieses aber auch, die unter meinen Gedichten, die sich auf die ihrigen bezögen, zurückzunehmen, da man sonst keinen Zusammenhang in ihnen finden würde. Sie wird ihre Bescheidenheit verwünschen, aber die Anmaßung, die darunter verborgen lag, war doch auch gar zu groß."

Der Brief des Dichters, dessen er zuletzt erwähnt, ist nicht erhalten.

An seinem 25. Geburtstage legte er eine Art Generalbeichte in seinem Tagebuch ab. Die folgende Stelle daraus gehört zu unserem Thema:

„Am 22. März 1813. . . Auch ist heute der Tag, wo ich mir Rechnung ablegen muß vom ganzen Jahre. Ob diese Rechnung mir etwas frommen wird, weiß ich nicht, denn ich habe die üble Neigung, meine Fehler zu lieben. Also zuerst mein Sündenbekenntniß. Mit der P. hatte ich im Anfange dieses Jahres im Herzen

Digitized by Google

gebrochen, aber ich heuchelte ihr doch noch immer in meinen Briefen, so spärlich diese auch waren. Das ist mir zu verzeihen. Sie hatte sich mir hingegeben, sie liebte mich, ich durfte sie nicht zurückstoßen, unser Verhältniß mußte langsam und beinahe unmerklich gemildert und in Freundschaft umgeschmolzen werden . . ."

Man sieht, der Dichter behandelte sich selbst nicht eben hart. Anders verfuhr das Schicksal mit ihm.

Der Schnellläufer.

„Siebenmal um die Mittagsstunde
Lauf' ich die ganze Wandelbahn!"
So der Alte mit kreischendem Munde.
„Aufgepaßt! Schlag zwölf tret' ich an!"

Und zu Mittag — Buntes Gedränge
Schwillt und belebt den weißen Strand.
Schellengeklingel! Und durch die Menge
Eilt der Läufer im Schalksgewand.

Und der hagere Alte hastet,
Schmal ist die Bahn, das Getümmel dicht,
Doch er windet sich durch und rastet
Auch beim schwierigsten Hemmnis nicht.

Läuft, an die Hüften gepreßt die Hände,
Läuft und achtet sorglich darauf,
Daß er biegsam den Körper wende,
Zierlich vollbringe den Dauerlauf.

Ärgerlich schauen zuerst die Leute
Auf den klingelnden Harlekin,
Wissen nicht, was der Mann bedeute,
Lassen ihn achtlos weiter ziehn.

Er aber wirft mit Winken und Nicken
Dankbare Grüße ohne Zahl,
Und verkündet mit siegenden Blicken
Ohne Arg: Zum viertenmal!

Wieder hebt er und schüttelt die Schellen —
Kaum, daß einer nach ihm seh' —
Ich allein verfolg' den Gesellen,
Weil ich den armen Narren versteh'.

Alle drängen wir, jagen und streiten,
Dieser geht unter, jener gewinnt . . .
Daß uns die Augen der Welt begleiten,
Glauben wir alle, wir wir sind.

Friedrich Adler.

O Junimond, o Rosenzeit . . .

O Junimond, o Rosenzeit,
O Zeit der Nachtigallen,
Und Duft und Lieder weit und breit —
Dich liebe ich vor allen!

Ein jeder Vogel baut sein Nest
Mit seiner lieben Frane —
Doch dies dünkt mich das allerbest',
Daß ich mein Veilchen baue!

Drin wollen, mein Liebchen, Du und ich
Miteinander froh sein und kosen
Und sie genießen herzinniglich,
Die schöne Zeit der Rosen.

Der Winter kommt allzufrüh heran —
Wir wollen uns drob nicht härmen!
Wo uns die Sonne nicht wärmen kann,
Wird uns der Ofen wärmen.

Und ob die rote Rose verblich
Und die Nachtigallen schweigen:
Ein treues Pärchen, du und ich,
Trägt Juni im Herzen zu eigen!

H. Robertin.

Schönheit.

Es wird erzählt von Lilith (diese war
Vor Eva Adams Weib), daß sie in Eden
Hoch vor der Schlange tallich gewußt zu reden,
Daß erstes Gold gewesen sei ihr Haar.

Indeß die Erde altert immerdar
Jung sitzt noch sie und lockt der Männer jeden
Zu ihrem Cruggewed aus dunken Fäden, —
Für Herz und Leib und Leben stets Gefahr.

Sind, Lilith, Rof' und Wohn doch dein Symbol!
Denn wen, fandst du zu ihm, umstrickten wohl
Licht Duft und Küsse süß und holder Schlaf?

Sieh, wie des Jünglings Blick dich glühend traf,
Durchwogt dein Zauber ihn, — er ist bezwungen,
Von dir ein Goldhaar hat sein Herz umschlungen.

Aus dem Englischen des **Dante Gabriel Rosetti** von **Otto Hauser.**

Digitized by Google

Im Mondlicht.

Ein Novellen-Fragment von **Karl Emil Franzos.**

(Schluß.)

Er setzte sich mir gegenüber und sah mich fortwährend an mit seinen kalten, grauen Augen. In dem hageren, ernsten, leidenschaftslosen Gesichte zuckte kein Muskel. Auch jenes Lächeln ward nicht sichtbar, vor dem ich mich immer insgeheim sehr fürchtete, jenes bittere, skeptische Lächeln, das so häufig seine dünnen Lippen kräuselte.

Er unterbrach mich nicht und schwieg auch, nachdem ich geendet, noch eine lange Weile. Dann trat er an mich heran, zog seine alte plumpe Taschenuhr mit dem Horngehäuse hervor und zählte die Schläge meines Pulses. „Du fieberst", sagte er. Dann nahm er wieder seinen Platz ein und schwieg abermals.

„Nun — was meinst Du?" fragte ich beängstigt. „Meine Krankheit ist wohl gefährlich?"

„Gefährlich?" erwiderte er langsam, und nun zuerst erschien jenes Lächeln um seine Lippen. „Nein — gefährlich nicht, oder wenn gefährlich, so doch mindestens sicherlich nicht in dem Sinne, in dem Du es meinst."

„Aber ich fühle es ja!", rief ich, „es ist doch ein körperliches Leiden?!"

„Nun ja", erwiderte er, „Du hast auch Fieber — Hitze und Kopfweh. Das kommt von der durchwachten Nacht, vielleicht auch von einer leichten Erkältung und kann schon morgen vorüber sein, ohne eine andere Spur zurückzulassen, als einen tüchtigen Schnupfen . . ."

„Gottlob!"

„Ja — aber das, was eben Deine Krankheit ist, ist morgen wahrscheinlich noch stärker als heute. Es ist aber im Grunde keine Krankheit, sondern nur eine Anspannung und Erschütterung der Nerven, die bei Jedermann einmal im Leben eintritt. Bei dem Einen früher, bei dem Andern später, — je später, desto gewaltsamer. Es giebt kein Mittel dagegen — man muß sie eben austoben lassen. Was willst Du thun?! — ein Naturgesetz . . ."

„Und hast Du es auch schon an Dir selbst erfahren?"

„Nein!" erwiderte er leise und gedrückt und tastete an dem Todtenschädel umher, „bisher noch nicht. Aber es wird wohl noch kommen. Ich — ich fürchte mich fast davor . . ."

Ich sah ihn erstaunt an. „Hans", rief ich, „Du klariter, sicherster Mensch! — Du und fürchten! Ich kanns nicht glauben! Aber wie heißt man jene Erschütterung?"

„Man giebt ihr verschiedene Namen." Er lächelte wieder, aber sein Lächeln erschien mir recht gezwungen. „Besonders die Herren Dichter sind unermüdlich, ihre Nomenklatur zu vermehren und vertrauen nach dieser Richtung dem geduldigen Papier in Schrift und Druck Vieles an. Gewöhnlich aber nennt man sie Sehnsucht oder Liebe . . ."

„Hans!" rief ich erzürnt und sprang auf. „Du verkennst mich oder willst mich verspotten. Du hältst mich also für einen Schwärmer, für einen verliebten Phantasten. Aber ich versichere Dich: Du thust mir Unrecht! Ich kann ja nichts dafür. Ich empfinde keine Gefühle, sondern körperliche Schmerzen. Es ist eine Krankheit, die vom Körper ausgeht und im Körper steckt. Ich weiß nicht, wie sie über mich gekommen ist, vielleicht durch den Mond . . ."

Aber er schüttelte den Kopf.

„Was Ihr Seele und Gefühle nennt", sprach er langsam und scharf, „sind Nerven und Nervenfunktionen, und die Nerven stecken allerdings im Körper. Du hast also formell Recht, aber in der Hauptsache Unrecht. Daher kann ich Dir auch bezüglich des Mondes natürlich nicht Recht geben. Was bei Dir eingetreten ist, ist ja gar keine Krankheit, sondern, wie erwähnt, eine naturgemäße Erregung. Hier ist der Mond höchstens Mittel, aber nicht Ursache. Was Dich hinausgetrieben hat, war nicht die Mondsichel, sondern

Digitized by Google

der Gedanke an jenen Garten voll Rosen. Freilich kann der Mond auch Krankheiten hervorrufen, speziell Nervenkrankheiten, so leidet z. B. das Mädchen, das Du gesehen hast, vielleicht an einem solchen Übel . . ."

„Du glaubst also, eine Mondsüchtige —"

„Was weiß ich! Vielleicht! Oder —" Das böse Lächeln erschien wieder um seine Lippen.

„Nein! nein!" rief ich empört, entsetzt.

Er zuckte die Achseln. „Und was rätst Du mir?" fragte ich nach einer Pause.

„Hm! — was ich Dir rate?! Heimzugehen, Dir einen tüchtigen Thee kochen zu lassen und gehörig zu schwitzen, um morgen mindestens das Fieber los zu sein."

„Und bezüglich — bezüglich jener Erregung?"

„Dafür giebts keinen Rat! Ich könnte Dir da nur sagen, was Du Dir selbst viel besser und gründlicher predigen kannst. Nimm Deine Willenskraft zusammen, denk' an Deine Staatsprüfung, arbeite fort, thu' als wäre nichts geschehen! Wie weit Du aber damit kommst, kann ich Dir natürlich noch minder prophezeien als Du selber!"

„Mir ist so bang", sagte ich vor mich hin und drückte meine Hände an die glühenden Schläfen, „so entsetzlich bang —"

Er griff nach seinem Hute, trat dann zu mir und legte mir die Hand auf die Schulter. Sein Gesicht hatte dabei einen Ausdruck, wie ich ihn bei diesem harten Menschen nie für möglich gehalten hätte.

„Komm, mein Junge", sagte er fast weich, „ich will Dich heimbegleiten. Und im Übrigen: Kopf auf! . . . Vielleicht war es auch nicht klug von Dir, daß Du mich um Rat gefragt hast. Was weiß ich von solchen Dingen, ich einsamer, liebeleerer Mensch, der sich auch nicht nach Liebe sehnt. Denn Liebe ist Furcht vor dem Alleinsein. Ich aber fürchte mich vor der Zeit, wo ich das Alleinsein nicht mehr werde ertragen können . . ."

Wir gingen.

*

Zwei Tage und Nächte lang ging alles leidlich, ich konnte wieder studieren, ich glaubte mich genesen. Aber da irrte ich; ich hatte meine Seelenruhe und meinen fieberfreien Zustand nur dem Umstande zu danken, daß es fortwährend regnete und der Mond umhüllt blieb.

Aber als er in der dritten Nacht wieder voll, klar, gewaltig am Himmel stand, da trieb es mich wieder hinaus, jenem Häuschen zu und und jenem Mädchen.

Ich habe sie in selbiger Nacht wieder gesehen und zum ersten Male mit ihr gesprochen . . .

*

Schlußwort des Autors:

„. . . und zum ersten Male mit ihr gesprochen." An dieser Stelle habe ich an einem Sommerabend des Jahres 1868 die Feder aus der Hand gelegt, mit dem festen Vorsatz, am nächsten Tage weiterzuschreiben, wie sich die sonderbare Krankheits- und Liebeshistorie des Studiosus Franz Xaver Stadelmayer des ferneren gefügt. Aber ich habe keine Zeile mehr daran geschrieben, weder an jenem Tage, noch in der Folge. Nicht etwa, weil sie mir unlieb geworden. Im Gegenteil! Keine andere meiner Arbeiten ist mir so wert wie diese, und über keine andere habe ich so viel nachgedacht. Und just darum ist diese Geschichte ein Fragment geblieben, und muß es bleiben.

Das wird niemand wundern, der das Vorliegende gelesen und überdacht hat. Dann wird er erkennen, daß der anscheinend so überaus winzige Stoff in Wahrheit ein ungeheurer, gar nicht, oder doch kaum zu überwältigender ist. Denn man wird sich nicht durch die Zuthaten täuschen lassen dürfen, so wenig sich der wackere Hans Leber hierdurch täuschen ließ. Man wird erkennen, daß es einzig meine Absicht war, darzulegen, und zwar, so weit mir die schwache Kraft reichte, mit der Genauigkeit des Anatomen, mit der Präzision des Naturforschers darzulegen, wie die Sehnsucht und die Liebe über ein junges, hilfloses Herz kommen, es überwältigen, grausam darüber herrschen, so daß es erst langsam, langsam davon lassen kann, ohne daß freilich je wieder gänzlich ihr Bann sich löst. Hätte ich dies so ausführen wollen, wie es mir vorschwebte, oder auch nur so, wie ich begonnen hatte, dann hätte es, was die Zeit betrifft, mehrerer Jahre bedurft, was den Raum betrifft, mehrerer Bände, was mich betrifft, einer sehr genauen Kenntnis des Menschenherzens, und was den Leser betrifft, einer ungemeinen Geduld — Bedingungen, die teils gar nicht, teils schwer sich erfüllen konnten. Wäre ich nicht so jung gewesen, als ich diese Geschichte niederzuschreiben begann, ich hätte mir gleich sagen können, daß es ein eitler Traum sei, jemals ihre Beendigung erhoffen zu können.

Aber ich war sehr jung und schrieb aus

Digitized by Google

eigentümlichen Verhältnissen heraus, und dies ist der zweite Grund, warum ich nicht zu Ende kam. Wer in eigenartiger oder absonderlicher geistiger Atmosphäre schreibt, wird entweder in einem Zuge fertig oder gar nie. Was eine seltsame Stimmung geboren, wird in anderer Stimmung nicht reifen. Ich war selbst Student zu Wien, da ich diese Geschichte schrieb, und wohnte in selbiger Gärtnergasse, Nummer Vierundzwanzig und — was sollt' ich's hehlen? — es kamen Mondnächte, da es mir erging, wie dem Franz Xaver Stadelmayer. Da fiel einmal ein Mondstrahl in mein einsames Herz und wirkte, wie jener Wundertropfen, der in den Nil fällt: er machte es mächtig gähren — und überschäumen. So litt ich des Nachts süß schauerliche Schmerzen, und trieb wehmütig tolle Allotria, des Tages aber zwang ich mich zur Nüchternheit und preßte jene Gluten in eine kühle, sehr philisterhafte Form. Vor Allem wollt' ich mich selbst befreien. Und als dies nicht mehr nötig war, da war auch eine Fortsetzung unmöglich.

So entstand die Geschichte „Im Mondlicht" und darum blieb sie ein Fragment. Daß ich sie trotzdem drucken lasse, dafür kann mich vielleicht ihres Inhalts wegen ein Vorwurf treffen, aber kaum deshalb, weil sie eben nur ein Bruchstück ist. Was man nicht vollenden will, soll man nicht als Fragment erscheinen lassen, weil dies eine Rücksichtslosigkeit gegen den Leser wäre. Bei einer Arbeit jedoch, die naturnotwendig ein Bruchstück ist, hat man nur die Wahl, sie entweder so oder gar nicht drucken zu lassen. Ich habe mich für das Erstere entscheiden zu dürfen geglaubt. Darum hole ich nun diese vergilbten Blätter hervor, deren Veröffentlichung ich längst geplant habe, meine seltsamste Arbeit und zugleich jene, die mir am teuersten ist, und darum habe ich sie hier auch so vorsichtig verklausuliert und im nachhinein defendiert, als wäre ich selbst Franz Xaver Stadelmayer, der Doktor beider Rechte!

Berlin, im Sommer 1898.

Toter Frühling.

Mitten in dem Lenzgepränge
Stehst du da in düsterm Traum,
Starr, entseelt von Winterstrenge,
Du mein armer junger Baum!

Von der Sänger Chor gemieden,
Der den Hain mit Jubel füllt,
Trägst du in den Blütenfrieden
Früh gebrochnen Lebens Bild.

Wolke mit der Himmelslabe,
Sonne mit dem Feuerstrahl,
Frühling mit dem Zauberstabe:
Chut ein Wunder hier zumal!

In die Wurzel gießt Genesen,
In die Zweige Blütenluft!
Und in Baumes Schicksal lesen
Laßt mich das der eignen Brust!

Ob mein Herz, das früh getroffen
Von des Winters Grimm und Pein,
Darf noch einen Frühling hoffen
In der Liebe Sonnenschein!

J. Schubert.

Magnetismus.

Ich werde, sagt' ich ihr, das Tischlein fragen!
„Tischrücken! Nein! Ich glaube nicht daran."
„Versuchen wir's, sei lieb, ich werd' es wagen
Und rufe jetzt den Schatten Dantes an."

Sie kehrte sich zu mir. Ganz nah, halb Zagen,
Halb Spott ..... Wir war's, ich sei im Zauberbann,
Als auf dem Tisch die lieben Händchen lagen,
Ihr kleiner Finger herzhaft drückte dann.

Wir schwiegen glückberauscht und blickten lange
Uns selig lächelnd an und ich erkannte
Im Blitzen ihrer Augen, was verhieß

Ihr stummer Mund ... Da frug er —: „Nun, und Dante?"
„Den plagt" .... wie küßt' ich ihre heiße Wange —
„Die Eifersucht auf unser Paradies!" ....

August Kellner.

Digitized by Google

Aus dem XVIII. Jahrhundert.

Ungedruckte Briefe und Gedichte.

I.

C. A. D. von Schlegel. Johann Christoph Gottsched. Samuel Lau. Friedrich von Hagedorn. Adam Struensee.

Vor uns liegt ein Häuflein vergilbter Papiere; der Zufall hat es in den Besitz eines Sammlers zusammengeweht, der Zufall wird es wieder in alle Winde verstreuen; nichts als das Jahrhundert, wo sie beschrieben wurden, haben diese Blätter gemeinsam, und daß die Menschen, die sie schrieben, Dichter waren. Große und kleine, derbe und feine Blätter und ebensolche Dichter. Darf man, nicht den Forscher, sondern jenen weiteren Kreis von Gebildeten, an den sich diese Zeitschrift wendet, einladen, eine solche Sammlung zu lesen? Ja, meinen wir, und mit demselben Recht, mit dem man ihm heute die Litteratur-Geschichte durch Porträts, Autographen, Wiedergabe erster Drucke illustriert. Auch solche Mitteilungen dürfen nur eben als Illustrationen zur Litteratur-Geschichte gelten, aber als authentische, und dies und jenes Blatt mag vielleicht den Schreiber und die Zeit noch lebendiger vor uns hinstellen, als eine litterar-historische Betrachtung. Es ist Leben, dessen Atem uns da entgegenschlägt, freilich begrabenes, aber doch für wenige Augenblicke wieder frisch erwecktes Leben.

Aus dem XVIII. Jahrhundert stammen diese Blätter, wir haben sie nach den Geburtsdaten der Schreiber gereiht und der Kundige weiß daher, daß unser Weg diesmal aus der sandigen Ebene in die grünen Berge führt, wo die Quellen entspringen, aus denen wir noch heute trinken. Gleich der erste Brief stammt aus einem Kreise, der den Kulturhistoriker mehr angeht, als den Litteraturforscher, und von dem sich der Genießende vollends eiligst abwenden würde, wenn man ihn dorthin zu längerem Verweilen einlüde: dem Kreise der pietistischen Liederdichter um Philipp Jakob Spener und August Hermann Francke. Man weiß, wie naturgemäß sich diese schwärmerische Richtung im Gegensatz zum starren, nüchternen Dogmatismus in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts entwickelte, weiß, daß sie nicht bei der Schwärmerei stehen blieb, sondern, namentlich in Halle, Werke der Nächstenliebe schuf, die den Sturm der Zeit überdauert haben und — so das berühmte „Hallische Waisenhaus" — noch heute Segen stiften, weiß aber auch, wie viele schwächere Geister sie zu verzückter Weltflucht führte. Neben Spener selbst, neben Wiegleb und Freylinghausen, Breithaupt, Herrnschmidt und Bogatzky schwärmte und dichtete auch eine Dame am Hof zu Anhalt-Cöthen: Catharina Auguste Dorothea von Schlegel. Selbst der fleißige Goedecke, der diesen Kreis freilich minder erschöpfend behandelt hat, als andere, nennt ihren Namen nicht und man muß tief in die Andachtsbücher jener Zeit und die Special-Forschung über den Pietismus tauchen, um ihm zu begegnen. Gewiß wäre es Unrecht, aus dem Brief einer Dichterin dieses Ranges Folgerungen auf die geistige Bedeutung des ganzen Kreises zu ziehen, aber will man erfahren, welche Wirkung der Pietismus auf die Gemüther übte, so ist auch dies Zeugnis hörenswert. Diese Dame also schreibt an August Hermann Francke einen sehr langen Brief, aus dem hier folgende Stellen mitgeteilt seien:

Cöthen den 18te Merz 1726.

Hoh Ehr Wirtieger

In Herr Jesu teurester und Hohge Ehrdester

H. Vater.

Das ich durch dießes Ihnen Beschwerlich falle, bitte Ja nicht übel zu nehmen es giebet mir ober hir Zu nicht Wehnig uhrsache, die mancherleye Briffungen und stunden der Nacht thun mein Gemithe befallen, das ich öffters nichts erkenen kan Von den lichte und genade in Christo, das öffters rufen muß o Herr Gieb gesunde augen die Was taugen, rühre meine augen an den das ist die große Plage wen am Tage man Dein licht nicht sehen kan, es ist öffters gohr keine Krafft da der Sündenmaht zu Wiederstehen und ist gleich so wie der arm gebunden, auch kein Gebet, Welchs doch die ganse Kriegesristung ist dadurch man Krafft der sind zu Wiederstehen Erlanget und habe in einer Zeit von 3 Wochen kaum ein mahl gebetet, lauder angst, furcht, Zweyffel an der genade Gottes und bin gleich den dürren Ert reich, Welches löchtzet nach dem regen das Gemite ist in beständiger Zerstreuung und will sich nicht samlen, ach ich Elendes Mensch Wer Wird mich erlößen auf den leibe dießes Todtes, kalt von außen und innen wird

Digitized by Google

mein armer Geist bestricket, gedult ist nicht da, Verlangen und begierde nach Gott Verlöschet gleichsam. daß ich sonst nichts spühre. aber was macht es nichts als meine schult daß man denket es seyen nun alle Berge überstiegen, alles aus die Wege gereimt so muß ja das Elend zu unseren besten offenbahr werden o daß es doch möchte Dazu thienen in beständiger Demuth zu bleiben und die liebe unsers getrewen Gottes desto höher zu Preißen. daß er dennoch nicht wird ablaßen genade zu Erweisten [folgen lange Betrachtungen ähnlichen Inhalts].

Teurester Herr Vatter, sie haben ja billig ubrsach zu schelten daß ich selbest schult bin und doch sie mit der Klage beschwehre, aber wie ich nach aller Kraft ob sie auch nur verborgen, es auch dem treuen und liebevollen Gott und Heiland geklaget, so weiß ich doch auch dieses in Herrn Vaters schoß zu schitten. [Folgen Bitten um Fürbitte beim Heiland.] Womit verharre

Hoch Wohl Ehr Würdiger
In Herrn Jesu treuester und Hochge Ehrdester
Herr Vatter
durch die Gnade Gottes
auf Jesu verbundenste Dinerin
und Tochter
C. A. D. Schlegel.

Der Brief bedarf kaum eines anderen Kommentars, als daß die Dichterin — ganz genau hat sich ihr Geburtsdatum auf Grund der uns vorliegenden Quellen nicht feststellen lassen — damals im Alter zwischen dreißig und viergig stand und unvermählt war . . . Aber auch unter voller Berücksichtigung dieses Umstandes bleibt dieser Brief einer guten, sittenreinen, relativ gebildeten Dame der Hofkreise ein lehrreicher Beitrag zur Charakteristik des Pietismus.

Nun folgt, dem braven, frommen, zerknirschten „Elenden Mensch" zunächst, (geb. 1700) der mit Recht und Unrecht vielgeschmähte Johann Christoph Gottsched. Das folgende Stammbuchblatt zeigt ihn uns im vollen Schmuck seiner Allonge-Perücke:

Ingenitum jus fasque animi sanctosque recessus
Mentis et incoctum generoso pectus honesto.
Hisce
memoriam sui l. c.
commendat
Lipsiae D. XXVIII Febr.
1752 Jo. Christophorus Gottschedius
Phil. Prof. Ord.
Poes. Eptr.
Reg. Acad. Berol. et Instituti Bononiensis
membrum
et h. t. Coll. maj.
Principum Lips.
Praepositus.

Das nächste Schreiben, von Samuel Lau (geb. 1703), führt uns in dieselbe Atmosphäre, wie der Brief der Schlegel; es handelt sich sogar wieder um das Seelenheil eines Fräuleins, diesmal am gräflichen Hofe zu Wernigerode. Dort war Lau damals Hilfsprediger, dann Superintendent und Beichtvater der gräflichen Herrschaften; aus dem von ihm besorgten „Wernigeröder Gesangbuch" (1735) sind einige seiner Lieder (z. B. „Jetzo komm' ich an die Pforten Deiner neuen Himmelsstadt" und namentlich: „So nimm denn hin mein ganzes Leben") weithin gedrungen und werden noch heute gesungen. Der Brief, durch den er in der kleinen Sammlung vertreten ist, ist an Joachim Justus Breithaupt (1658—1732), den Freund und Amtsgenossen A. H. Francke's gerichtet und lautet:

Hochehrwürdiger Hochgelehrter
Hochgeliebter Herr Professor.

Ew. Hochehrwürden letzteres Schreiben, dannit ich bin erfreut worden, ist mir so wohl vor sich, als wegen der beygelegten erbaulichen Nachrichten sehr angenehm gewesen. Mein Hr. College wird den seinem nechsten Besuche auch wohl von unserem Orte mancherley erzählet haben, das von unsern hiesigen Zustand Zeugen kann. Ich will vor diesesmal nur dieses berichten, daß eben bey der Abwesenheit des Hr. Hof-Prediger Zimmermanns Gott einer Fräulein bei uns, die über Jahr und Tag in einem sehr harten Bußkampf gestanden, Barmhertzigkeit gethan, zum freudigen Siege des Glaubens zu kommen, davon mir die Umstände sehr erbaulich waren. An einem gewißen Sonntage war ihr Gemüth dergestalt bewebelt, daß sie auch die Schloßkapelle nicht finden konnte, in welcher sie mich über den Artickel unserer Augsp. Conf. von der Rechtfertigung damahls wollte predigen hören, in Hoffnung, dadurch in ihrer Finsternis einiges Licht zu empfangen. Ob sie gleich von andern zu recht gewiesen wurde, ließ ihr doch die Mattigkeit des Leibes nicht mehr zu als nur die Hälffte der Predigt und zwar ohne Trost anzuhören und sie mußte sich zu Bette legen. Der Abend darauf fand sie in großer Angst, die nicht unähnlich war einer Desperation, weil sie sich ihrer Meinung nach an den Pforten der Ewigkeit stehe, aber ohne Hoffnung, Gott zu schauen. Alles Zureden war umsonst, biß der innewendige Lehrer sich fühlen ließ, da sie dann wider alles Vermuthen ausrief: O ich bin Gottes Kind! Von welcher Zeit an Gott ihren Mund gleichsam zum Canal machte, dadurch aus ihrem Hertzen Tag und Nacht das süßeste Evangelium floß. Zwo Nächte nach einander hat sie davor nicht schlaffen können, sondern stets einige um sich gehabt, welche sie selbst ersuchet, bey ihr zu bleiben, damit sie jemand hätte, dem sie die wunderbare Liebe Christi er-

Digitized by Google

zählen könnte. Alle, die zuvor über ihr das Maul aufgesperret, sahen und hörten sie mit erstaunen in ihrer großen Freundigkeit und mußten zum Theil gestehen, es sey was göttliches in ihr, so man zuvor bey ihrer Buß-Noth nicht hat erkennen wollen. Bald darauf kommt ihre Mutter, zu sehen, ob sie noch den Kopf auf der rechten Stelle habe, und wird von ihrem wohlgeordneten und gesetzten Wesen, (wie derselben eigene expression war) auf's Kräftigste überzeuget.

Sonsten thut Gott noch viele barmherzigkeit in uns und läßet uns mercken, er habe noch ferner Lust, sein Reich in unserer Grafschaft zu erweitern. Vor einigen Tagen ist ein Prediger in der Stadt gestorben, und es kann diese Stelle mit einem frommen Subjecto besetzet werden. Der verstorbene fürchtete Gott und war ein gutes Schaf, nicht aber ein guter Hirt, wie der sel. Hr. Prof. Francke zu sagen pflegte. Ich empfehle Dieselben nebst Dero geehrtesten Anverwandten und Hrn. Adj. Baumgarten der Gnade Gottes und verbleibe

Ew. Hoch Ehrwürden
M. Hochgeliebten Hr. Professoris
ergebenster im Herrn
Samuel Lau.

Wernigerode,
d. 17. Sept. 1730

Der kluge, offenbar wohl erwogene Brief bedarf kaum einer Erläuterung. Wie alt das erweckte Fräulein war, ist leider nicht gesagt, wohl aber wollen wir nicht vergessen, daß Lau damals erst 27 Jahre alt und Hilfsprediger war, so daß es ganz naturgemäß sehr zur Erhöhung seiner Freude beitragen mußte, als sich das Wunder gerade in Abwesenheit des Hofpredigers begab. — Wie grimmig sich Pietisten und Nichtpietisten bei der Besetzung jeder erledigten Pfarrstelle befehdeten, ist bekannt; der einflußreiche Breithaupt hat sicherlich das Seine dazu gethan, damit an Stelle des Verstorbenen ein „guter Hirt" komme.

Der Grundsatz, nach dem wir die Mitteilungen ordnen, läßt nun ein rechtes Weltkind folgen: Friedrich von Hagedorn (geb. 1708), den Anakreontiker. Der Brief ist an einen jungen Theologen gerichtet, der in schlimmer Lage ist: er hat sein Examen gemacht, auch eine Pfarrstelle erhalten, kann sie aber nicht antreten, weil ihn seine Gläubiger nicht fortlassen, und hat nun den fröhlichen Dichter um Rat und That angerufen. Mit Geld kann Hagedorn, obwohl Sekretär der Englischen Handelsgesellschaft in Hamburg, nicht dienen, aber an Rat und Verwendung läßt er es nicht fehlen. Hier einige Stellen aus dem launigen Brief, soweit sie den Schreiber charakterisieren können. Er schreibt am 25. April 1753 im Geschäftslokal seines Verlegers („In des Herrn Bohns Laden") u. a.:

„ . . . Lic. Anckelmann beklagt seinen Geldmangel, räth, ohne Zeit-Verlust, an den Herrn Lic. Marteus zu schreiben, Ihre itzigen Bedürfnisse vorzustellen etc. Ich rathe, den Brief einem anderen an die Frau Licent. einzuschließen.

Wenn der Pfarrer zu Trautenstein ein französischer Comödiant wäre, so würde er Vorschuß finden: wie Constantin, der mit 2000 Thalern, die er seinen Subscribenten abgeschmeichelt, in wenigen Wochen abgereist ist . . . .

Heute morgen habe ich mit Herrn P. Hartz gesprochen; sein Vorschlag ist, von Herrn Baalmann Vorschaft zu suchen. Zugleich hält er für nöthig, daß Sie nicht weniger an Herrn Strefon desfalls schreiben. Ich darf Ihnen nicht sagen, daß er Baalmanns Gelder in Händen hat. Er klagt übrigens selbst, so wie ich, über den Überfluß an Beuteln und Mangel an Geld. . . .

Es wird der Herr Bohn die 2te Ausgabe meiner M. G. Ihnen senden. Ich wünschte nur, daß Sie mit allen Zusätzen zufrieden seyn mögen.

Die „Moralischen Gedichte" Hagedorns, deren der letzte, von uns wiedergegebene Absatz des Schreibens erwähnt, erschienen 1750 in erster, 1753 in zweiter vermehrter Ausgabe. Beigefügt waren dieser die „Epigrammatischen Gedichte", die Hagedorn's Ruhm fester begründeten. Der heitere, liebenswürdige und begabte Mann ist bereits 1754 gestorben. Wenige deutsche Dichter sind häufiger, und darunter leider auch oft schlechter nachgeahmt worden, als er.

Dem Weltkind folgt abermals ein Prophet, der 1708 geborene Adam Struensee, Herausgeber des alten Halle'schen Gesangbuches, für das er selbst zahlreiche Lieder geschrieben, Prediger daselbst, dann General-Superintendent von Holstein. Das beiliegende Porträt zeigt kluge, wohlgebildete, energische Züge, und fest, klar, unverschnörkelt, wie wenige Schriften jener Zeit ist die des Stammbuchblattes, das vor uns liegt:

Haec mea consolatio, omni solatio
humano carere.
Besitz ich Jesum nur allein,
Ist Alles, was zu wünschen, mein.
A. Struensee.
Halle, d. 22. Mart. 1757.

Der fromme Dichter und Prediger hat Gelegenheit gehabt, die Wahrheit seines lateinischen Wahlspruchs auszuproben. Wenige Männer seines Standes haben an ihren Söhnen soviel Glück, soviel Jammer erlebt, wie er. Sein älterer Sohn Karl Gustav (1735—1804) brachte es zum Adeligen und preußischen Minister, der jüngere Johann Friedrich (1737—1772), zum dänischen Grafen und allmächtigen Herrn des Königsreichs. Der Vater erlebte den Aufstieg des jungen Arztes zu den höchsten Würden, wie sein Ende auf dem Schaffott.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von C. Grumbach in Berlin.

Digitized by Google

Die Malerin.

Novelle von **Robert Rohlrausch.**

Schon vier Tage war ich wieder in München, ohne in der alten Pinakothek gewesen zu sein. Es kam mir beinahe wie eine Versündigung vor; denn allen modernen Ausstellungen zum Trotz bildete sie noch immer für mich den künstlerischen Mittelpunkt der kunstreichen Stadt, und mit heißem Bemühen hatte ich in vergangenen Tagen ihre Schätze studiert, hatte sie kennen und bewundern gelernt. Aber diesmal waren die Sommertage so schön, die Sonne lockte so freundlich, daß mir der Anblick des eiligen, grünen Wassers im englischen Garten, des weißen Schaumes am rauschenden Wasserfall, der leise schwankende Blätterschatten auf den weiten Rasenflächen doch noch schöner deuchte, als das gemalte Abbild der Welt.

Am fünften Tage siegte dann endlich das alte Verlangen. Ich ging zur Pinakothek, stieg zwischen den beiden erstaunt in die Welt blickenden Löwengesichtern die Stufen hinan, durchschritt die hohe, weiße, gewölbte Vorhalle und ging langsam die breite, flachstufige Treppe empor, wo ein blaßgrünes Licht von den geschliffenen Marmorwänden auszustrahlen scheint. Ohne mich aufzuhalten, durchwanderte ich die ersten Säle und winkte nur ein paar guten Bekannten, den Apostelgestalten Dürer's und Rembrandt's Opferung des Isaak, einen Gruß mit den Augen hinüber. Mein Ziel war der Rubenssaal, der große Mittelpunkt einer großen Vereinigung von Kunst und Schönheit. Es war ziemlich voll, denn die Fremdensaison war fast auf ihrer Höhe, doch gab es auf den beiden Divans noch Plätze genug, und ich setzte mich an eine Lieblingsstelle, dem „Früchtekranz" gegenüber. Es war Alles wie sonst; der eigentümliche Geruch menschengefüllter Bildergallerien war auch heute zu spüren, das schlürfende Geräusch langsamer Schritte, von den grauen, rotumsäumten Gummidecken auf dem Parkettboden gedämpft, mischte sich in den Ton halblauter Stimmen, und nur zuweilen klang ein Husten, ein lauteres Stiefelknarren durch die feierliche, von den anderen Tönen kaum aufgehobene Stille.

Meine Blicke begrüßten die Lieblinge von ehemals: das gewaltige jüngste Gericht, den sinnlich schönen Raub der Töchter des Leukippos, das nackte Bübchen auf dem Schoße der anmutigen Helene Fourment und den Früchtekranz mir gegenüber, aus dem ein so volles und reiches Leben spricht, ohne zu jener Üppigkeit auszuarten, die Rubens liebt.

Ganz zuletzt sah ich noch etwas anderes. Ich kannte die Sitte von früher her, daß die Kopisten der berühmten Bilder auch in den Besuchsstunden ihre Arbeit fortsetzen; denn Zeit ist Geld, und Geld ist in der Regel bei ihnen knapp. Den Früchtekranz zumal hatte ich kaum jemals ohne eine Staffelei daneben gesehen, auf der ein mehr oder weniger fertiges, mehr oder weniger gutes Abbild des Originals unter fleißigen Männer- oder Frauenhänden sich allmählich gestaltete. So war es auch heute; niemals aber hatte eine Erscheinung vor der Staffelei mich so seltsam gefesselt, wie es diesmal geschah, nachdem meine Blicke zuerst auf sie gefallen waren. Es war ein Mädchen, zu Anfang der Zwanziger vielleicht, das dort stand, eher häßlich, als hübsch, in einem blaßroten, verwaschenen, zerknitterten Sommerkleide, das durch einen breiten Gürtel aus demselben Stoffe zusammengehalten wurde, während weite, bauschige Ärmel nur bis zu den Ellenbogen herabfielen und die Unterarme frei ließen. Ein Hauch von Armut und Entbehrung, der sie umzitterte, gewann meine Aufmerksamkeit wohl zunächst; dann aber sah ich auch den stolzen Blick der braunen Augen, die hinter Brillengläsern hervorschauten und alles Mitleid weit hinweg zu weisen schienen. Nicht, daß mich die

Digitized by Google

Malerin angesehen hätte; im Gegenteil, sie ignorierte ihre Umgebung vollständig, und die taktlose Neugier der sie umdrängenden Fremden, denen solch' eine Kopistin viel interessanter zu sein pflegt, als die Bilder der Gallerie, die sie auf Bädecker's Befehl mit unterdrücktem Gähnen durchwandern, glitt unbeachtet an ihr ab. Sie stand und arbeitete und blickte von der Kopie zum Bilde, vom Bilde zur Kopie, während sie die Palette wie einen Schild an ihrer linken Seite hielt und ab und zu eine Farbe von ihr heraufholte. Bei der regelmäßigen Bewegung ihres Kopfes sah ich die Linie des Profils, das fein und zierlich war; sobald sie aber das Gesicht ein wenig weiter herumwandte, bemerkte ich auch, daß eine gelbliche, krankhafte Hautfarbe ein eigentliches ästhetisches Wohlgefallen an diesem Menschenantlitz nicht aufkommen ließ. Auch Falten und Fältchen waren vor der Zeit schon vorhanden; zwei von ihnen liefen fast senkrecht neben den Mundwinkeln nieder, scharf eingeprägt in die hageren Züge, von Leiden erzählend.

Und doch, obwohl ihrer Erscheinung alles Gewinnende fehlte, vermochte ich den Blick nicht wieder von ihr abzuwenden. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß in dieser Frauengestalt mit dem abgewaschenen Kleide, mit den hastigen, unmutlosen Bewegungen, aus denen eine Verachtung des Menschenurteils sprach, ein Charakter, eine eigenartige Seele wohnen müsse. Jetzt machte sie einen Augenblick Pause, legte die Palette bei Seite und verschränkte die arbeitsmüden Hände leicht auf ihrem Rücken — ein paar fein gegliederte Hände mit spitzauslaufenden Fingern, die das einzige wahrhaft Schöne an ihr waren. Sie trat ein wenig zurück und verglich ihre Kopie mit dem Original; es schien mir, als wenn ein Ausdruck des Mißmuts, beinahe des Zornes dabei über ihr Gesicht laufe. Und als ich nun selber die beiden Gemälde genauer betrachtete, da konnte ich diesen Ausdruck verstehen: es war das Aufbäumen der Seele gegen die Begrenzung des Könnens. Die Früchte hatte sie meisterhaft nachgebildet; die klare Durchsichtigkeit der Trauben, das rote Glanzlicht der Kirschen, der saufte blaue Hauch der Pflaumen kamen dem Vorbild des großen Meisters ganz nahe. Mit den Knabengestalten aber hatte sie zu kämpfen, und hier und da war dieser Kampf ein vergeblicher gewesen. Vor dem menschlichen Körper erlahmte ihre Kraft, und im ganzen kam eine Durchschnittsleistung heraus, die ihr nun kargen Verdienst bringen konnte. Jetzt verstand ich den schwermütigen Reiz ihrer Erscheinung; das vergebliche Ringen um eine verbesserte Existenz hatte ihr seinen traurigen Stempel aufgeprägt.

Sie hatte nur ganz kurze Zeit pausiert und stand schon wieder vor ihrer Arbeit, an der sie einige Fehler, die ihr im Betrachten klar geworden waren, mit einem fast leidenschaftlichen Eifer zu verbessern suchte. Ich sah ihr von meinem Sitze aus zu, ohne daß sie es bemerken und davon beläftigt werden konnte. Der Strom der Besucher kam und ging, das gleichmäßige, gedämpfte Geräusch wogte ruhig, fast einschläfernd um uns her. Plötzlich aber entstand eine leichte Bewegung im Saal. Feste, laute Schritte ertönten, und ein paar harte, rücksichtslose Stimmen ließen sich vernehmen. Eine Gesellschaft von drei Personen war eingetreten, offenbar Mutter mit Tochter und Schwiegersohn. Erstere ging voran, in ihrer Erscheinung an reich gewordene Metzgersfrauen gemahnend, mit einem grün und gelb geiteiften Seidenkleide geschmacklos herausgeputzt. Das dicke Gesicht mit aufgeworfener Mopsnase hielt sie hochmütig emporgewandt, die mit rotbraunen Glacés bekleideten Hände hatte sie leicht in die Seiten gestemmt. So durchrauschte sie den Saal, hie und da stehen bleibend und ein Laienurteil ohne Überlegung laut heraussagend. Ihre Tochter sah ihr ähnlich und hatte trotz ihrer Jugend schon denselben kalten und hochmütigen Ausdruck wie die Mutter, während der Schwiegersohn, ganz modern und ganz schwarz gekleidet, nach fin de siècle-Mode seinen Arm in den der Gattin geschoben hatte.

Auf ihrer Wanderung durch den Saal kamen sie auch zu der Stelle, wo die Malerin mit ihrer Kopie beschäftigt war. Die gelb-grüne Führerin trat ganz nahe an die Staffelei heran, betrachtete die Arbeit einen Augenblick und begann sie mit lauter Stimme zu kritisieren. Ohne Kenntnis, aber mit der Keckheit, die der Menge imponiert, kramte die Alte ihre wohlfeile Weisheit aus. Auch jetzt noch arbeitete die Malerin fort, ohne einen Blick zur Seite zu werfen, aber es schien mir, als wenn ihre Hände noch hastiger, nervöser sich bewegten, als zuvor. Nun lachte die kritische Dame laut auf und rief: „Der Junge da schielt ja!“ Ein rascher Blick zeigte der Malerin, daß der Vorwurf diesmal begründet war, und mehr noch von der erneuten Erkenntnis ihres Unvermögens, als

Digitized by Google

von der Rücksichtslosigkeit der Freunden getroffen, warf sie Palette und Pinsel bei Seite, wandte sich, blitzte die Zudringlichen mit großen, zornigen Augen an und ging mit ein paar raschen, ungleichen Schritten zum Divan, wo sie ganz in meiner Nähe sich niederließ.

Ihre sichtliche Erregtheit blieb auf die Unverschämten nicht ganz ohne Eindruck. Der junge Mann flüsterte mit seiner Schwiegermutter, worauf sie etwas sagte, wovon nur das Wort „albern" zu verstehen war. Dann übernahm sie wieder die Führung und verschwand, von der Jugend gefolgt, in der Thür zum folgenden Saale. Zugleich sah ich, vorsichtig zu meiner Nachbarin hinüberblickend, wie sie mit einer Bewegung, die mich an die Dame erinnerte, die rechte Hand auf den Kopf legte und ihr Haar zerzauste, das in feinen, braunen Löckchen die Stirn umspielte, während es hinten zu einem einfachen Knoten verschlungen war. Gleich darauf aber gab sie das Haar wieder frei und ließ die Hand so schwer auf das Polster sinken, daß ich die Erschütterung der Springfedern fühlte. Sie that mir so leid in ihrem wehrlosen Zorn, daß ich ohne Besinnen zu ihr sprach.

„Ich habe Sie aufrichtig beklagt, mein gnädiges Fräulein. Es war ein pöbelhaftes Betragen, unter dem Sie zu leiden hatten."

Nur einen halben, kurzen Blick warf sie zu mir herüber, so sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie mich kaum zu bemerken schien. Dann wandte sie die Augen wieder geradeaus und legte das eine Bein über das andere, während sie mit den gefalteten Händen ihr eines Knie umspannte. Wieder gemahnte die Bewegung mich an die Dame, doch fehlte die wunderbare Anmut der großen Italienerin; ebenso wenig aber konnte von einer Nachahmung die Rede sein, — Alles an diesem Mädchen war selbständig, ungekünstelt, ein unmittelbarer Ausfluß der Natur.

Als sie nun weiter sprach, geschah es mehr zu sich selbst, als zu mir. „Warum können sie uns denn nicht in Frieden lassen? Weiter wollen wir ja nichts von ihnen! Aber sie thun, als gehörten wir mit zu den Bildern, die nicht hören und sehen, und als hätten sie für ihren freien Eintritt auch noch das Recht, uns zu quälen. Du mein Gott, es ist ja doch kein Vergnügen, hier zu stehen tagaus, tagein und dies traurige Handwerk zu üben!"

Sie sprach mit einer tiefen, etwas heiseren Stimme, hörbar im bayerischen Dialekt, den sie aber zu unterdrücken suchte. Nur zuweilen drang ein Münchener Laut oder Tonfall unverfälscht vor.

Ich suchte mühsam nach einem Worte des Trostes. „Ist es denn nicht eine Freude, all' diese schönen Sachen hier nachschaffen zu dürfen?"

„Eine Freude?" rief sie fast zornig. „Immer wieder Früchtekranz und Bettelbuben und Bettelbuben und Früchtekranz! Ja, und wenn es einem gelänge, wenn man etwas fertig brächte, wozu man selber mit gutem Gewissen Ja und Amen sagen dürfte. Aber wenn man wirklich etwas könnte, brauchte man ja nicht zu kopieren, um ein verpfuschtes Leben noch ein wenig zu fristen, ohne zu wissen, ob sich's der Mühe in Wahrheit auch lohnt. Und wenn man dann gestanden hat und ist fleißig gewesen und hat sein Bestes gethan, dann kommt so ein gestreiftes Ungetüm daher und sagt ganz ruhig: ‚Der Junge da schielt!'"

Sie wandte den Kopf ihrer eigenen Arbeit zu, betrachtete sie, lachte ein wenig — es war ein trauriges, hoffnungsloses Lachen, das mir ans Herz griff — und fragte mich leise: „Nicht wahr, das Scheusal hat recht, der Junge schielt wirklich?"

„Ein wenig augenleidend scheint er mir freilich", mußte ich zugestehen. „Aber die Früchte sind prachtvoll gemalt."

„Ja, das kann ich", gab sie zur Antwort; es war keine Spur von freudigem Selbstbewußtsein in ihrem Ton, die ruhige Gleichgültigkeit allein, mit der man eine unwichtige Thatsache konstatiert. „Aber leider macht mir das keine Freude. Was ich nicht kann, das eben möchte ich!"

„Das klingt ein wenig nach Faust."

„Mag sein", entgegnete sie gleichmütig, aber ihre Gedanken schienen schon wieder bei etwas Anderem zu sein.

Um kein Schweigen entstehen zu lassen, das unserer Unterhaltung vielleicht überhaupt ein Ende gemacht hätte, setzte ich das Gespräch mit einer Frage fort:

„Und was möchten Sie malen, wenn ich's wissen darf?"

Zum ersten Male wandte sie ihr Gesicht voll zu mir her und sah mich an. In dem Blick ihrer Augen, die scharf hinter den Brillengläsern hervorschauten, und in dem leisen Zusammenziehen der Stirnhaut las ich die Frage, ob sie mir vertrauen dürfe. Die Prüfung schien zur

Digitized by Google

Zufriedenheit auszufallen, denn sie nickte ein wenig mit dem Kopfe, ohne mir jedoch gleich zu antworten. Um ihr Vertrauen zu erhöhen, bat ich nun die Erlaubnis, mich ihr vorstellen zu dürfen, und nannte ihr meinen Namen. Sie nickte wieder in derselben Weise wie zuvor, als wenn sie sich selbst eine Antwort auf die Frage gäbe, die ich in ihren Augen gelesen hatte.

„Was ich malen möchte, wollen Sie wissen", sagte sie dann. „Oh, allerlei Schönes!" Es kam leise und träumerisch heraus, und ihre Blicke schienen noch über die bemalten Flächen ihr gegenüber hinauszugehen in eine Ferne, in der sie traumhaft Herrliches entdeckten. Dann aber wurde sie von einer plötzlichen Lebhaftigkeit ergriffen und sprang empor. „Sie können Einiges davon sehen, wenn Sie mögen", sagte sie und schritt hastig, ohne eine Entgegnung abzuwarten, mir voran in den nächsten Saal.

Vor van Dyck's Gemälde, das den heiligen Sebastian darstellt, hemmte sie ihren eiligen Fuß zuerst; nicht vor jenem, das noch ganz in Rubens' Manier gehalten ist, vor dem späteren, auf dem der Heilige des Malers eigene Züge trägt. „Den da zum Beispiel", sagte sie und deutete mit eckiger, energischer Bewegung des Kopfes auf das Bild. „Das ist einer von denen, die ich lieb habe. Sehen Sie nur, wie merkwürdig der Ausdruck dieses Gesichtes ist: der beinahe lächelnde Mund und darüber die großen wehmütigen Augen. Ich meine immer, sie fragen, ob es denn wirklich nötig ist, daß dies junge Leben und dieser schöne Leib schon zu Grunde gehen. Er hat freilich Grund, noch leben zu wollen, er ist ja so schön! Aber wir anderen, wir häßlichen Menschen, du mein Gott" — sie legte nach bayerischer Sitte den Accent auf das „mein" — „warum wehren wir uns denn eigentlich so gegen das bißerl Sterben?"

„Aber ich bitte Sie —"

„Lassen Sie's nur gut sein. Ich bin ja schon still. Sie müssen nicht auf alles hören, was ich so hinschwatze. Ich will Ihnen lieber den anderen zeigen, den ich auch malen möchte."

Mit der gleichen, unruhigen Hast wie vorhin ging sie mir wieder voran bis in den Saal, wo die Venetianer herrschen. Als wir die Thür durchschritten hatten, wandte sie sich so rasch zur Linken dem Bilde zu, das hier unmittelbar neben dem Eingang hängt, daß ich beinahe mit ihr zusammenstieß. „Das ist er", sagte sie und wies auf ein männliches Bildnis, wahrscheinlich von Tintoretto's Hand, den Anatomen Vesalius darstellend. Es ist ein ausdrucksvoller Kopf mit dunklem, weit in die Stirn vortretendem Haar, das aber daneben über den Schläfen bereits gelichtet ist. Ein kurz gespitzter Vollbart hebt sich von der weißen Halskrause finster ab, und braune, leuchtende Augen schauen, von tiefen Schatten umlagert, aus dem ein wenig leidenden Gesichte hervor. Vielleicht hat die Kunst des Malers eine müde Sinnlichkeit des Originals in sanfte Träumerei verwandelt; man ahnt die Verschönerung eines verlebten Menschen durch Pinsel und Farbe.

„An dem da laufen sie fast Alle vorüber", begann meine Führerin von Neuem. „Und doch ist so viel in diesem Gesicht! Aber wenn ich versuchen wollte, ihn zu malen, dann kaufte ihn mir niemand ab; er gehört ja nicht zu den Modehelden der Gallerie. Sehen Sie nur seine Augen an — hat man dabei nicht das Gefühl, daß man ihn trösten und pflegen möchte?"

„Es ist das schöne Vorrecht der Frauen, solche Gefühle zu haben", gab ich zur Antwort. „Mir sieht er aus, als hätte er sein Leben recht reichlich genossen und verdiente Trost und Pflege nicht allzusehr."

„Schlecht machen dürfen Sie ihn mir nicht", sagte sie laut und ernsthaft und blickte mich wieder durchdringend an. Gleich darauf aber lachte sie ein wenig, wobei die scharfen, senkrechten Falten an den Seiten des Mundes noch tiefer sich eingruben, und sagte: „Wir wollen uns nicht über ihn streiten. Und was ich am allerliebsten möchte malen können, das ist auch noch ganz was anderes."

Von neuem ging sie voran, so rasch, daß ich beinahe Mühe hatte, ihr zu folgen. Sie trat aus den großen Sälen hinaus in die Reihe kleinerer Kabinette daneben, von denen sie eine ansehnliche Zahl, ohne sich aufzuhalten, durchschritt. Im Gehen, während ich ein wenig hinter ihr geblieben war, sprach sie über die Schulter zu mir zurück. „Ich will es Ihnen nur gestehen, meine eigentliche Leidenschaft ist das Wasser. Aber es giebt nicht viel davon hier in der Alten', es ist fast lauter Wein, was wir haben."

Mit der Plötzlichkeit, wie zuvor bei dem Bilde von Tintoretto, blieb sie gleich darauf noch einmal stehen und wandte sich nach mir um. „Das war ein dummer Witz, nicht wahr? Ich versuche es zuweilen, einen Witz zu machen,

Digitized by Google

ich möchte es gerne können. Aber es geht nicht, ich habe kein Talent dazu. Und was man nicht kann, das sollte man eigentlich wohl lassen? Da müßte ich freilich, genau genommen, auch das Malen aufgeben, aber dann würde ich verhungern, und damit pressirt's noch nicht gar so arg."

Sie hatte ihren eiligen Gang nach kurzer Unterbrechung wieder aufgenommen, und als sie von neuem Halt machte, geschah es in einem der Kabinette, wo vorwiegend Landschaften der Holländer von den Wänden herniederschauen.

„Hier ist mein Wasserzimmer", sagte die Malerin. „So viel von Wasser giebt es in keinem anderen. Sehen Sie nur da und da und da und da!"

„Wenn ich einmal so viel verdient hatte, daß ich für acht Tage versorgt war, dann habe ich mich hierher gesetzt und habe diese Wasserwelten da nachgepinselt. Und solange ich malte, fand ich's auch ganz schön. Aber wenn es fertig war, und ich sah es nach ein paar Tagen wieder an, dann war's zum Davonlaufen scheußlich. Das Meer sah aus wie ein geackertes Kartoffelfeld, der Fluß war von Blei und der Wildbach von Baumwolle — die reine Industrieausstellung, nur keine Bilder. Einmal habe ich sogar einen Wasserfall gemalt, einen ganz großen, mit frei komponierter Gebirgslandschaft; wie er fertig gewesen ist, hat ein Kollege gemeint, er sollte ein Bettuch vorstellen, das auf einer Wiese zum Trocknen aufgehängt ist. Es war freilich dumm genug von mir, so was malen zu wollen, denn ich habe noch keinen anderen Wasserfall gesehen, als den im englischen Garten."

„Sie waren noch niemals im Gebirge?"

„Nein, dazu hat's nimmer gelangt. Es ist der Traum meines Lebens, aber zur Wahrheit wird er wohl niemals werden. Großhesselohe ist meine größte Reise, und auch da bin ich nur ein Mal gewesen. Wenn man ein Frauenzimmer ist und ganz allein auf der Welt und häßlich dazu, dann ist's nicht so leicht, sich ehrlich durchzuschlagen."

„Sie haben keine Eltern mehr?"

„Nein, niemanden, ich bin ganz allein."

„Vielleicht bleiben Sie es nicht immer."

Sie sah mich mit einem finsteren Blicke an, während sie die kleinen Finger ineinanderhakte und an ihren Händen zerrte. „Das habe ich nun davon", sagte sie, „daß ich mich mit einem wildfremden Menschen in ein Gespräch einlasse. Warum bin ich so dumm!"

Sie machte Miene, mich ohne Abschied stehen zu lassen, ich aber hielt sie zurück. „Verzeihen Sie mir, daß ich Sie gekränkt habe, es war nicht meine Absicht."

„Das ist leicht gesagt", entgegnete sie, noch immer voll Unmut. „Aber Vorsicht und Delikatesse haben die Männer ja nur den hübschen Mädchen gegenüber. Und daß ich dazu nicht gehöre, weiß ich gut genug."

„Kennen Sie Wilbrandt's ‚Maler' nicht? Die kluge Else behauptet das zu Anfang auch."

„Freilich, das Stück habe ich gesehen. Es war das einzige Mal in den letzten drei Jahren, daß ich mir solchen Luxus gestattet habe. Ganz hübsch ist es ja auch anzusehen, aber Unsinn ist's eigentlich doch; die Liebe allein macht ein Mädchen nicht hübsch.

„Die glückliche doch vielleicht."

„Die glückliche", erwiderte sie mit dem traurigen, hoffnungslosen Lachen, das ich schon einmal von ihr gehört hatte. „Die kenne ich freilich nicht", fügte sie leise hinzu.

Sie stand einen Augenblick und schaute so starr auf Ruysdaels Wildbach, als wolle sie das Bild aus dem Gedächtnis malen. Dann plötzlich kam die vorige Lebhaftigkeit wieder über sie. „Ich muß zurück an meine Arbeit", sagte sie. „Darum will ich Ihnen auch keinen Unsinn mehr vorschwatzen. Oft spreche ich tagelang mit keinem Menschen, aber wenn ich dann einmal einen finde, dann rede ich alles gerade heraus. Mir ist es im Grunde so furchtbar gleichgiltig, was die Leute von mir denken, darum nehme ich auch kein Blatt vor den Mund. Wollen Sie mir's übel nehmen, dann müssen Sie's thun, ich kann es nicht ändern."

Ohne Abschiedsgruß wollte sie mich nun wirklich verlassen. „Sagen wir nicht „Auf Wiedersehen", mein gnädiges Fräulein?" rief ich ihr nach.

Sie wandte sich auf meine Rede in der Thür noch einmal um und sah zu mir zurück; in ihren Augen las ich die Frage, ob ich mir wirklich die Mühe geben würde, ein Wiedersehen mit ihr zu suchen. ‚Qui vivra, verra', sagt der Franzose", entgegnete sie kühl, um dann ein wenig freundlicher hinzuzufügen: „Ich bin Ihnen meinen Namen auch noch schuldig. Anna Huber bin ich getauft worden, — Sie sehen, am Namen ist ebenso wenig Ungewöhnliches, wie an der ganzen Person. Und nun Adieu."

Sie ging, und ich blieb in nachdenklicher

Digitized by Google

Stimmung noch eine Weile allein in dem Kabinett, das sie ihr Wasserzimmer genannt hatte. Doch achtete ich der schönen Bilder nicht mehr; meine Gedanken waren bei dem Mädchen, das mir so unvermutet begegnet und nahe gekommen war, dessen Anblick und Wesen mich mit einem so tiefen Mitleid erfüllt hatten. Ein zweckloses Leben, — es war wohl nicht anders. Sie hatte mein Interesse geweckt, aber zugleich mußte ich mir's gestehen, daß ihr persönlicher, körperlicher Reiz doch zu gering sei, um einen Mann auf die Dauer zu fesseln. Und sie empfand das selbst mit voller, grausamer Klarheit. Eine Jugend voller Enttäuschungen und zerstörter Hoffnungen, ein Alter voller Einsamkeit, Armut, Verlassenheit, — das war der Weg, den ich hinter und vor ihr erblickte. Und bei dem allen der heiße Durst nach Glück und Erfolg, der Drang zum Schaffen ohne die Fähigkeiten dazu, ein beständiges Kämpfen, Ringen, Emporstreben und wieder Hinabgestoßenwerden; eine der unglücklichen Naturen, die vom Funken des Genius im Niederfallen auf ein anderes Haupt gestreift sind, ohne Glanz, Lebenskraft und Lebenswärme von ihm zu erhalten.

Ohne von meinen gemalten Freunden Abschied zu nehmen, stieg ich abwärts durch das grünliche Leuchten des Treppenhauses und trat hinein in den brennenden, sonnigen Mittag, der die Straßen mit einem weißen, blendenden Licht überflutete.

Allerlei Geschäfte und Besorgungen hinderten mich in den nächsten acht Tagen, die Pinakothek wieder aufzusuchen; im innersten Herzen sprach auch wohl eine leise Furcht dabei mit, ich könne der Malerin dort wieder begegnen, jene feige Scheu vor dem Anblick eines traurigen Schicksals, dem abzuhelfen man sich ohnmächtig fühlt. Auch war die Julihitze noch stärker geworden, und selbst den begeisterten Kunstfreund schreckte die schwüle Luft in den Sälen der Galerie. Um so häufiger sah mich nun wieder der englische Garten, ein Lieblingsplatz besonders, wo es an warmen Tagen kühl und friedlich war. Eine große, halbkreisförmige Marmorbank in antiken Formen steht dort auf einer schattigen Halbinsel, nahe davor schießt das berggrüne Wasser unermüdet vorüber.

Als ich an einem Morgen etwas später als gewöhnlich kam, war ich unangenehm überrascht, den Platz besetzt zu finden. Ein Frauenhut schaute ein wenig über die hohe, weiße Bank lehne herüber, und als ich näher trat, sah ich eine weibliche Gestalt in blaßrotem Kleide. Trotzdem ging ich vorwärts, denn die Bank war groß genug, um auch mehreren Personen Raum zu gewähren, und vielleicht verscheuchte ich die unwillkommene Besucherin durch mein grimmiges Gesicht. Überrascht aber blieb ich stehen, als mir plötzlich mein Name entgegenklang, als die Frauengestalt sich erhob und mit ausgestreckten Händen auf mich zukam. Ein herzliches „Grüß Gott" begleitete ihr Thun, und ich legte meine Hand mit einem Gemisch von Freude und Scham in die ihre, als ich die Malerin aus der Pinakothek erkannte. Sie war es und zugleich war sie es wieder nicht. Eine Verwandlung war mit ihr vorgegangen, die ihre ganze Erscheinung mit einer Art freudiger Helle durchleuchtete, von der ich aber im ersten Augenblick nicht hätte sagen können, worin sie bestand. Es war dasselbe verwaschene, blaßrothe Sommerkleid, das sie damals getragen hatte, als ich sie kennen lernte, aber auch das Kleid erschien frischer und neuer und war heute mit billigen Bändern von dunklerem Rot geschmückt. Unter dem weißen, mit ein paar Feldblumen in greller Farbenzusammenstellung verzierten Hute schaute das hagere Gesicht freundlich gerötet hervor, und hinter den Brillengläsern blitzten die braunen Augen in fast übermütiger Lust.

„Nun sehen Sie mich einmal an", sagte sie, als die Begrüßung vorüber war.

„Mit Vergnügen", gab ich zur Antwort, „aber —"

„Bin ich jetzt hübsch geworden?" fiel sie mir eifrig in die Rede, indem sie nahe vor mich hin trat und mir mit einem halb verlegenen, halb glücklichen Lächeln in die Augen sah.

Ich mußte lachen über die naive Frage, und sie stimmte fröhlich ein. „Jawohl, jetzt habe ich auch ein Recht dazu, eitel zu sein", rief sie dann mit einem stolzen, raschen Zurückwerfen des Kopfes. „Sie haben es mir selber ja neulich gesagt, eine glückliche Liebe müßte ein Mädchen hübsch machen. Und ich meine jetzt auch, ein Mensch, der geliebt wird, ist immer schön."

Ihre Worte hatten mich so überrascht, daß ich ihr gegenüberstand und ihre verwandelte Erscheinung wortlos betrachtete. Über mein erstauntes Gesicht mußte sie von neuem lachen, und ich hörte nun auch, daß es nicht mehr das traurige Lachen von ehemals war, sondern ein heller, heiterer, herzlicher Ton. „Ja, denken Sie nur",

Digitized by Google

sagte sie dann und begleitete ihre Worte mit einer unbeholfenen Geste der rechten Hand, — „aber lachen Sie mich nicht aus, wenn Sie gut Freund mit mir bleiben wollen — denken Sie nur, ich bin seit vorgestern Braut."

„Braut?"

„Gewiß und wahrhaftig, in aller Ordnung und in allen Ehren, wenn es aus gewissen Gründen auch noch nicht veröffentlicht worden ist. Sehen Sie her, da ist mein Verlobungsring."

Sie hielt mir die Hand entgegen, auf der ein schmaler Goldreif leuchtend aufblitzte, von einem Sonnenpfeil getroffen, der das Laubdach durchdrang. Nun endlich schüttelte ich das unhöfliche Staunen von mir ab und sagte ihr in herzlichen Worten, wie sehr ich mich für sie und mit ihr an einem Glück erfreue, daß ich Niemandem lieber gönnte, als gerade ihr.

Aber indem ich sie während des Sprechens betrachtete, kam es mir wieder zum Bewußtsein, wie sehr sie doch von den Grazien vernachlässigt sei. In ihrer freudigen Befangenheit hatte sie die Ellenbogen dicht an den Körper gelegt, hielt die Arme gekrümmt und ließ die Hände niederhängen, die Außenflächen nach vorn gerichtet. Es war eine Stellung, die mich unwillkürlich an die eines aufwartenden Pudels erinnerte. Und so sehr mir der Glückwunsch von Herzen kam, den ich ihr aussprach, im Stillen mußte ich doch wieder und wieder mich fragen, ob denn ein Mann wirklich blind dafür sein könne, daß der schönste Reiz der Frauen, die weibliche Anmut, ihr so völlig versagt war.

Während meiner glückwünschenden Worte strahlte es in ihren Augen noch freudiger auf. „Soll ich Ihnen erzählen, wie es gekommen ist?" fragte sie dann, und auf meine lebhafte Bejahung ging sie zur Bank zurück, wo wir nebeneinander uns niederließen. Aber sie sprach nicht gleich, sondern blickte vor sich hin und bewegte einen runden kleinen Stein mit der Spitze des Fußes leise hin und her; dann lehnte sie plötzlich den Kopf zurück und sah nach oben, wo das reine Blau in ungleichen Figuren durch das ruhige Grün zu uns herunterschaute. Es war, als müßte sie der ewigen, gütigen Macht dort oben zuerst noch einen stummen Dank mit den Augen hinaufsenden.

„Es ist wie ein Wunder", sagte sie dann leise. „Eine Braut zu sein, das ist ja so schön wie solch' ein Sommertag!"

Ich gab keine Antwort; mir selbst nicht ganz erklärlich, erwachte ein plötzliches Angstgefühl in mir um das allzu rasch aufgeblühte Glück dieses vom Schicksal bisher so arg vernachlässigten Mädchens. Eine beinahe vollkommene Stille war um uns her; selbst Wind und Laub hatten nicht mehr mit einander zu plaudern, und nur das vorüberg leitende Wasser flüsterte zuweilen unverständlich, leise dazwischen.

Mit einer heftigen Bewegung machte sich die Malerin jetzt von ihrer träumerischen Stellung frei. „Wissen Sie auch, daß ich furchtbar froh bin, Sie getroffen zu haben?" fragte sie.

„Es ist sehr edel, daß Sie mir ein Plätzchen in Ihrem Herzen bewahrt haben."

„Nein, das Herz ist besetzt", gab sie zur Antwort und lachte von neuem. „Aber irgendwo im Kopf, in der Erinnerung — es ist ja einerlei, wo es ist —, da habe ich noch einen kleinen Winkel für einen guten Freund aufgehoben. Und ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Diesmal ist es der krasseste Egoismus, daß ich mich über das Wiedersehn mit Ihnen freue."

„Eine schmerzliche Enttäuschung für mich! Aber nun müssen Sie mir auch sagen, was ich Ihrem Egoismus zu gute thun kann."

„Sie sollen mich —" Sie redete nicht zu Ende. „Ach was, ich will von vorn anfangen zu erzählen! Dann werden Sie schon erfahren, was Sie sollen, — um was ich Sie bitten will, meine ich natürlich", fügte sie in milderem Tonfall und mit einem freundlichen Licht in den klugen, scharfblickenden Augen hinzu.

Ein paar Sekunden überlegte sie noch, dann begann sie zu berichten, wie das Glück zu ihr gekommen sei. „Also, wir haben zuweilen so kleine Tanzvergnügungen, wir Kollegen und Kolleginnen unter uns. Es geht ganz einfach dabei her, aber nun so vergnügter. „Billig und lustig" ist unser Grundsatz, und wir kümmern uns dabei nicht darum, ob Winter oder Sommer ist. Vorige Woche, zwei Tage, nachdem wir uns kennen gelernt hatten, — wir zwei beide, die hier nebeneinander auf der Bank sitzen, — da hatten wir wieder so ein Zanberfest in Schwabing draußen. Das Lokal war nicht viel mehr, als eine Scheune, aber aus den Ateliers hatten die Kollegen so viel buntes Zeug daher geschleppt, daß man die Wände kaum davor sehen konnte. Es war ordentlich südlich romantisch, und der Mond schien auch durch die Fenster herein, wie er sonst nur in Italien oder in Griechenland scheinen kann.

Digitized by Google

Toiletten gab es natürlich nicht viel zu bewundern; die Fähnchen, die dort erscheinen, sind lauter gute, alte Bekannte, und wenn einmal eine sich ein neues Kleid anthun wollte, man würde sie gleich die Abundantia taufen. Nur eine Fremde war diesmal da, eine Engländerin, glaube ich; die hat uns alle mächtig überstrahlt. Schön war sie auch, aber kalt; so eine Art von junger Medusa, die sich einmal prächtig auswachsen kann. Sie hatte sich von einem Kollegen malen lassen und ihn gebeten, sie einmal zu so einem echten Münchener Zigeunerkünstlerfest mitzunehmen. Na, da war sie also mit ihrer Mutter, einer dicken, dummen, protzigen Person, der man nicht ansah, wie sie zu dieser Tochter kam."

Nun stockte sie für einen Augenblick, nahm den Hut vom Kopf, als würde ihr zu heiß, und strich die kleinen, natürlichen Löckchen aus der Stirn zurück, die doch gleich wieder darauf niederfielen. „Neben ihr, neben der Hübschen, meine ich, habe ich ihn dann zuerst gesehen. Er war auch neu in unserem Kreise, für mich wenigstens; er war ein paar Jahre in Paris gewesen und erst ganz kürzlich zurückgekommen. Was mir zuerst an ihm auffiel, war eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Tintoretto in der Pinakothek, mit dem Vesalinsbild, wissen Sie, das wir neulich zusammen bewundert haben. Schwarz angezogen war er auch, aber der Frack und dies venetianische Kostüm, — du mein Gott, ich habe mich meiner geschmacklosen Mitmenschen wieder einmal recht gründlich geschämt, wie dieser Vergleich mir zuerst in die Gedanken gekommen ist! Bald aber habe ich von dem Frack nichts mehr gesehen. Weil ich das Bild so liebe, — na, geliebt habe ich ihn nicht gleich, ich will nicht übertreiben, nur interessiert habe ich mich sehr rasch für ihn, und das tüchtig. Statt seines Anzuges und seiner Figur — er ist ziemlich klein und auch nicht stark — habe ich mir sein Gesicht angesehen, das bleich ist und tiefe Schatten hat, und seinen zugespitzten Bart und das schwarze, in die Stirn tretende Haar und die schwarzen, tiefen Augen, die auch so einen starken, weißen Lichtfleck haben, wie die auf dem Bilde. Zuletzt habe ich beinahe nicht mehr gewußt, ob ich mich für den toten Vesalius interessiere, oder für den lebendigen Maler, bis ich dann doch eine Kollegin gefragt habe, wie er heißt."

„Darf man den Namen wissen?"

„Freilich, Lothar heißt er. Aber der Vorname geht Sie ja eigentlich nichts an, der gehört jetzt mir! Winckler schreibt er sich mit dem Familiennamen, — Lothar Winckler. Über die Kollegin, die es mir an dem Abend gesagt hat, habe ich mich geärgert; sie meinte, er sähe bedenklich verlebt aus, Paris hätte ihn wohl stark mitgenommen. Dabei fiel mir ein, daß Sie was Ähnliches von dem armen Vesalius gemeint haben, und auch auf Sie bin ich nachträglich noch böse gewesen."

„Da hatten Sie dem Fremdling wohl schon reichlich tief in die schwarzen Augen gesehen, wenn Sie sich seiner im Herzen so lebhaft annahmen?"

Sie gab keine Antwort; statt dessen legte sie die Hand auf meinen Arm und wies mit der anderen auf ein zitterndes, liebliches Lichterspiel auf dem Wasser vor uns. „Wie hübsch das ist! Wollen Sie mir glauben, daß ich erst sehen gelernt habe, seit ich so glücklich geworden bin? Vielleicht lerne ich nun auch noch malen, was ich so wirklich malen nenne." Sie löste die Hand von meinem Arm, verschlang sie mit der andern und umspannte damit das emporgehobene Knie, wie sie es neulich in der Pinakothek schon gethan hatte. „Ach, das Glück!" sagte sie dabei so leise, als redete sie nur mit sich selbst, oder mit dem bebenden, flimmernden Sonnenreflex, den sie mir eben gezeigt hatte, „das ist doch eine wunderliche Medizin!"

„Aber Sie wollen auch wissen, wie ich zu dieser Medizin gekommen bin," fügte sie in verändertem Tone hinzu; es war, als sei ein Schleier von ihrer Stimme hinweggenommen. „Damals beim Tanz hat er sich zuerst gar nicht um mich gekümmert, mich wohl gar nicht einmal gesehen. Er lief der fremden Sonne, dieser kalten, englischen Wintersonne, nach als getreuer Trabant. Ich saß unterdes an der Wand und spielte Mauerblümchen; das kann ich nämlich sehr schön. Ich habe schlecht tanzen gelernt, und wenn einmal ein mitleidiger Kollege mich holt, dann stoße ich ihn so mit meinen spitzen Knieen, daß er gewiß nicht wiederkommt. Übrigens sehe ich auch viel lieber zu und denke mir mein Teil bei dem bunten Gewimmel, das ich immer für eine der traditionellen Verrücktheiten der armen, unvernünftigen Menschheit gehalten habe. An dem Abend aber dachte ich hauptsächlich darüber nach, was die Beiden wohl mit einander so eifrig zu reden hätten, — das heißt, eigentlich

Digitized by Google

sprach immer nur er, und sie lächelte dazu, ganz englische Herablassung. Aber sie tanzte sehr viel mit ihm, und wenn ihr weißes Seidenkleid mich dabei berührte, hatte ich das Gefühl, daß ich sie mit kaltem Blut könnte sterben sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Meeresrauschen.

Zwischen erstem Buchengrün
Silberhelles Blinken.
Weiße Perlen seh' ich sprüh'n,
Leuchten und versinken.

Hoch, am Küstensaum entlang
Rollt und rauscht es leise.
Wie sie immerdar erklang,
Klingt die alte Weise.

Heimweh zog mich zu dir her,
Müd' vom Weltgetöse,
Daß dein Zauberlied, o Meer,
Mich vom Bann erlöse.

Alles Fremde weicht und fällt
Deinem Machtbefehle,
Und in einer reiner'n Welt
Hebt sich frei die Seele.

Heinrich Brömse.

O, ihr trügerischen Träume!

O, ihr trügerischen Träume,
Da hinein die Küsse flammen,
Ewig ungestillte Küsse,
Küsse, ewig heiß begehrt!

O, ihr trügerischen Träume,
Die ihr flüsternd, lockend, webend,
Mir mit minniglichem Zauber
Ewig neu das Herz bethört!

Zitternd lausch' ich immer wieder,
Bei dem Wunderklang der Stimme,
Ob mein Ohr nicht einmal, einmal
Draus die Liebe rufen hört.

O, ihr trügerischen Träume —
Einer Andern herbe Lippen
Bippen glutlos seine Küsse,
Küsse, mir ein Leben wert!

Rosa Rübsaamen.

Strandidyll.

Tiefdunkel rings der Äther blaut,
Die Sonne glänzt so eigen;
Aus Ginstergrün und Haidekraut
Die Lerchen jubelnd steigen.

Nun sih' ich still am Dünenhang
In goldigem Sonnenlächeln
Und lausche dem Pirolgesang
Und auf des Windes Fächeln.

Und vor mir träumt das lichte Meer
In trügerischer Stille,
Darüber schwebt ein Möwenheer
Mit kläglichem Geschrille.

Da — kommt vom Damenbad ganz sacht
Durch Sonnenflirr inmitten
Des sandigen Pfads in weißer Tracht
Mein Elfenlieb geschritten.

Von fern blickt zögernd es zurück
Mit zaubrischem Erröten;
Jauchz' auf, mein Herz, vor lauter Glück,
Sonst wird es dich noch töten . . .

Tiefdunkel rings der Äther blaut,
Die Sonne glänzt so eigen;
Aus Ginstergrün und Haidekraut
Die Lerchen jubelnd steigen.

Max Riesewetter.

Traurigkeit.

Ich hab' mein Leben, meine Kraft verloren,
Und meine Freude, und mein Frohsinn schwand;
Sogar der stolze Glaube hielt nicht Stand,
Daß ich zu hoher Geistesthat geboren.

Als ich der Wahrheit Dasein hab' erkannt,
Da hab' ich sie zur Freundin mir erkoren,
Doch Überdruß befiel mich müden Thoren,
Als ich ihr tiefstes Wesen recht verstand.

„Und doch erfüllt sie Zeit und Ewigkeit,
Und haßt Du nie Dich ihrem Dienst geweiht,
Blieb Dir das Höchste fremd, armsel'ger Mann".

So antwortheischend tönt's aus Gottes Munde. —
O Herr, mein letztes Gut im Erdengrunde
Ist, daß ich noch zuweilen weinen kann.

Aus dem Französischen des **Alfred de Musset** von **H. Robertin.**

Digitized by Google

Achmed, der Heiland.

Eine epische Dichtung von **Adalbert von Hanstein.**

(Schluß.)

VIII.

Das letzte Gesicht.

Charthum, nun kam dein Tag! Von deinen Wällen
Schaust du hinaus zu deiner Ufer Grün,
Und siehst mit immer neuem Wogenschwellen
Die Schar des Mahdi ihren Gürtel ziehn!
Sieh da, die Hundert, Tausende da drüben,
Du riefst sie selbst! Dein Werk ist's, daß sie nahn!
Als du des Pilgers Bettlerschar vertrieben,
Warfst Glut und Feuer du in den Sudan!
Nun banne! Nun entwaffne! Nun vernichte
Mit Hohn und Spott den Spruch der Weltgeschichte!

Verzweifelnd drängt man sich auf allen Gassen!
Man zagt und jammert, Hunger schwingt hinein
Die mörderische Geißel auf die blassen
Gesichter, reif zur letzten Todespein!
Gordon ist noch dein Hoffen, seine blauen
Treuhellen Britten-augen sind dein Trost!
Auf seinen Heldennamen magst du bauen,
Wenn erst der Sturm um deine Mauern tost!
Er aber richtet diese Hoffnungsferne
In heißem Sehnen nach der Heimatsferne!

O England, säume nicht, schick' neue Scharen,
Die treusten deiner Söhne zu befrei'n.
Schon dringt mit hunderlfältigen Gefahren
In Gordons Heer der Geist des Unmuts ein;
Vom Hunger bleichen schon der Krieger Wangen,
Schon kann man Murrende und Zweifler seh'n,
Schon regt sich leis' das schmähliche Verlangen,
Daß man des Siegers Gnade soll erfleh'n! —
O England, säume nicht, in wenig Stunden
Hat wohl dein Held sein Schicksal schon gefunden. . . . .

Schwarz hängt die Nacht wie ein Gewand der Trauer
Hernieder auf Charthum, trüb schleicht der Nil,
Als plötzlich auf die Wallumwehrte Mauer
Ein Strahl vom Silberlicht des Mondes fiel.
Jäh übersteigen Tausende die Wälle,
Tot liegt die Wache, Lärm heult durch den Ort,
An hundert Stellen blitzt's von Flammenhelle
Durch alle Häuser wohl der blut'ge Mord.
Durch Schloß und Kirche dröhnt's von Racherufen —
Gordon liegt tot auf seines Hauses Stufen.

Um jedes Haus entbrennt des Kampfes Wüten.
Laut braust der Lärm zum Lager niederwärts,
Wo Wachen noch des Mahdi Zelt behüten,
Und dringt verzweiflungsvoll durch Omars Herz.
Nur flüchtig band man heute ihm die Glieder,
Ein Krieger hält bei ihm sorglose Wacht.
Schnell springt er auf, er packt ihn, reißt ihn nieder
Und flieht davon durch Feuer, Sturm und Nacht.
Vor Angst und Hoffnung will das Herz ihm springen —
Der teuren Lucy will er Hilfe bringen.

Er flieht davon, kein Arm kann ihn erreichen.
Den Wall hinauf zur Stadt durch Mord und Grans,
Durch Lanzen, über Sterbende und Leichen,
Straf' auf, Straf' ab. Vor seines Vaters Haus
Hemmt ihn ein Anblick, der ihm mit Entsetzen
Das Blut zurück zu seinem Herzen treibt:
Sein Vater liegt in seiner Kleider Fetzen,
Doch trägt die Brust den Speer, der ihn entleibt.
Er will des Toten kalte Hände fassen —
Doch Lucys Name mahnt — er muß ihn lassen!

So stürmt er fort durchs tolle Lärmgebrause,
Von wildem Schmerz und Kummer übermannt,
Als ihn vor der Geliebten teurem Hause
Ein neuer Anblick voller Schrecken bannt.
Da sieht er einen Greis am Boden liegen,
Die starre Brust umwallt der Silberbart,
Ein Mädchen sieht er an den Greis sich schmiegen
In Thränen aufgelöst, so bleich und zart.
Jäh schreit sie auf in seligem Erkennen —
Und nun soll nichts mehr als der Tod sie trennen.

Hinab zum Strom! — Da löst ein Schiff den Anker! —
Sind's Freunde oder Feinde? — Nicht gefragt! —
Hinüber führt ein Steg, ein schmaler, schlanker,
Der stürzt! — Den fürchterlichen Sprung gewagt! —
Nun fort! — Umdrohl von sausenden Geschossen,
Umsprüht von Funken, flieht das Schiff die Stadt.
Fest schmiegt sich Lucy an den Trautgenossen,
Der Thränen nur für ihre Thränen hat.
Sie beide sind durch dieses Tages Morden
Zugleich vereint und vaterlos geworden!

Drei Tage d'rauf beim letzten Sonnenschimmer
Durchwogt Gesang die tote Stadt Charthum.
Ein Festung überschreitet stolz die Trümmer,
Und jubelt laut von Mahdi Achmeds Ruhm!

Digitized by Google

Hoch thront er auf den Schultern der Getreuen,
Der Heil'ge, an den betend Alles glaubt.
Abdalla schreitet vor ihm, immer neuen
Festjubel weckend mit erhob'nem Haupt.
Und bei dem Klang gewirbter Melodieen,
Sieht man das ganze Volk im Staube knieen!

In einem Zelt mit purpurnen Gehängen
Sieht man die heil'ge Last zum Boden hin.
Eintreten Weiber, nun mit Tanzesfängen
Dem Mahdi zu erheitern Herz und Sinn.
Und Weihrauchdüfte wehren, wonnig süße,
Mit Straußenfedern fächelt man sein Haupt.
Inbrünstig küßt man seine heil'gen Füße,
Und dankt ihm, daß er solche Gunst erlaubt.
Er nickt nur still und stumm in stetem Schweigen,
So muß ein Engel sich den Menschen zeigen.

Er schließt die Lider. Niemand darf erspähen
Die Thräne, die von seiner Wimper quillt.
Er aber muß mit inn'ren Augen sehen
Zu jeder Stunde stets das gleiche Bild.
Die Insel Aba ist's, mit sanftem Schrille
Sieht er sich wandeln an dem Friedensort.
Und Gaben spenden jedes Bettlers Bitte,
Und jedem Leidenden ein Trosteswort,
Als Armer friedlich wandelnd unter Armen,
Die Liebe predigend und das Erbarmen.

Dann ist es ihm, als ob mit Feuerflammen
Die Insel jäh vor seinem Blick versinkt;
Aus tausend blut'gen Strömen fließt zusammen
Ein Purpurmeer, in dem sein Bild ertrinkt.
Da recken sich mit bleichen Totenarmen
Viel Tausende gespenstergleich empor.
Da schluchzt zu ihm um Gnade und Erbarmen
Verwaister Weiber, leid'ger Mütter Chor.
Und eine Stimme tönt durch das Getümmel:
„Das ist Dein Reich, Du Spudling aus dem Himmel".

Verzweiflung packt sein Herz. Mit lautem Stöhnen
Preßt er die Hände vor das Angesicht.
Doch wilder nur heult's rings von Schreckenstönen,
Als ob die Luft mit tausend Zungen spricht.
Und „Mörder!" schreit's zu ungezählten Malen
Durch seinen irren, wahnerkrankten Sinn,
Bis letzter Kraft in all' den Seelenqualen
Leuht er das inn're Aug' zum Himmel hin:
„Gott, Gott, von dem mir kam mein hoher Glaube,
Ein Wort nur schenke Deinem Sohn im Staube!"

Da ist es ihm, als ob mit ernstem Mahnen
Sich ihm ein Wunder offenbaren will.
Er steht — sein Herz erbebt in heil'gem Ahnen —
Ein Antlitz wie der Himmel groß und still.
Erst schaut's ihn an mit liebevoller Treue,
Wie eines Vaters Aug' und doch voll Gram,
Daß er verzweifeln muß in wilder Reue,
Daß er versunken will in heißer Scham.
Der stille Vorwurf dieser heil'gen Augen
Will seinem Geist die letzte Kraft entsaugen.

„Mein Sohn" — so hört er eine Stimme sagen,
Und wendet sich hinweg, von Angst gequält —
„Mein Sohn, Dir ward das Herrlste aufgetragen,
Du hast Dir selbst das Schmählichste erwählt.
Du warst von Denen, deren hohes Streben,
Schon hier das Irdische dem Ew'gen eint.
Und warfst an eine Lüge fort Dein Leben,
So daß nun Dich die Gottheit selber weint.
Du trägst die Schwerste aller Erdensünden,
Du warst ein Sehender und wardst zum Blinden!

Nun wird Abdalla seine Geißel schwingen
Über die Menschen, die Du nicht befreit.
Bis sich Dein Heimatvolk in heißem Ringen
Hindurchgekämpft zu einer neuen Zeit,
Bis wieder aus dem irren Weltgetriebe
Ein edler Mensch den Weg sich aufwärts bahnt,
Der etwas von der ew'gen Macht der Liebe
Und von dem wahren Wesen Gottes ahnt.
Dein Name aber wird in ew'gen Tagen
Den Fluch des tausendfachen Mörders tragen." —

Achmed springt auf und greift mit beiden Armen
Verzweifelnd in die leere Luft hinaus.
„O bleibe — scheuk mir einmal noch Erbarmen!"
Umsonst, — das Bild ist fort, der Traum ist aus!
Er blickt umher — er sieht die Weiber knieen
Und hört ihr frommes Singen wie zuvor.
Die ew'gen, heilig süßen Melodieen
Umklingen ihn wie Hohn und Spott das Ohr.
Vor's Antlitz preßt er stöhnend seine Hände:
„Ein Ende sei der ew'gen Qual — ein Ende!"

„Laßt mich allein!" — Sogleich verstummt das Singen,
Gehorsam schleicht hinaus die fromme Schar. —
„Nun will ich selber mich zum Opfer bringen,
So ende Fluch und Schmach für immerdar!"
Er sprichts und aus dem faltenreichen Kleide
Reißt er den Dolch, den er am Gürtel trägt,
Entblößt den Hals, den Arm von Gold und Seide
Und sucht, wo ihm des Lebens Ader schlägt.
Auf springt das Blut in purpurroten Güssen
Und nieder sinkt der Mahdi in die Kissen.

Da ist es ihm, als rauscht die Thür der Hütte,
Als ob man angstvoll seinen Namen rief,
In seinem Lager eilen hast'ge Schritte —
Er weiß! Es ist sein Zwingherr, der Kalif! —
Noch einmal glückt's, das Auge aufzuschlagen,
Das in Abdalla's starres Antlitz sieht.
Dem scheint der letzte stumme Blick zu sagen:
Wohlan, sieh, wie dein Opfer dir entflieht!
Und wie Abdalla niederkniet zur Erden,
Cäsar's leis: „Nun magst Du selbst Dein Mahdi werden!"

Noch einmal leuchten in wehmütigem Schimmer
Des armen Heil'gen müde Augen auf,
Dann schließen sie sich langsam und für immer,
Und Puls und Atem hemmen ihren Lauf. —
Abdalla springt empor in wildem Grimme,
„Der Mahdi tot, aus ist mein Siegertraum!" —
Er flucht dem Toten wild, mit lauter Stimme
Und stürmt verzweifelnd durch der Hütte Raum.
Nur durch den Mahdi war er groß vor allen.
War jener sterblich, muß er selber fallen!

Dann bleibt er steh'n und spricht in Zornesbeben:
„Und drunoch kämpf' ich noch mals um mein Glück!
Sieh acht, mein Mahdi soll mir ewig leben,
Selbst noch vom Tode ford're ich ihn zurück!"

Digitized by Google

Er springt zur Thür in schnellem Überlegen
Und späht und lauscht, ob niemand horchend naht —
Stumm gähnt ihm nur die schwarze Nacht entgegen,
Er schließt die Pforte eilig — schnell zur That!
Er rollt den Teppich in des Zimmers Enden,
Stößt in den Grund sein Schwert mit beiden Händen.

Dann geht es an ein Graben und ein Wühlen,
Als Schaufel fliegt die Klinge auf und ab,
Bis mitten in dem Heitaudszelt, im kühlen
Erdboden gähnt ein tiefes Menschengrab.
Drin wird der Leib des Mahdi schnell gebettet,
Mit Erde füllt sich rasch des Grabes Schacht,
Bis rings der Boden sorglich zugeglättet
Und drüberhin sich dehnt des Teppichs Pracht.
Als alles wieder steht am alten Orte,
Öffnet dem Morgen sich der Hütte Pforte.

Abdalla tritt hinaus und Boten springen
Durch's Lager hin, die Straßen ab und auf;
Des Heeres Führer müssen sie ihm bringen.
Und hinter diesen strömt das Volk zu Hauf.
Und wie sie ahnungsvoll mit scheuen Mienen
Sich ihres Heilands stiller Hütte nah'n,
Steht wie ein König mitten unter ihnen
Abdalla, wie erfüllt vom heil'gen Wahn,
Und ruft begeistert: „Sieg von allen Siegen! —
Der Mahdi ist zum Himmel aufgestiegen."

Da packt ein Schreck die Menge. Dumpfes Rannen
Geht durch die Scharen. Doch Abdalla hebt
Den Arm von neuem: „Hemmet Euer Stammen!
Ich sah ihn selbst, wie er emporgeschwebt.
Glanz floß um ihn, sein Auge strahlte Wonne,
Ein Zug von Engeln gab ihm das Geleit.
Er — seine Seele sehnte sich zur Sonne

Und schwelgt nun schon in ew'ger Seligkeit!
Wir sahen all' sein schwärmendes Entzücken,
Er ahnte, Gott woll' ihn der Welt entrücken!"

Doch steht die Menge wie vom Bann bezwungen,
Da ruft Abdalla: „Trotzet nur hereint
Dies Haus soll, immerdar von Sang umklungen,
Das höchste Heiligtum der Erde sein!
Wer sündig ist — hier werde ihm vergeben!
Wer krank ist — hier erwache ihm das Heil!
Dem Siechenden erblühe neues Leben,
Und wer hier stirbt, der hat am Himmel Teil!
Wir aber werfen in den Staub uns nieder
Und schicken himmelan die Glaubenslieder."

Die Menge steht, durchweht von heil'gem Schauer,
Man fühlt ein Ahnen aus der Ewigkeit.
Zur stillen Freude wandelt sich die Trauer,
Zu heil'gem Hoffen adelt sich das Leid!
Und wie Abdalla niedersinkt im Glaube,
Und so mit hoch erhobnen Händen steht:
„Dich, heil'ger Mahdi, stellt der Moslem-Glaube
Zu Gottes Seite neben Mohamed!" —
Sinkt hin das Volk, zum jüngsten der Propheten
Zum ersten Male wie zu Gott zu beten.

Zur gleichen Stunde schwimmt auf hohem Nile
Der letzte Dampfer von Charthum dahin.
Omar und Lucy schaun zum Wellenspiele
Arm in den Arm geschlungen, träumend hin.
Zur Andacht stimmt sie ihre tiefe Liebe,
Die Wesen bindende, die heil'ge Macht,
Und Omar flüstert: „Wenn sie jedem bliebe,
So strahlte Licht durch noch so finstre Nacht,
Die Erde wär ein gottbegnadet Eiland
Und jeder Mensch des Uebermenschen Heiland!"

Dichterträume.

In der schwülen Mittagsstunde
Blühend steht ein Rosenstrauch;
Und das Schweigen in der Runde
Stört kein leiser Windeshauch.

Aus den roten Blüten steigen
Düfte stark und süß und satt,
Bleiben haften in den Zweigen
Zwischen Dorn und Stamm und Blatt.

Wie in dunklen Bergesschlchten
Sich die Nebelwolke fängt,
Also hier die Wolke dichten
Duftes in den Zweigen hängt.

Immer mehr, betäubend füllt sich
Rings mit Ruch die warme Luft,
Und die Rosenstaude hüllt sich
Weltvergessen in den Duft. —

Plötzlich kommt ein Windesreigen,
Für die Blütenkränze blind,
Und der Strauch mit nackten Zweigen
Zittert in dem kühlen Wind:

Sieht ernüchtert und mit Schmerzen,
Wie die Wolke vor ihm flieht. —
So ein Traum vom Dichterherzen
In den Menschen schwebt im Lied.

Johannes Grebling.

Friede.

Der Abend breitet seine Schattenflügel
Ums stille, sonnenmüde Alpenthal:
Mit Gold umsäumt den dunkel'n Föhrenhügel
Ihr letzter Strahl.

Die Bäume flüstern in der Dämmerkühle.
Am Hang ein junger Hirte liegt und lauscht,
Wie unter ihm, tief in der Sägemühle
Das Wasser rauscht.

Er dehnt die Arme, gähnet schlummertrunken,
Läßt fächeln sich vom feuchten Abendwind,
Und blinzelt träg, bis alle Sonnenfunken
Erloschen sind.

Maria Solina.

Digitized by Google

Aus dem XVIII. Jahrhundert.

Ungedruckte Briefe und Gedichte.

II.

C. L. von Hagedorn. Gottlieb Wilhelm Rabener. Ewald von Kleist. Christian Fürchtegott Gellert. Johann Melchior Goeze. J. W. L. Gleim. Abraham Gotthelf Kästner. Joh. Adolf Schlegel.

Durch einen kurzen, aber für die Entwicklung des deutschen Kunstlebens denkwürdigen Brief ist der 1713 geborene Christian Ludwig von Hagedorn, der jüngere Bruder Friedrichs, in unserer Sammlung vertreten. Er schreibt aus Dresden, 17. März 1761, in seiner Eigenschaft als Leiter des Sächsischen Kunstwesens an Adam Friedrich Oeser in Leipzig:

Hochedler Herr.

Hochverehrter Herr, Director und Hofmahler!

Dortigem Instituto ist die Benennung einer Zeichnungs-, Mahlerey- und Architektur Academie erlaubt und die Anzeige wird auch auf diese Weise geschehen. Die von Ihnen in Vorschlag gebrachten Unterlehrer taße ich mir gefallen, insofern deren Belohnung oder andere Nebenausgaben nicht die dazu ausgesetzte Summe übersteigen. Nur alsdann, wenn das Nützliche im Gange ist und sich durch die erwarteten Folgen dem Hofe selbst ankündigt, läßt sich diesem von Verbeßerungen etwas vortragen. Die auch hier ermangelnden öffentlichen Zimmer hemmen nicht den besonderen Unterricht, der schon mit den 1. März angefangen hat. Solche Thätigkeit gewinnt den Anstalten Freunde. Ich bin mit aller Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

C. L. von Hagedorn.

Die Porträts Gottlieb Wilhelm Rabener's (geb. 1714) zeigen wohlwollend-heitere, aber nicht scharfe Züge; es sind die Züge eines Humoristen, nicht eines Satirikers, und im Grunde ist er ja auch in seinen Schriften mehr das Erstere, als das Letztere. Derselbe liebenswürdige Zug geht auch durch seine meisten Briefe; jener, den wir hier mitteilen können, ist an den Kupferstecher Bause gerichtet, betrifft sein eigenes Porträt und lautet:

Dresden am 23. September 1760.

Hochedler,

Hochgeehrtester Herr!

Ew. Hochedlen Dank für die übersandten drey schönen Abdrücke, wovon einen dem Herrn Geh. Leg.-Rath von Hagedorn und einen dem Minister Fritsch zugestellt, den dritten aber als Compagnion von Prof. Gellert in meiner Stube aufgehangen habe. Alle, die ich darüber gesprochen habe, sind mit der sauberen und vortrefflichen Arbeit vollkommen zufrieden; von Hagedorn wünschte nur, daß, an einem schicklichen Orte, die heurige Jahrzahl mit angebracht würde, und er will hinten beim Haarbeutel zu viel Schatten und gefunden haben, daß dieser zu hart anschlösse. Der Ministre admirirt besonders die Sauberkeit des Stichs und findet auf dessen linker Seite die Ähnlichkeit vollkommen, glaubt aber, daß diese auf der rechten Seite noch stärker seyn würde, wenn der Kopf weniger spitzig wäre. Das glaube ich aber nicht, und die Regeln der Zeichnung müssen das entscheiden. Von der Ähnlichkeit kann ich überhaupt am wenigsten urtheilen. Das kleine Zwickel-Bärtchen unter der Nase (oder vielmehr der dunkle Fleck) ist wohl auf dem Original nicht, ist aber auch von keiner Wichtigkeit, wie mich dünkt. Ich muß schließen, denn das Schreiben wird mir noch sauer. Arbeiten Sie, auf künftigen Winter, ja nicht zu viel, denn Sie haben nur zwey Augen, und diese will das Publicum länger haben, und dem sind Sie es so wohl als Ihnen Selbst schuldig. Ich bin mit unveränderter Hochachtung

Ew. Hochedlen

Gehorsamster Diener

Rabener.

Gewiß, man kann einen Künstler auf notwendige Änderungen kaum noch seiner aufmerksam machen, und sich über eine Arbeit, mit der man doch nicht ganz zufrieden ist, kaum liebenswürdiger äußern.

Noch sympathischer als Dichter und als Mensch ist Ewald von Kleist (geb. 7. März 1715); der Dichter des „Frühling", und das spiegelt sich auch in seinem folgenden, an einen nahen Freund, Auditor Ewald gerichteten Briefe:

Liebster Freund

Sollte das Hausen'sche Regiment in Feindesslande marschiren, so werde ich mich in die Versetzung schon finden, sonst aber hielt ich es mir für so deshonorant, zu Hause zu bleiben, da die

Digitized by Google

ganze Armée im Felde ist, daß ich lieber im Felde als mousquetier, als in Garnison wie Major dienen wolte. Ich darf ohne Prahlerey sagen, daß ich mir alles das zu thun getraue, was die thun werden, die besser wie ich sind angesehen worden, ohngeachtet sie vielleicht mehr sprechen und grimmiger aussehen werden als ich. Das Glück hat mir nicht so wollgewollt, daß ich bey einer von den Affaires des Prinz Heinrichschen Regiments habe gegenwärtig seyn können, sonst weiß ich, daß es mit mir jetzo besser aussehen würde, oder ich wäre todt. Ich habe keine Gelegenheit gemieden, sondern vielmehr gesucht, und mich, wie gegen das Himmelreich gefreut, wenn nur ein Anschein gewesen ist daß ich wozu kommen könte, aber alles vergeblich. Nun bin ich ehrlicher Major von einem Regiment, bey dem man weder Ehre einlegen, noch Brod haben kann. Ich muß es noch ansehen bis ich weiß, wohin wir marchiren. In Garnison wäre ich der unglücklichste Mensch der lebte, und müßte für chagrin crepiren oder den Abschied suchen. Marschiren wir aber ins Feld, so werde ich mich über den Verlust Potsdams leicht trösten, und hoffe mich dann schon wieder herauf zu helfen, oder ich müßte gar kein Glück, d. i. keine Gelegenheit haben. Wir haben March Ordre und müssen uns schon Pferde kaufen, der Himmel gebe nur, daß es gegen die Franzosen geht, wie man spricht. Das Regiment ist sonst vor ein neues Regiment recht schön, und bereits ziemlich in Ordre. Ich meines Theils werde alle meine Kräfte daran stecken, und so viel helfen als ich kan, daß wir uns nur etwas auf unsere Leute verlassen können. Wenn wir nur noch ein wenig weiter sind, so exercieren wir so gut als die alten mousquetier-Regimenter, die in den Provinzen stehn, und dann wollen wir die Franzosen schon schlagen. Das übelste vor mich ist, daß ich vor meine Compagnie, die der Capt. Gender bekommen, noch keinen Pfennig erhalten, und vielleicht in etlichen Monathen nichts erhalte, da Gender gefangen ist, und hier muß ich 132 Rthl. bezahlen, und Pferde und bald Equipage anschaffen, und weiß nicht, woher ich es nehme. Hätte ich gewußt, daß ich werde versetzt werden, so hätte ich mich sehr gehütet, so viel in meine gehabte Compagnie zu stecken. Ich habe den Winter über 800 Rthl an kleine mondirungs-Stücke pp gewandt, und nichts in der Tasche behalten, und nun muß ich warten Gott weiß wie lange, ehe ich wieder was bekomme. Ich weiß nicht, wo ich für Sorgen den Kopf lassen soll, er ist mir schwer als wenn ich Blei darin hätte, aber ich hoffe doch alles zu überwinden.

Sobald ich ein wenig Zeit habe, werde ich H. P. Meyer und alle die Sie mir genannt haben, besuchen, besonders werde ich ehester Tages bey Lamprecht gehn und ihn sagen, daß er auf eine Bedienung für Sie reguliren soll. An Gleim werde ich dieses auch schreiben.

Ich muß Ihnen nun doch beichten, wer der Staabs Officier war, der mich avertirte, daß man Sie weghelfen wollte. Dieser war Binius, von dem ich so viel Ehrlichkeit nicht vermuthet hätte. Es könnte aber auch seyn daß er es nur so gefährlich gemacht hätte, um Sie zu bewegen, ehestens zum Regiment zu kommen, und wenn sie darüber Ihren Abschied gefodert, so können Sie sich gerirt haben. Aber es ist überdehm am besten für Sie gewesen. Sie hätten keine Campagne mehr ausgehalten, und so lange kan es nicht mehr währen, so müssen Sie doch versorgt werden. Ich werde mich unendlich freuen, wenn es nach ihrem Wunsch geschiehet, und wenn Sie so glücklich werden, als Sie es verdienen. Ich werde auch noch glücklich werden, sollte es auch, Gott weiß wo seyn. Je widriger es mir gehet, je mehr Muth habe ich fait, und ich hoffe, die wenige Zeit, die ich noch zu leben habe, schon Lebensunterhalt mit Ehren zu finden, und mehr verlange ich nicht.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Stallmeister v. Brandt, Herrn Vauconi, v. Hagedorn, Roß und Rabener aufs ergebenste. Ich bin lebenslang

Zu größter Eil Ihr
Halle d. 19. Mart. getreuster
1759. Kleist.

Was ist es für ein Spitzbube, der in Dressden die geschriebene Zeitung macht? Er verdiente für seine infame Lügen, die nun in anderen Zeitungen nachgedruckt werden, und dafür, daß er schreibt, das Prinz Heinrich Bataillon in Hirschfeldo wäre ganz in die Pfanne gehauen worden, daß man ihn durch die übrig gebliebenen Spießruthen laufen ließe, damit er überführt würde, daß noch manche davon leben.

Meine Relation von dem Hirschfelder Scharmützel war nur für Sie geschrieben und nicht das Printen daraus von meiner capacité zu urtheilen könnten. Wenn Sie meine capacité darnach meßen, so werden Sie dieselbe nicht länger halten, als bisher geschehen ist. Mir ahnt aber immer noch, daß ich einmal so glücklich sein werde zu zeigen daß ich ein besser sort verdient hätte, als ich habe!

Zerreißen Sie doch diesen Brief. Ich schreibe schon als wenn ich mit mir selber spräche, und allzu offenherzig.

Monsieur, monsieur Ewald
Auditeur au Regiment de son Altesse royale, monseigneur le Prince Henri de Prusse, presentement à Dresde.

Der Brief zeigt freilich mehr den Kriegsmann, als den Poeten — aber wie bezeichend ist er für Charakter und Denkweise des tapferen, edlen

Digitized by Google

Mannes! Zudem giebt er einen so klaren Einblick in das friedericianische Heerwesen, daß man ihn schon deshalb mit Interesse lesen wird. Wenige Monate später war Kleist's Herzenswunsch erfüllt, er war bei einer großen „Affaire" dabei (bei Kunersdorf, 12. August 1759), und zwölf Tage später, 24. August, hatte sich eine der beiden Eventualitäten erfüllt, von denen der Eingang seines Briefes spricht: er war tot.

Wie dieser Brief für den Dichter und Soldaten höchst bezeichnend ist, so der folgende für seinen Autor, den frommen Christian Fürchtegott Gellert (geb. 4. Juli 1715). Er schreibt an eine gleich fromme Freundin:

Liebste Freundin!

Das waren harte Tage, sehr schwere harte Tage! Aber diese kurze Klage sey auch meine ganze Klage, denn was ist das für ein Christ, der nicht im Leide Geduld beweisen und lernen will; er, der auch im Elende Gott preisen soll? O wie beschämt ward ich, liebste Freundin, als ich vorigen Sonntag traurig und niedergeschlagen in die Kirche trat und bey dem Eintritt das Lied von den Scholaren mir entgegen singen hörte: „O Herr, mein Gott, durch den ich bin und lebe, gieb, daß ich mich stets Deinem Rath ergebe etc." Bist du der Mensch, dachte ich, der dieses Lied gemacht hat und seine Kraft nicht im Herzen hat? So dachte ich und fing an bitterlich zu weinen und um Muth und Freudigkeit zu bitten und zu kämpfen. Heute, Mittwochs, will ich diesen Muth in diesem meinen Brief an Sie zu beweisen suchen, nicht klagen, sondern Gott danken, der alles, alles wohl macht und Niemanden über Vermögen versucht werden läßt. Wie wenn ich so krank wäre, daß ich auch diesen Brief nicht mehr schreiben könnte und das bin ich ja noch nicht! Getrost also! wir wissen nicht, was zu unserem Besten dient; aber Gott weiß es und Gott ist die Liebe, auch wenn er uns züchtiget. Dieser Glaube muß unser Trost seyn. Es ist ja noch eine ganze Ewigkeit von Seligkeit für uns übrig, die wir glauben und auf sein Wort hoffen. Diese Betrachtungen scheinen freilich mehr ein Brief oder eine Rede an mich als an Sie zu seyn; aber ich weiß doch, daß Sie solche Gedanken, Gedanken der Religion, schätzen und lieben, wo Sie sie auch immer finden, in dem Briefe des Freundes oder im guten Buche. Der Ernst der Religion hat die Eigenschaft, daß er das Herz freudig und getrost macht, und dieses wollen wir ja gern alle Tage unsres Lebens seyn.

Ihren letzten Brief, meine gute Correspondentinn, habe ich wieder sehr begierig gelesen: O ein großer Lobspruch für Ihre Briefe! Denn was ist, das ich itzt gerne läse? (ein frommes Buch ausgenommen.) Meine Briefe, wenn Sie mir die Wohlthat, sie abzuschreiben, erweisen wollen, müssen Sie einzeln copiren, damit ich Ihre Antworten dazwischen legen kann. Genug! genug! Gott gebe Ihnen und Ihrem Hause Gesundheit und alle Zufriedenheit! Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr Freund u. Diener
Leipzig, den 16. u. 17. September 1761 geschrieben. Gellert.

Den 22. September. Sie haben nichts verloren, daß mein Brief so spät abgeht. Einige schwere Zufälle ließen mich, seit dem ich ihn geschrieben, an nichts denken, als an die Pflichten gegen mich selbst. Heute, und das sey Gott im Himmel gedankt! genieße ich einiger Erholung; dieses melde ich Ihnen und überschicke Ihnen meinen Brief. Leben Sie wohl.

Gewiß ein treues Spiegelbild des frommen, allerdings kränklichen, aber auch wehleidigen und maßlos hypochondrischen Mannes. „Er selbst litt an der Hypochondrie", hat er in der Selbstbiographie, die er für Nicolai niederschrieb, freimüthig bekannt.

Dem frommen, milden Gellert folgt ein Frommer ganz anderen Schlages: der grimmige „Zionswächter" und Feind Lessings, der streitbare Hamburger Pfarrer Johann Melchior Goeze (geb. 1717). Sein Brief an einen Hallischen Amtsbruder und Gesinnungsgenossen mag hier seine Stelle finden, weil er eine litterar-historisch interessante Frage streift: die Frage der deutschen Bibeln vor Luther und ihren etwaigen Einfluß auf dessen Übersetzung. Der Brief lautet:

Wohlgebohrner
Hochgelehrter Herr Rath,
Hochgeschätzter Gönner.

Mit dem dankbarsten Herzen habe ich das höchstangenehme gedoppelte Geschenk angenommen, mit welchem Euer Wohlgeb. meine Bibelsammlung hochgeneigt bereichert haben; allein womit soll ich eine solche Gewogenheit in der That erwidern. Zit angeschlossene Assignation gleich bey Weitem nicht eine Vergeltung solcher seltenen u. schätzbaren Stücke, so ist sie doch wenigstens ein geringes Zeichen eines erkenntlichen Herzens, und ich erwarte es von Euer Wohlgeb. Freundlichkeit, daß Sie solche gütig also annehmen und das Buch hochgeneigt abfordern lassen werden. Dem werthen Herrn Breitkopf bin ich auch für den mir gütigst zugedachten ersten Theil der Zürcher Bibel sehr verbunden. Herr Looch (?) aber hat mir solche noch nicht zugestellet.

Ich kan mich unmöglich überreden, daß Luther jemahls, wenigstens vor 1523 eine von den alten deutschen Bibeln gesehen, noch weniger gelesen habe. Bey seiner edlen Offenherzigkeit würde er solches gewis nicht mit Still schweigen übergangen haben. Keiner von seinen

Digitized by Google

Zeitgenossen hat derselben Erwähnung gethan, als der einzige Mettichius (?) der in der 13. Predigt vom Leben Luthers meldet, daß er in seiner Jugend einmahl eine niedentsche deutsche Bibel gesehen, die da übel und finster gewesen, daß er seinem Vater alle Sontage aus einer alten deutschen Postil etwas vorlesen musste, daß sein Vater sehr gewünschet, einmahl eine ganze deutsche Bibel zu sehen. Die Kosten der Ausgabe einer solchen in Royal Folio auf Pergament ähnliches Papier gedruckten Bibel, mussten nothwendig da mahls sehr hoch steigen, war daher der Kaufpreis derselben so hoch, daß wohl wenige Privatpersonen sich selbe haben anschaffen können. Da nun die Auflage auch vollends sehr klein gemacht werden musste, so haben gewis die meisten Exemplare wohl in der Klosterbibliothek ihr Grab gefunden. Ich glaube daher, daß Ew. Wohlgeb. Muthmaßung: Daß solche in aller Hände gewesen u. daß ein jeder sich daran gewöhnte, eine starke Einschränkung erfordere. Die Exemplare, welche mir davon zu Gesichte gekommen, sehen ganz anders aus als die ersten Exemplare der Luthrischen Bibel. Jene sind fast noch so neu, als sie aus der Presse gekommen, und haben den Stempel-Glanz noch: Diese aber [folgt ein langes Citat, aus dem hervorgeht, dass sie abgenützt waren]. Selbst von der Augsburger Bibel von 1473—1475, die ich besitze, glaube ich, daß sie nie die Ehre genossen, jemahls durchgelesen zu seyn. Des Herrn Pastors Anmerkung habe ich gelesen, und seine wenigen Gedanken darüber in der Liste der N. T. Bibel zu Tage gelegt. Da ich nachher auch noch die Cölnische Bibel erhalten, und solche mit der Halberstädter von 1494 und 1522 verglich, so habe ich gefunden, daß E. Wohlgeb. völlig Recht haben, wenn Sie glauben, daß in allen alten deutschen Bibeln, Oberdeutsche sowohl als Niederdächsische, nur eine ursprüngliche Übersetzung befindlich ist, die aber in jeder Ausgabe nach dem dort gewöhnlichen Dialect, obgleich öfters sehr unglücklich, zu bilden gesucht wurde. Die Übereinstimmung meiner Handschrift der Exemplare von Apostel Geschichte in oberdeutscher Sprache von 1469, mit der gedruckten oberdeutschen Bibel bestärket mich darin noch mehr.

Auf einer in diesem Frühjahr gethanen Reise in mein Vaterland nach Halberstadt, habe ich sehr gute Gelegenheit gefunden, meine kleine Sammlung sehr zu bereichern. Wie ich denn aus Pommern kürzlich zwo Ausgaben des N. T. Luthers erhalten habe, eine Nürnbergische von 1524, u. eine Wittenbergische von Melchior Lotthar 1525, 8., welche beyde selbst Panzer nicht gekannt hat und unter die vergessenen und unsichtbaren gereihet. Schenket mir Gott noch einige Jahre des Lebens, so hoffe ich etwas zu sammlen, das der Aufmerksamkeit der Liebhaber u. Kenner nicht unwürdig seyn wird.

Ich verharre mit der vollkommensten Hochachtung

Hamburg, Ew. Wohlgeb.
d. 14. Juni gehorsamster und verbundenster Diener
1775. Goeze.

Wir beurteilen den zelotischen Verfolger Lessings und Goethes im Sinne dieser Dichter und im ganzen und großen hat ihn diese Ansicht nicht unverdient ereilt. Daneben aber mag uns dieser Brief daran erinnern, daß er als Bibliophile nicht ohne Verdienst und ein Schriftsteller von solider Gelehrsamkeit war.

Dem vielgehaßten Hamburger Pastor folgt ein Dichter, der noch mehr geliebt war, als Goeze angefeindet. Man wird dies glauben, wenn wir den Namen nennen: Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geb. 2. April 1719. Der liebenswürdige Halberstädter Kanonikus schreibt an seinen Freund Christian Felix Weiße, den „Kinderfreund", in Leipzig:

Lauchstedt, den 29ten Juli 1768.

Ein guter Geist gab es der Frau Dietin (?) ein, daß sie die Werke meines UZ hierher sendete. Gestern erst bekam ich sie, mit großem Vergnügen werd ich sie lesen, sie sind schon zu Halle . . bey dem Buchbinder; Ihnen aber, mein theuerster Freund, bin ich, für die besonders beygelegten niedlichen Vignetten, unendlich verbunden. Den Anfang einer Sammlung von Oeser's Werken sollen sie machen, sie sind niedlich, unvergleichlich sind sie! Ein Autor möcht ich werden, mich von einem Oeser so geschmückt zu sehen! Die vorgelegten drey Fragen könnt ich mit einem kleinen Folianten beantworten. Ich will es so kurz fassen, als es möglich ist:

1) Ein Canonicat kan ein Sachse sich erwerben (nicht kaufen, das wäre Simonie) er kan es besitzen, wenn er sich häuslich zu Halberstadt niederläßet. Herr Jacobi ist ein Pfälzer und wird doch demnächst Canonicus zu Halberstadt. Wäre es doch mein Weiße, der zu dem geistlichen Stande Lust hätte, wie wolt ich machen, ihm dazu zu helfen.

2) Der Preiß ist verschieden von tausend bis zehn tausend Rthl. je nachdem die Canonicate sind, denn es ist ein Dohm Capitul bey uns, an welchem aber lauter alter Adel ist, von 32 Ahnen, und drey Collegiat Stifte; bey dem 1ten bringt ein Canonicat ohngefehr tausend, bey dem zweyten sechshundert, bey dem dritten vier bis fünfhundert Rthl. Ganz genau ist es nicht zu bestimmen. Es giebt auch noch eine Menge Vicariate, die zu 500, 300, 200 Rthlr. und noch weniger einbringen. Es hält aber schwer für einen Auswärtigen, dergleich. Pfründen zu bekommen, weil, wenn eines ledig wird, im Lande

Digitized by Google

schon allzuviel Hände danach sind. Man faullenzet allzugern!

Könnten Sie, mein theurer Freund, wegen der Winckelmannischen Handschriften sich nicht unmittelbar an den Cardinal Albani wenden? War er sein Freund, wie Winckelmann es geäußert hat, so wird er sie seinen deutschen Freunden am liebsten in die Hände geben! Nicht eine Zeile von dem großen Manne sollte verlohren gehen!

Welchen Tag ich so glücklich seyn werde, Sie zu umarmen, das weiß ich noch nicht! Geschehen muß es, und sollt ich deswegen mein Bad, zu dem ich mir die höchstnöthigen Tage habe erhalten können, sollt ich davon ein paar aussetzen müssen. Herr Jacobi hat mich gestern besucht! Er freuet sich unendlich auf das Vergnügen, einen Weiße kennen zu lernen. Welche Tage sind der Tragödie, dem Concert und der Oper gewidmet? Mit zweyen Worten — doch nein, ich will Sie nicht bemühen, ich kan es hier erfahren, es sind ja Leipziger hier! Aber wär es nicht möglich, daß wir eine comische Oper hörten? Eine von meinem Freunde, versteht sich! Er hat

Zu weinen hat er mich gemacht,
Er soll mich auch zu lachen machen,
Denn was er will, das kan er machen,
Zu weinen und zu lachen.

Eine Todt Sünde, mein liebster, beging ich, bei meinem letzten Briefe! Ihrem allerliebsten Franchen vergaß ich, mich zu empfehlen; sagen Sie ihr, daß ich ihr Mämchen recht von Herzen liebte, so wird Sie mir die Sünde vergeben. Und unserm Clodius sagen Sie doch auch, daß mich verlanget, ihn zu umarmen! Ich bin unveränderlich

Ihr
ganztreuer
Gleim.

Wie? Wenn sie mit Ihren Freunden Clodius, Oeser, Hubert pp. mich hier besuchten! Eine größere Freude könnten Sie mir nicht machen. Aber wissen müßte ich den Tag der Ankunft.

Für wen Weiße wegen des Canonicats anfragte, wissen wir nicht, für sich schwerlich, da er als Kreiseinnehmer in Leipzig sein treffliches Auskommen hatte. Der „Jacobi", dessen Gleim erwähnt, ist Johann Georg J. (1740—1814), der übrigens von Geburt ein Düsseldorfer, kein Pfälzer war. Das Canonikat zu Halberstadt erhielt er ein Jahr darauf (1769).

In womöglich noch höherem Maße ist das folgende Schreiben für seinen Urheber charakteristisch. Es ist Abraham Gotthelf Kästner, der Epigrammatiker und Professor der Mathematik zu Göttingen (geb. 27. September 1719), der wie folgt an einen uns unbekannten Adressaten schreibt:

Hochwohlgeborener Herr!
Hochzuehrender Herr!

Daß Ew. Hochwohlgeboren geehrteste Zuschrift so lange unbeantwortet gelassen, bitte mit meinen vielen Zerstreuungen zu entschuldigen. Ich hoffe desto eher Verzeihung, da ich indessen Gelegenheit gehabt, in unseren Zeitungen mit Ew. Hochwohlgeboren zu reden. Beynahe könnte ich sagen, daß ich aus Furcht mein Schreiben so lange aufgeschoben habe. Denn mit der Beschämung, die ein Gelehrter empfindet, der etwas besser hat wissen wollen als ein Frauenzimmer und es nicht besser gewußt hat, — welche Beschämung kann größer seyn! — muß ich der witzigen Verfasserin der Caffecabe einen Tadel wegen der Mohren abbitten. Die Araber heißen Mauren in alten Büchern, in Ritterbüchern, in Reisebeschreibungen, wie ich nachdem erinnert worden, und solches leicht selbst hätte wissen können [folgt noch Entschuldigung für einen andern kleinen lapsus]. Wenn Ew. Hochwohlgeboren bedenken, wie wenig Zeit mir andere Arbeiten zu Rezensionen, die doch in Menge von mir gefordert werden, lassen, so werden solche Übereilungen leicht Verzeihung erhalten.

Ew. Wohlgeboren haben sich des Mutius mehr angenommen, als ich selbst gethan hatte. Die Nachrichten von ihm in [unleserlich] werden nicht allen Leuten gefallen. Ohne Zweifel ist man mit ihm wegen Weigerung des Geldes zu streng verfahren; auf der anderen Seite aber war er auch durch Eigenwillen und üble Wirthschaft daran schuld. Anstatt von Berlin gleich nach Göttingen zu reisen, von da Herr von Haller im Begriffe war abzureisen, kam er nach Leipzig und hielt sich da wohl vier Wochen auf. Er bekam da nun Geschwulst im Backen und heftige Zahnschmerzen, damit ich ihn als einen guten Anfang für einen, der nach Amerika reisen will, sehr aufzog. Er erklärte auch, daß er die Reise nach seinem Gutdünken einrichten würde, ohne sich um des Herrn v. H. Vorschriften sehr zu bekümmern. Dieses war seinem Charakter gemäß, denn als er noch in Leipzig studirte und sehr arm war, gab ihm manchmal einer oder der andere aus Mitleiden die Stube frey, alsdann aber mußte er Herr auf der Stube seyn, und nicht der, der sie ihm frey gab. Als er nun mehr Geld in die Hände bekam, als er je gesehen hatte, mochte er theils einige alte Schulden zu bezahlen haben, theils auch nicht überrechnen, wie weit das gehen könnte, und vielleicht sich zu sehr auf Versprechungen, auf die man nie zu sehr bauen sollte, verlassen. Ich habe von seinem Begleiter, Herrn Dieck seine Reisebeschreibung im Mss. erhalten, darinnen viel merkwürdige Nachrichten, auch manchmal sehr freye Urtheile stehen, wie wir denn beständig einen Briefwechsel mit einander führten, der nicht für alle Leute zu sehen taugte, denn als er in Berlin war, bekam ich von ihm ordentlich die chronique scandaleuse der dasigen Gelehrten. Zu Greenwich

Digitized by Google

hatte er einmal mit Bradley eine Sonnenfinsterniß observiren wollen, dabei sich des Astronomen Tochter befunden, es war aber meistens trübe gewesen, worüber er ein Sinngedicht gemacht, das also schloß:

Mich ließen ohne Wolk' und Neider
Der schönen Bradley lichte Kleider
Zwo angenehme Sphären sehn.

Ich antwortete ihm aber darauf:

Doch kannst Du, Freund, uns von der Bradley Sphären
Mehr nicht als Bradley selbst von Sonn und Monde lehren,
Dem Auge nur sind sie bekannt
Und viel zu hoch für Deine Hand.

Der Gedanke der Grabschrift und ihr Ausdruck sind beyde sehr alt. Wenn sie aber nun verfertigt werden, so hätte zur Ehre unsres Vaterlandes müssen erwähnt werden, daß ein Deutscher sie einem Deutschen setzen lassen.

Der Schluß des Briefes, auf gelehrte Schriften jener Zeit bezüglich, lohnt die Wiedergabe nicht. Die Stelle aber, die wir mitgeteilt haben, ist nicht blos für Kästners Witz und Sarkasmus, der seine besten Freunde nicht schonte, höchst bezeichnend, sondern giebt auch die immerhin dankenswerte Charakteristik eines höchst begabten Autors, von dem wir sonst nicht allzuviel wissen. Es ist Christlob Mylius, der Vetter und Genosse Lessings, der, kaum 32 Jahre alt, 1754 in London starb, ehe er seinen, von Albrecht von Haller, damals Professor in Göttingen, geförderten Plan, nach Amerika zu gehen, ausführen konnte. Kästner war auf das Innigste mit ihm befreundet, hat seinem Andenken eine wertvolle Schrift gewidmet, aber ihn 15 Jahre nach seinem allzufrühen Tode, den übrigens niemand inniger beklagte, als Kästner selbst, in einem Privatbrief so, wie oben zu lesen, zu charakterisieren, lag eben in der Art dieses Mannes. Auf die Reiserpläne Mylius' kommen wir noch in der Folge zurück, wo wir einen darauf bezüglichen Brief von ihm mitzuteilen haben werden.

Ehe dies geschieht, haben wir dem in diesen Mitteilungen durchgeführten Grundsatze der Reihenfolge gemäß dem Dichter Joh. Adolf Schlegel (geb. 1721) das Wort zu geben. Der Freund Gellerts und Kästners, der Verfasser einit viel bewunderter Trauerspiele mag uns in dem folgenden Schreiben an den Dichter Johann Arnold Ebert darüber belehren, welche Mittel damals selbst bedeutende Dichter anwandten, um ihre Werke in das Publikum zu bringen:

Mein liebster Ebert!

Da ich von meinen zurückgekommenen Kindern höre, daß meine Poesie den Ihnen noch in ihrem alten Credite steht, so ist es billig, daß ich sie darinnen zu erhalten suche, indem ich Ihnen hier den ersten Theil meiner vermischten Gedichte überlende. Freylich hätte solches früher geschehen sollen; aber die vielen Verhältnisse von Collegenschaft und Clientschaft, darinnen ich hier stehe, haben mir deren so viele hinweggenommen, daß das Verhältniß der Freundschaft, das eigentlich allemal den Vorzug behaupten sollte, wenn es sich in dieser Welt immer so einrichten ließe, dabey zu kurz kam. Da ich aber von meinem Verleger wieder deren etliche erhalten habe, daß ich ihm den zweyten Band dieser Gedichte austrommeln helfen soll, so eile ich, das Versäumte nachzuholen, verbinde aber auch damit die Bitte, bey Überfendung von 15 Stück Avertissements, daß Sie ihm durch weitere Versendung derselben, besonders nach Berlin, wo Sie viele Bekanntschaften, ich aber keine habe, behülflich seyn wollen, von dem Schaden, welchen ihm der frühe Nachdruck des ersten Bandes gebracht, sich wieder zu erholen. Ich halte mich versichert, daß schon Ihr Eifer gegen alles, was den Werken des Witzes und Geschmackes so viel Nachtheil zuzieht, und folglich auch gegen den Nachdruck, noch mehr aber Ihre Freundschaft zu mir Sie dazu willig machen wird. Unsern Gärtner habe ich auch mit 15 Stück, um in Braunschweig Pränumeranten zu pressen, versehen. Dem Verleger werden Sie die Lobpreisungen meiner Gedichte verzeihen; das ist nun einmal die Weise der Herren Verleger und der Modelen der Pränumerationsavertissements.

Nun sollte ich, da ich so sehr selten dazu komme, an Sie zu schreiben, mich mit Ihnen freundschaftlich unterhalten, und wie gern thäte ichs, wenn Akten und Kirchenregister und Monita zur Rechten und zur Linken mir solches gestatteten. Da es mir aber an Muße fehlet, an Freunde zu schreiben, so schicke ich meine Kinder auf Reisen, um mir von Ihnen erzählen zu lassen, wie das auch itzt von mir geschehen ist und noch geschieht. Leben Sie wohl, lieber Ebert, empfehlen Sie mich, meine Frau und die Meinigen Ihrer lieben Frau. Ich bin

Hannover, der Ihrige
am 4. September 1788. Joh. Adolf Schlegel.

„Unser Gärtner" war der Dichter Karl Christian Gärtner (1712–1791), damals Professor am Carolinum zu Braunschweig.

Digitized by Google

Ein Liebeshandel à l'empire.

Aus ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen **Ernst Schulze's.**

Mitgetheilt von **Karl Emil Franzos.**

XIII.

Wiederholt haben wir bereits bisher die Beziehungen des Dichters zu Cäcilie und Adelheid Tychsen gestreift, ganz flüchtig freilich, weil sich ein näheres Eingehen durch den Stoff, den wir hier zunächst zu behandeln haben, noch mehr aber durch den Umstand verbot, daß ja der seltsame Doppelroman den Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannt ist. Für unsere Zwecke muß also an dieser Stelle der Hinweis genügen, daß Ernst Schulze durch seine Liebe zu Cäcilie Tychsen besser und geklärter wurde, als bisher, daß namentlich ihr Tod einen tiefen und reinigenden Eindruck auf ihn übte und daß sich dann die Liebe, die er der Toten gewidmet, der überlebenden Schwester zuwandte. Unserem Grundsatz getreu, so viel als möglich die Quellen selbst sprechen zu lassen, sei auch der Einfluß dieser Herzensbeziehungen auf sein Wesen durch seine eigenen Worte dargelegt. Im Herbste 1812 begann der Dichter ein Märchen zu schreiben, das für Cäcilie bestimmt war. Es ist bisher ungedruckt, da es zur Zeit, wo wir die ersten auf Schulze bezüglichen Mitteilungen an dieser Stelle veröffentlichten, noch nicht im Nachlaß aufgefunden war. Der Eingang, in dem Schulze sich selbst, dann Frau von Pentz und den Einfluß Cäciliens auf sein Gemüt darstellt, lautet:

Rosiklair und Lilie.

Ein Märchen.

Es begann Tag zu werden, als Rosiklair, ein junger Dichter, nach einer nächtlichen Wanderung in einem sehr reitzenden Thale am Fuße des Gebirges Rast anlangte. So kühl auch das frische Morgenlüftchen um Rosiklairs Wangen wehte, so hatte er doch Wärme genug in seinem Herzen, um beym Anblick der paradiesischen Gegend, die er jetzt betrat, in eine poetische Entzückung zu gerathen.

Ein schönrer Himmel schien sich über diesen Auen
Zu wölben, ewig blau und sonnig war die Luft,
Doch säuselnd waltete ringsum ein frischer Duft,
Mit kühlem Wehn den Strohm des Äthers zu bethauen;
Der Boden schien ein großes Blumenmeer,
Ein bunter Kranz von tausend Regenbogen,
Und rings verwandelte der Düfte Gaukelheer
Den Hauch des Weins in süße Nektarwogen . . .

Genug, das Thal war so schön, daß man sich kein schöneres denken konnte. Hier will ich Hütten bauen, rief Rosiklair in froher Begeisterung. Das Gaßenlied des alltäglichen Lebens will ich vergeßen und mir nach dem Willen meiner Fantasie eine eigene reiche Composition erschaffen. Eine neue Welt von Träumen soll nun mich her aufblühen und ich allein will Herr in meinem Reiche seyn. Bis jetzt waren Eitelkeit und ein unbeschäftigtes Herz meine Musen. Hier will ich mir ein Ideal schaffen, wie es die Wirklichkeit nicht darbietet. Das Verlangen meiner Seele und das Wirken meines Geistes sollen einen edleren Charakter annehmen und ich will mich von der Welt trennen, um mich über sie zu erheben.

Bey Rosiklair waren Entschluß und Ausführung gewöhnlich eins. Er suchte sich eine kühle Grotte zur Wohnung aus, vor deren Eingang ein dünner Schleyer von Reben herabhing. Für ein dichterisches Gemüth ließ sich in der ganzen Welt kein schöneres Ruheplätzchen finden und dem poetischen Robinson gefiel es in seiner neuen Lage vortrefflich.

Rosiklair war bey seiner Geburth von guten und bösen Feen mit mancherley Gaben bedacht worden. Von jenen hatte er etwas Fantasie, viel Gefühl und eine sehr zarte geistige Reinheit erhalten, von diesen eine ziemliche Dosis Eitelkeit, Stolz und Leichtsinn. Manche dieser Eigenschaften scheinen einander zu widersprechen und doch fanden sie sich auf eine seltsame Weise in seinem Charakter vereinigt. Er war indeß eitel genug, um seine Eitelkeit sorgsam zu verbergen, und sein Stolz war von der Art, daß man ihn gewöhnlich für Bescheidenheit ansah. Aus der Mischung von Gefühl und Leichtsinn hatte er sich eine sehr glückliche Stimmung erworben, die ihn der tiefsten Eindrücke fähig machte, ohne ihm den inneren Aufruhr zu bereiten, der gewöhnlich mit solchen Eindrücken verbunden ist. Er hatte sich daran gewöhnt, selbst dem Schmerz die rosenfarbne Seite abzusehen und den Gram in seine schönere Schwester, die Wehmuth, zu verwandeln. Schon frühe war er in die Hände geistreicher, aber

Digitized by Google

koketter Weiber gefallen. Sie spielten mit ihm und er spielte mit ihnen, die Eitelkeit beyder Theile wurde befriedigt, man liebte sich ohne Treue, trennte sich ohne Reue und Schmerz und behielt doch Stoff zu schönen Erinnerungen. In diesen Verhältnissen hatte er das weibliche Geschlecht liebgewonnen, ohne es zu achten, er hatte gelernt, scheinbar mit dem Gefühl zu scherzen, während das tiefste Gefühl in seinem Innern lebte, denn trotz jener leichten Verbindungen schwebte ihm stets das Ideal eines höheren Lebens und einer schöneren Liebe vor, und er täudelte mit dem Leben, das ihn mugab, weil jenes Bild seiner ewigen stillen Sehnsucht ihm allein des Ernstes würdig zu seyn schien. Nichts war ihm von jeher unerträglicher gewesen, als die langweilige Alltäglichkeit, aber auch nichts lächerlicher, als die Bemühung mancher Menschen, die von der Mode des Zeitalters angesteckt oder von der Sucht zu glänzen verführt über jene Alltäglichkeit erhaben scheinen wollten, obgleich sie nicht die mindeste Kraft in sich hatten, ein höheres Ziel zu ahnen, vielweniger zu erreichen. Er konnte sich deßhalb nie enthalten, jene Menschen mit Spöttereyen zu verfolgen, ihre Äußerungen durch sehr prosaische Auslegungen und Zusätze ins Lächerliche zu ziehen und sie durch schneidende Kälte bey ihrem Strohfeuer an das Clima zu erinnern, welches sich allein für sie paßte. Diese Art zu handeln und zu reden war ihm indeß so zur Gewohnheit geworden, daß er sie auch selbst dort anwandte, wo der obige Grund ihn nicht dazu berechtigte, und er galt daher in Kurzem allgemein für boshaft und gefühllos, obgleich er doch grade das Gegentheil von beyden war. So viel Vergnügen ihm auch der Spott über andre zu machen schien, so spottete er doch am liebsten über sich selbst und er hielt es für seine größte Tugend, daß er alle seine Thorheiten, deren er nicht wenige besaß, sehr genau kannte und bei jeder Gelegenheit Satiren darüber machte. Und dennoch konnte er nicht immer sich recht entschließen, sie abzulegen, denn bisher hatte er jenen Thorheiten mehr glückliche Augenblicke verdankt, als seiner Sehnsucht nach dem Schönern.

Vor einiger Zeit hatte ihn das Bedürfniß, sein Herz und seinen Geist zu beschäftigen, an eine junge Dame gekettet, die in dem Ort, wo er sich damahls aufhielt, zum Besuch war. Ihre Liebhaber hatten sie nicht begleitet, es fehlte ihr daher an Unterhaltung und sie suchte eine Puppe, womit sie spielen könne. Sie galt für schön, für geistreich und für kokett, und es bedurfte nur dieser drey Eigenschaften, um Rosiklair ein näheres Verhältniß wünschenswerth zu machen. Sie sahen sich, sie gefielen einander, er schmeichelte, sie lockte und am dritten Tage ihrer Bekanntschaft versprachen sie sich ewige Liebe. Rosiklair freute sich, einen Gegenstand zu haben, den er besitzen konnte, und er sah die poetische Begeisterung, die er bey einem schönen Gedanken fühlte, den er ihr sagen wollte, für Liebe an; sie war entzückt, daß sie Jemanden fand, der ihr das in Versen sagte, was ihre früheren Liebhaber ihr nur in Prosa gesagt hatten, und sie hielt ihre Eitelkeit für ihr Herz. Nach einiger Zeit mußten sie sich trennen, die Dame reiste nach Norden, Rosiklair nach Süden. Anfangs war man unröstlich; man schrieb einander sehr zärtliche Briefe, war eifersüchtig auf einander, zankte sich über unbedeutende Gegenstände und versöhnte sich desto herzlicher. Nach drey Monaten erhielt Rosiklair plötzlich so viel Beschäftigung, daß er nicht ferner auf schöne Gedanken sinnen konnte, die ihn in Begeisterung gesetzt hätten. Mit dieser Zeit schwand auch seine Liebe und er schrieb nur noch zuweilen aus Höflichkeit. Die Dame hatte indeß noch keinen neuen Liebhaber wiedergefunden, der Sonette auf sie machte, darum dauerte ihre Liebe länger. Sie kam an Rosiklairs Wohnort, machte ihrem Geliebten Vorwürfe über seine Kälte und sein öfteres Stillschweigen und suchte ihn durch die Erinnerung an ihre standhaftere Treue zu beschämen. Er hörte sie gerührt an, gelobte ihr weinend Besserung, klagte ihr aber zugleich, daß er nicht mehr im Stande sey, einen einzigen Vers hervorzubringen. Als die Dame dieses hörte, zog sie ihre Hand aus der seinigen, nahm eine lächelnde Miene an und sagte scherzend: Sie beschämen mich, mein Freund, denn Sie sind vernünftiger als ich. Sie haben mir die Augen über mein eigenes Herz eröffnet, und ich fühle, daß ich immer nur eine sehr treue Freundschaft für Sie empfunden habe. Diese Gesinnung lassen Sie uns ewig für einander bewahren. Beide trennten sich sehr vergnügt, nachdem sie ausgemacht hatten, sich wenigstens alle Jahre einmahl von ihrem Befinden Nachricht zu geben.

Rosiklairs Herz war jetzt wieder unbeschäftigt. Mehr als je ergriff ihn die Sehnsucht nach jenem holden Bilde seiner Träume, das von keinem seiner früheren Verhältnisse in ihm verlöscht worden war. Da er in seinen Umgebungen nichts fand, das ihn befriedigt hätte, beschloß er eine Wanderung durch die Welt anzutreten, um sein Ideal zu suchen. Schon lange war er unruhiger geschweift, als er in diesem Thale am Gebirge Rast anlam, und wenn Sie, meine schöne Freundin, dem leichtsinnigen Wesen noch nicht gar zu gram geworden sind, so hören Sie, was sich ferner mit ihm begab.

Einige Wochen hatte er in seiner Einsiedelen gewohnt. Er fühlte das Drückende der Einsamkeit nicht, weil seine Fantasie ihm recht freundlich

Digitized by Google

Gesellschaft leistete. Eines Abends lag er im Schatten der Weinranken vor seiner Grotte. Da bat Rosiklair seine Muse, die Dämmerung, um einen recht freundlichen Traum, und er staunte, als seine Bitte so schnell erhört wurde. Denn horch, im Haine schallte es lieblich von silbernen Glocken und schneeweiße Lämmer wandten sich hüpfend durch die Rosenhecken und zerstreuten sich über die ganze Wiese. Den Lämmern folgte mit leichtem Schritt eine Schäferin, schöner als der Vollmond, der hinter den Orangenwäldern aufging. Um ihren schlanken Leib wallte ein weißes seidnes Gewand, dessen Saum mit einer Franze von natürlichen Rosen geschmückt war; durch ihre braunen Locken schlang sich ein goldnes Diadem, in der einen Hand hielt sie einen Lilienstengel, womit sie die Lämmer weidete, in der anderen eine aufknospende Rose. Als sie aus dem Gebüsch trat, verbreitete sich über die ganze Wiese ein zauberisches Licht, schöner und milder als die Sonnenstrahlen, und reiner und beständiger als der irrende Schimmer des Mondes; die Vögel sangen noch einmahl so süß, die Blüthen dufteten zarter, die Quellen rieselten leiser und melodischer, denn so viel die Lämmer auch abweideten, so wuchsen sie doch immer, wohin auch die Schäferin ihren Fuß setzte, frischer und dichter wieder hervor.

Sie selbst schien dieser Wunder gewohnt zu seyn, denn sie war gar nicht erstaunt darüber. Desto mehr aber war es Rosiklair, welcher mit starrem Blick und klopfendem Herzen das reitzende Schauspiel betrachtete. Die holde Gestalt schien ihm so bekannt zu seyn, als hätte er sie schon oft gesehen und doch konnte ihm sein früheres Leben kein weibliches Wesen vorzeigen, das ihr nur im Mindesten gleich gewesen wäre. Er erinnerte sich nur eines ähnlichen Gefühls, wenn er einst in einer mondhellen Nacht durch den duftigen Hauch des Frühlings gewandelt war oder aus uneigennützigem Herzen eine edle Handlung gethan hatte. Es kam ihm vor, als wäre ihm dann dieselbe Gestalt, doch nicht so herrlich und klar wie jetzt, sondern wie durch einen trüben Schleyer erschienen.

Die Schäferin zog mit ihrer Heerde schweigend über die Wiese und verlohr sich dann im entgegengesetzten Gebüsch. Die lieblichen Töne und der wunderbare Glanz schwanden mit ihr und die entzückende laue Mondnacht schien nur ein leiser Traum von der entflohenen Herrlichkeit zu seyn.

Rosiklair dachte die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch an nichts als an jene reitzende Erscheinung. Alles, was er dachte, war Gedicht und doch konnte er keinen einzigen Vers machen.

Nun folgt die Darstellung, wie der Einfluß der Schäferin das Gemüt Rosiklairs mehr und mehr veredelt. — Als Cäcilie immer kränker wurde, blieb das Märchen unvollendet liegen; erst nach ihrem Tode fügte Schulze hastig einen Schluß hinzu und überreichte das Märchen Adelheid; daß es für Cäcilie bestimmt gewesen, verschwieg er, wie er denn überhaupt in den Mitteln, die er anwandte, um sich Adelheids Neigung zu erobern, nicht eben wählerisch war. So schien es ihm richtig, Adelheid gegenüber mit seinen Erfolgen bei anderen großzuthun, wie uns folgende Stellen seines Tagebuchs erweisen mögen:

Göttingen, am 7. May 1813 . . . . . Adelheid hörte mich theilnehmend an. Eben so hatte ich schon früher einmahl einige Worte über mein Verhältniß mit Sophie von Witzendorf und Luise v. Pentz gegen sie geäußert, ohne sie zu erzürnen. Sie weiß ja doch, daß sie nicht meine erste Liebe ist und hat ein zu gebildetes Gefühl, um es zu fordern. Ueberhaupt mag es wohl süß seyn, die ersten Gefühle in einem jugendlichen Herzen zu erwecken, aber der Sieg über jemanden, der schon Erfahrungen hat, bleibt für jedes Frauenzimmer immer ein größerer Triumf, denn bey ihm müssen erst frühere Bilder verlöscht werden, ehe die neuen Eingang gewinnen können. Sie sah mich bey meiner Erzählung recht forschend an und das seltsame Verhältniß, welches durch meine Offenheit in diesem Augenblick unter uns entstand, berechtigte sie noch weitere Fortschritte zu erwarten. Aber ich schwieg, aus Furcht die schöne Stimmung, worin wir uns befanden durch eine Scene, die doch immer mehr oder weniger Verlegenheit mit sich bringt, zu stören. . . .

Göttingen, am 15. May 1813. . . . . Als sie (Adelheid Tuchsen) sich wieder auf ihren Platz gesetzt hatte, zog ich mit leidenschaftlicher Bewegung meine beyden Ringe von der Frau von Witzendorf und der Frau v. Pentz vom Finger und steckte sie in die Tasche. Sie muß es bemerkt haben und für dieses Opfer dankbar seyn. Ich werde künftig keinen von beyden mehr tragen. . . .

Göttingen, am 21. May 1813. . . . . Sie (Adelheid Tuchsen) hatte ihre Frage gewiß in Bezug auf meine Mährchen gethan und nach meiner Antwort muß sie die Witzendorf ohne Zweifel für die junge Dame halten, die als Rosiklairs frühere Liebschaft geschildert wird, obgleich es eigentlich die Frau v. P. ist. Solche kleine Herzensergießungen schaden durchaus nicht. Sie machen interessant und knüpfen ein vertraulicheres Verhältniß. Ueberhaupt ist es schon ein Vortheil über dergleichen Sachen reden zu dürfen.

Aber damit war's noch der Bekenntnisse nicht

Digitized by Google

genug; im Juni 1813 legte Schulze Adelheid eine lange brieflische Beichte über all seine früheren Liebschaften ab. Über Frau von Pentz erzählte er da u. A.:

Göttingen, 23. Junius 1813 . . . Von da (Eilsen) ging ich (Herbst 1812) nach Celle in der Absicht, nur vierzehn Tage dort zu bleiben; aber ich kam erst am Ende des Octobers zurück. Das Verhältniß, was mich dort so lange zurück hielt, ist vielleicht das, worüber ich mir die meisten Vorwürfe zu machen habe, wenn auch wiederum sehr viele Milderungsgründe für mich vorhanden sind. . . . Ich hatte schon eine zeitlang in Celle zugebracht, ohne auf das geringste Abenteuer zu stoßen und doch war das Abenteuerliche immer die Hauptneigung meines Geistes. Ich langweilte mich und hatte schon beschlossen in einigen Tagen nach Göttingen zu meinen Arbeiten zurückzukehren, als ein einziger Abend zugleich mir auf den schönsten Roman Hoffnung machte und mich ihn anknüpfen und schon ziemlich weit fortspinnen ließ. Ich war ganz allein aufs Land gegangen, nach dem reitenden Lachtehausen, wovon ich Ihnen zuweilen erzählt habe. Kurz nach mir kam eine andre mir bekannte Gesellschaft, unter welcher ich indeß eine Dame bemerkte, die ich früher nie gesehen hatte. Ich hörte, sie sey eine Frau von Pentz, eine Freunde die seit einigen Tagen bey ihren hiesigen Verwandten zum Besuch sey. Ihr Mann war früher Kammerherr am Wirtembergischen Hofe gewesen und nachher Kommandeur eines westfälischen Husarenregiments geworden und sie wohnte deshalb, weil sie ihren Mann nicht überall hinbegleiten konnte, bald hier bald dort, wo es ihr grade gefiel. Ich setzte mich zu der Gesellschaft und beobachtete die neue Erscheinung. Sie war sehr schön gewachsen, hatte ein anziehendes Gesicht mit feinen Zügen, aber eine Mine à la Ninon l'Enclos und eine große Ungezwungenheit in ihren Bewegungen und in ihrem ganzen Betragen. In der ersten Viertelstunde merkte ich, daß sie gern glänze, und da diese Neigung auch mein Fehler war, dachte ich, wir würden recht gut zusammen passen. Auch mußte ich sie nach ihrem Benehmen für eine vollkommene Kokette halten und ich hatte nur nie ein Gewissen darans gemacht, mit solchen Weibern zu spielen. Um sie aufmerksam auf mich zu machen, fing ich an über Alles zu spotten und zu witzeln, mit den übrigen Damen zu kokettiren, aber sie doch mit einer gewissen höflichen Geringschätzung zu behandeln; das sicherste Mittel, solche Weiber anzuziehen. Sie näherte sich mir, fragte nach der Frau von Jasmund, die in Stuttgart ihre vertrauteste Freundin gewesen war und so entspann sich unsre Unterhaltung. Wir kamen erst nach neun Uhr nach Celle zurück. Dort hörten wir, es sey eine Illuminazion auf einem großen öffentlichen Garten vor dem Thor, und wir beschlossen Alle noch hinauszugehen und dort zu Abend zu essen. Die fremde Dame war mein Gast. Ich bot alles Mögliche auf ihr Interesse für mich einzuflößen und es gelang mir. Als wir um 1 Uhr fortgehen wollten, sahen wir, daß das übrige Volk sich verlaufen hatte und nur die Musikanten zurückgeblieben waren. Es wurde in der Eile ein Ball arrangirt und wir tanzten bis sechs Uhr des Morgens. Während dieser Nacht, worauf sich die 32ste Elegie bezieht, hatte ich schon genug gewonnen, um auf einen vollkommenen Roman hoffen zu können, und ich beschloß solange in Celle zu bleiben, bis er geendigt sey. Am andern Morgen machte ich ihr meine Visite, fand mich am folgenden Tag wieder auf einer Landpartie mit ihr zusammen, und konnte es schon wagen, ihr das Gedicht: Die Macht der Blicke, das sich auf eine frühere Unterredung bezog, zuzuschieben. Ihre Antwort, die auch in Versen war und die ich den folgenden Abend erhielt, war gar nicht dazu gemacht, meine Hoffnungen niederzuschlagen. Jetzt folgten Partbieen auf Partbieen, ich arrangirte ihr zu Ehren mehrere Bälle und man sah mich fast nirgends als an ihrer Seite. Fast alle Tage erhielt sie ein kleines unbedeutendes Gedicht, von welchen keins gedruckt werden wird, die ihr aber sehr vorzüglich schienen, weil sie sich auf sie bezogen. Sie kapitulirte in Prosa und Versen und wollte mir durchaus ihre Freundschaft für ihre Liebe geben; aber sie vertheidigte ihre gute Sache schlechter als ich meine schlechte. Auch verlangte ich ihre Freundschaft gar nicht, weil ich nur auf bunte Abenteuer ausging und kein friedliches Gefühl bey mir beherbergen wollte. Nie habe ich eine geräuschvollere und betäubendere Zeit verlebt als damahls. Vorzüglich gab uns auch das Schauspiel, das damahls auf einige Monate in Celle war, Gelegenheit unser Verhältniß fortzuspinnen. Ich befand mich alle Abend in ihrer Loge und muß noch immer lachen, wenn ich an die sonderbare Art denke, womit ich ihr dort meine Briefe und Verse zuspielte. Ich faltete das Papier ganz fein, widelte es mit einem Bonbon zusammen, legte dieses ganz oben auf die übrigen Bonbons und präsentirte sie meiner Dame zuerst. Sie konnte dann natürlich keinen Fehlgriff thun. Endlich, an ihrem Geburtstage, den 7ten Oktober, auf welchen sich das kleine Gedicht Minnedienst bezieht, löste sich der Knoten. Trotz des stürmischen und nassen Wetters waren wir aufs Land gefahren, kehrten aber, weil wir dort kein gehöriges Souper fanden, am Abend nach Celle zurück, um auf einem Garten vor der Stadt zu essen. Unterwegs erhielt ich das Ge

Digitized by Google

ständniß ihrer Liebe und einen Ring, den ich jetzt nicht mehr trage, wie Sie wissen werden, meine liebe Adelheit. Sie hatte aber im ganzen Lauf dieses Verhältnisses zu wenig Zurückhaltung und zu viel Erfahrung gezeigt, als daß sie einen Eindruck auf mein Herz hätte machen können. Ich liebte sie eigentlich nie und behandelte sie als Kokette, aber ich fand jetzt, daß ich mich in dieser letzteren Rücksicht in ihr geirrt hatte. Sie fühlte tiefer oder war eigentlich schwächer, als ich früher glaubte und war nur kokett, weil es zum guten Ton gehörte. Jetzt verbot mir mein besseres Gefühl, auf eine rasche Art mit ihr zu brechen. Ich blieb noch acht Tage in Celle, die letzte Zeit heimlich, weil ich wegen Verhältnisse vor den Augen der Welt schon einige Tage früher fortgereist war. Wir verabredeten einen Briefwechsel mit einander und ich kehrte nach Göttingen zurück. Als ich am Abend meiner ersten Tagereise in Hannover ankam, überdachte ich diese ganze Verbindung und erhielt, als ich allen Motiven meines Betragens nachforschte, kein sehr tröstliches Bild von mir selbst. Mein Leichtsinn, meine Eitelkeit, mein Egoismus stellten sich mir ganz deutlich vor Augen und ich schämte mich meiner selbst. Ich beschloß alles anzuwenden, um meine bessern Gefühle wieder hervorzurufen um ein ganz neues geistiges Leben zu beginnen. Auch fühlte ich jetzt zum ersten Mahle klar, daß ich wirklich mehr seyn könne, als ich bisher gewesen war und daß ich seit vielen Jahren durchaus meinen eigentlichen Charakter verläugnet habe. Es wäre unzart gewesen, wenn ich jetzt dieser Frau ihren Irrthum auf einmahl hätte benehmen wollen. Ich nahm mir vor, den Briefwechsel fleißig mit ihr fortzusetzen und allmählig Liebe in Freundschaft zu verwandeln. Dieses ist mir jetzt ziemlich geglückt. Wir schreiben einander jetzt nur sehr selten und sie hat sich freywillig zurückgezogen. Sie ist jetzt in Cassel und ich habe sie seit unserer Trennung nur zweymahl in Göttingen wiedergesehen. Ich werde Ihnen die Briefe zeigen die ich an sie geschrieben habe und Sie werden mein späteres Betragen nicht ganz tadeln können.

Bereits vor Empfang dieses Schreibens hatte Adelheid die Werbung Schultzes abgelehnt; der wichtigste Grund dafür war freilich, daß sie einen andern liebte, aber daneben empfand sie auch — und wer konnte ihr dies verargen — schweres Mißtrauen an Schultzes Zartgefühl und seiner Discretion. Der sonst so scharfsinnige Dichter übersah dies durchaus; er fuhr fort, das Mädchen durch dieselben Mittel zu bestürmen, die ihr Mißtrauen gegen ihn eingeflößt. Das ist die Nemesis, die hier waltete; je rücksichtsloser Schultze die Frauen, die ihm ihre Gunst geschenkt, Adelheid gegenüber preisgab, desto unwiderstehlicher fühlte sie sich von ihm abgestoßen.

Den Gipfelpunkt dieser Rücksichtslosigkeit, aber auch die ganze Schwere der Vergeltung, die er dafür erlitt, wird uns der nächste Artikel kennen lehren.

Litterarische Notizen.

— Die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen", deren vortrefflichen Zweck und deren Notwendigkeit zugleich schon ihr Name genügend klarstellt, giebt eine „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" heraus; den ersten Band bilden die Ausgewählten Werke von Moriz Reich, herausgegeben von Dr. Rudolf Fürst (Prag, F. Tempsky). Das Buch verdient den Leser eine Bekanntschaft, die sich, was das psychologische Interesse an dem Dichter wie den künstlerischen Wert seiner Schriften betrifft, gleich reichlich lohnt. Reichs Name ist seit zwanzig Jahren nur zweimal in weiteren Kreisen genannt worden: als Paul Heyse die sehr merkwürdige Novelle „Mammon im Gebirge" seinem „Deutschen Novellenschatz" einfügte und in der kurzen Einleitung auf das tragische Schicksal und das eigentümliche Talent des früh verstorbenen Dichters aufmerksam machte, dann anläßlich der Meißner-Hedrich-Affaire, als ein Freund Reichs, Seligmann Heller, mit der Enthüllung hervortrat, daß Meißner auch eine Arbeit Reichs in seiner unseligen Geldgier unter seinem Namen habe drucken lassen. Ganz unbekannt war also Reichs Schicksal und Begabung den Freunden der Litteratur nicht mehr; es wäre nur ein verdienstes Loos, wenn es dem vorliegenden Buche gelänge, die Aufmerksamkeit nachhaltig auf ihn zu lenken. Reichs kurzes Leben war an Leiden und Drangsalen überreich; am 20. April 1831 zu Roknitz in Böhmen, hart an der preußischen Grenze als Sohn eines armen jüdischen Lehrers geboren, hatte er schon auf dem Gymnasium mit der Not zu ringen; vor dem Aeußersten bewahrte ihn S. Hellers Freundschaft, der buchstäblich sein Brot mit ihm teilte. Frühreif, begabt, nervös, von schwankender Gesundheit, fühlte er sich von trocknen Studien ebenso abgestoßen, wie ihn die Litteratur anzog; in seine ersten Jünglingsjahre fallen auch seine ersten Gedichte und der zwanzigjährige hatte sich bereits nicht blos in der Lyrik, sondern auch in der Novelle und der Kritik nicht unrühmlich versucht. Ein Zug, der ihn schon in jener Zeit von den Mitstrebenden unterschied, war seine stark entwickelte, mit einer Art leidenschaftlicher Begeisterung betonte deutsch-nationale Gesinnung; einzelne seiner Lieder leben sich wie unter dem Einflusse E. M. Arndts entstanden, was um so bemerkenswerter ist, als die Tradition der deutsch-böhmischen Dichtergruppe damals noch die Nachstrebenden auf andere Bahnen wies: die Sympathie für die Czechen und einen unklaren Freiheitsdrang. Es war für den fränklichen jungen Mann — ein Arzt, den er zu Rate zog, hatte ihm bereits 1852 mit rüder Offenheit die richtige Diagnose: „Tuberculosis cruciata" gestellt — ein zweifelhaftes Glück, daß seine Arbeiten schon sehr bald gedruckt, und, wenn auch in kärglicher Weise, honorirt wurden, weil er sich dadurch ermutigt fühlte, einem Prosindium ganz zu entsagen, nach Wien zu gehen und sich dort als Schriftsteller durchzubringen. Dem Leben der Großstadt, dem Wiener Klima, den Aufregungen des journalistischen Berufs, den er ergreifen mußte, um nur zu verdienen, waren weder seine Gesundheit, noch sein Gemüt gewachsen; er wurde immer kränker, verbitterter, gereizter und stieß in dieser Stimmung auch die Wenigen, die sich seiner annahmen, durch ungerechte Vorwürfe von sich ab, so auch Meißner, der sich, mag auch S. Hellers Unschuldigung berechtigt sein, doch jedenfalls gegen den Lebenden und Leidenden gütig und hilfreich erwiesen hat. Durch Meißners Vermittlung kam endlich auch dem Verzweifelnden eine Botschaft, die ihn wohl hätte aufrichten können; der Dichter des „Fiska"

Digitized by Google

hatte ihm einen Verleger für seine Novellen verschafft, sogar einen, der ein nicht unbeträchtliches Honorar dafür gewährte. Reich nahm die Nachricht stumpf auf; da sein Leiden wuchs, so entschloß er sich endlich, heimzukehren. Am 26. März 1857 verließ er das Heimatstädtchen und war seither spurlos verschwunden, zwei Wochen später fand man ihn im nahen Walde erhenkt. Als die Ursachen seines Selbstmords bezeichnete er in einem hinterlassenen Brief an die Familie die übermäßige Anspannung seiner Kräfte, wodurch sein Produktionsvermögen erlösche, und den Mangel an Freunden. „Mir war", so schließt der Brief, „ein früher Tod bestimmt". Erwägt man, was der kaum 26jährige Dichter an Feindschaften seines bedrängten, unseligen Lebens hinterließ, so wird man sich des schmerzlichen Bedauerns nicht erwehren können, daß ihm ein so jammervolles Schicksal beschieden war. Nur ein etwas widerstandsfähigerer Körper, nur etwas mehr Gunst des Schicksals — und was hätte aus Reich werden können! Was er geleistet hat, wiegt nicht leicht, seine ursprüngliche Begabung aber war vollends eine seltene. Ein vorwiegend lyrisches Talent war er trotz der vielen Gedichte, von denen der Band nur eine Auswahl bringt, doch wohl nicht; seinen Liedern fehlt jene angeborene innere Melodie, an der man den berufenen Lyriker erkennt, auch die Sprache ist nicht einfach genug. Einiges freilich ist überraschend fein und tief empfunden; ab und zu schlägt eine Naturlaut an unser Ohr, der uns anhorchen macht. Gern hätten wir, somit mit der Entleitung, wie der Auswahl des pictät- und geschmackvollen Herausgebers in fast allem einverstanden, die Lyrik noch strenger gesichtet gesehen und den Raum den Novellen zugewendet, namentlich „Mammon im Gebirge" hätte, obwohl nun mehrfach gedruckt, nicht fehlen dürfen. Denn in seinen Novellen, namentlich den Dorfgeschichten, hat Reich sein bestes geleistet und hier ist seine Physiognomie eine durchaus eigenartige, schon durch die Mischung von Realismus und Romantik, wie sie kein anderer Dorfgeschichtenschreiber aufweist. Einzelnes mag seltsam, eigensinnig, verschnörkelt, anderes ungelenk vorgebracht sein, im ganzen und großen machen diese Geschichten den Eindruck des echten Kunstwerks: Das ist wirkliches, quellendes Leben, das ist Wahrheit, aber von einem Dichter angeschaut. Womöglich noch höher schätzen wir die kleinen Stücke, namentlich die Skizzen düsteren Inhalts, während uns in den Humoresken der Humor zuweilen zu grell, zu gesucht, kurz, nicht rein genug erscheint, dies letztere Werk nur im Sinne der künstlerischen Wirkung, nicht des Stoffs verstanden: eine Neigung zum Obszönen findet man nirgendwo. Die Nachtstücke aber sind sämtlich interessant, einzelne meisterhaft; in der Kürze des Vortrags erinnern sie an die kleinen Erzählungen Hebbels, von denen sie sich aber vorteilhaft dadurch unterscheiden, daß alles Spiel mit dem Fatum, auch die willkürliche Heranziehung übersinnlicher Gewalten fehlt; das Dämonische, wie alle Verwicklung ergiebt sich aus der Art, dem Gemüt der Menschen. Man lese das Buch; es vermittelt in dankenswerter Weise die Kenntnis eines Dichters, den man nicht leicht wieder vergessen wird. Fr.

— Paul Lindaus Erzählung „Der König von Sidon" (Breslau, Schottländer) ist eine gewandt und unterhaltend geschriebene Geschichte, die freilich keinerlei psychologische Vertiefung, geschweige denn irgend eine sittliche Grundidee aufweist. Andreas Möller, ein junger Berliner Gelehrter, der sich mit phönizischer Archäologie beschäftigt, verliebt sich in seine Stenographin, Fräulein Sabine Kreutzer, und muß dann, ohne um sie geworben zu haben, plötzlich nach Beyrut abreisen, um an Ausgrabungen, welche die türkische Regierung dort vornehmen läßt, teilzunehmen. Als der Gelehrte, dem er als Hülfskraft beigegeben ist, die Aufgabe der kleinen Expedition für beendet hält und heimreist, bleibt Möller, von Unruhe und Ehrgeiz getrieben, zurück und fährt mit den Ausgrabungen auf eigene Faust fort; seine Gedanken wandern dabei jedoch auch unablässig nach Berlin, zu der hübschen Stenographin, der er inzwischen brieflich seine Hand angetragen. Bei den Ausgrabungen gerät er auf die Totenkammer, in der Tabuit, der König von Sidon, ruht. Die Kammer trägt eine Inschrift, die jenen verflucht, der sie öffnet: „Das Blut soll dir in den Adern kochen. Verlassen soll dich das Weib, das du liebst. Deine Sinne sollen sich verwirren" u. s. w. Dieser Fluch nun geht an dem armen Möller flugs in Erfüllung. Sein Blut beginnt in den Adern zu kochen, und Sabine giebt ihm einen Korb; das erste tritt ein, weil er dem tückischen Klima nicht gewachsen ist und das letztere, weil die Stenographin auch für einen andern Gelehrten gearbeitet hat, der sich inzwischen mit ihr verlobt hat. Diesem gleichzeitigen Ansturm feindlicher Einflüsse auf seinen Körper und sein Gemüt kann der junge Gelehrte nicht widerstehen und stirbt. Das ist recht traurig, aber da es keine Sünde ist, im Interesse der Wissenschaft Ausgrabungen zu machen, so wirkt es nicht tragisch, ja der Zusammenhang zwischen diesem banalerischen Ausgang und dem Fluch des alten Tabuit wird dem Leser keinen Augenblick verständlich; nicht etwa blos sein Intellekt, auch sein Gemüt sträubt sich gegen den Zusammenhang, in den Lindau die Dinge gebracht haben will. Woran dies liegt? Nicht am Stoff, sondern daran, daß Lindau eben nur ein gewandter Erzähler, aber kein Dichter ist. Einem Edgar Poe, einem Rudyard Kipling hätten wir den Fluch des Tabuit geglaubt. Als Unterhaltungs-Lektüre aber verdient das Buch Empfehlung.

— Um Glück und Leben. Roman von Martin Bauer. Breslau, Schles. Buchdr., Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottländer. Leichte Unterhaltungs-Lektüre, über die zum Guten und minder Guten nicht viel zu sagen ist. Wer überhaupt für derlei Zeit hat, mag immerhin auch die beiden Bände durchsehen.

— Junges Grün. Gedichte von Maria de Luhs. Dresden, E. Pierson. Den freund klingenden Namen der Verfasserin abgerechnet, enthalten die Verse nichts, was irgend auffallen könnte: es ist zahmes Dilettantengeleier, wie es uns aus hundert und aber hundert ähnlichen Bändchen alljährlich in die Ohren dringt. Am besten sind noch die kleinen Stimmungsbilder, wie z. B. „Waldfriede":

In den dunklen Zweigen
Webt das Abendgold,
Und im Winde neigen
Sich die Blumen hold,
Friede allerwärts.
Aus den grünen Tiefen
Lockt's so liebewarm,
Als ob ewig schliefen
In dem Mutterarm
Fremde und Schmerz.

Daraus mag man denn selbst einen Schluß ziehen, wie die minder gelungenen Lieder aussehen.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Beowulf. Angelsächsisches Heldengedicht, übertragen von Moritz Heyne. 2. Aufl. Paderborn. Ferd. Schöningh. 1898.

Bernardakis, D. N. Fausta. Schauspiel, metrisch übersetzt von Ludw. v. Zepharovich. Leipzig. Wilh. Friedrich o. J.

Knauth, Hermann. Schillers Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides, zum Drama ausgeschaltet. Halle a. S. Buchh. d. Waisenh. 1898.

Wagner, Richard. Traum und Rausch. Gedichte. Leipzig. Wilh. Friedrich. o. J.

Zöller, Ludwig. Disma und Neue Gedichte. Leipzig. Gbd. o. J.

Schewe, Otto. Arthur Freher. Roman. Berlin. Selbstverlag. 1897.

Scheffer, Thassilo von. Seltene Stunden. Berlin. Schuster und Löffler. 1898.

Hille, Wilhelm. Hermann und Thusnelda. Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten. Braunschweig. Aug. Wehrt. 1898.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch in Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Die Malerin.

Novelle von **Robert Kohlrausch.**

(Fortsetzung.)

Sie wandte den Blick auf mich, und ihre Augen blitzten so lebhaft wie der goldene Rand ihrer Brillengläser. „Sie lachen über mich“, fügte sie dann mit einem ernsthaften Zusammenziehen ihrer hochgewölbten, scharf gezeichneten Brauen hinzu. „Aber Ihr Männer wißt ja nicht, wieviel unveräußertes Gefühl in uns einsamen Mädchen steckt! Meist halten wir den Herzkasten fest und sorgsam verschlossen, aus Klugheit, weil wir als gebrannte Kinder das Feuer scheuen, aber wenn wir ihn dann einmal aufmachen, dann blitzt und leuchtet allerlei darin, und zuweilen schlagen auch Flammen aus dem Golde heraus, wie im zweiten Teil vom „Faust“.“

Ich fühlte, daß sie Recht hatte mit ihrem Vergleich; auch aus ihrem Herzen loderte es hervor, ein heißes, gefährliches Feuer. Doch ging ich auf das nicht ein, was sie eben gesagt hatte, sondern fragte nur: „Wie haben Sie ihn denn kennen gelernt?“

„Das war ganz merkwürdig“, antwortete sie, nicht ernst oder träumerisch, vielmehr mit einem unterdrückten Lachen in der Stimme. „Zuerst also tanzte er furchtbar viel mit der anderen, mit der jungen Medusa. Die aber wurde immer kälter und hochmütiger gegen ihn, und als wieder einmal ein Tanz zu Ende war, da führte er sie zu ihrem Platze neben der dicken Mama und machte eine Verbeugung, so tief, daß sie mir beinahe spöttisch aussah. Dann ging er aus dem Saal und blieb so lange draußen, daß ich schon fürchtete, er käme überhaupt nicht wieder. Auf einmal — ich hatte nach der anderen Seite gesehen und von seinem Zurückkommen nichts bemerkt — stand er mir gerade gegenüber in der Thür und sah mich an. Ganz fest, mit einem prüfenden, bohrenden Blick, bei dem ich fühlte, daß mein Herz mir stillstand. Dafür schlug es dann freilich doppelt rasch, als er auf einen Kollegen zuging, ihn am Arm faßte und mit den Augen zu mir herüber winkte. Und als sie dann zusammen auf mich zugeschritten kamen, als er sich mir vorstellen ließ und um den nächsten Tanz mit mir bat, — ich meinte, der Boden bewegte sich unter mir, und gleich müßte alles um mich her zusammenstürzen. Aber ich gab mir Mühe, nicht allzu schlecht zu tanzen, als er nun wirklich den Arm um mich legte, und ich glaube, es ist leidlich gegangen. Jetzt sprach er mit mir ebenso viel und ebenso lebhaft wie vorhin mit der Engländerin, nur noch lustiger vielleicht. Und als ich ihn einmal fragte, warum er mit ihr gar nicht mehr tanzte, antwortete er: „Es war eine Verpflichtung; die Damen haben ein Bild von mir gekauft. Da muß man sich schon 'mal liebenswürdig zu machen suchen. Aber jetzt ist die Sache erledigt, — es ist hochmütiges Volk.“ Das glaubte ich ihm gern; ich kenne ja diesen Kunstpöbel aus der Pinakothek. Und es war mir auch viel, viel lieber, daß er mit mir tanzte und sprach, und ich war im Stillen unbändig stolz darauf, diese pfauenhaft sich spreizende Schönheit ausgestochen zu haben.“

Sie hatte diese ganze Erzählung rasch, ohne Unterbrechung gesprochen; jetzt machte sie eine kleine Pause und netzte die Lippen mit der Zunge, um gleich darauf wieder fortzufahren: „Das Tanzen und alles das hat mich nicht so sehr gefreut, wie seine Bitte, mich in meinem Atelier besuchen zu dürfen. Damit kam er ganz zuletzt heraus, als er mir Lebewohl sagte und meine Hand merkwürdig lange festhielt. Ich mochte sie nicht fortziehen und zugleich schämte ich mich fast zu Tode, weil er fühlen mußte, wie sie zitterte. Es war noch im Saal, und die Leute sahen auf uns, und die Engländerin rauschte in ihrem weißen Kleide an uns vorüber ohne einen Blick und einen Abschiedsgruß.

Digitized by Google

Er aber kümmerte sich nicht darum, er lachte so laut über irgend eine Bemerkung, die er selbst gemacht hatte, daß man es draußen im Flur noch gehört haben muß. Ich sah das weiße Kleid noch einmal an der Thür vorübergleiten."

Sie schwieg und sah geradeaus vor sich hin; den tanzenden Lichtreflex konnten ihre Blicke nicht mehr finden, die Sonne war weiter gewandert, eine Schattenfläche lag auf der Stelle. Sie dachte wohl auch nicht mehr daran; denn sie nickte nach einer kleinen Weile vergnügt vor sich hin, als hätte jemand etwas gesagt, das sie erfreute. „Ja, damit war's aus für dieses Mal", begann sie von neuem. „Früher habe ich es nie verstanden, wenn die anderen von so einem Abend sagten: „Es war feenhaft schön." Jetzt verstehe ich es auch, — es war feenhaft schön! Aber noch schöner wurde es doch, als er dann gleich am anderen Morgen zu mir in mein Atelier kam. Du mein Gott, es verdient seinen Namen ja gar nicht, dies enge, kleine Gelaß, hoch oben über vier Stiegen in der Barerstraße. Er war aber freundlich genug, es ganz nett und praktisch zu finden und das gute Licht zu loben. Auch meine Pinseleien, über die ich mich vor ihm ganz furchtbar schämte, hat er gar nicht so scheußlich gefunden, und wenn ich von den Dingen sprach, die ich gern können möchte und doch nicht kann, da sagte er nur: „Es wird schon werden". Nicht so wie jemand, wissen Sie, der einen trösten will, sondern ein wenig von oben herab, wie ein Mann, der es besser versteht und doch einen kleinen Funken von Talent entdeckt hat."

Plötzlich ergriff sie den Hut, den sie neben sich gelegt hatte, mit beiden Händen am Rande und sah in seine Höhlung hinein, als läse sie dort ab, was sie noch zu sagen hatte. „Ja, so ist es denn gekommen. Jeden Morgen war er seitdem bei mir, und wenn ich in die Pinakothek zum Kopieren mußte, dann begleitete er mich und saß hinter mir auf dem Diwan, auf demselben Platze, wo wir beide uns kennen gelernt haben. Und vorgestern hat er mich gefragt, ob ich seine Frau werden will."

Sie hatte den letzten Satz ganz eilig gesprochen, als schämte sie sich beinahe ihres Glückes. Ihr Gesicht war dabei von einer so strahlenden Helle, von einer so lieblichen Röte überflutet worden, daß man es in diesem Augenblick hübsch hätte nennen können.

„Und Sie haben ihm keinen Korb gegeben?" fragte ich lächelnd, von ihrer glücklichen Fröhlichkeit mit fortgerissen.

„O nein, so dumm bin ich nicht gewesen!" gab sie zur Antwort und begann, mit dem großen Hut ihrem erhitzten Gesichte Kühlung zuzuwehen. „Denn wenn er mich auch nicht gefragt hätte, ich würde ihm doch gehört haben für alle Zukunft. So ganz im Stillen, wissen Sie, wie sich manches Mädchen einem Manne verlobt, ohne daß er davon weiß, und in Gedanken mit ihm weiterlebt, wenn er auch von ihr fort ist, und ihm treu bleibt, bis sie einmal im Sarge liegt. Aber nun ist es ja ganz anders gekommen und tausend-tausendmal schöner. Sehen Sie, und nun weiß ich auch, warum ich eine unglückliche, einsame Jugend habe durchmachen müssen; ja, ich bilde mir sogar ein, zu wissen, warum das Unglück überhaupt in der Welt ist. Nur, damit das Glück einem doppelt so schön erscheint. Es ist wie mit dem Frühling und dem Winter; wir würden uns gewiß nicht so freuen über jede Blume, die aufblüht, wenn wir den Schnee nicht gesehen hätten die langen Monate hindurch und den grauen Himmel und alle die anderen toten Häßlichkeiten."

Sie hatte rasch und leidenschaftlich gesprochen, wurde jetzt ein wenig verlegen über ihr Feuer und wandte sich zur Seite. Aber von einem neuen Einfall getrieben, kehrte sie mir ihr Gesicht bald wieder zu und sagte eifrig: „Und nun muß ich Ihnen auch erzählen, warum ich mich so gefreut habe, Sie heute zu sehen. Ich habe eine Bitte an Sie und ich hätte Ihnen geschrieben, wenn ich Ihre Adresse gewußt hätte. Lothar, mein Verlobter", — wie glücklich sie aussah, und wie gut ihr das neue Erröten stand! — „will mir nämlich eine Freude machen, eine ganz große, riesige Freude! Er hat mir versprochen, auf einen Tag mit mir ins Gebirge zu fahren."

„Das freut mich von Herzen für Sie. Schon in der Pinakothek haben Sie mir ja gesagt, wie sehr Sie die Natur lieben."

„Ganz habe ich es Ihnen doch noch nicht gesagt. Dazu mußte ich Sie erst näher kennen. Ach, Sie glauben nicht, wie ich mich oft hinübergesehnt habe nach den Bergen. Immer, wenn es klar war, bin ich gegen Abend nach meiner Arbeit hinausgegangen aus der Stadt dahin, wo es frei und weit ist, und habe nach Süden gesehen, nach dem mächtigen, blauen Felswall dahinten. „Sakrament, ist das schön!" habe ich

Digitized by Google

dann ganz laut gerufen, und vor ein paar Wochen einmal habe ich mich so verrückt betragen, daß ein Fuhrmann, der vorüberkam, mich gefragt hat, ob ich nicht anfüttern wollte. Ich habe gedankt, ich glaube, er hätte mich direkt in die nächste Anstalt gefahren."

In das Lachen hinein, womit sie wieder ihre Worte begleitete, sagte ich: „Und nun sollen Sie die Freude haben? Das ist ja herrlich!"

„Ganz wundervoll ist es, nicht wahr? Aber wissen Sie, wir sind ja noch nicht verheiratet, und da müssen wir doch irgend eine Ehrengarde haben, so eine Theatermutter oder einen Theatervater. Eine Mutter können wir nicht auftreiben und da —"

„Soll ich die Ehre haben, den Theatervater zu spielen, nicht wahr?"

„Ach ja, wenn Sie es mir zu Liebe thun möchten!"

Sie sagte es so freundlich und legte ihre Hände mit solch' innigem Ausdruck der Bitte auf meinen Arm, daß ich es ihr nicht hätte abschlagen mögen, auch wenn ich weniger neugierig gewesen wäre, ihren Verlobten kennen zu lernen. So zauderte ich keinen Augenblick mit meiner Zustimmung. „Aber mit Vergnügen, wenn Sie mich mitnehmen wollen. Wann soll denn die große Reise losgehen und wohin?"

„Das „Wann" ist noch unbestimmt. Ich möchte darauf schwören, daß wir jetzt eine Reihe schöner Tage zu erwarten haben, aber Lothar behauptet, er sei in Wetterfragen Sachverständiger und er traue vorläufig dem Frieden nicht. Wenn er es einmal für ganz sicher hält, will er die Fahrt für den nächsten Tag ansetzen, und ich gebe Ihnen dann sofort Nachricht. Allzu lange aber lasse ich ihm keine Ruhe mehr. Wohin wir gehen, das wissen wir schon; meine unglückliche Liebe zu den Wasserfällen hat dabei den Ausschlag gegeben. Wir wollen über Rosenheim fahren, ins Inuthal hinein bis Oberaudorf. Dort steigen wir aus und gehen einen Weg, der ganz herrlich sein soll, zum Tatzelwurm. Ein komischer Name! Aber er ist schon halb klassisch, seit Scheffel ihn besungen hat, und dort soll es ein paar großartige Wasserfälle geben, mitten im Wald, gleich zwei übereinander."

Ich kannte den Ort und konnte bestätigen, daß sie dort finden würde, was im Gebirge sie am meisten lockte. Warum diese schönen Sonnentage nicht gleich benutzt werden sollten, konnte auch ich nicht verstehen, aber ich wollte sie nicht aufwiegeln gegen ihren neuen Herrn und Gebieter.

Mit einer Bewegung, die wieder so eckig und hastig war, daß ich fast erschrak, sah die Malerin jetzt nach der Uhr, einer flachen, silbernen, altmodischen Uhr, die sie an einer um den Hals geschlungenen Haarkette trug. „Jetzt heißt es wieder fleißig sein", sagte sie und stand auf. „O, ich werde nicht faullenzen, weil ich jetzt verlobt bin. Nein, man muß sich das Glück verdienen, alle Tage von neuem, sonst wird der Himmel neidisch und nimmt's einem wieder. Das ist so mein Aberglaube. Kommen Sie mit, oder bleiben Sie sitzen und freuen sich, daß ich Ihnen nichts mehr vorschwatze?"

„Nein, ich begleite Sie, wenn es erlaubt ist."

Ich war nun auch aufgestanden und stieg die große, zweistufige, kreisrunde Erhöhung hinab, auf der die Bank errichtet ist. Im Glauben, daß meine neue Freundin neben mir gehe, wandte ich mich zur Seite, entdeckte aber, daß sie zurückgeblieben war und mitten im Halbrund der Bank hochaufgerichtet dastand. Sie ließ die Arme herabhängen, aber die Innenflächen der Hände waren nach vorn gerichtet; es schien, als warte sie auf etwas, das zu ihr kommen solle. Solch' ein Ausdruck war auch in ihren Augen, die scharf und fragend schräg aufwärts durch eine Lücke im Gezweig hineinblickten in das frendige, ungetrübte Blau dort oben. Von dem hellen Stein hob sich ihr blaßrotes, mit weißgelben Sonnenflecken überstreutes Gewand mit einem warmen Leuchten ab, und in dieser Umgebung, in diesem Licht bekam ihre schlanke Gestalt etwas Ernstes und Feierliches, das mich an die Erscheinung einer Priesterin vor dem Altar gemahnte. Was war es, dem sie entgegensah? Erschien ihr in der Ferne das schattenhafte Abbild eines Ereignisses, das noch im Schoße der Zukunft verborgen lag, waren Seherkräfte in ihr erwacht und zeigten ihr die Geschehnisse einer Stunde, die erst kommen sollten?

Eine seltsame Traumstimmung war in der Sommerstille des warmen Tages, im Anblick dieser bewegungslosen Mädchengestalt über mich gekommen. Plötzlich wurde ich erweckt; mit unvermittelter Hast warf die Malerin die statuenhafte Ruhe von sich und stieg mit einem Lächeln, das ein wenig schmerzlich war, die Stufen zu mir herab.

Zuerst ging sie neben mir, ohne ein Wort

Digitized by Google

zu reden, dann als wenn sie mir eine Erklärung schuldig wäre, sagte sie halblaut: „Ich habe den Himmel eben um etwas gefragt.“

Das war Alles; ich wußte nichts zu entgegnen, und sie fügte nichts hinzu. So gingen wir wortlos nebeneinander dahin; das Wasser schoß an uns vorüber, das durchleuchtete Grün schattete um uns her, der Sommertag umwehte uns mit seinem heißen Atem. — — —

Ein paar blau-sonnige Tage gingen dahin, ohne daß ich die Aufforderung zu dem beabsichtigten Ausflug erhielt. Als aber dann im Gefolge eines nächtlichen Gewitters der Himmel sich grau umwölkt hatte, und ein prasselnder Regen niederfiel, bekam ich zu großer Überraschung von meiner Freundin ein paar eilig hingeworfene Zeilen. Ihr Verlobter sei eben dagewesen und habe ihr angekündigt, daß am nächsten Tage die Reise vor sich gehen solle. Er übernehme die Garantie für gutes Wetter, wenn es auch heute den Anschein habe, daß die Welt sich in Schmutz und Wasser auflösen solle. Sie selbst habe kein großes Vertrauen, aber sie würde mit dem Geliebten durch's Feuer gehen; warum nicht ein wenig Regen mit ihm ertragen? Ob ich selbst nicht Scheu davor habe, das Gebirge im Nebelschleier zu sehen, ob ich mein Wort ihr halten und mitkommen wolle?

Kopfschüttelnd schrieb ich die zusagende Antwort und sah zwischen dem Schreiben auf das graue, wasserstreifige Bild vor dem Fenster draußen. Und doch, — der Wetterprophet behielt Recht. In seinem reinen, geliebten Blau sah der Himmel am nächsten Morgen herunter, ein leichter, düftebeladener Wind schüttelte den Bäumen die leuchtenden Wassertropfen aus dem grünen Haar, und mit ihren heißen Händen trocknete die Sonne die Feuchtigkeit von der Erde hinweg.

Zum ersten Zuge begab ich mich zum Bahnhof; die Malerin war schon da, ganz Freude und Erwartung, und nach einer Weile erschien auch ihr Verlobter, den sie leuchtenden Auges mit mir bekannt machte. Er verbeugte sich nachlässig, mit kühler Höflichkeit; sogar ein wenig unmotivierte Herablassung war in seinem Wesen. Ich konnte nicht sagen, daß er mir gefiel. Er glich freilich dem Bildnis in der Pinakothek, aber was dort unter des Malers Händen zu sanfter, träumerischer Müdigkeit geworden war, erschien hier unverhüllt als häßliche Verlebtheit. Ein hellgrauer Gigerlanzug mit abfallenden Schultern hing um ihn her, vom Rosarot des Hemdes hoben die breiten, schwarzen Fledermausflügel der Kravatte sich grell und düster ab. Er sprach nur wenige Worte mit mir, blickte häufig auf die Uhr, zögerte mit dem Einsteigen, sah nach den Thüren der Wartesäle hinüber, und als wir schon unsere Plätze eingenommen hatten, stieg er noch einmal aus, um an dem Zuge entlang zu gehen.

„Was suchst Du?“ fragte nun auch seine Verlobte, als er mit unruhigem Gesicht auf des Schaffners letzte, dringende Mahnung wieder eingestiegen war und die Thür hinter ihm zuflog.

Er lachte auf, ziemlich laut, mit einem harten, rücksichtslosen Ton. „Ich sehe nach dem Wetter“, gab er zur Antwort. „Ich bin doch ein guter Prophet, was? Ich habe doch richtig vorhergesagt, wie?“

Wir mußten ihm zustimmen, und seine Braut fragte nicht weiter. Auch wurde sie bald vom Anblick der Landschaft hingenommen, durch die der Zug dahineilte, so einförmig sie zu Anfang auch war. Aber das Weite und Freie der grünenden Fläche that ihrer stadtluftmüden Seele wohl.

Nun endlich ein erster Schatten des Gebirges! Matt umrissene Formen, schärfer und sicherer werdend, je näher wir kamen, das leuchtende Aufblitzen ferner, sonnenbeschienener Schneeflächen. Die Malerin hatte zuerst noch lustig geplaudert, bunt durcheinander, was ihr gerade einfiel, und womit sie der Freude ihres Herzens Luft machen konnte. Jetzt aber verstummte sie, und nur ihre Augen, geradeaus gerichtet auf die sich entschleiernde Wunderwelt, redeten weiter.

Grafing lag hinter uns, die fernen gleichmäßigen Schattengestalten gewannen Farbe, zerklüfteten sich, stellten sich hintereinander in abgestuften Tönen. Gleich dunkelgrünem Sammet begannen die Waldmassen des Gebirges auf hellerem Grund in mächtigen Streifen und Flächen hervorzutreten, in Grau und Blau kündigten die Felsmassen sich an.

„Das, was ist das?“ rief die Malerin plötzlich und legte ihrem Verlobten die Hand so hastig auf die Schulter, daß er zusammenfuhr.

„Was fällt Dir denn ein?“ fragte er unwirsch. „Willst wohl ausprobieren, ob ich die Nerven zum Ehemann habe, was? Das Weiße dahinten meinst Du? Wird wohl der Groß

Digitized by Google

Venediger sein oder irgend so ein anderer alter Onkel. Hast solchen Schneckerl noch niemals gesehen, wie?“

Er war im Reden ein wenig freundlicher geworden und hatte versucht, einen humoristischen Ton anzuschlagen; sein Zusammenfahren vorhin bei ihrer Berührung war so heftig gewesen, daß ich an einen Menschen dabei denken mußte, den ein böses Gewissen ängstigt. Sie aber hörte kaum auf seine Antwort; nur den Namen „Groß Venediger“ wiederholte sie kaum vernehmlich. Sie hatte beide Hände um den oberen Rand des herabgelassenen Coupéfensters geklammert und saß mit vorgebeugtem Oberkörper in ausdrucksvoller, aber unschöner Stellung da. Eine leidenschaftliche Sehnsucht sprach aus ihren Zügen, eine unbedingte Hingebung an die Macht der Schönheit.

Wir fuhren eben durch eine weite, vom Sonnenlicht überflutete Wiese, als die Malerin wieder zu sprechen begann. „Das ist doch das Schönste, was es giebt, so in den Sommertag hineinzusehen. Es ist, als hätte die Natur die Arme weit ausgebreitet und wartete nur auf die Menschen, die zu ihr kommen sollen. Dort hinten, mitten in der Wiese, möchte ich mich ihr ans Herz werfen und mich hinlegen und der Sonne so lange in die Augen sehen, bis sie mich zu Tode geschienen hätte.“

„Na, sei so gut“, unterbrach sie die harte Stimme ihres Verlobten. „Hast wohl nichts Besseres zu wünschen, während Du neben mir sitzest, was?“

Ein starker Zug von selbstgefälliger Eitelkeit, der über sein Gesicht ging, machte ihn mir nur noch unangenehmer. Sie aber hörte allein den Vorwurf in seinen Worten, kehrte sich jäh von dem schönen Bilde da draußen ab und faßte nach seinen Händen mit einer Geberde, als wolle sie gleich einer demütigen Dienerin sie küssen. Wir waren allein im Coupé, und vor neugierigen Blicken Fremder brauchte sie sich nicht zu scheuen, ihr Verlobter aber zog die Hände so heftig zurück, als handele sie auf offenem Markte. Zum ersten Mal sah ich einen Schatten über ihre Züge gleiten, doch verschwand er rasch, durch ein mildes und glückliches Lächeln verscheucht. „Bist ja doch gut“, sagte sie und nickte ihm zu.

Je näher wir unserem Ziele kamen, um so unruhiger schien er mir zu werden; er spielte nervös mit den Fingern und trat an das Fenster, um hinauszuschauen. Als wir angelangt und ausgestiegen waren, zauderte er zuerst noch einen Augenblick, dann murmelte er: „Pardon, nur einen Moment. Ich glaubte vorhin, einen Bekannten im Zuge zu sehen.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, kehrte er uns den Rücken und schritt an der Wagenreihe entlang, wie er es ebenso auf dem Münchener Bahnhof gemacht hatte. Sein Gesicht hatte sich noch mehr verfinstert, als er zurückkam.

„Muß eine Hallucination gewesen sein, was?“ rief er uns entgegen. „So was kommt vor, wie? Na, da können wir ja erst einmal im ‚Brünstein‘ unseren alten Adam ein wenig stärken.“

Seine Braut hatte ihm ruhig nachgeschaut, während er am Zuge entlang gegangen war; jetzt erst richtete sie die Blicke wieder auf die Natur umher. Sie hatte so gesessen, daß sie die mächtigen, drohenden und doch vom Sonnenlicht so milde umflossenen Steinmassen des Kaisergebirges nicht hatte sehen können; mit plötzlicher Gewalt trat nun das Bild vor sie hin. Sie hob die Hände, als wolle sie danach greifen, und blieb so stehen, als wäre sie selber in Stein verwandelt.

„Ja, Du mein Gott!“ Das war alles, was sie leise, mit stammelnden Lippen hervorbrachte. Auf einen unmutigen Laut ihres Verlobten riß sie sich los, wandte ihr Gesicht auf ihn und sah ihn an mit einem Blick, in dem eine Fülle von Liebe zu ihm hinüberströmte. „Das alles danke ich ja doch Dir“, sagte sie mit bebender Stimme, „und ich will es Dir danken und vergelten, verlaß Dich darauf.“

„Das ist sehr hübsch von Dir, Schatz“, gab er zur Antwort und wich dabei, wie es mir vorkam, dem Blick ihrer Augen aus. „Aber das alles können wir doch viel besser beim Frühstück drüben verhandeln, nicht wahr? Ich habe einen Bärenhunger.“

Wir folgten seinem Wunsch und setzten uns vor dem Gasthof zum Brünstein in eine der vom wilden Wein umsponnenen Nischen neben der Hausthür. Winckler machte seinem Appetit alle Ehre, schalt auf das Bier, trank aber dabei tüchtig und kam allmählich in etwas bessere Laune. Ein Mal, als die Kellnerin ihm eine frische Halbe herbeitrug, fragte er sie, wann der nächste Zug von München komme, und erhielt zur Antwort, daß er nicht ganz zwei Stunden mehr ausbleibe.

Digitized by Google

„Ich frage nur," sagte er zu uns, als sie gegangen war, „damit man für ein ander Mal Bescheid weiß. Das ist doch immer angenehm, was — wie? Heute habe ich verteufelt früh heraus gemußt, und das bin ich gar nicht gewohnt."

Er trank und aß unermüdlich, und es schien mir beinahe, als wolle er das Frühstück mit Gewalt hinausziehen, bis ich endlich energisch zum Aufbruch mahnte. Ich kannte die Länge des Weges und wußte, daß wir nicht mehr zaudern durften, wenn wir zu rechter Zeit wieder zurück sein wollten.

„Na, denn los!" sagte er gnädig, wir zahlten und gingen. Die äußersten, vereinzelten Häuser des Dorfes blieben hinter uns, bald waren Wald, Wiese und Berg nur um uns her. Die Malerin war aus ihrer weichen, wortlosen Seligkeit erwacht; sie hatte ein Glas Bier getrunken, und eine etwas laute Fröhlichkeit war über sie gekommen. Sie pfiff oder sang vor sich hin und tänzelte zuweilen auf dem kiesigen Wege vor uns her. Es stand ihr nicht gut, und ich sah von der Seite vorsichtig zu ihrem Verlobten hinüber, ob er nicht ungehalten darüber sei. Er aber hatte kein Auge dafür, sondern gab sich dem Genuß einer guten Cigarre sorglos hin.

Wir gingen dem Auerbach entgegen, und als an einer Stelle wieder ein Durchblick auf den Kaiser sich aufthat, da versuchte Anna einen lauten Juchzer auszustoßen, der freilich kläglich mißlang. „Sakrament, ist das schön!" rief sie nun in der übermütigen Art, die sich in der letzten halben Stunde ihrer bemächtigt hatte. „Da muß ich einmal knieen und meine Andacht verrichten." Auf eine niedrige Grasböschung am Rande des Weges kniete sie nun wirklich nieder und breitete die Arme der steinernen Kaiser-Welt entgegen. Jetzt runzelte Winckler drohend die Stirn und legte die Hand ihr unsanft auf die Schulter.

„Sei nicht albern, steh' auf!"

Mit großen, verwunderten Augen blickte sie zu ihm empor. Dann erhob sie sich langsam und sagte: „Ich bin nicht albern, aber ich will so etwas nicht wieder thun, wenn Du es nicht magst. Ich will ganz brav sein, komm, laß uns gehen."

Ich sah, wie bildungsfähig sie in seinen Händen war; ein einziger Wink von ihm genügte. Sie hatte sofort die ernstere Stimmung von vorhin wiedergefunden und schaute mit leuchtenden Blicken, aber schweigsam umher.

Als wir ein wenig weiter gewandert waren und, neben dem kleinen Bade Trisl rechts abbiegend, in die grüne Mulde von Berg, Wald und Wiese gekommen waren, in der jeder Ausblick aufhört, blieb die Malerin noch einmal stehen. Mit stillem, glücklichem Lächeln sagte sie, im Kreis umherschauend: „Nun ist die Welt zugeschlossen".

„Die wird schon wieder aufgemacht", entgegnete Winckler, unterdrückte ein Gähnen und hieb mit seinem Stocke nach ein paar hohen, rotköpfigen Disteln.

„Du thust ihnen weh", sagte Anna und legte ihre Hand auf seinen Arm.

Er lachte und hieb noch einmal zu, daß die Blüten umherflogen. „Hat denn das Unkraut Gefühl, was?" fragte er spöttisch.

„Nun sind sie tot", sagte das Mädchen traurig und hob eine der abgeschlagenen Blüten vom Boden auf. „Es ist doch so schön, hier zu leben. Hier möchte ich bleiben, so ausser der Welt, ganz allein mit ein paar lieben Menschen."

Sie war freundlich genug, mich in ihren Worten nicht zu vergessen, aber indem sie ihren Arm in den des Geliebten schob, ihren Kopf leicht an seine Schulter schmiegte und in dieser Stellung langsam neben ihm dahinging, sah ich wohl, wen von den beiden „lieben Menschen" sie im Herzen meinte.

Ein paar Minuten sprach keiner; wir schritten weiter auf dem weißgrauen, kiesbedeckten Pfade zwischen den rohen, hölzernen Einzäunungen der Wiesen. Unzählige Kamillen mit ihren großen Sternen legten über die grünen Flächen einen weißgelben Schleier, in den die Blüten des Klees und der Lychnis einen zarten, rosenroten Schimmer webten. An einigen Stellen waren die Schnitter eben beim Mähen beschäftigt, und hier durchzitterte in regelmäßigen Zwischenräumen der pfeifende, zischende Ton, den die Sense beim Niederschlagen der Grashalme und Pflanzen macht, die ruhige, honige Luft.

Ich glaubte es dem seltsamen Bräutigam anzusehen, daß Anna's sanfte Liebesbezeugung ihm unbequem wurde, und rasch zeigten seine Worte, daß ich mich nicht getäuscht hatte. „Wenn die Leute uns sähen!" sagte er und machte sich von ihr los.

„Gehörst Du denn nicht mir?" fragte sie

Digitized by Google

und blickte ihn mit flammenden Augen, aber ohne Verbitterung und Vorwurf an.

„Na ja, das wohl," gab er zur Antwort. „Aber man würde uns für ein albernes Liebespaar halten, und das muß Dir doch auch zuwider sein, was?"

Sie sah vor sich nieder und nickte. „Du hast Recht. Es ist ja auch so ganz gut."

Die größere Steigung begann, die weitere Unterhaltung verstummte von selbst. In der Tiefe rauschte der Bach, vom Regen des gestrigen Tages angeschwellt, von den Tannen um uns her floß ein sanfter Harzduft im Sonnenschein auf und nieder. Gatter, Wiesen, Häuser zogen an uns vorüber. Es war ein weiter Weg; Winckler schwitzte sehr, hatte bereits, ohne um Erlaubnis zu fragen, den Rock ausgezogen und ging in seinem rötlichen Hemde dahin. Seine hagere, verbrauchte Gestalt trat so noch mehr hervor, und immer wieder fragte ich mich: „Wie ist es möglich, daß ein solcher Mann das Herz eines braven Mädchens gewinnt?" Unliebenswürdig, selbstgefällig, körperlich reizlos, — und doch, wenn ich zuweilen zu Anna hinüberblickte, sah ich unverändert den Ausdruck einer großen Liebe in ihren Augen.

„Dort ist er, der Tafelwurm!" Ich konnte es fröhlich meinen Gefährten bei einer Biegung des Weges verkünden. Bald hatten wir auch das kleine Wirtshaus erreicht, von dessen Wand ein Bildnis des feuerspeienden Ungetüms uns entgegensah, das dem Ort seinen wunderlichen Namen gegeben hat. Dem Haus gegenüber steht ein kleiner, hölzerner Bau, für schöne Sommertage als Gastraum bestimmt; dorthinein setzten wir uns und bestellten das bescheidene Mahl, das die Wirtsküche zu liefern vermochte. Eine von Wasserdunst gekühlte Luft drang herein, aber von Bach und Fall war noch nichts zu erblicken; eine grüne Wildnis von Tannen, Gestrüpp, Farnkraut und Moos verhüllte die Tiefe zu unseren Füßen.

Anna brannte vor Ungeduld, zum Wasserfall zu gelangen, Winckler aber nahm sich wieder volle Zeit zum Trinken und Essen, wobei er mit weit ausgespreizten Armen über dem Tische umherarbeitete. Er war nach einigem Fluchen über die Hitze gesprächiger geworden und erzählte während der einfachen Tafelfreuden mancherlei; niemals aber, das fiel mir auf, berührte er mit einer Silbe die Zukunftspläne für das junge Paar. Er sprach immer nur von sich selbst, von seinen Bildern, seinen Erfolgen, seinen Reisen. Von Paris gab er eine gute, lebendige Schilderung, und ich erkannte jetzt wenigstens, daß er ein guter Gesellschafter war, wenn er es wollte.

Endlich war der Mittagstisch abgeräumt, und wir konnten gehen. Der Kaffee sollte dann, wenn wir vom Wasserfall zurückkamen, an der selben Stelle getrunken werden. Wir schritten den Weg empor, der allmählich ansteigt, zuerst noch breit und bequem, dann schmaler werdend, von alten Bäumen beengt und begleitet. Ein wachsendes Rauschen, zu lautem Donnern emporschwellend, kam uns entgegen; die Luft füllte sich stärker mit Wasserdunst, ein feuchter Nebel wogte nun uns her. Nun standen wir auf der Brücke, die über den Fall geschlagen ist, das ersehnte, begehrte Schauspiel enthüllte sich vor Anna's Augen. Nicht geradeaus kommt die Wassermasse herab, von Felsen eingeengt muß sie sich beugen und wenden und stürzt seitwärts vor, prallt an den Steinwänden ab, heult wild empor und wirft sich dann nieder in mächtige Tiefen. Ein neues Hemmnis aber stellt sich ihr in den Weg, sie muß den Kampf noch einmal kämpfen, muß weiter hinunter in gewaltigem Sturz. So toben die Wasser seit Jahrhunderten gegen die machtvolle, steinerne Umarmung der Felsen; sie schlagen dagegen, nagen an ihnen, höhlen sie aus, zersplittern sie endlich, um neue Gegner zu finden, die sie bändigen möchten. Und in dem Kampfe zertrieben die Wasser, zerschellt und zerrissen, kochen und brodeln, brausen und dampfen, um dann hinabzustürzen, von ihren Fesseln befreit, auf den bestimmten Weg. Über ihrem Toben aber baut sich das Hoffnungsgrün der Pflanzenwelt in schönen Gewölben auf, und am Wasserstaub laben sich freundliche Gewächse. Die Sonne scheint durch die Zweige, weckt Regenbogenfarben und streut Goldlichter in die wilde, wogende Wasserwelt.

Wir standen lange und schauten hinauf und hinab. Anna hatte sich auf das Geländer gestützt und den Kopf vorgestreckt in leidenschaftlichem, beinahe trunkenem Entzücken. Winckler vertrieb sich die Zeit damit, einen trockenen Zweig in kleine Stücke zu brechen und sie hineinzuschleudern in den tosenden Fall. Er hatte sich einen langen, schwarzen Gummimantel, den er mit sich führte, zum Schutz gegen Kühle und Feuchtigkeit umgethan und stand nun, einer dunklen, hageren Mönchsgestalt ähnlich, inmitten

Digitized by Google

des gewaltigen Schauspiels da, gelangweilt, mit leeren Augen.

Als wir uns endlich losgemacht hatten — es kostete Anna eine schmerzliche Überwindung, sich zu trennen — da war sie es, die zuerst wieder sprach. Wir wollten auch zum unteren Wasserfturz noch hinabsteigen, und als wir ein paar Schritte auf dem früheren Wege zurückgegangen waren, sagte sie: „Das wäre ein schöner Ort, um zu sterben".

„Na, ich danke!" rief Winckler und schüttelte sich. „Wenn's einmal auf eine Reise ins Jenseits ankommt, dann giebt es doch noch bequemere Fahrgelegenheiten, was?"

Er lachte über das, was er an seiner Rede für witzig hielt; Anna hörte nicht darauf, sondern schüttelte den Kopf und entgegnete: „Ich wüßte mir keinen besseren Tod. Der Natur in die Arme, mitten hinein, daß sie Einen faßt und erdrückt!"

Er beschränkte sich zur Antwort auf ein mitleidiges Lachen und auf eine spöttische Geste hinter des Mädchens Rücken zu mir herüber — freilich ohne die erhoffte Wirkung. So stiegen wir weiter hinunter auf schmaler und schmaler werdendem Pfade. Das große Schauspiel, anders, aber nicht weniger mächtig, hielt uns von neuem fest, und so war geraume Zeit seit unserer Ankunft verstrichen, als wir zum Gasthaus zurückkehrten.

Vorhin waren wir die einzigen Gäste gewesen, jetzt klangen uns aus dem hölzernen Bau, in dem wir getafelt hatten, die lachenden Stimmen einer größeren Gesellschaft entgegen. „Wie schade!" sagte Anna, Winckler aber schritt rascher vorwärts. Bei unserem Eintreten sah ich, daß die eine Hälfte des Raumes in der That von einer bunten Schar elegant gekleideter Damen und Herren eingenommen war, doch ließ ich den Blick nur flüchtig darüber hingleiten, bis ich bemerkte, daß Winckler höflich, wenn auch kühl zu dem Tische hinüber grüßte. Meine Augen fanden die Damen bald heraus, die er kannte; die eine war alt und dick, die andere jung, mit einem hübschen, kalten Puppengesicht, das in einem Walde von lockigem, nach englischer Sitte über Stirn und Ohren herabfallendem Blondhaar beinahe verschwand. Die Augen blickten hochmütig und abweisend noch zu Winckler hinüber, in dem erzwungenen Lächeln aber, das um die Lippen spielte, zuckte der Zorn.

Anna hatte die Damen nicht gleich bemerkt; erst als wir uns wieder gesetzt hatten, wandte sie sich plötzlich zu ihrem Verlobten und flüsterte lebhaft: „Das ist ja — die da drüben, das ist ja die Dame, mit der Du neulich so viel getanzt hast. Neulich, als wir uns kennen lernten! Weißt Du es denn nicht mehr?"

Sie hatte weiter gesprochen, weil er nicht gleich eine Antwort gab; jetzt aber hatte er sich gefaßt, wenn er der Fassung bedurfte, und sagte, indem er sich den Anschein gab, als müsse er ein Gähnen unterdrücken: „Ich weiß, ich habe sie schon gegrüßt, Du hast es nur nicht bemerkt."

Anna schaute eine Weile nachdenklich auf das englische Gesicht ihr gegenüber, aus dem ein kalter, böser, flüchtiger Blick zuweilen auch zu ihr herflog. „Sie ist hübsch," sagte sie halblaut, „sehr hübsch, viel hübscher, als — aber sie hätte Dich nicht lieb haben können", fügte sie leiser hinzu, „lange, lange nicht so wie ich."

„Und Du hast mich lieb, nicht wahr?" Er schien plötzlich ein anderer zu werden, an Stelle des nüchternen, oft spöttischen Tones, in dem er bisher gesprochen hatte, trat ein weiches Vibrieren der Stimme, wie ich es ähnlich von einem vielgenannten Schauspieler häufig gehört hatte. Indem er solche Töne anschlug, setzte sich Winckler näher zu Anna heran und legte ihr den rechten Arm leicht um die Schultern. Sie blickte erschrocken zu ihm auf, denn er hatte die Worte so laut gesprochen, daß sie am Tische gegenüber mußten gehört worden sein; er aber begann sich jetzt zu geberden, als sei die Welt um ihn her versunken, und nur das Mädchen da neben ihm sei auf einsam treibender Scholle mit ihm zusammen übrig geblieben.

Hatte er früher ihre zaghafte Zärtlichkeit unfreundlich zurückgewiesen, so drängte er ihr die seine jetzt gewaltsam auf. Er spielte auf der Platte des Tisches mit ihren Händen, ordnete mit vertraulicher Geberde etwas an ihrem Anzug, strich ihr das Haar aus der Stirn und legte einmal sogar seinen Kopf an ihre Schulter. Jetzt machte sie mit energischer Bewegung sich von ihm los: „Wenn die Leute uns sähen!" flüsterte sie leidenschaftlich, er aber lachte kurz auf und antwortete: „Das hast Du ja vorhin mich sagen lassen. Jetzt bist Du an der Reihe, wie sich's gehört. Abwechselung muß doch sein im Leben, was — wie?"

Er hatte mit diesen Worten und mehr noch mit ihrem Ton, der kalt und schneidend war,

Digitized by Google

seine Rolle von vorhin offenbar vergessen. Gleich aber suchte er sich mit geschickter Wendung wieder hineinzufinden; seine Stimme vibrierte von neuem, als er nun sagte: „Vergieb mir, wenn ich eben heftig gewesen bin. Es that mir weh, daß Du meine Freundlichkeit zurückwiesest; ich habe Dich ja so gern!"

Dem schauspielerischen Beben seiner Worte, die mir auch darin theatralisch klangen, daß sie lauter gesprochen wurden, als es im vertraulichen Zwiegespräch üblich ist, vermochte Anna nicht zu widerstehen. Sie rückte näher zu ihm heran, legte ihre Hand auf die seine und sagte leise: „Wie Du es willst. Mir ist ja die ganze Welt gleichgiltig mit all' ihren Menschen, wenn ich Dich nur habe und behalte."

So war er's zufrieden, und sein Spiel ging weiter, das ich mit wachsendem Mißbehagen betrachtete. Er sprach nach wie vor laut und accentuiert und profanierte durch solchen Nachdruck die Liebesbetenerungen, die er auf offener Bühne vorzutragen schien. Und als wecke er durch sein Thun ein Echo am Nachbartisch, so begann auch die Dame mit dem Lockenwald, auf dem ein großer Strohhut mit weißen Federbüscheln schaukelte, sich immer lauter und lärmender zu betragen. Sie kokettierte in grausamer Weise mit einem großen, mageren, pockennarbigen Engländer, der sich ihrer Scherze nicht zu erwehren wußte und nur immer mit weit aufgerissenen Augen bewundernd zu ihr hinüber sah.

War es ein Zufall, daß dies unerfreuliche Schauspiel hier in der Waldeinsamkeit einer großen und reinen Natur sich abspielte? War nicht vielleicht diese lebende Puppe, der Anna mit der Bezeichnung als „junge Medusa" noch zu viel Ehre angethan hatte, der eigentliche Magnet gewesen, der den eitlen Künstler hierhergezogen hatte? War sie es, die er gesucht hatte bei der Abfahrt und Ankunft und der zu Liebe oder zum Possen er nun eine häßliche Komödie aufführte? Eine Komödie, — es war nicht anders. Kein Ton war echt in dem, was er sprach, und ihm gegenübersitzend sah ich genau, daß seine unruhigen Blicke weit häufiger drüben waren, als bei seiner Braut. Sie aber war arglos, voller Vertrauen, so ganz erfüllt, berauscht, überwältigt von ihrem neuen, ungeahnt auf sie niedergesunkenen Glück, daß sie blind und taub schien für alles, was um sie her vorging.

(Schluß folgt.)

Vorsatz.

Ich will nicht länger Thränen mehr verschwenden,
Nicht länger senken nun verfehltes Glück;
Ein Geizhals will ich sein: mit gier'gen Händen
Will ich mich klammern an den Augenblick.

Und zeigt er karg sich: voll will ich genießen,
Was er mir beut, als wär's ein Freudenfest;
Ob spärlich auch der Labung Quellen fließen:
Ich will die Tropfen schlürfen bis zum Rest.

Und ob verdorrt auch flehn die Rosenlauben,
An denen ich vorüberschritt im Traum:
Mit wachem Sinn will an den Herbst ich glauben,
Des Laubs mich freun, das frisch noch grünt am Baum.

Aus jeden Tages kleinen Segensspenden
Will ich mir winden einen Siegeskranz:
Mein Erben braucht als Stückwerk nicht zu enden,
Genieß' ich jeden Augenblick nun ganz!

Maria Solina.

Der letzte Gruß.

Klatschrosen blühen im Korne
Mit ihrem roten Kleid.
Der Jäger bläst auf dem Horne,
Das klinget weit und breit.

Es klingt hinunter zum Thale
Bis an das kleine Haus.
Dort ging wohl tausend Male
Der Jäger ein und aus.

Das Fenster ist geschlossen,
Die Thüre ist nun zu.
Doch oben des Jägers Genossen
Tragen sein Liebchen zur Ruh'.

Der kleine Zug schwanket oben
Am Berge zum Kirchhof empor.
Den letzten Gruß ihr zu geben
Der Jäger trat hervor.

Er bläst so süß auf dem Horne;
Den Sarg bedecken sie schon.
Da sank er zur Rose im Korne,
Blies nie mehr einen Ton.

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Wohlgeboren.

Ganz umsonst hat Epidauros' Grundgesetz aus Griechenland
Allen Titelprunk verbannt.
Denn: ein schlichter Bürger bleiben, darum will sich keiner reißen,
Aber gar zu gerne möchte jeder „Eure Durchlaucht" heißen.
Durchlaucht hier und Durchlaucht dort, Durchlaucht und kein Ende mehr;
Wo Du gehst, steht eine Durchlaucht, Rock gestickt und Taschen leer.
Und von jedem wird beschworen:
„Wißt', auch ich bin wohlgeboren".

Schnell den Fes, den Hut herunter! Eines Fürsten Durchlaucht naht!
Der versteht es, in der That!
Wenn er halbgeschlossnen Auges hübt die Bürgerzwerge müßt,
Zeigt schon seine Vasenspitze, daß er wohlgeboren ist.
Wenn das Taschentuch er braucht,
Seine Worte kaut und hüstelt und mit wahrem Ruffland raucht,
Wer bezweifelt weiter dann,
Wohlgeboren sei der Mann?

Hört ihn nun auch sprechen, zornig, weil er voller Galle steckt:
„Die verwünschten Demokraten! Sie zerstören den Respekt.
Vorn und hinten heißt's „Mein Herr!" nur, sagen mir's in's Angesicht,
Grad' als gäb' es and're nicht.
Ja, sie wagens und verwenden im Gespräch das hasse „Du".
Und so rechnen sie gemütlich uns der eig'nen Horde zu.
Wahrlich, wohlgeboren nicht,
Ist ein Mensch, der also spricht.

Ja sie haben Recht behalten: wie mein Eidam, der Baron,
So der Prinz, mein lieber Sohn,
Meine Eltern, Graf und Gräfin, und die Durchlaucht Großmama!
Hundertmal vernahm ich da:
„Den Verbeler mit der Kultur meide streng an jedem Orte,
Denn: Plebejer sein und Vieh sein: ein Begriff, verschied'ne Worte.
Nur wer völlig wohlgeboren,
Sei zum Umgang auserkoren."

Mit den Herren von der Linken wären übel wir gefahren;
Aber, Gott sei Dank, die Zeiten sind nun besser, als sie waren,
Und wir merken jetzt mit Freude, daß uns Geld, Genuß und Macht,
Wieder neu entgegen lacht.
Nun will ich erst leben, wie ein Pascha mit drei Pferdeschweifen,
Und mein Sohn ist schon Gesandter, bleibt es auch, wie zu begreifen.
Und es steht ein jedes Kind,
Daß wir wohlgeboren sind."

Aus dem Neugriechischen des **Alexandros Sutsos** von **Robert F. Arnold.**

Geschwisterseelen.

Ein Fragment.

Am kleinen See im dunklen Tannenwald
Lag Deine Hand in meiner — nicht zum ersten,
Ich weiß nicht, zum wievielten Male schon! —
Doch war's zum ersten Mal ganz mit Bewußtsein,
Wo beide fühlten, daß von Hand zu Hand
Wie ein elektrisch Zittern ging und Beben
Das Heimverlangen zwei getrennter Seelen,
Die irgendwo in einer andern Welt
Ein Ganzes waren, bis ein feindlich Schicksal
Sie ruchlos trennte, daß sie einsam wurden.

Und, weil getrennt vom Andern, fand ein jedes
Durch jenes Schicksal seines Körpers Klause.
Sein wandernd Heim, — und sucht' und irrte lang. —
Von Haus zu Haus, von Thür zur Thüre ging's
Und klopft' an hundert Fensterlein — vergebens!

Da — auf der Wanderschaft im fremden Land —
Traf jedes durch ein Glück, durch guten Zufall
Die Zwillingsseele. — Schon der erste Blick,
Das erste Wort gab uns Vertraulichkeit!

Als noch der Scherz, der leichte Schmetterling,
Von Mund zu Mund, von Aug' zu Auge flog,
War schon ein Wunderbares zwischen uns,
Das uns verband — Dein leicht' und sonnig' Wesen,
Dein sinnender und träumerischer Blick,
— Der herbe Zug des Kummers um den Mund —
Wie so verwandt! — Wie so geschwisterhaft! —

Ich kannte damals Dich vom flücht'gen Sehn,
Wir sprachen selten, und ich wagte kaum,
Was mich bewegt', mir selber zu gestehn, —
So wunderlich, so eigen schien es mir!

Dann führt der Wandertrieb mich von Dir weg
Auf eine Reise. Pfingsten war's. Die Welt
War herrlich! Und zum allerersten Mal,
Ein Bild der Ewigkeit, Unendlichkeit,
Sah ich das Meer, still ich im Dampfer nordwärts.

Doch wunderbar! Wie ich es staunend sah,
Stand'st Du unsichtbar-sichtbar neben mir,

Digitized by Google

Sah'st Du mit mir hinaus, und alles, was
Mein Herz empfand, klang wie von Deiner Stimme
In meinem Innern, hold vertrauten Klangs,
Melodisch weich. Von dieser Stimme ward
Vor meinen Blick Dein liebes Angesicht
Gezaubert, Deine liebliche Gestalt.
Ich fühlte Deine Hand in meiner Hand . . .
— Daß ich die Karte, die dem Freunde galt,
Mit wirren Worten, — Versen glaub' ich gar —,
Im Angesicht des weiten Meers beschrieb! — —
Statt meinem Freunde, sandte ich sie Dir!

O Wanderlage! Wie vergeß' ich euch!
Wie pachte mich die Sehnsucht, all mein Glück,
Das ich im Arm der strahlenden Natur
Genoß, zu teilen! — Sucht der Mensch im Unglück
Die Einsamkeit, wo er in dumpfem Brüten
Die Schuld, die eigene, ermägen kann,
So stöhnt das Herz im Überfluß des Glückes
Nach einem Menschen, — nicht um sich zu leeren
In einem Strom begeisterter Ergüsse,
Nein! nur im Aug', das vor Entzücken funkelt,
Gleichklang zu finden, Harmonie der Seelen.

Du warst mir fern. — Da fanden meine Augen
Ein Mädchen! — Sonderbar! — Und ich vergaß Dich! —
Vergaß Dich wirklich? Ja und nein! — Ein Rausch,
Der, von dem Wunderglanz der Schönheit, plötzlich
Den Hopf mir schwindeln macht' und taumeln und
Dies Mädchenbild, dies holde Bild der Schönheit,
Strahlend im Glanz der Jugend, — Augenblicke
Verwirrter Trunkenheit und Leidenschaft, —
Stunden gebieterisch zwischen Einst und Jetzt,
Wie zwischen Tag und Tag mit ihrer schönen
Durchsonnten Wirklichkeit der Schlummer steht
Und wundersel'ge Märchenträume oft,
Vergängliche, in uns're Seelen gießt! — — —

Am Strand der Ostsee wars auf einer Insel.
An ihre Schulter lehnend sah ich einsam
In's Spiel der Wellen. Gegenüber lag
Ein grünes Eiland. Aus den Felsenriffen
Bis auf das Wasser wieder sprossten Tannchen,
Und durch die grünen Wellen glitt ein Nachen; —
Draus scholl ein Lied von weichen Mädchenstimmen,
Daß wir, entzückt auf uns'rem stillen Plätzchen
Den Blick genossen und dem Wohlklang lauschten.

Da — tauchen uns're Blicke in einander
So glühend heiß — —! Wir ahnten ja, es war
Ein Traum, ein Augenblick, ein Märchenglück —
Jetzt lasen wir im Nullich uns den Wunsch,
Die kurze Stunde dieses Märchenglücks
Auszugenießen bis zur letzten Neige — — —

Da klang im Kahn ein leiser Schreckensschrei . . .
Und — Deine Stimme! . . . Wars nicht Deine Stimme? . . .
Ich sah Dein Antlitz wiederum vor mir,
Bleich und verstört, und angstvoll hing Dein Blick
An mir. — Ein sonderbares Schaudern flog
Durch mein Gebein . . . . Im Nachen scholl Gelächter.

„Was war das?" fragt' ich. — „Laß sie! — Weiberangst!"
Sprach sie und lächelte. „Sobald nur einer
Das leichte Fahrzeug etwas schaukeln macht,
So schreit das gleich, und glaubt zu sterben! . . . Komm!" . . .

Mir aber klang Dein Schrei im Ohre nach,
Und — Deine Seele war zum ersten Mal
Seit Tagen wieder schwesterlich bei meiner . .
„Laß mich! . . . Wir wollen heim!" — Ich sprachs . . .
Ein Blick . . .
Wir wußten plötzlich, daß der Traum vorüber
Und traurig schweigend gingen wir zum Kahn
Und fuhren hin, woher wir lachend kamen . . . .

Müd' kehrt ich heim von meiner Pfingstenfahrt.
Einsamer fühlt ich mich als je. Die Stunden,
Die ich genossen, fehlten mir. — Ich war
Mit wildem Weh von ihr gegangen, plötzlich!
Mich peitschte von ihr eine jähe Angst. — —

Das Einsamkeitsgefühl trieb mich zu Dir.
Doch wir Dein liebvertrautes Angesicht
Mich lächelnd und mit warmer Freude grüßte, —
Verhwürdig! — mich der Drang, und Lebenslust
Durchströmte mich! Mit frohem Herzen sah
Ich ohne Sehnsucht auf die schönen Tage,
Die Tage meiner Pfingstenwanderfahrt.

Am kleinen See im dunklen Tannenwald
Hab' ich Dir — weißt Du's noch? — das süße Wunder
Erzählt. — Du aber legtest Deine Hand
Mit warmem Druck in meine, und mir war,
Als ob ein Zittern seltsam eigner Art
Von Deinem Herzen nach dem meinen jage.
Keins sprach ein Wort; wir ließen beide schweigend
Die Seelen ihre traute Zwiesprach' führen. —
Die sprachen auch von holden Dingen, die
Noch keine Gegenwart uns gab. Jedoch
Erinnerung an längst vergangne Zeiten
Und Hoffnung auch auf deren Wiederkehr,
Wo sie sich wiederum zusammenfinden,
Durchblühten sie. Und nur in selt'nen Stunden
Wird je ein Mensch dem Andern soviel sagen,
Wie wir uns Kamm vertrauten auf dem Heimweg!

Hans Müller-Irminger.

Aus Rosen . . .

Aus Rosen lest' ich meine Lieder.
Die sel'ge Seele schaut sich an
Der Runen Rot, und immer wieder
Fliegt sie in diesen Zauberbann —

Bis sich vermählt der beiden Düften:
Draus webt sich wunderbar ein Lied,
Das bald in den verfeinten Lüften
Die Flügel dehnt und aufwärts zieht.

Karl Ernst Knodt.

Digitized by Google

Ein Liebeshandel à l'empire.

Aus ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen **Ernst Schulze's.**

Mitgeteilt von **Karl Emil Franzos.**

XIV.

Es ist kein anmutiges Bild, das wir zuletzt angedeutet haben und nun ausführen müssen. Je kälter Adelheid Tychsen gegen Ernst Schulze wurde, desto beharrlicher warb er um sie und wußte sich kein besseres Mittel, sie zu gewinnen, als indem er immer wieder ihr gegenüber betonte, wie viel Glück er bei anderen Damen, namentlich Frau von Pentz gehabt. Seine Beziehung zu ihr hatte er ja Adelheid bereits mündlich und schriftlich dargelegt; die Indiscretion hatte den entgegengesetzten Effect gemacht, den er erwartet, gleichwohl beharrte er auf dem verhängnißvollen Wege; als letzten Trumpf hatte er ja noch die — Briefe der Frau von Pentz an ihn auszuspielen! Er hatte sie Adelheid zu zeigen versprochen; natürlich erinnerte sie ihn an die Zusage nicht, so that denn er es, indem er sie ihr neuerdings anbot, wie uns folgende Stelle seines Tagebuchs erzählt:

„Göttingen, am 6. September 1813. . . . Zu dem Briefe, den ich ihr nach Wernigerode schrieb, hatte ich ihr versprochen, ihr meine Correspondenz mit der Frau von P. zu zeigen. Ich erinnerte sie heute daran und sie forderte mich dringend auf, mein Versprechen zu halten. Das dürfte sie eigentlich nicht thun, wenn sie mir alle Hoffnung nehmen wollte, denn solche Vertraulichkeiten knüpfen unser Verhältniß immer fester, anstatt es lockerer zu machen."

Man sieht, in welcher fast unbegreiflichen Verblendung der Dichter befangen war. So deutlich, als es die Höflichkeit gestattete, hatte ihm Adelheid durch ihr Schweigen zu verstehen gegeben, daß sie die Briefe nicht zu sehen wünsche; als er sie ihr nun mündlich anbot und sie nolgedrungen nicht nein sagte, deutete er dies als Zeichen zu seinen Gunsten!

Natürlich äußerte Adelheid über den Inhalt der Briefe nun Schulze gegenüber möglichst Unverfängliches; eine Ansicht über seine Beziehung zu der verheirateten Frau konnte ja die junge Hofratstochter nicht gut abgeben. Sehr befriedigt schreibt Schulze in sein Tagebuch:

„Göttingen, am 10. August 1813. . . . . Dann fing sie (Adelheid) an, über meine Briefe an die P. zu sprechen und beklagte sich, daß ich die Göttingischen Damen darin gar zu grausam behandelt habe. Ich entschuldigte mich damit, daß ich mit ihr damals noch nicht bekannt gewesen sey."

Kurz darauf war die westfälische Herrschaft gestürzt und die Herrlichkeit des „König Lustik", seiner Offiziere und Beamten zu Ende. Jene, die sich durch ihre Anhänglichkeit an das fremde Regiment besonders compromittiert hatten, wurden gefangen genommen, alle höheren Beamten und Offiziere aber unter Polizeiaufsicht gestellt und ihre Korrespondenz konfisziert. Das gleiche Schicksal traf auch ihre Familien. So mußte denn Schulze eines Tages die folgende, für ihn nicht eben behagliche Neuigkeit in seinem Tagebuche verzeichnen:

„Göttingen, am 11. September 1813. . . . . Außerdem ist mir in diesen Tagen eine wunderbare Geschichte passirt. Vater schreibt mir gestern, daß die Frau v. P. unter Surveillance gesetzt und alle ihre Papiere in Celle versiegelt worden sind. Wie werden die Commissaire sich an meinen Briefen amüsiren."

Die Angst war grundlos; die Briefe wurden der Dame, da ihre Familie in Celle lebte und sie selbst auch durchaus nicht hochverräterischer Umtriebe verdächtig war, nach einiger Zeit ungelesen zurückgegeben.

Im Herbst 1813 verweilte Schulze in Celle; auch von dort aus beirrnte er Adelheid Tychsen mit seinen Briefen. Der Refrain war immer derselbe: die freundliche Gesinnung, die ihm andre Damen entgegenbrachten. Als ihm z. B. Helene Bergmann, die Gattin seines nächsten Freundes, unbefangen und herzlich wie immer entgegenkam, schrieb er an Adelheid (Celle, 26. September 1813) triumphierend u. A.:

„Ich glaubte, eine zweyjährige Trennung und meine Verbindung mit der Frau v. P., die mich damals hier sehr berüchtigt machte, würde in unser Verhältniß etwas Fremdes und Kaltes gemischt haben, aber ich betrog mich. Sie kam mir mit einer so liebenswürdigen Offenheit entgegen und zeigte mir so viel freundschaftliche

Digitized by Google

Theilnahme, daß ich mich schnell wieder in den Ton der alten Vertraulichkeit fand. . .“

Auch Luise von Pentz verweilte damals in Celle. Über seine Begegnung mit ihr berichtete Schulze an Adelheid:

„Celle, am 28. Septbr. 1813. Auch die Frau v. P. habe ich wiedergesehen. Seit vorigem Februar hat aller Briefwechsel unter uns aufgehört und ich sah voraus, daß unser Verhältniß bey meiner Ankunft in Celle auch äußerlich zu Ende seyn würde, denn es ist sonst oft der Fall, daß wenn auch die Neigung bey beyden Theilen schon längst erloschen ist, man sich doch gern noch eine Zeit lang gegenseitig tänicht, weil es immer mit Verlegenheit verbunden ist, offenbar zu brechen. Hier schienen mich aber einige Vorbedeutungen bestimmt aufzufordern, aller fernern Täuschung durchaus zu entsagen. Eine halbe Stunde vor meiner Abreise nach Celle wollte ich den Ring der P. in einen Schrank verschließen. Ich that einen Fehltritt, der mich ins Straucheln brachte und als ich mich festhalten wollte, hackte der Ring in den Schrankschlüssel und zersprang in der Mitte. Als ich gleich darauf eine Tuchnadel von ihren Haaren auf ein Blatt Papier befestigen wollte, zerbrach ich sie ebenso wie den Ring. Wenn ich hiezu noch den Umstand der confiscirten Briefe rechne, so liegt es nicht an dem Mangel von Bewegungsgründen, wenn ich nicht abergläubisch werde . . .

Celle, am 29. Septbr. 1813. Sie sind vielleicht neugierig zu erfahren, wie meine erste Zusammenkunft mit der P. ausgefallen sey. Ich kann Ihnen darüber nicht viel Interessantes sagen, denn wir benahmen uns Beyde wie Leute, die solche Erfahrungen schon häufiger gemacht haben und sich in dergleichen Situazionen mit Anstand zu betragen wissen.

Ich ging zu ihr und wurde ganz höflich empfangen. Wir sprachen mit scheinbar großem Interesse anfangs vom Wetter, dann von den Stadtneuigkeiten. Ich sagte ihr einige Artigkeiten, die sie mit gleicher Münze bezahlte. So oft es die Unterhaltung zuließ nannte ich sie sehr höflich: meine gnädige Frau, und ich hörte während einer Stunde die Worte: mein Herr, häufiger von ihr, als ich sie jemahls während meines ganzen Lebens aus einem andern Munde gehört habe. Alle früheren Erinnerungen schienen im Lethestrom ertränkt zu seyn, und jeder Zuhörer würde uns für ein Paar ganz fremder Personen gehalten haben, die nie in ihrem Leben an einander weder etwas zu loben noch zu tadeln gefunden hätten. Doch konnte sie sich nicht enthalten als sie mir ihr Compliment über meine Gedichte machte, einige feine Pikanterieen miteinzumischen, die ich eben so wenig unbeantwortet ließ als ihre Schmeicheleyen. Nach einer Stunde trennten wir uns mit der größten Artigkeit von einander. Heute sah ich sie in einem öffentlichen Garten wieder. Wir hatten uns schon so gut in unsere Lage gefunden, daß ich es wagen konnte, unser früheres Verhältniß wie einen Scherz zu behandeln und ihr öffentlich im Kreise der Gesellschaft einige Spöttereyen darüber zu sagen. Sie stimmte in meinen Ton mit ein, und wir neckten uns mit großer Unbefangenheit. Die Gesellschaft mischte sich in unsre Unterhaltung; es entstand ein Treibjagen nach Pointen, Tiraden und Wortspielen, worin einer vor dem andern glänzen wollte; man wurde zuletzt so fein, daß keiner die Anspielungen des Andern mehr verstand und Jeder ging zufrieden nach Hause, weil er seinen Witz so gut als möglich an den Mann gebracht hatte. Ich weiß jetzt daß sie schon seit längerer Zeit mehr von mir gewußt hat, als ich glaubte und daß sie in Göttingen Personen gehabt hat, die mich auf's genauste beobachtet und ihr von meinen geringsten Schritten Nachricht gegeben haben. Sie wissen daß ich mich in meinen Urtheilen über verschiedene Personen grade nicht sehr menschenfreundlich bewiesen habe, deshalb ist mir dieser Ausgang der Sache besonders angenehm gewesen. . .

Celle, am 8ten Oktbr. 1813. Gestern war der Geburtstag der Frau v. P., derselbe Tag, der vor zwey Jahren unser Verhältniß entschied und von meiner Seite zugleich auflöste, weil ich immer den Vorsatz gehabt hatte, es nicht weiter als bis zur Entscheidung zu treiben. Ich ging gestern Nachmittag zu ihr, um ihr meine Gedichte zu bringen, die sie bisher nur von Andern gelesen hatte. Sie selbst und ihr ganzes Zimmer waren fantastisch mit Blumen bekränzt und behangen und der frische glänzende Schmuck machten einen sonderbaren Contrast mit dem trüben, regnichten Tage, der grau in die Fenster schien. Dieser Anblick bewegte mich tief, denn es kam mir vor, als wohnten wir Beyde in einer kalten, trostlosen Nacht und suchten den traurigen Aufenthalt mit den verblichenen Bildern schönerer Stunden zu erheitern. Mir war recht schwer zu Muthe, aber um einem verlegenen Stillschweigen auszuweichen, klagte ich über das Wetter und rühmte die Blumen. Es ist sonderbar, sagte sie, heute vor zwey Jahren war es eben ein solches Wetter, und wir hatten dazu nicht einmahl Blumen, die uns für den trüben Himmel getröstet hätten, und doch glaubten wir, daß uns die heiterste Sonne in den Wagen blickte. Doch das waren Kinderspiele, fuhr sie lächelnd fort, und wir sind Beyde verständiger geworden. Sie hatten damahls viele Lammen,

Digitized by Google

die mir oft wehe thaten; dafür habe ich jetzt viele Lanne, die uns Beyde erheitern soll. Nun fing sie an mir eine Menge närrischer Sachen von ihren Bekannten und Bekanntinnen zu erzählen, und wir geriethen in eine so lustige Unterhaltung, daß wir weder an das Wetter noch an die Blumen ferner dachten. Bald kam mehr Gesellschaft, und dieser Abend wurde einer der fröhlichsten, die ich hier erlebt habe. Die artige Frau weiß sich wirklich mit vieler Klugheit zu benehmen, und ich muß ihr für ihre Schonung dankbar sein. Nichts ist peinlicher als die trostlose und nutzlose Erinnerung an ein langsam hingeschmachtetes Verhältniß, wenn man mit fruchtloser Bemühung gleichsam in der todten Asche umherwühlt, ob sich nicht vielleicht noch ein lebendiges Fünkchen auffinden lasse. Beyden Theilen ist es nicht mehr möglich, so zu fühlen wie einst, und doch betrübt es sie, daß sie nicht mehr so fühlen können. Doch diese Art von unangenehmen Empfindungen haben Sie auf immer aus meinem künftigen Leben verbannt."

Den Schluß dieser sonderbaren Herzensgeschichte soll unser letzter Aufsatz bringen.

Getrennt.

Zwei nur geteilte Schwingen, Stimme findend
Ertönt, wenn vereint; zwei Schimmer, die eilt scheinen,
Wenn sie in Liebe wonnig sich vereinen,
Zum Sterne, hinter dunklen Bäumen schwindend;

Zwei Hände, glücklich nur, wenn sich verbindend,
Zwei Herzen, welche gegenseitig flammen,
Doch eins erst werden, wenn sie nah beisammen,
Zwei Seelen, ihre Ferne stets empfindend:

So sind wir nun. O wird uns wieder je
Ein Stündchen, da auf auf'rer Liebe Fluß,
Verdunkelt nun, ein heller Lichtstrahl blickt?

Ein Stündchen, das, gekommen kaum, vergeh,
Das blüht und welkt und nur uns lassen muß
Den Traum so mild wie Blumen, die gepflückt.

Aus dem Englischen des **Dante Gabriel Rossetti** von **Otto Hauser.**

Die Perle.

Wenn du ein treues Herz verloren
Und reichre bist um einen Wahn,
O klage nicht den tauben Ohren,
Die nur nach goldnem Klange lau'n!

Verbirg dir Perle deines Leides
In deines Busens tiefstem Schacht,
Wohin die Biederkraft des Neides
Verhöhnend nicht hinunter lacht!

Nur wenn mit leisem Arm der Schlummer
Umfängt das volle Weltgebraus,
Dann weine deinen Todeskummer
Am Grabe deines Glückes aus!

Hans Hadwiger.

Schönbrunn.

Ein Wölkchen will auf deine Stirn sich legen —
Verscheuch es gleich! Verdrieß fliegt mit dem Winde
Und spürt begierlich, wo er Boden finde,
Und, fand er Grund, ist er nicht wegzufegen.

Dich kleidet nur des Lichtes goldner Segen,
Die helle Freude ist dein Angebinde,
Und, soll ich fürchten, daß sie dir entschwinde,
Wird mir so weh, wie zu Schönbrunn im Regen.

Der feuchte Sand weicht ächzend unterm Fuße,
Die grünen Wamsen senden schüttelnd ihren
Ballast herab zu unwillkommenem Gruße.

Die nackten Göttinnen und Götter frieren
Hinauf zum Himmel, der im Kleid der Buße
Sie düsteren Auges lauscht, und frieren, frieren . . .

Friedrich Adler.

Digitized by Google

Aus dem XVIII. Jahrhundert.

Ungedruckte Briefe und Gedichte.

III.

Christlob Mylius. Joh. Arn. Ebert. Karl Wilh. Ramler. Salomon Geßner. Chr. Friedr. Nicolai. Chr. Martin Wieland. Joh. Konrad Grübel. Gottl. Konrad Pfeffel. Chr. Adolf Klotz. J. H. Merck. Christian Garve. G. Chr. Lichtenberg.

Der bereits im letzten Artikel erwähnte Brief von Christlob Mylius (geb. 1722) ist an Albrecht von Haller gerichtet und lautet:

„Hochwohlgebohrener Herr!

Insonders hochzuverehrender Herr Hofrath!

Hochgeneigter Gönner!

Ew. Hochwohlgebohren Höchstgeehrtes vom 12. Oct. nebst Einschlüßen habe ich zu rechter Zeit richtig erhalten. Für gütigst übersendete Assignation der mir unentbehrlichen 200 Thaler danke ich ganz gehorsamst. Der Herr v. Arnim in Suckow hat mir seine 100 Thaler auch schon geschickt; die anderen 100 Thaler habe ich aber noch nicht erhalten können; es ist mir aber nicht bange darum. Ew. Hochwohlgebohren befehlen, daß ich Ihnen die erhaltenen Unterschriften schicken soll. Aber ich bin noch nicht so glücklich gewesen, auch nur eine einzige zu bekommen. Einige schlagen es gänzlich ab, etwas Schriftliches von sich zu geben, einige versprachen es und haben es doch noch nicht gethan; von einigen Vornehmern scheue ich mich, es ausdrücklich zu verlangen, noch andere sagen, sie würden es Ihnen zuschicken u. s. w. Ich zweifle indeßen nicht, daß noch die meisten ihr Versprechen schriftlich thun werden, und die Vornehmeren, die es alsdann nicht thun sollten, sind auch durch ihr bloßes Wort gewiß genug. Denn wenn ich es denn Lichte besehe, so habe ich doch bey allen Unterschriften an sich ehrlicher und auf Ehre haltender Leute wenig Sicherheit mehr, als den ihren mündlichen Versprechungen. Ueberdies wird keiner auf dergleichen Unterschriften verklagt werden können, und wehe mir, wenn Ew. Hochwohlgebohren einmal genöthiget seyn sollten, die Subscribenten durch Vorzeigung ihrer Handschrift zur Zahlung zu nöthigen. Ich muß mich also an die Unterschriften nicht so sehr kehren und glaube, daß mich Gönner und Freunde der Wissenschaft nicht werden sinken lassen. Sonst steht alles noch gut und wie vorhin, und der hiesige Negociant und Banquier, Herr Dann, hat mir sein Wort gegeben, jährlich hundert Thaler beyzutragen. Er will das Geld an seinen Vetter in Göttingen, welcher, glaub' ich, der Italiener del Angelo ist, assigniren. Ich wäre begierig zu wißen, ob der Herr Graf von L. [unleserlich] seine 50 Thlr. an Dieselben geschickt hat? wie er mir vor 6 Wochen selbst schriftlich versprochen, ingleichen, ob die Frau Gräfin von Bentink näher zum Werk geschritten. Ich werde nächster Tage bey dem Staatsminister Herrn von Arnim speisen, und da will er sein Versprechen zur Wirklichkeit bringen. Dieser ist ein großer Gönner der Fahrt, wie auch sein Herr Sohn, welcher mir bei dem Grafen U. [unleserlich], welcher viel Plantagen in Surinam hat. Recommendation ausgewirkt hat. Dem Herrn van Swieten habe ich nun gänzlich abgeschlagen, ihn aber zugleich zum Eintritt eingeladen. Nun werde ich sehen, ob es ihm um die Naturhistorie zu thun ist. Den Zettel habe ich noch ein mal drucken lassen. Der Herr Prof. Zinn hat nicht ein einzigmal nach mir gefragt, da er doch weis, daß Ew. Hochwohlgebohren unser gemeinschaftlicher großer Gönner sind. Ich weis nicht, wo er wohnt. Doch will ich ihn wohl aufsuchen, wenn ich was nöthig haben sollte, durch ihn zu bestellen. Sobald ich die andern 100 Thlr. haben werde, werde ich Ew. Hochwohlgebohren die Quittung zusenden. Das Diploma neu zu schreiben wird wohl Zeit genug seyn, wenn ich nach Göttingen komme.

Mit der Königischen Sache nehme ich mich so in Acht, daß Niemand hier den geringsten Verdacht auf mich hat. Ich wechsele wöchentlich Briefe mit dem Herrn König, welchem meine Nachrichten sehr angenehm sind. Man sagt hier, Voltaire hatte die Lettre de Marquis L. gemacht. So viel ist gewiß, daß der Holländische Gesandte letzthin über der Tafel gesagt: Diese Piece sey in Berlin gemacht und er habe selbst das Manuscript davon zum Druck nach Holland geschickt. Mein Briefwechsel mit Herrn K. gehet durch eben diesen Canal. Diese Lettre ist zugleich mit dem degout de plaisir) gestern auf Königlichen Befehl hier scharf verbothen worden und die Buchhändler haben die übrigen Exemplare an

Digitized by Google

den Generalfiscal liefern müssen. Der König besuchte vorgestern den kranken Herrn von M. und da wird dieser das Tempo ergriffen haben. Dadurch wird aber der Streit noch lange nicht geendigt seyn. Aus Holland wird nächster Tage was Neues kommen.

Es sind itzo 3 gelehrte Schweden hier: Herr Prof. Lidberg (?) von Lund, Hr. D. Wahlboom (welcher unter Herrn Linné Specialia (?) plantarum vertheidiget hat) und Herr Rübe (?), stud. medic. Der erste kann gar nicht genug rühmen, wie wohl und gütig Ew. Hochwohlgebohren denselben neulich in Göttingen empfangen haben. Ich kann wohl sagen, daß er in einer Art von Entzückung war, als er es mir erzählte. Den Herrn D. Wahlboom, welcher eine Reise durch das westl. Europa thut, werden Dieselben wohl auch sehen. Der ist recht durchhimmäßirt. Er redet von nichts, als vom Linnäus und überhaupt habe ich keinen größern Pedanten und abgeschmacktern Nachbeter seines Lehrers gesehen, als ihn. Er kennt außer Herrn Linnäus keinen großen Mann in der Welt und in seinen Gedanken weis derjenige nichts, welcher nicht dessen Systema auswendig kann. Kurz, der Mensch wird einem bei der ersten Unterredung unerträglich. Ich will nicht hoffen, daß L. viele solche Schüler zieht.

Herr Watson hat mir unterm 23. Sept. geantwortet. Von meiner Reise schreibt er also: „I am very glad that Professor de Haller has pitched upon one of your abilities for an expedition to America; a great deal indeed, may be expected from it, if God almighty preserved your health in those hot climates. I will do every thing in my power to forward it, but of this. I shall say more, when I shell have the pleasure of seeing you in London. Das ist zu spät! Ew. Hochwohlgebohren werden schon geschwinder für englische Recommandationen sorgen.

Ich bin mit großem Respect Ew. Hochwohlgebohren

gehorsamster Diener
C. Mylius.

Berlin, den 4. Nov. 1752.

Letzlich hat der Herr v. Maupertuis den Herrn von Zinn gefragt, ob er nicht wüßte, wie Ew. Hochwohlgebohren mit seiner Antwort wegen La Mettrie zufrieden wären."

Der Brief, wohl der interessanteste, der uns von Mylius erhalten ist, zeigt den Freund und Vorläufer Lessings ganz und gar, wie er war: geschäftig, thätig, vertrauensselig, in seinen Urteilen scharf, in den Mitteln, sein Talent zu verwerten, nicht wählerisch, zugleich Naturforscher, Publizist und Pamphletist. Mylius' Bestreben, meint Lessing in der Vorrede zu den vermischten Schriften des früh Dahingeschiedenen, sei allezeit gewesen, den „gedoppelten Ruhm" eines „Kenners der Natur" und eines „witzigen Kopfes" zu verbinden, „einen Ruhm, den nur diejenigen für widersprechend ansehen, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat". Aber das ist nicht das Urteil des Kritikers, sondern des Vetters und Freundes, zudem fast unmittelbar nach Erhalt der Todesnachricht geschrieben. So wenig jedoch, wie mit Lessings Augen, werden wir Mylius mit denen seiner zahllosen, selbst durch seinen frühen Untergang nicht verhöhnten Gegner beurteilen dürfen, die in ihm nur seinen allerdings begabten, aber oberflächlichen und charakterlosen Vielschreiber sahen, der sich, als es mit Lustspielen, Zeitungs-Artikeln und Pamphleten nicht ging, auf die Naturwissenschaften warf, und sich schließlich für jene Forschungssreise anwerben ließ, ein Unternehmen, von welchem nach Lessing einige Leute sagten, „daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könnte brauchen lassen". Die Wahrheit liegt in der Mitte. Zweifellos war Mylius mehr vielseitig als gründlich, aber was in unseren Tagen des Ausbaus und der Spezialisierung der Wissenschaften undenkbar wäre und jenem, der es zu leisten versuchen wollte, mit Recht nur Spott eintrüge, war damals noch möglich: man konnte ein ernsthaft zu nehmender Naturforscher und gleichzeitig ein vielseitiger Publizist sein. Vieles ferner, was uns von Mylius' unsteter, ungeselteter Art berichtet wird, ist nicht individuell; solcher Staub flog damals, mit sehr geringen Ausnahmen, jeden an, der sich ohne Amt, nur eben als Litterat durch die Welt schlagen mußte. Und was alles an Not und Drangsal hatte Mylius durchgelitten! Mit der Vergangenheit verglichen, waren die Verhältnisse, in denen er im Spätherbst 1752 lebte, noch relativ gesicherte zu nennen. Er war Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung", neben seinem Wohnungsgenossen Lessing der Leiter des Artikels „von gelehrten Sachen", konnte sich mit mehr Muße, als sonst, den Naturwissenschaften widmen, und stand am Ausgangspunkt eines Unternehmens, das, so wenig gefahrlos es auch für jene Zeit war, doch seinen Neigungen entsprach.

An besonderen Erläuterungen ist dem Brief nicht viel beizufügen. Daß Mylius über den Wert schriftlicher Subscriptionen leichtfertiger dachte, als Haller, hat sich schwer an ihm gerächt; die Wenigsten dachten an die Einlösung ihrer Zusagen, er mußte seine Zeit in London verbringen, statt nach Amerika zu gehen, und hatte bis zum Tage, wo er dort starb, 6. März 1754, mit harter Not zu ringen. Die „Königische Sache" war der bekannte wissenschaftliche Streit zwischen Samuel König und P. L. Moreau de Maupertuis, der sich anläßlich des von letzterem aufgestellten Gesetzes „de la moindre quantité d'action" entspannen hatte; wie

Digitized by Google

man sieht, gehörte Mylius zu den Broschürenschreibern, die für König eintraten; daß man Voltaire für den Autor einer seiner Kampfschriften hielt, erfüllte ihn begreiflicher Weise mit nicht geringem Stolze. Unter M. ist natürlich Maupertuis zu verstehen, der sich seinerseits gegen seine Angreifer mit allen Mitteln, auch denen der Staatsgewalt, wehrte.

Von weitaus geringerem Interesse ist das folgende Schreiben. Joh. Arnold Ebert (geb. 1723), dem wir vorhin als Korrespondenten Joh. Adolf Schlegels begegnet, schreibt aus Braunschweig, 16. Oktober 1788, an Göschen nach einer weitläufigen Entschuldigung, warum er die von ihm bezogenen Goetheschen Schriften noch nicht bezahlt, über die Werke seiner Freunde, der Brüder Stolberg u. A.:

„Ich erinnere mich, daß mein Freund, der ältere Herr Graf Stolberg, da ich ihn im vorigen Jahre besuchte, mir sagte, daß der II. Theil von seinen und seines Bruders Trauerspielen erst in dieser Michaelismesse erscheinen würde. Ist er erschienen? Denn ich habe noch kein Verzeichniß der herausgekommenen Bücher gesehen. Schon lange habe ich doch besorgt, daß das, worüber ich mich erst so freute, und wofür ich Ihnen dankte, nämlich die Pracht der Ausgabe, die Fortsetzung verzögern möchte. Jener hätte wenigstens dadurch kleiner und also auch wohlfeiler werden können, wenn nicht so viele Zeilen hätten gebrochen werden müssen; welches überdem in meinen Augen ein großer Übelstand ist, und sogar das Lesen in die Länge nicht wenig erschwert. Fast wünschte ich nun, daß sowohl die Schauspiele als der Sophokles so gedruckt wären, wie die Insel, wiewohl ja auch da leider einige Verse gebrochen sind. Der Graf Christian las uns (nämlich mir und meiner Frau) damahls sein Trauerspiel Wilhelm Tell vor, welches seine vorigen noch übertrifft, und welches ich sobald als möglich gedruckt zu sehen wünschte."

Wir haben die Briefstelle hauptsächlich wegen des letzten Hinweises wiedergegeben. Ein „Wilhelm Tell" von Christian Stolberg ist nie erschienen; daß er den Stoff vor Schiller bearbeitet, erscheint durch diese Mitteilung verbürgt. Übrigens erschien auch der zweite Teil der Trauerspiele der Brüder, nach dem sich Ebert erkundigt, nicht.

Karl Wilhelm Ramler (geb. 1725) erweist sich auch in dem folgenden Briefchen an den Kupferstecher Basse in jener Eigenschaft, der er alle seine Erfolge zu verdanken hatte, als ein Formenleier von unermüdlicher Ausdauer:

„Wohlgeborner,
Hochzuehrender Herr,

Wenn Sie unter Ihren Papieren nun den bewußten Brief, worin die Verbesserungen meiner Elegie stehen, gefunden haben, so wird es mir sehr lieb seyn. Ich getraue mir nicht, sie besser zu machen, als es mir damals gelungen war. Findet sich der Brief nicht, so muß das Gedicht so bleiben, wie es anfangs war, oder ich muß auf's neue versuchen, wie gut oder schlecht ich es ändern kann, weil ich es wirklich für eins meiner besten halte.

Noch bin ich Ihnen meinen Dank für den Weltweisen Kant schuldig, dem die Philosophie an der Stirne geschrieben steht. Sie fragen zugleich, welche von Ihren Blättern ich besitze. Hier sind die Namen: Herr und Mad. Koch, Lessing, Mendelssohn, Rabener, Weiße, Gellert, Gesner, Haller, Sulzer, Hagedorn, Platner, Kant und

Ihr

gehorsamster Diener
und aufrichtigster Freund
Ramler.

Berlin, d. 21. April 1782."

Liebenswürdig und herzlich, wie er allzeit war, erweist sich Salomon Geßner, der Idyllendichter (geb. 1730) auch in dem folgenden Schreiben an einen ihm befreundeten Kunsthändler:

„Zürich d. 20. Nov. 1765.

Mein Liebster Freund!

So unruhig ich mit Ihren übrigen hiesigen Freunden die ganze Zeit Ihrer gefährlichen Krankheit war, so sehr freue ich mich jetzt über die Nachricht von Ihrer wiedererlangten Gesundheit. Es waren Freunde hier, die uns in die äußerste Bestürzung setzten, sie sagten, Sie hätten Sie in Ihrem Hause besuchen wollen, und hätten die Ihrigen in größester Betrübniß und ohne Hoffnung für Ihre Genesung gefunden. Mit was für Unruhe wir da Nachricht erwarteten, kan ich ihnen nicht ausdrücken. Sie kannen, wie wir sie aufs eifrigste wünschten, aber auf diese Nachricht kamm hoffen durften. Nun sind Sie, bester Freund, den Ihrigen und Ihren Freunden wieder geschenkt, möge Ihre Gesundheit itzt dauerhaft seyn! Sie erhalten nun nach und nach, was sie von Kunstsachen auf Ihrer Reise gesammelt haben. Dieß nun zu ordnen, wiederzusehen, sich darbey tausend angenehmer Umstände zu erinnern, muß für Sie ein Vergnügen seyn, daß Ihnen mehr Stärkung giebt, als alles was der Artzt Ihnen verschreiben kan. Mit Herrn Usteri kan ich hier dieß Vergnügen noch lange nicht genießen, da er von Neujahr erst Nachricht erhalten, daß ein paar seiner Kisten noch in Rom sind. Ich zehle die Stunden, die mich dem Frühling näher bringen, wie ein Karger sein Geld, weil wir für gewiß glauben, dann unsern Winkelmann hier zusehen, und so gewiß der hier ist, so gewiß werden Sie sich dann auch nicht versagen können, hieher zukommen.

35

Digitized by Google

Noch muß ich Sie fragen, wie unsre Geschäfte gehen. Wie es in Paris geht, müßen Sie nun schon wißen; in Deutschland müßen die Landschaften auch bekant seyn, da sie in der Allgemeinen und auch in der Neuen Bibliothek vortheilhaft recensiert sind, und aus Engelland habe ich Spuren, daß man sie da zu sehen wünscht. Es würde mir wegen gewißen Absichten sehr erwünscht seyn, wenn wir eine vortheilhafte Rechnung und etwas Beträchtliches zu theilen hätten.

Leben Sie wohl, mein liebster Freund und fahren Sie beständig fort, den zu lieben, der mit der vollkommensten Hochachtung lebenslang seyn wird

Ihr ergebenster Freund
S. Geßner."

Man weiß, daß Geßner auch Maler und Radierer war und in diesen Künsten den Hauptstützpunkt seiner materiellen Existenz fand.

Im Ton sehr würdig und auch inhaltlich interessant ist das folgende Schreiben Chr. Friedr. Nicolais (geb. 18. März 1733) an einen Fürsten, wohl den Herzog von Anhalt-Dessau:

„Durchlauchtigster Herzog
Gnädigster Herr!

Ich wage es, meines Freundes Herrn Moses Mendelssohn Phädon oder von der Unsterblichkeit der Seele zu Ew. Durchlaucht Füßen zu legen. Ew. Durchlaucht Einsichten in die wahre Philosophie sind so bekannt, daß dieses Werk für Sie interessant seyn werde und wie schmeichelhaft würde es dem Verfaßer seyn, wenn er so glücklich sein sollte, Ew. Durchlaucht in der Untersuchung einer so wichtigen als schweren Lehre Genüge zu leisten.

Diesem Werke füge ich mein Ehrengedächtniß meines nie vergeßenen Freundes Abbt bey. Dieses Werk wird sich durch den Gegenstand Ew. Durchlaucht empfehlen; die Art der Ausführung wird dero Nachsicht nöthig haben. Ich habe das Leben meines Freundes ohne Schmuck erzählet, und bloß mein wirklich über seinen Verlust gerührtes Herz sprechen laßen. Ew. Durchlaucht schätzen diesen Schriftsteller, so wie Sie Alles, was gut und groß ist, schätzen. Sie haben ihn beweint. Meine schwachen Züge werden also nicht beytragen dürfen, um Ihnen denselben zu empfehlen; ich bin vergnügt, wenn dieselben den Mann, den sie schätzten, in meiner Schilderung nicht verkennen, und wenn Dero edles Herz dem Auge im lesen eine mitleidende Thräne abringt.

Ich habe die Ehre, mit tiefster Ehrfurcht zu verharren.

Durchlauchtigster Herzog
Gnädigster Herr
Ew. Durchlaucht
gehorsamster Diener
Berlin, d. 11. May 1767. Friedrich Nicolai."

Zu seiner heiteren Liebenswürdigkeit gleichfalls sehr charakteristisch ist der folgende Brief Wielands (geb. 5. September 1733) an Gleim:

„Mein theurer Bruder Gleim, Ihr liebevolles Briefchen vom 2. Nov. (das mir aber erst vor wenigen Tagen zugeschickt wurde) hat mich zugleich innigst erfreut und beschämt. Ihr Herz ist und bleibt sich immer an Wärme und zuvorkommender Güte gleich, und o! gewiß wird das meinige Liebe und Dank und Verehrung für Sie pflegen, so lang es noch schlagen kann; aber ich schäme mich doch vor Ihnen und mir selbst, daß Jahre hingehen können, ohne daß ich Ihnen nur ein Zeichen, daß ich lebe, gegeben habe. Ich finde diese kaum erklärbare Trägheit zum Schreiben an meine Freunde, die sich schon seit mehreren Jahren meiner bemächtigt hat, abscheulich und kann über doch nicht loß werden. Freylich könnte ich, wenns seyn müßte, eine Apologie so lang als mein Arm zu meiner Entschuldigung schreiben — aber die Sache würde doch nicht beßer dadurch. Sie, mein Beßter, beweisen durch die That, daß die wahre Liebe die Sankt Paul an die Korinther so vortrefflich charakterisirt, in Ihnen ist. Ihre Liebe fordert nicht, eifert nicht, sucht nicht ihr eignes, erträgt die Fehler Ihrer Freunde, glaubet immer das beste, duldet alles, hoffet alles — und der liebe Gott lohne Ihnen dafür! — und auch für den herrlichen Gedanken, da es doch unmöglich ist, daß ich mit meiner ganzen Familie zu Ihnen komme, bald, bald — mit den ersten Blumen, die der Mai auf die Fluren schütten wird, zu Ihrem Wieland, zu Ihrer Wielandin zu kommen, die Ihr und Ihrer liebenswürdigen Nichte Wiedersehen unbeschreiblich glücklich machen wird. Erhalte Ihnen doch, mein Beßter, der gute Himmel Gesundheit und Munterkeit und Muße, eine so süße Hoffnung in Erfüllung zu bringen! Sie sollen dann auch meinen Sohn Reinhold kennen lernen, und werden, ich bin es gewiß, mit ihm und seiner Sophie zufrieden seyn. Nicht er, sondern (wie Sie selbst vermuthet haben) ohne Zweifel Herder ist der Verf. der Schrift über Horen und Grazien, — die ich aber leider! so wenig als Sie bis jetzt gesehen habe. Denn unser liebiger Buchhändler ist ein ebenso elender Mensch als der Ihrige und wenn mir auch dann und wann ein novum opus vom Verfaßer oder Verleger zugeschickt wird, so bin ich immer der letzte, der solche delicias zu lesen bekommt, denn ich stecke bis über die Ohren in meinem Lucian, und habe keine Zeit, Recensionen zu lesen. Die Bibliothek der Schönen Wißenschaften aber sehe ich gar nicht, weil ich die Schwachheit habe ein Journal, worin ich einmal schief oder unartig recensirt worden bin, nie ohne Wider-

Digitized by Google

willen nur nennen hören zu können, und bey seinem Anblick ungefähr das empfinde, was einer, der einmal am Pranger gestanden hat, beim Anblick eines Pikory oder Galgens fühlt.

In diesem Augenblick, lieber Gleim, packt mein Handlanger den 5., 6., 7. Theil meiner sogenannt auserlesenen Gedichte, und den 1. und 2. meiner kleinen prosaischen Werklein für den zeitigen Vater unserer Musen und Doven des Teutschen Parnasses ein, damit sie mit ehestem an Ihn abgehen. Sowohl die dem Dichter, aller Correction zum Trotz, noch anklebenden Mängel, als die *zpalpara* des Severs und Correctors werden Seiner Nachsicht nur zu oft nöthig haben. — Von unserm Georg Jacobi sieht und hört man ja gar nichts mehr? oder bin ichs allein, *qui solus ignorat omnia?*

Mein Lucian avancirt, giebt mir aber sehr viel zu schaffen, denn auf Ostern sollen drey starke Bände in gr. 8° auf einmal erscheinen, für einen alten Menschen, der so viel angenehme als auch unbeliebige Zerstreuung hat, wie ich, ist das viel Arbeit.

Ich muß abbrechen, lieber Vater Gleim. Meine Frau vereinigt sich mit mir, Sie und Ihre liebste Nichte Dorothea zu umarmen, und so empfehle ich Ihnen mit allem was Sein ist Ihren alten Freund und Bruder Wieland!

Serus in coelum redeas! ist unser herzlicher Wunsch bey bevorstehendem Jahreswechsel. Dank und Gruß von dem Modejournal Mann! der es nicht halb so böse meynt als die Herrn Väter und Männer hier und da denken. Ich habe ein Weib und Sechs Töchter, die das Modejournal lesen, und mich seinetwalben noch keinen Dreyer gekostet haben; und doch ist's Friede in meinem Hause.

Die Bücher gehen mit dem Postwagen künftigen Freytag ab."

Der Brief ist undatiert, doch wird er durch Gleims Notiz: „Empfangen den 29. Dezember 1787" chronologisch bestimmt. Annähernd würde diese Datierung auch der Inhalt ermöglichen; Wielands Übersetzung des Lucian erschien 1788—1789.

Seltsam genug stellt sich dem feinen, höflichen Prinzen-Erzieher sein Nachbar zur Seite, der am 3. Juni 1736 geborene) Nürnberger Flaschner (Harnischmacher) und Dichter Johann Konrad Grübel. Hier ein Stammbuchblatt des wackeren Meisters und Geistesverwandten seines großen Landsmanns Hans Sachs:

„Wenn ich nicht grob der Dichter wär,
Möcht ich's wohl lang'n bleibn,
Und könnt mein Nahma nicht dauher,
Dan in dös Vouch reih schreib'n.
Ich bin nicht warnehm, bin nicht reich,
Und doch hob ich döi Ehier.
Wüst nicht, was in a Mob wöi ich
Könnt sunst verlanga woiher.
Wenn Sie nauch langer Zeit dann inn
Mein Nahma wärn leß'n,
So glaub'o, daß in wahr'n Sinn
Ich stets mit gröster Achtung bin
Ihr Freund und Diener g'weßn.
Nürnberg, d. 12. März 1808.

Johann Conrad Grübel
Stadtflaschner."

Voll liebenswürdiger Laune und in diesem sanften Humor rührend ist das folgende Schreiben des erblindeten Gottlieb Konrad Pfeffel (geb. 28. Juni 1736) an einen jungen Freund:

„Da ich wohl wußte, mein lieber Christian, daß Herr Klimmroth, ungeachtet seines langen Aufenthaltes in Colmar, Sie noch in Wien antreffen würde, so habe ich es bis zu seiner Abreise verschoben, Ihren lieben Brief zu beantworten. Überdieses war ich den ganzen Winter mit einem empfindlichen Rheumatismus behaftet, der mir beinahe den Kopf gekostet hat und wovon ich noch jetzt die Nachwehen spüre. Sie haben Ihre Zeit klüger zugebracht als ich, der ich mich blos mit einer neuen und in das gedoppelte vermehrten Auflage meiner Fabeln beschäftigt habe. Ihr Neffe ist mein Verleger und diesem überlasse ich es, Sie damit zu versorgen. — Da Sie nun unter dem großen Landon die Taktik studieren, so hoffe ich den 3. Band meiner Versuche mit einer Epistel an den General von Wechel bereichern zu können. Was doch am Ende aus den Leuten wird! Ich denke auch noch vor meiner Auflösung einen Traktat über die Astronomie zu schreiben. Ich hoffe Landon werde Sie in seinem Mantelsack mit nach der Armee nehmen und freue mich zum Voraus über die großen Expeditionen, denen Sie, wie Stoppens gereister Glog, der in dem Hosengurth seines Herrn saß, beywohnen werden. Von ihren Colmarer Freunden, von meinem Hause und besonders von meiner doppelten Großvaterschaft kann Ihnen Herr Klimmroth und sein liebenswürdiges Weibchen mündlich Nachricht ertheilen.

Da derselbe ein Miterbe von Herrn Commandanten Beßner von Layenne ist, auf dessen Verlassenschaft Sie so große Hoffnungen gründen, so werden Sie von ihm zuverläßiger als von mir erfahren können, daß die Silberflotte noch nicht eingelaufen und vermuthlich in die Luft geflogen ist.

Leben Sie wohl, mein lieber Christian und da es Ihnen, laut Ihrem Briefe, nicht gelingen will den Weg unter die Füße zu nehmen, so versuchen Sie es einmahl und nehmen Sie ihn auf den Kopf, um endlich wieder Ihren väterlichen Herd und Ihre oberteutschen Freunde zu grüßen.

Digitized by Google

Da ich aber diesen Zeitpunkt schwerlich erleben werde, so gebe ich Ihnen hiermit meinen väterlichen Segen, den mein ganzes Haus nebst Lerse und Luce mit ihrem zärtlichsten Empfehlen begleiten.

Colmar den 22. April 1789. Pfeffel.

à Monsieur

Monsieur de Mechel

Membre du conseil souverain de Bâle présenteément à l'hotel de S. A. Sme. Monseigneur le Prince de Kauniz à

Vienne."

Ein kulturgeschichtliches Kuriosum, das uns einen ebenso lehrreichen als belustigenden Einblick in die litterarischen Sitten des vorigen Jahrhunderts gewährt, ist der folgende Brief des Gegners Lessings, des Göttingischen Philologen Chr. Adolf Klotz (geb. 1738) an einen seiner gelehrten Freunde:

„Wohlgebohrner Herr!

Hochzuverehrender Herr Professor,

Werthgeschätzter Gönner!

Ew. Wohlgebohren bitte ich gehorsamst den aufrichtigsten Glückwunsch zu der mir gemeldeten Ernennung eines ordinarii von mir anzunehmen und zu glauben, daß diese Nachricht eben den Eindruck des Vergnügens und der Zufriedenheit auf mich gemacht, welcher mein eigenes Glück begleitet. Der Himmel erhalte Sie recht lange gesund und wohl: er erhalte an Ihnen den Gelehrten für die Akademie und die Wissenschaften und den besten Gönner für mich!

Wenn Herrn Selchow habe ich die Sache versucht und ich habe die Ehre, die Ausrichtung zu melden. Er hatte zwei Recensionen gemacht: die eine von Dero Schrift de decollatione, in welcher er sich besonders lustig gemacht, daß man auch nach Ihrer Meinung die Füße decolliren könne: diese hat er meiner Freundschaft aufgeopfert und sie in dem Vulkan geschenkt. Diese Recension war böser als die andere von der Juris-prudentia Numismatica. Hier stehet er wie ein Felsen fest und will mir nicht nachgeben. Er hat sie mir vorgelesen. Sie war aber nicht so beißend als jene außer etwa der Schluß: „daß Sie an die Philomele denn Gellert denken sollten:

O Dichter, denkt an Philomele,

Singt nicht, so lang ihr singen wollt."

siehe im 1. Buch die 1. Fabel. Ich habe ihm vieles vorgestellt, vornehmlich von Ihrer guten Schreibarth (diese hat er mir versprochen zu loben), allein er entschuldigt sich, daß schon verschiedene von dieser Recension wüßten, er also nichts ändern könnte, etc. Ueberhaupt ist Herr Selchow jetzt in verwirrten Umständen. Er hat die scabiem; er hat 2 Körbe bekommen; er ist nebst Herrn Prof. Lowiz in einem verdrießlichen Proceß, weil beyde angeklagt sind, Pasquille angeschlagen zu haben: ja man sagt, seine von ihm gelaufene und dann geschiedene Frau, die in Erfurth dient, wolle ihn impotentiae et lenocinii verklagen. Unter deßen haben Sie die Satisfaction, daß man Herrn Selchow kennt. Die Jurispr. Numism. habe ich in den hiesigen gelehrten Anzeigen recensirt. (Nach unseren geheimen Gesetzen) habe ich etwas aussetzen müssen, aber auch so viel und sehr gelobt, als mir erlaubt gewesen. Wäre ich 2 Tage später kommen, so hätte idem generosissimus Selchow schon eine andere fertig. Wenn Sie mich fragen, warum er mit Ihnen zanken will, so kann ich nichts anders antworten, als seine Natur bringe es so mit sich. [Folgen ähnliche wie die bisher mitgetheilten Einzelheiten.] Daß mir Herr Burmann wenig geschadet, sollen Sie nächstens gedruckt beweisen lesen. Man hat mir meine Demission nicht gegeben, der Herr v. Münchhausen hat 2 mahl an mich geschrieben und 200 Rthlr. Zulage nebst der prof. philos. ordin. angebothen. Ich bin jetzt drüber her, das ganze Antikolysium zu widerlegen und zu zeigen, mit welcher Bosheit mir Burmann Urtheile, Worte und Schnitzer angedichtet, die ich nie gesagt, geschrieben und begangen.

Vierzehn Tage nach Michaelis hoffe ich von hier wegzugehen und dann werde ich bald Sie mündlich von der vollkommenen Hochachtung versichern, mit welcher ich lebenslang seyn werde

Ew. Wohlgebohren

ganz gehorsamster Diener

Klotz.

Göttingen, den 1. Sept. 1763."

Ein Kommentar würde die Wirkung abschwächen; näheres über den grimmigen Recensenten, der nach Klotz' Versicherung in so übler Lage war, haben wir auch aus sehr ausführlichen Nachschlagebüchern nicht erfehen können. Wie bei Goeze, ist auch hier bemerkt, was zu verschweigen die Gerechtigkeit verbietet, daß Klotz trotz der Händel mit Lessing von seinem Mitadigen in seiner geringen Bedeutung gering geschätzt wird: er war ein Mann von großer Begabung und ungewöhnlicher Gelehrsamkeit und sein früher Tod — er starb bereits 1771 — war ein Verlust für seine Wissenschaft.

Wir haben nun ein Schreiben des merkwürdigen Mannes mitzuteilen, der nach Goedekes von Vielen geteilter Meinung „mehr Einfluß auf Goethe hatte, als je ein Mensch vorher oder nachher." Johann Heinrich Merck (geb. 1741) schreibt an Wertuch in Weimar:

„Darmstadt d. 26. Nov. 1777.

Hoch zu ehrender Herr und Freund!

Ihre letzte Remise von 271 fl. 24 xr. habe ich richtig empfangen, und folgt auf dem andern Blatt eine kleine Bescheinigung als Rechnungs

Digitized by Google

Beylage darüber. Hier kommt wieder ein Neu braudt der ersten Größe, ich gestehe, es thut mir zuweilen wehe, die Sachen aus der Hand zu lassen. Den Betrag davon werde ich auf meine erste Note setzen, sobald ich eine kleine Summe meiner Auslagen von neuem zusammen habe. Wir genießens indessen alle mit, und Ihre Durchl. der Herzog bekommen nach und nach eine Reihe von herrlichen Sachen. Wer einmal der wahren Kunst geschmeckt hat, mag nichts andres und es ekelt ein alles an, was von der neuern, armseligen, strobernen Prunk Pracht der Prinzen und Prinzessinnen des lieben Nordens von Engländern und Franzosen aufgefangt wird. Um Sie nur ein klein wenig über die Preise zu orientiren, habe ich hier aus Gersaints Catal. und Yvers Continuation deß selben ein Paar Auszüge gemacht, die Sie bey Gelegenheit vorzeigen können, wenn Sie's gut finden. Ich habe die Preiße von der Amsterdamer Auction vom Jahr 76, wo diese [unleserlich] zu 25 fl. bezahlt worden ist, und hier kostet sie nicht mehr denn 7 fl. Rheinisch.

Mich freut's von Herzen, daß dieses Kunstgemakel uns näher zusammengebracht hat. Ich hätte wol sonst nie Gelegenheit zu finden wissen, an Sie zu schreiben — denn das Schriftsteller-Verhältniß ist ein so weitläuftiges, als wenn sich zwey weise Menschen in Indien Landsleute nennen. Zudem gehöre ich nicht einmal dazu, indem ich mich bisher nur in der Antichambre der Schulklopfer, Ausrufer und Stubenheizer oder Saalwärter aufgehalten habe.

Nach Goethens letztem Schreiben scheint er sehr wohl und vergnügt zu seyn; Gott gebe uns Allen desgleichen.

Ich bin mit der aufrichtigsten Freundschaft
ganz der Ihrige
J. H. Merck."

Es handelte sich um Radierungen und Kunstgegenstände für den Weimar'schen Hof. Unsere Mittheilung vermehrt nicht eben die Zahl der bedeutenden Briefe, die uns von Merck erhalten sind, aber ein Abglanz seines feinen und eigenthümlichen Geistes ruht auch auf diesem Schreiben.

Ernst, tüchtig, gewissenhaft und gerecht, wie wir ihn sonst kennen, tritt uns Christian Garve, der treffliche Moralist (geb. 7. Januar 1742) auch im folgenden Schreiben an Elisa von der Recke entgegen:

Breßlau, d. 14. April 1788.

Hoch und Wohlgeborener Frey Frau,
Hochzuverehrende Freundinn,

Wenn ich Ew. Gnaden durch meine Freymüthigkeit nicht mißfallen habe: so wächst meine Hochachtung für Sie gewiß; auch durch die Art, wie Sie meine Freymüthigkeit aufnehmen. Zwey Menschen, die, bey entgegenstehenden Meynungen, beyde reine Absichten haben, werden leicht Freunde bleiben. Aber wenn auf einer oder der andern Seite Leidenschaft die Triebfeder ist: dann erregt der Widerspruch gewiß zugleich Unwillen und Bitterkeit. Glücklicher Weise ist unter uns der erste Fall. Ich suche Wahrheit und Friede. Ew. Gnaden streben nach der ersten ebenso eifrig: aber sie glauben, daß jetzt der Zeitpunkt sey und daß Sie sich in Umständen befinden, wo Sie für die Wahrheit kämpfen müssen. Sie gründen dieß auf Kenntniße, die ich nicht habe und nicht haben kan, auf Kenntniß der geheimen Gesellschaften, und auf Kenntniß Ihrer Gegend und deren Einwohner. Es ist natürlich, daß aus meiner Unwißenheit in Absicht beyder Stücke ein anderes Urtheil über das, was Ew. Gnaden thun sollten oder nicht thun sollten, entsteht, als das, welches Sie selbst fällen. Ich erwarte nun Ihre Schrift gegen Starke mit Verlangen. Aus den Anklagen die Sie dort gegen ihn führen, u. den Beweisen, die Sie gegen ihn beybringen, werde ich am besten die Stärke der Bewegungsgründe sehn, die sie hatten, gegen ihn zu schreiben.

Demnach weiß ich nicht einmal ganz genau, ob Sie seinen Übertritt zur katholischen Kirche, (den Sie, wie ich noch aus Ihrem letzten Briefe sehe, für ganz gewiß halten) oder seine Schwärmereen ins Licht setzen werden. Was das erstre betrift: so habe ich Ihnen schon gestanden, (und ich habe darinnen das Urtheil aller Unpartheiischen, die den Muth gehabt haben, die Starkische Vertheidigung durchzulesen, auf meiner Seite) daß er mir scheint sich deßhalb völlig gerechtfertigt zu haben. Um desto begieriger bin ich auf die Gegenbeweise. Und wirklich, wenn das Factum wahr, und alles gänzlingen Anscheins für Starken in diesem Punct ungeachtet, doch seine so heilige und so dreiste Betheuerung eine Lüge ist: so muß er einer der schlechtesten Menschen seyn. Doch wie gesagt, dieses glaube ich nicht eher, bis ich es bewiesen sehe. Was den andern Punct, seinen Hang zur Magie, zur Geister Cition, zur Geheimnißkrämereen, und die Operationen, die er selbst in dieser Art gemacht haben mag, anbetrift, so habe ich Ew. Gnaden auch schon gesagt, daß ich ihm davon, selbst nach seiner Vertheidigung, nicht frey spreche; und daß besonders sein Handel mit Schröpfern nicht auf eine genugthuende Art von ihm aufgeklärt wird. Über diesen Punct werden also seine Gegner weit leichteres Spiel haben. Ich wünsche und ich hoffe also, daß Ew. Gnaden alle Beschuldigungen, von deren Wahrheit Sie nicht durch die klarsten Beweise überzeugt sind, werden weggelaßen haben. Denn nichts schadet der Stärke einer Anklage so wie

Digitized by Google

einer Vertheidigung mehr, als wenn schwache Gründe mit starken vermischt werden.

Ich sehe aus den Zeitungen, daß Starke schon wieder ein dickes Buch als ein Supplement zu seiner Vertheidigung hat drucken lassen. Wenigstens kann man dem Manne einen eisernen Fleiß nicht absprechen. Ich lese in der Zeit nicht so viel Seiten, in welcher er sie schreibt.

Ich habe Ew. Gnaden große Verbindlichkeit, daß Sie meine Änderungen genehmigt haben. — Mädchen doch die gewiß reinen und edlen Absichten, welche Elisa bei Verfertigung dieses Buches gehabt hat, erfüllt werden. Ich hätte gewünscht, daß sie sich hätten erreichen lassen, ohne daß sie irgend einen Mann insbesondre deßhalb hätten angreifen dürfen. Da sie aber selbst glaubt, daß dieses nicht möglich sey; so erwarte ich nun, durch den Erfolg selbst von dem, was ich beitrift, überzeugt zu werden. Auf alle Fälle werde ich eine gefällige und lehrreiche Schrift zu lesen bekommen. Vater Hiller hat vor 14 Tagen die Hochzeit seiner Tochter mit unserem H. Cammerjunker Raumbach, ausgerichtet, welcher ich beigewohnt habe. Er ist bis daher noch sehr gut mit uns zufrieden. Das junge Ehepaar ist es miteinander auch. Ich wünsche, und ich bin nicht ohne Hoffnung, daß beydes von Dauer seyn werde. H. Weiße schreibt mir, daß Sie auf Ihrer Reise nach Carlsbad Leipzig beehren werden. Aber Breßlau berühren Sie wohl nicht? daß ich das wünschte, davon glaube ich, bedürfen Ew. Gnaden nicht erst die Versicherung. Dero.

unterthänigster Diener und Freund
Garve.

Johann August Starke (1741—1816) war seit 1781 Oberhofprediger in Darmstadt; im Verein mit Bieter, Nicolai und anderen Aufklärern beschuldigte ihn Elisa von der Recke des Krypto-Katholizismus, wogegen er sich durch sein Buch: „Über Krypto-Katholizismus, Proselytenmachereien, Jesuitismus, geheime Gesellschaften" u. s. w. (Frankfurt a. M. 1787, ein Nachtrag 1788) zur Wehre setzte, ohne Glauben zu finden. Wohl mit Recht; die Vermutung, daß er bereits als junger Mann Katholik geworden, gilt heute als herrschende Meinung. Es war also sachlich wohl Garve, nicht die streitbare Kurländerin, im Unrecht; gleichwohl setzt dies Schreiben seine edle, milde, klare Denkweise in volles Licht.

Viele Satiriker sind im Gespräch, wie in Briefen trockene Patrone; ihren Humor waren sie für ihre Schriften auf; und man könnte dies fast als Regel bezeichnen. Eine glänzende Ausnahme ist Georg Christoph Lichtenberg, der berühmte Erklärer der Hogarth'schen Kupfertafeln (geb. 1. Juli 1742). Seine Briefe sind fast immer amüsant, ja an wirklich geistreichen Wendungen reich; so auch der folgende, an einen Gelehrten gerichtet, dessen Namen wir nicht haben feststellen können:

Göttingen, den 26. März 1781.

Ihr vortreffliches und sehr interessantes Leben von M [unleserlich], mein werthester Freund, habe ich mit großem Vergnügen gelesen, und es soll ohne Aufschub in das 2te Stück von diesem Jahr eingerückt werden, denn in dem ersten, das fast völlig abgedruckt ist, waren die Bläte, zumal die ersten, alle besetzt, und ein solcher Aufsatz verdient den ersten. Die Stelle, welche Schlözern betrift, will ich herausschreiben und ihm zuschicken, allein mit einer solchen Einleitung, daß er die Einrückung wohl zulassen muß, allein betragen muß ich ihn als collegialischer Freundschaft, auch ihm allenfalls erlauben, etwas dagegen zu sagen, wenn er etwas hat. Sie erlauben dann das doch auch?

Ueber die Verfügung in hiesigen Landen, dem Kinder Mord vorzubeugen, ist mir wenig oder nichts bekannt und eben so von der in England. Kirchenbußen giebt es hier nicht und noch weniger in England. Auch ist der Kindermord hier in unserer Gegend und in Middlesex sehr selten. Ich bekomme schon seit Jahr und Tag die Trials at the old Baylay zugeschickt, ich kann mich aber keines einzigen Kindermords erinnern. Freylich mögen sie in dem unermeßlichen London leichter verheimlicht werden können. Wie es in England in den kleineren Städten ist, wo das [unleserlich] hoc est mehr auf die Mädchen wirken muß, kan ich nicht sagen. Zu Hamburg hingegen, wo Pastor Goeze die Mensken an den Haaren nach dem Himmel schleppt, ist der Kindermord sehr gemein. Ich erkundigte mich sehr gern über die Verfassung in den hiesigen Landen, allein man würde gleich denken, ich arbeite an einer Preisschrift, welches ich in mannigfaltiger Rücksicht nicht von mir geglaubt haben wollte.

Recht sehr bitte ich Sie um Ihre Meile beschreibung, sie soll prompt honorirt werden.

Neues haben wir hier wenig. Der gelehrte Magister Bruns ist hier und wird bis zu seiner weiteren Beförderung hier seine Bude aufschlagen. Er und K [unleserlich] hätten sich nicht lange gut vertragen.

Heute vor 8 Tagen war der Herzog von Weimar incognito hier, er ritt, nach dem er einige Professoren und auch mich besucht hatte, zum Amtmann Bürger, und blieb einige Zeit bey ihm, nöthigte ihn mit nach Heiligenstadt und brachte da die Nacht mit ihm zu. Seit der Zeit will man sagen, B. ginge auch nach Weimar, um die Zahl der dortigen Heiligen zu vermehren. Ich glaube es aber nicht, wünschen wollt ich es indessen dem guten Manne, daß er in Indo

Digitized by Google

eines schöngeisterischen Hofs zu seiner Ruhe käme, zum Amtmann ist er nicht geschaffen.

Unsere Clubgesellschaft empfiehlt sich Ihnen gehorsamst. Was sagen Sie zu Lessings Tod? Mich schmerzt nur, daß Goeze glauben wird, der Engel habe ihn geschlagen, der Sanheribs Heer schlug. Leisewitz hat mir etwas über seinen Tod versprochen.

Ich habe die Ehre mit wahrer Hochachtung zu verharren

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Diener und Freund

G. Ch. Lichtenberg.

O! fast hätte ich etwas vergessen. Wollten Sie nicht Ihrem M [unleserlich] Leben eine kurze Schilderung seines Gesichts und Statur beyfügen, es ist noch Zeit und ich will sie schon an dem gehörigen Ort einschalten, es wird sehr viele Leute interessiren. Ich bitte recht sehr darum."

Schlözer, der berühmte Geschichtsschreiber, war damals (seit 1769) Professor der Politik in Göttingen. Bürger hatte seine Hoffnung bekanntlich schon Jahre zuvor auf Weimar gesetzt, bereits 1777 in einem Schreiben an Wernich Karl August seine Dienste angeboten; des Herzogs Besuch, von dem Lichtenberg erzählt, belebte seine Hoffnungen, doch rieth Goethe ab, ihn nach Weimar zu ziehen und dort als Juristen zu beschäftigen; ihm schien für den bedrängten, wenig gesetzesten Dichter eine akademische Stellung angemessener. Bürger folgte diesem Rat; der Ausgang ist bekannt. Lessing (gestorben 15. Februar 1781) war zur Zeit, als Lichtenberg seinen Brief schrieb, bereits länger als einen Monat tot; Leisewitz, der Dichter des „Julius von Tarent" lebte in Braunschweig, wo der große Schriftsteller verschieden war.

(Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreise. Mit vielen Facsimiles. Herausgegeben von Dr. Gustav Adolf Müller. Zweite Auflage. München, Seitz und Schauer, 1896. „Auch diesmal biete ich „Bausteine". Viel Neues für den Wissenden, viel Interessantes für den tiefer Forschenden, viel Belehrendes für den Laien; „Klein-Kram" in den Augen Jener, die über alles das Nöslein rümpfen, was sie nicht gepflanzt haben; piëtätvolle Sorge aber wird der teilnahmslose Leser mein mühevolles Bestreben nennen, die flüchtigen Worte aus dem Kreise eines weltumfassenden Genius festzuhalten." So Herr Dr. Müller im „Vorwort" und — das genügt, um den Kundigen erkennen zu lassen, daß er sorgliche Verarbeitung des Gebotenen, aber vermutlich auch Beschränkung auf wirklich Wichtiges in dem Buche nicht finden wird. In der That trifft beides zu; geboten werden lediglich Materialien und was zur Gründerung beigefügt wird, ist so flüchtig und oberflächlich gehalten, daß es den Kenner unangenehm berührt und dem Laien nichts nützt; auch werden neben den Briefen, die den Titel verdienen, Dinge aufgenommen, die überhaupt nicht veröffentlicht werden sollten, weil sie eben nichts Neues, auch nichts Wichtiges und Charakteristisches bringen. Da sind z. B. acht italienische Briefe Ottilies von Goethe an einen italienischen Händler, ohne das geringste Interesse, geschweige denn irgend eine Beziehung auf Goethe, vier Briefe Eckermanns (davon einer facsimiliert!), gleichfalls ohne jede Beziehung auf den Dichter, wenn man es nicht als solche gelten lassen will, daß Eckermann in einem derselben an einen Rat Schmidt schreibt, er habe von Ottilie von Goethe erfahren, daß „auch Prinz Carl an der fatalen Grippe leidet", und was solcher Nichtigkeiten mehr sind. Das Gesagte wäre ja genügend, den Wert des Buches zu bekeuchten, aber es bedarf noch der Vervollständigung: „ungedruckt" ist in dem Buche nichts, was nicht eben so unbedeutend ist, daß außer Herrn Dr. Müller kein Mensch auf den Gedanken käme, es zu veröffentlichen; alles irgend Interessante aber ist bereits längst gedruckt. So die vier Briefe Goethes an Bimmenthal, Hirth und Eichstädt, so ein, übrigens nicht bedeutendes Hochzeitsgedicht an Lenz. Aber noch mehr: gedruckt sind auch die Billets von Leuten zweiten oder fünften Ranges, sofern nur ihr Inhalt ein solcher war, um die Veröffentlichung zu verdienen. Da ist z. B. ein Billet der Ottilie von Goethe, um 1840 in Wien geschrieben, worin sie sich bei Bauernfeld für die Vorlesung einer seiner Dichtungen bedankt; es ist in seiner Tonart für die merkwürdige Frau charakteristisch und darum war es einmal, gelegentlich der Veröffentlichung weit wichtigerer, auf den Goethe-Kreis bezüglicher Schriftstücke an dieser Stelle (Band XVII, 39) als beschiedener Anhang beigefügt; Herr Dr. Müller teilt es als ungedruckt und im Facsimile, dafür aber ohne ein Wort der Erläuterung mit. Dieselbe Goethe-Publikation der „Deutschen Dichtung" brachte einen Mahnbrief des Wiener Theater-Agenten und Theater-Schriftstellers Matthäus Stegmayer (1771—1820) an Goethe; für Herrn Dr. Müller ist auch dies, damals aus der „Deutschen Dichtung" in einige Dutzend Zeitungen übergegangene Curiosum „ungedruckt". Kurz, was dem Herrn Doktor in die Hände kommt, gilt ihm auch als „ungedruckt", und hat er genug solchen „Ungedruckten" beisammen, so macht er ein Buch daraus. Dies letztere ist aber eine Praxis, die nicht scharf genug getadelt zu werden verdient. Irren ist menschlich, die Zahl der Zeitschriften, die derlei Reklamen gebracht haben und bringen, eine große; es kann selbst dem sorgsamen Redakteur begegnen, daß er für ungedruckt hält, was bereits einmal an entlegener Stelle, vor vielen Jahren oder Jahrzehnten gedruckt war. Aber wer mit solchem Pomp, solcher Ambition ein Buch, dessen Wert eben einzig in der Ungedrucktheit der Mitteilungen bestehen soll, auf den Markt wirft, muß doch mindestens die Publikationen der letzten Jahre berücksichtigen, was zudem gerade bei Goethe und dem Goethe-Kreise an der Hand der Bibliographie des Goethe-Jahrbuchs sehr leicht ist. Die „Arbeit" des Herrn Dr. Müller kann weder dem Goethe-Kundigen, noch dem Laien dienen; das ist Buchmacherei, die nur Zurückweisung verdient.

Alexander L. Kielland ist, nachdem er durch seine ersten Arbeiten auch in Deutschland große Beachtung gefunden, leider von anderen, vielleicht nicht begabteren, aber produktiveren Dichtern des Nordens an Tagesruhm weit überflügelt worden. Daß ihm damit Unrecht geschieht, erweist sein Roman: „Arbeiter", der in sorglicher Uebersetzung von Dr. Leo Bloch und hübscher Ausstattung im Verlage von Karl Henckell & Co. in Zürich erschienen ist. Das Buch erweist namentlich das seltene Talent des Dichters für scharfe, besonders für satirisch gefärbte Charakterzeichnung, und die Fähigkeit, ein tiefgreifendes Problem völlig in Bewegung und Handlung umzusetzen. Kielland ist durch und durch national, auch die Verhältnisse, die er vorführt, sind spezifisch norwegische, gleichwohl wird man das Buch mit Interesse, ja nicht ohne sittlichen Nutzen lesen. Es sei warm empfohlen.

Gurt von Zelau ist, nach einigen Stücken in seiner Sammlung „Reime und Träume" (Dresden, Pierson) zu schließen, ein Oesterreicher. Was er für Poesie hält, mag folgende Probe (S. 20) erweisen:

Nun ist der Winter bezwungen,
Nun sind die Knospen gesprungen,

Digitized by Google

Nun hat die Amsel gesungen,
Die Lerche sich aufgeschwungen.
Nun ist mir im Herzen erklungen
Das Lied, das in allen Zungen
Den Frühling mit Huldigungen
Begrüßt. O wär's mir gelungen;
O wär' dir's zum Herzen gedrungen,
Das Lied vom Lenz und der Liebe.

Besser sind die Prosastücke im Anhang; leichte Feuilletons, über, für oder gegen die sich weiter nicht viel sagen läßt.

— Zu den dichterisch begabten Naturen, die es trotz aller Begabung nicht zur Künstlerschaft gebracht haben, gehört Carl Arno, der Verfasser von: „Aus dem Leben" (München, Dr. G. Albert & Co.). Was er an guten Gaben besitzt, ist vor Allem das Formtalent; er schreibt nicht bloß glatte und tadellose Verse, sondern Strophen, denen die Melodie eingeboren ist. Aber auch an der Kraft, eine Stimmung festzuhalten, fehlt es ihm nicht; der Kreis, innerhalb dessen er volle und echte Töne findet, ist freilich ein eng begrenzter: der wilde, heiße Liebesgenuß und zwischendurch der Ueberdruß am Leben. Das ist nicht viel, namentlich auch nicht viel Moralisches, jedoch in der Kunst ebenso berechtigt, wie Alles, was bei dem Einen, der es sagt, echt und für ihn bezeichnend ist. Aber um in anderthalbhundert oder mehr Gedichten nur die eine Saite erklingen zu lassen und dabei doch immer von Neuem hörenswert zu bleiben, geschweige denn gar zu fesseln, dazu reicht Carl Arno's Kraft nicht aus. Immerhin gehört seine Sammlung zu jenen, die man gelesen zu haben nicht bedauert, und eine knappe Auswahl würde verdienen, in weitere Kreise zu dringen.

— Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. Von Dr. phil. Josef Müller. (München, Dr. H. Lüneburg.) Jean Paul wird heute von Vielen gepriesen, von Wenigen gelesen; einen unmittelbaren Einfluß auf die Gegenwart übt er nicht mehr. Das hat seine triftigen Gründe, aber die Frage, ob diese Thatsache erfreulich sei, werden nicht Viele bejahen. Der Verfasser vertritt sie mit energischer, aus innerster Ueberzeugung fließender Entschiedenheit und legt begeistert dar, was Jean Paul für die Gegenwart ist oder doch sein könnte, wenn sie den Quell der Erhebung, der in seinen Werken sprudelt, nicht unbeachtet ließe. Man braucht nicht in Allem mit dem Autor einverstanden zu sein — auch wir sind es nicht durchweg und namentlich in den religiös-philosophischen Kapiteln in Manches, was uns nicht behagte — und wird sein Werk dennoch, nachdem man es gerne gelesen, auch Anderen gerne als eine ernste, von edlen Absichten erfüllte, die liebevollste Vertiefung in den Gegenstand bezeugender Arbeit empfehlen können. Stellt der Verfasser den Dichter offenbar allzu hoch, so wird man nicht vergessen dürfen, daß Jemand, der gegen den Wind zu reden gezwungen ist, seine Stimme unwillkürlich höher erhebt, um durchzudringen. Für diesen seinen begeisterten Apostel ist Jean Paul geradezu der „Held, an dem das deutsche Volk sich verjüngen könnte, der ihm zur Befreiung aus einem schattenhaften, ideenlosen Dasein hülfreich die Hand böte". Nun braucht man mit dem gegenwärtigen Zustand des deutschen Volkes gewiß nicht durchweg zufrieden zu sein und wird es dennoch kaum komisch schief finden, wenn Jemand dies Dasein ein „schattenhaftes" nennt; nicht einmal „ideenlos" ist es, nur daß die momentan herrschenden Ideen nicht eben Jedermann die erquicklichsten scheinen mögen, und wie immer man das deutsche Volk der Gegenwart beurteilen mag, der „Verjüngung" bedarf es nicht, weil es nicht greisenhaft ist, im Gegenteil! — wohl aber bedarf es der Veredlung. Die ungeheure Wandlung von der politischen Ohnmacht zur politischen Machtfülle mußte in naturgemäß die tiefste Wirkung auf den Volkscharakter üben, und es war eine Thorheit, zu glauben, daß sie eine durchweg günstige sein würde. Niemand, der historischen Blick hatte, konnte hoffen, daß mit alle Vorzüge der „Zerklüftung, als die wichtigsten den idealen Sinn und das reiche individuelle Leben der einzelnen Stämme, behalten und alle Segnungen der Einheit hinzufügen würden. Was uns obliegt, ist die Pflicht, das alte Gute in neuer Form festzuhalten und zu pflegen. In neuer Form, die uns taugt, die uns gewichtig und ernstlich ist, und darum kann uns Jean Paul nicht der Erzieher sein, wie der Autor will. Denn wohl ist der Dichter „national, eine starke Individualität, ein ideal sittlicher Charakter", aber auch Müller muß zugeben: „Er ist kein Dichtergenie ersten Ranges"; seinen Schöpfungen fehlt die Weihe der künstlerisch vollendeten Form und die Kunst ist nun einmal zumächst eine Formenmacht, und will als solche in erster Linie berrachtet sein." Darin eben liegts; seinen Zeitgenossen war Jean Pauls Formlosigkeit nicht störend, uns ist sie es; und ein Dichter, den zu lesen kein künstlerischer Genuß ist, bleibt ungelesen, auch wenn uns seine Werke inhaltlich noch so bedeutend und segensvoll wären. Ein Erzieher also kann Jean Paul dem deutschen Volke nun und nimmermehr sein, wohl aber ein Anreger für engere Kreise, zur Erreichung dieses bescheideneren, aber möglichen Zieles kann Müllers Buch förderlich sein, und darum wünschen wir, daß es Leser finde trotz seiner Mängel, zu denen wir namentlich den eintönigen panegyrischen Ton, die Ungewandtheit der Darstellung und die peinlich berührende Ueberhebung zählen, mit der Müller seine Vorgänger, namentlich Paul Nerrlich, herunterkanzelt, ja geradezu beschimpft. Man liest derlei jugendliche Tiraden nun so verwunderter, als Nerrlich mit seiner besonnenen Verehrung, die auch die Fehler sieht, in Vielem Jean Pauls Wesen klarer erkannt hat, als Müller, wie denn z. B. Nerrlich das Widerspruchsvolle im Menschen mit Recht ehrlich bekennt, während es Müller vergeblich wegzuleugnen versucht. Dennoch, wiederholen wir, überwiegen die Vorzüge; einzelne Kapitel, so die Darstellung der Kunstphilosophie Jean Pauls, das Kapitel über „Jean Paul als Sprachschöpfer und Grammatiker" sind Arbeiten von bleibendem Verdienst; im Einzelnen greift auch hier der Panegyriker fehl, im Ganzen und Großen nicht, während z. B. das Kapitel über „die Religion Jean Pauls" bei Lichte besehen, für die Weltanschauung Müllers weit bezeichnender ist, als für die Jean Pauls. Auch in dem Kapitel, daß dem Politiker Jean Paul gewidmet ist, geht es ohne gewaltthätiges Auslegen und Gruppieren nicht ab; daß Goethe dabei als Prügelknabe benutzt wird, ist ebenso überflüssig als geschmacklos. Kurz, kein einwandfreies Buch, das man nicht in die Hand kritischer Leser gehört, aber doch in dem oben dargelegten Sinne ein lesenswertes Buch.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Key, Ellen. Mißbrauchte Frauenkraft. Ein Essay. Autorisierte Uebertragung von Therese Krüger. Paris, Leipzig, München. Albert Langen. 1898.

Pfaff, M. A. Siegfried. Liederbuch. Straßburg. J. H. Ed. Heitz. 1898.

Ermatinger und Hunziker. Antike Lyrik in modernem Gewande. Frauenfeld. J. Huber. 1898.

Langer, Dr. Eduard. Aus meiner Liedermappe. Ein Kaiser Josefsfest. (Aus dem Adlergebirge. Band III.) Prag. H. Dominicus. 1898.

Braune, Rudolph. Die goldene Freiheit. Roman. 2. Aufl. Frankenhausen. Felix Schröder. 1898.

Wilpert, Rich. von. Sprachheiterkeiten, Plaudereien. Leipzig. Oswald Mutze. 1896.

Wilpert, Rich. von. Rätsel, Novellen. Leipzig. Oswald Mutze. 1896.

Wilpert, Rich. von. Moderner Sängerkrieg. Ein Reimschwank für die Possenbühne des Schriftstellerlebens in einem Vorspiel und 13 Kampfspielen. Leipzig. Oswald Mutze. 1896.

Wilpert, Rich. von. Zeitmärchen. Leipzig. Oswald Mutze. 1895.

Wilpert, Rich. von. Wir beide. Gedichte. Leipzig. Oswald Mutze. 1895.

Wilpert, Rich. von. Nachtschatten. Novellen. Leipzig. Oswald Mutze. 1895.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Bildermann in Berlin.

Digitized by Google

Die Malerin.

Novelle von **Robert Kohlrausch.**

(Schluß.)

Jetzt entstand gegenüber eine Bewegung, ein Stühlerücken, ein Tücherſuchen, ein letzter Anſturm koketter Blicke und Worte der Damenwelt gegen die Herren; man brach auf zu den Waſſerfällen, und die junge Ausländerin, die ſich als Führerin der Geſellſchaft zu fühlen ſchien, rauſchte, von ſtarkem Veilchenparfüm umweht, nahe an uns vorüber. „Nun werden Sie ſehen, daß ich Recht habe“, hörte ich ſie ſagen. „Nur nach dem Regen darf man einen Waſſerfall ſehen.“

„Nur nach dem Regen“, — es ging mir wie ein Stich, zugleich wie ein Aufleuchten durch die Seele. Kaum war es mehr Zweifel, faſt ſchon Gewißheit, daß auch für uns von jenem ſchönen, hohnvollen Munde der Befehl zum Aufbruch am heutigen Tage gekommen ſei, daß es nicht Sonnenſchein geweſen war, auf den wir gewartet hatten, ſondern Wolken und Regen.

Winckler hielt es offenbar für klug, die Rolle des Verliebten auch jetzt noch, nachdem wir allein geblieben waren, eine Weile fortzuführen; allmählich aber erkaltete er, ſeine Stimme bekam ihren alten Ton, ſeine Hände machten ſich von denen Anna's behutſam frei. Nun ſah er auch nach der Uhr, that erſchrocken, obwohl es noch nicht ſpät war, und mahnte zur Heimkehr.

„Die andere Geſellſchaft geht noch nach Bayriſch-Zell hinüber“, ſagte er in gleichgiltigem Ton. „Das iſt aber wohl nichts für uns, was?“

„Woher weißt Du's?“ fragte ſeine Braut, harmlos, ohne Überraſchung.

„Ich hörte ſie's bereden; ſie ſprachen ja ſo laut. Auch wartete draußen ein Burſche mit ihrem Gepäck für die Nacht.“

Er ſchien eine Aufforderung von einem von uns zu erwarten, uns der Partie anzuſchließen; ich aber proteſtierte lebhaft unter dem Hinweis darauf, daß wir auf's Übernachten nicht eingerichtet ſeien. Davor wenigſtens wollte ich Anna beſchützen, dieſem tête-à-tête unter ihren Augen, von deſſen Bedeutung ſie nichts ahnte, noch weiter beiwohnen zu müſſen.

„Ich würde gehen, wo Du gehſt“, ſagte ſie einfach. „Aber vernünftiger iſt es wohl ſchon, wir fahren heim.“

„Na, denn los!“ rief er und ſtand auf. „Haben wir auch Alles verzehrt, was wir bezahlt haben? Oder vielmehr noch nicht bezahlt, — Fräulein, zahlen!“ Er ſchrie es zur Thür hinaus; eifrig kam die Kellnerin herbei. Wir brachen auf; der kleine Raum, der noch eben von Menſchenſtimmen erfüllt geweſen war, blieb leer und einſam zurück, und nur die gewaltige, unermüdliche Stimme des Waſſers aus der Tiefe klang nun wieder hinein in ſein Schweigen.

Die reine Wärme des Vormittags hatte ſich in lähmende Schwüle verwandelt, und obwohl es abwärts ging, war der Weg ermüdender, als der Aufſtieg. Anna war nachdenklich und in ſich gekehrt, wenn ſie auch noch immer mit weit offenen Augen hineinblickte in die Schönheit der Natur. Zuerſt glaubte ich, ſie habe eine Empfindung von dem bekommen, was vorgegangen war, doch erfuhr ich ſchnell, daß ich mich täuſchte. Noch lag ihr der Gedanke weltenfern, der Mann an ihrer Seite könne ſie betrügen. Was ſie beſchäftigte, war etwas anderes.

„Ob ich das malen könnte?“ fragte ſie aus einem tiefen, durch das Geräuſch unſerer gleichmäßigen Schritte allein unterbrochenen Schweigen heraus. Eine Bewegung des Kopfes nach rückwärts zeigte, wovon ſie ſprach.

„Den Waſſerfall? Ununn! So was läßt ſich überhaupt nicht malen. Da bleib' hübſch davon.“

Winckler hatte es in unfreundlichem Tone hervorgeſtoßen und Anna ſchwieg.

Der Himmel über uns war noch klar, aber ein feiner, weißlicher Dunſt hatte ihn langſam

Digitized by Google

überzogen, und als wir bei einer Wendung des Weges das Kaisergebirge zuerst wieder erblickten, sahen wir, daß ein Wetterumschlag sich dort vorbereitete. Auf dem Gipfel der wild emporgetürmten Felsen hatte sich eine gewaltige Wolkenmasse von grauer Farbe, mit blauen und weißen Tönen gemischt, breit hingelagert. Die höchsten Spitzen waren verdeckt; es schien, als seien die zusammengescharten Berge dort in Brand geraten, ohne daß man eine Flamme erblickte, die hinter einer ungeheuren Wolke von Qualm verborgen blieb. Nach oben löste sie sich in leichte, graue Dunstschleier auf, aber auch vor dem sichtbar gebliebenen Massiv des Gebirges hing ein zarter, durchsichtiger Nebel, der den Eindruck des Geheimnisvollen und Mächtigen erhöhte. So stand der gewaltige Koloß des hinteren Kaisers da gleich einem riesenhaften Altar, auf dem inmitten der qualmenden Massen ein unsichtbares, grausames Opfer vollzogen wurde.

„Wie gewaltig das ist!" sagte Anna halblaut, als scheue sie sich, mit voller Stimme zu reden. Dann aber, als Winckler laut pfeifend, fast ohne um sich zu schauen, weiter ging, faßte sie mit plötzlicher, heftiger Bewegung seine Hand.

„So sieh doch nur, wie gewaltig das ist!" Es klang befehlend, und ihre Augen blitzten hinter den Gläsern hervor. Mit leichtem, erstaunten Zusammenziehen der Stirnhaut warf er ihr einen Blick von der Seite zu; dann lachte er, sein lautes, herzloses Lachen, das mir so wenig gefiel.

„Ja, ja", sagte er, „der Kaiser, das ist ein schneidiger Kerl! So hast Du Dir die Geschichte nicht vorgestellt, wie?"

Sie schüttelte den Kopf, ohne zu sprechen, aber in dem Blick, mit dem sie eine Sekunde zu Winckler hinüberfah, schien mir zum ersten Male ein Schatten des Erkennens aufzuleuchten, ein Dämmern des Tages, der ihr nur Schmerz und Enttäuschung zu bringen vermochte.

Der Tag ging hin, die Berge warfen ihren Schatten auf unseren Weg, die Sonne nahm Abschied von den höchsten Spitzen und durchleuchtete die regungslosen, geballten Wolken auf dem Kaisergebirge noch einmal mit seltsamen, drohenden Farben. Dann sank sie langsam hinunter; die Waldflächen an den Bergen begannen sich schwarz zu färben, ein stumpfer, blaugrauer Ton legte sich über die Felsen. Die qualmenden Massen ruhten unverändert, unbeweglich auf dem Massiv des hinteren Kaisers, aber auch der übrige Himmel hatte sich von Westen her mit einer noch gebrochenen, doch immer dichter werdenden Wolkendecke überzogen, die von derselben blaugrauen Farbe war wie der Ton der Felsen. Ein einziger, schon erlöschender Lichtstrahl ruhte noch auf der Kette weißer Passionshäuser, die den Kalvarienberg umschlingt, und auf ihnen verweilten Anna's Blicke jetzt, während wir zum Thale hinunterschritten.

Winckler war ein wenig zurückgeblieben, ermüdet und mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt; seine Braut ging seit einiger Zeit an meiner Seite dahin.

„Was ist das für ein Berg dort, und was sind es für Häuser?" fragte sie in ihrer raschen, unvermittelten Art, mit dem Zeigefinger hinausdeutend.

Ich nannte ihr den Namen des Berges und erklärte ihr den frommen Zweck der kleinen, immer noch weiß herüberstrahlenden Gebäude.

„Der Kalvarienberg — Golgatha!" sagte sie ganz leise. Und nach einer Weile fügte sie ein wenig lauter hinzu: „Ich glaube, jeder Mensch hat in seinem Leben einen Passionsweg zu gehen; vielleicht soll ich darau erinnert werden, weil ich heute zu glücklich war."

Ich wußte ihr kein tröstliches Wort zu sagen. Wir waren eine schweigsame, kleine Gesellschaft geworden, als wir den Zug zur Heimkehr bestiegen. Über uns lagerten die grauen Gewaltigen des Himmels, die vom Kaiser aus höher und höher sich emporgeschoben hatten, ohne sich doch von ihm zu lösen; ein rasches Leuchten kam jetzt hinein und verschwand, als zuckte die verborgene Flamme auf jenem Riesenaltar empor, und ein erstes, gedämpftes Donnergrollen klang hinter uns her.

Als wir in München den Bahnhof verließen, schlug uns die Hitze, die vom Tage her in den Steinmassen aufgespeichert war, gleich dem glühenden Atem der großen Stadt beklemmend entgegen. Alle Feuchtigkeit vom gestrigen Regen war schon wieder aufgesogen, und ein dichter Schleier von Staub und Dunst hing ringsumher in der Luft. Häuser, Wagen und Menschen verschwammen in ihm, und um die verschiedenfarbigen Lichter der Straßen legten sich ungewisse Aureolen gleich seltsamen Heiligenscheinen.

Digitized by Google

Nur bis zum Eingang der Prielmaieritraße begleitete ich die Beiden.

Wir schieden mit kurzem Abschied, doch blieb ich stehen, nachdem ich ein paar Schritte gegangen war, und sah ihnen nach. Es war ein eigentümliches Gefühl, das mich in jener grammumhangenen Abendstunde überfiel. Die Empfindung eines ernsteren, feierlicheren Abschieds, als wir ihn eben genommen hatten, kam über mich, und fast wäre ich den Davonschreitenden eilfertig nachgegangen, um der Malerin noch einmal die Hand zu reichen. Doch widerstand ich dem raschen Impuls, und als ich mit einem letzten Blick die Straße hinunterschaute, da waren die Beiden in dem dichten, alles umhüllenden Schleier der stauberfüllten Luft für mein Auge bereits zu fernhin wandelnden Schatten geworden. — — —

Ich habe niemals wieder mit Anna Huber gesprochen. Was ich von ihr bewahre, ist das Andenken an jene wenigen Stunden des Beisammenseins und ein Brief, den sie mir wenige Tage nach unserem Ausfluge geschrieben hat. Er liegt für gewöhnlich wohl verwahrt in meinem Schreibtisch, in jenem Fach, wo die Erinnerung an wichtige Ereignisse meines Lebens ruht; jetzt aber habe ich ihn hervorgeholt, und mit Anna's eigenen Worten will ich vollenden, was ich zu erzählen habe.

„Mein lieber Freund!" — so beginnt das Schreiben, das an Form und Umfang mehr ist, als ein gewöhnlicher Brief. „Sie sind der einzige Mensch, den ich in meinem Herzen je so genannt habe, Sie werden der erste und letzte bleiben. Also gönnen Sie mir auch heute die vertrauliche Anrede. Es wird ein krauser, wunderlicher Brief werden, den Sie bekommen, — verzeihen Sie mir im Voraus. Wunderlich ist auch der Ort, wo ich schreibe: im Restaurant, bei elektrischem Licht. So luxuriös bin ich sonst niemals gewesen, ich bin ganz brav zum Charkutier gegangen und habe mir mein bissel Wurst oder Schinken gekauft — aber nein, zu Hause, das ging heute nicht. So sitze ich hier im „Bauerngirgl", der Residenz gegenüber an einem braunen, getäfelten Pfeiler, ganz hinten und ganz dicht am Büffet. Ein paar Hirschgeweihe sind gegenüber an der Wand und Armleuchter und Bilder, die alt sind, oder so aussehen — was kümmert's mich, ob sie echt sind. Hier habe ich mir ein großartiges Abendbrot geben lassen, aber freilich habe ich dann fast nichts davon gegessen, und zum Ersatz hat mir die hübsche Kellnerin, die sie Theres' rufen, ein paar Briefbogen gebracht und Tinte und Feder.

Da schreibe ich denn an meinen einzigen Freund und suche nach dem Anfang für das, was ich ihm sagen muß. Ich fühle, daß es oft schwerer ist, eine Sache auszusprechen, als sie zu thun. Um mich her ist Lachen und Stimmengeschwirr, und dazwischen kommen die Kellnerinnen eilig zum Büffet neben mir heran und rufen ihre Bestellungen hinein: „Ein Schweinsbraten, — ein Hühnerragout, — einmal Gerötete!" Seltsam, wie deutlich und scharf ich heute sehe und höre! Sonst hätte ich wohl gesessen und nichts davon bemerkt. Aber wie ich die andern, so schauen auch sie mich heute an, so fragend und merkwürdig. Eben habe ich beinahe noch einmal gelacht, so mitleidig hat die Theres' zu mir hergesehen. Sie hat gewiß gedacht, ich schreibe einen Absagebrief an den Liebsten. Nein, gutes Mädchen, eine Absage an den Liebsten ist es nicht, nur eine Absage an's Leben.

Da ist es ja heraus, und ich fühle mich schon freier, nun ich das gesagt habe. Ja, es ist nicht anders, ich will morgen sterben, und ich habe vorher nur noch diese letzte Pflicht zu erfüllen, Ihnen zu erklären, wie das alles gekommen ist. Dies ist mir das Schwerste, noch einmal im Schreiben zu fühlen, was ich erlebt habe. Sie aber sollen nicht ohne Verständnis und Achtung an mich denken, wenn ich mich nicht mehr verteidigen kann gegen eine Anklage Ihrer Gedanken, und so muß es geschehen.

Ich bin immer ein wenig abergläubisch gewesen, — uns armen, dummen Frauenzimmern ist das ja erlaubt, — und darum war ich etwas erschrocken, als ich gestern Morgen auf meinem Abreißkalender einen schwermütigen, geheimnisvollen Spruch abgedruckt fand: „Wer hellen Tags im Traume lacht, der weint in schlaflos finst'rer Nacht." Das traf genau auf mich zu, die erste, fröhliche Hälfte wenigstens. Es war mir oft geschehen, daß ich hell aufgelacht hatte aus dem wachen, seligen Traume heraus, in dem ich die letzte Woche umhergegangen war. Und nun sollte ich mir Thränen damit verdient haben? Ich wollte es nicht glauben, aber es lag doch auf mir den ganzen Tag.

Um bessere Gedanken zu finden, ging ich nach der Arbeit gegen Abend in den englischen Garten hinaus, zu der steinernen Bank, wo wir uns neulich getroffen haben. Es war sehr schön

Digitized by Google

unter den Bäumen dort, noch hell, und ein sanftes, freundliches Licht in den Zweigen über mir. Ich hatte meinen Hut heruntergenommen und den Kopf gegen die hohe Lehne gebeugt; wenn jemand auf dem Wege von hinten herkam, so konnte er mich nicht bemerken. Und nun hörte ich mit einem Male die Stimmen zweier Menschen von dorther; ein Mann und eine Frau sprachen miteinander, und ich wußte beim ersten Worte, das ich von ihm hörte, wer dieser Mann war. Ich kannte seine Stimme, denn ich hatte sie ja geliebt. Jetzt aber sprach er zu einer anderen in demselben Tone, mit dem er mein Herz bezwungen hatte, dem gegenüber ich widerstandslos und ohnmächtig gewesen war. Und nicht der Ton allein, auch seine Worte sprachen von Liebe. Noch mehr: sie sprachen auch von mir. Sie könne doch niemals glauben, daß er in Wahrheit dieses garstige Geschöpf geliebt habe, daß er im Ernst daran denken könne, solch' eine unmutlose Mißgeburt zu heiraten. Komödie sei alles gewesen, von der Liebe zu ihr diktiert. Sie habe ihn hingehalten und ihn gequält, und darum habe auch er ihr zeigen wollen, daß er sie entbehren könne; mit Absicht habe er sich damals im Saal das häßlichste Mädchen ausgesucht, um ihre Eifersucht zu reizen, indem er gerade dieses Wesen vor ihren Augen auszeichnete. Es sei kein Zufall gewesen, daß er beim Tabelwurm mit ihr zusammengetroffen sei; von ihrem Diener habe er herausgebracht, wann sie dorthin zu fahren gedenke, um ihretwillen sei er gekommen, weil er ihren Anblick nicht mehr habe entbehren können. Es sei ein kühnes Spiel gewesen, das er gespielt habe, an ihren verzeihenden Augen aber sehe er, daß es gewonnen sei.

Sie waren stehen geblieben, während er sprach, und jedes Wort war über die schmale Steinwand herüber zu mir gedrungen. Nun gingen sie langsam vorwärts, dann standen sie mir gegenüber. Ich habe nur wenig gesprochen, ich habe mich nicht erniedrigt; erst, als ich zu Hause war, habe ich geweint. Nun kam die schlaflose finstere Nacht, die mir verheißen war, und Gott allein weiß, was alles ich in dieser Nacht beweint und begraben habe. Darum aber wird er mir auch verzeihen, was ich thun will und muß, wenn er sich um die Thaten von uns armseligen Geschöpfen überhaupt bekümmert. Es ist eine wunderschöne Welt, in die er uns hineingesetzt hat, aber um in ihr leben zu können, muß man zufrieden oder glücklich sein. Ich bin beides gewesen, das eine jahrelang, das andere nur eine kurze Woche hindurch; nun aber kann ich keins von beiden mehr werden, und darum streiche ich aus, was noch kommen könnte. Das eine hält mich und giebt mir Kraft: dazu war ich zu gut. Ich bin häßlich, ungeschickt, ungeeignet, Liebe zu erwecken, aber so nur zu einem Experiment mißbraucht zu werden, wie ein wehrloses Tier, so als Versuchskaninchen hingeschlachtet zu werden, — dazu war ich zu gut!

Und über alles das eine Gefühl: ich mag nicht mehr! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie müde ich bin! Da giebt es nichts besseres, als in die Arme einer gnädigen, gütigen Mutter zu flüchten und sich an ihrem Herzen in einen Schlummer wiegen zu lassen, der niemals endet. Und wenn sie mich dabei zerdrückt aus lauter Liebe, was thut's? Die Liebe hat mich ohnedies schon zermalmt, und es ist nur noch dieser häßliche, zerbrechliche Körper übrig, der zertrümmert werden muß. Erinnern Sie sich, wie ich damals am Wasserfall sagte: „Hier wäre ein guter Ort zum sterben?" Dorthin gehe ich morgen, denselben Weg, den wir zusammen gegangen sind, — ich kann mir nicht denken, daß es erst wenige Tage sind seitdem, — und werfe mich der großen, gewaltigen Mutter an's Herz. Ich fürchte mich nicht, und niemand wird um mich weinen. Sie sind der einzige, das fühle ich, der zuweilen an mich denken wird, und darum möchte ich Ihnen ein kleines Andenken hinterlassen. Die Kopie vom „Früchtekranz", vor der wir uns kennen gelernt haben, ist gerade fertig geworden; die sollen Sie haben und noch etwas anderes dazu. Ich habe es doch nicht lassen können, ich habe den Wasserfall aus der Erinnerung gemalt. Es ist natürlich wieder ein schlechtes Bild geworden, aber ich meine, es wird Ihnen allerlei zu denken geben, wenn Sie es vor sich haben, und wird mit dafür sorgen, daß Sie Ihre Malerin nicht ganz vergessen.

Den Brief gebe ich erst morgen früh in Oberandorf zur Post; Sie haben ihn dann wohl am Nachmittag, wenn es geschehen ist. Ein eigenes Gefühl ist es doch, mit einem Menschen so gleichsam nach dem Tode zu sprechen; ebenso eigen, wie es mir heute vorkommt, hier mit diesem Schreiben vor mir zwischen all' den Menschen zu sitzen, die keinen anderen Zweck zu haben scheinen, als durch Essen und Trinken ihr

Digitized by Google

Leben zu fristen. Und nun zum Schluß! Ich sage Ihnen ein herzliches Lebewohl zum Abschied. Bedauern Sie mich nicht; ich habe mein Schicksal wohl verdient, weil ich so dumm sein konnte, zu denken, ein Mensch könne sich in die Anna Huber verlieben, die nun aus einer Welt hinausgeht, in der sie überflüssig war. Noch einmal: leben Sie wohl."

Ich war für ein paar Augenblicke wie gelähmt, als ich den Brief gelesen hatte. Dann sprang ich auf und griff zu meinem Hut, um fortzustürmen, ohne genau zu wissen, was ich zu thun beabsichtigte, von dem unbestimmten Gefühl getrieben, daß etwas geschehen müsse, das Furchtbare zu verhindern, wenn es noch möglich sei. Der Eintritt der Magd erst brachte mich zur Besinnung; sie übergab mir ein großes, verschnürtes Packet, in dem ich sogleich die beiden Bilder vermutete, die Anna Huber für mich bestimmt hatte. Diese Sendung, die am Nachmittag für mich war abgegeben worden, brachte mir eine neue, traurige Bestätigung für die erfolgte Ausführung des verzweifelten Planes. Nun sah ich auch nach dem Stempel des Briefes und erkannte, daß er von Oberaudorf kam — nach menschlichem Ermessen mußte es zu spät sein für alle Hilfe.

Das Kursbuch sagte mir, daß ich nur noch den letzten Schnellzug benutzen konnte, der in der Nacht über den Brenner fährt, und in einer Aufregung, wie ich sie nie zuvor durchlebt hatte, verbrachte ich die wenigen Stunden bis zu seiner Abfahrt. Erst als ich im Coupé saß und mich vorwärts getragen fühlte, wurde ich ein wenig ruhiger, aber an der Stelle der Erregung bemächtigte sich meiner ein gewaltiges Mitleid, eine schmerzliche Melancholie, noch genährt und gesteigert durch das finstere, nächtliche Bild, an dem der Zug mich vorüberführte. Im Osten, ganz nahe am Horizonte, stand die noch kleine Sichel des zunehmenden Mondes, mit mattem, gelbem, ein wenig ins rötliche spielendem Licht. Aber seine Strahlen trafen die Erde nicht mehr, sie gingen darüber hinweg, und vor seiner Helle erschienen ihre Flächen und ihre leichten Hügel, erstarrten, riesigen Wellen so ähnlich, in ein alles verschlingendes Dunkel getaucht. Ernst und schwarz glitten einzelne Baumgruppen vorüber, in etwas weiterer Ferne war von Form und Farbe nichts mehr zu erkennen. Der Mond sank tiefer und tiefer, während der Zug durch diese düstere, schweigende Einsamkeit dahinbrauste. Auch die Sterne, die am klaren Gewölbe glänzten, hatten heute nichts Tröstliches für mein Auge; kalt und gleichgiltig sahen sie nieder auf dieses nachtumsponnene Stück der Erde, das mir unter seiner schwarzen, gewaltigen Decke wie ein riesenhafter Katafalk erschien für alle, die schon von ihr gegangen waren und noch gehen sollten in Zukunft.

In aller Angst und aller bangen Erwartung aber hatte doch immer noch eine ganz leise Hoffnung in meiner Seele fortgelebt, daß irgend ein Zufall oder der beruhigende Einfluß der großen Natur meine Freundin von dem letzten, entsetzlichen Schritt könnte zurückgehalten haben. Gleich nach meiner Ankunft in Oberaudorf wurde mir diese Hoffnung genommen. Ich fragte, sobald ich aus dem Zuge gesprungen war, einen der Bahnbediensteten, ob etwas über einen Unfall dort bekannt geworden sei, und erhielt mit wortreicher Bereitwilligkeit die Auskunft, daß allerdings kein Unfall, aber ein Selbstmord am Vormittage sich ereignet habe. Eine junge Dame, die mit dem ersten Zuge aus München gekommen sei, habe sich in den Wasserfall beim Tatelwurm gestürzt und sei natürlich rettungslos verloren gewesen.

So war es geschehen! Ich war zu spät gekommen, es zu verhindern, ein leidenschaftliches Herz hatte aufgehört, zu schlagen. Ruhelos ging ich während der Nacht in dem Zimmer auf und nieder, das ich im „Brünstein" mir hatte geben lassen, und als ein erstes, graues Licht in früher Stunde zu mir hereindrang, machte ich mich auf den Weg zu meinem traurigen Ziel. Es war ein nebliger, verschleierter Morgen, in matten Umrissen und Farben sah der Kaiser herüber. Ich ging den Weg, den wir damals gegangen waren, und bei der Erinnerung an Anna's Entzücken über die Schönheit um sie her füllten sich meine Augen mit Thränen um dies grausam hingeopferte Herz.

Es war noch früh am Morgen, als ich den Tatelwurm erreichte, doch hatten ein paar hilfsbereite Männer das am vorigen Tage unterbrochene Suchen nach der Leiche bereits wieder aufgenommen. Nun erhielt ich auch Bericht über die letzte Stunde in Anna's Leben. Die Kellnerin, die ich von unserem Ausflug her kannte, hatte sie bedient und auf ihr Verlangen eine Tasse Kaffe herbeigebracht. Sie habe das Fräulein wohl wiedererkannt, berichtete sie mir, aber sie sei ihr gleich anders und sonderbar vorgekommen;

Digitized by Google

ihren Hut hätte sie mit einem Zweig von blühender Waldrebe mukränzt gehabt, und als die Kellnerin fortgegangen sei, habe sie hinter sich sprechen und singen gehört. Dann, als das Fräulein schon gezahlt gehabt habe, sei es noch einmal umgekehrt, habe eine einfache, goldene Brosche von ihrem Halse gelöst und sie dem Mädchen gegeben, als ein Andenken für sie. Das habe dann die Kellnerin noch mehr sinnig gemacht, und sie sei schnell wieder heraus aus dem Hause und hinter ihr her auf dem Wege zum oberen Wasserfall. Aber sie sei doch zu spät gekommen; denn die Fremde sei ohne Aufhalten und Besinnen über die Brücke hinüber gegangen und noch ein paar Schritte aufwärts am Wasser entlang. Den Hut habe sie schon im Gehen abgenommen, und ihn nun auf die Erde gleiten lassen; dann habe sie die Hände über die Brust gefaltet, habe noch einmal nach oben zum Himmel hinauf gesehen und sei dann, scheinbar ohne den angstvollen Zuruf des Mädchens auch nur zu vernehmen, ohne einen Laut von sich zu geben, in den Fall hinuntergesprungen, der sie gefaßt und gegen die Felsen geschmettert habe. — Die gutmütige Kellnerin hatte ihren von Thränen unterbrochenen Bericht eben beendet, als ein Knabe mit der Botschaft gelaufen kam, daß die Leiche gefunden sei, — eine Strecke weit unterhalb des Falls in einer Ausbuchtung des Ufers, wo tiefes und ruhiges Wasser sei. Bald kam auch der traurige Zug, und ich konnte noch einmal in das Antlitz meiner Freundin sehen. Der Körper war furchtbar zerschmettert, und die Kleider waren in Fetzen zerrissen, aber das Gesicht war unversehrt geblieben, und seine scharfen Linien zeigten den Ausdruck eines finsteren Ernstes.

Auf einem leichten Wagen, mit einem weißen Tuch überdeckt, wurde die Tote zu Thal gefahren. Ein Maultier zog ihn, während am Hals des Tieres eine Glocke mit fröhlichem Ton, der mir ins Herz schnitt, in den hell gewordenen Morgen hineinläutete. In reiner Klarheit standen die Felsmassen jetzt gegenüber, unverhüllt, in all' ihrer Schönheit und Größe, als wollten sie noch einmal zu der Toten hinüber grüßen, die, von ihrer Macht überwältigt, sie knieend bewundert hatte.

Nahe vor dem Bahnhof begegnete uns eine alte, halb erblindete Frau mit einem großen Korbe voll Alpenrosen, die ihre Enkelkinder aus den Schluchten des Kaisergebirges geholt hatten. Ich kaufte den Korb mit seinem ganzen Inhalt und wand in München mit eigenen Händen einen mächtigen Kranz daraus. Diesen Gruß ihrer geliebten Berge legte ich meiner unglücklichen Freundin auf das Grab. Ihr von der Kellnerin bezeugtes, seltsames Benehmen brach der Anschauung Bahn, daß sie den Selbstmord in momentaner Störung des Geistes vollführt habe, und so blieb ihr das ehrliche Begräbnis nicht versagt. Alljährlich — es ist jetzt der dritte Sommer seitdem — am Tage ihres Todes lege ich einen Alpenrosenkranz auf ihren einfachen Hügel, und für ein paar Tage leuchten dann hier die roten Blüten aus ihrem glänzenden Grün, die lieblichsten Geschöpfe einer steinernen Welt.

Über meinem Schreibtisch aber hängen zwei Bilder: jene Kopie des „Früchtekranzes" und darunter in kleinerem, bescheidenerem Umfang das Abbild des Wasserfalls. Oft, wenn ich dieses Bild betrachtet habe, ist mir der wehmütige Gedanke gekommen, daß doch vielleicht noch eine tüchtige Malerin aus Anna Huber sich hätte entwickeln können, wenn ihr Leben unter dem Doppelglanz einer zwiefachen Liebe weiter verlaufen wäre, wie in den wenigen Tagen, als sie dies Wasserbild schuf: der Liebe zu einem Manne, der dieses Gefühl verdiente, und der leidenschaftlichen Hingebung an die Natur, die sie im Sterben selbst noch bezeugt hatte. Freier und größer hat sie den Pinsel hier geführt, als je zuvor, und für mein Auge lebt etwas von der Poesie und Größe jener mächtigen Szenerie in diesem Bilde meiner armen Malerin.

Erinnerung.

Lockt ihr wieder, citle Träume,
Mich ins alte Zauberland?
Wieder wandl' ich durch die Räume,
Die mir einst so wohlbekannt.

Wieder treibt es mich, zu lauschen
Nach dem Lied, das längst verklang.
Der Erinn'rung Quellen rauschen
Durch die Dämm'rung hold und bang.

Heinrich Bröml.

Digitized by Google

Gedichte

von

Hans Müller-Irminger.*)

Sangesfreude.

Nun wand're ich mit leichtem Schritt
Durch meine Heimat wieder,
Und mir zu Häupten flattern mit
Viel hell' und düft're Lieder.
Ich lieb' sie all' und sang' sie ein
Und schwing' sie in die Weiten,
Daß sie, wie leichte Vögelein,
Hin durch die Lüfte gleiten.

Wo morgenrot ein Wölklein glüht,
Da klingt es: „Glück zur Reise!"
Doch wo ein Blumenkelch verblüht,
Beklagt ihn ihre Weise.
Bald ist's ein heller Lerchenschall,
Der trillert ob den Heiden,
Bald flötet eine Nachtigall
Von Thränen und von Scheiden.

Was die Natur uns täglich beut,
Was stündlich wir erleben,
Das soll in leichtem Fluge heut'
Als Liedchen uns umschweben.
— Wie hat die Erde doch soviel
An lieb' und leiden Dingen,
Die's wert sind, daß zum Saitenspiel
Wir klingend sie besingen!

Der Flatterliebe Tod.

Der jugendlichen Liebe leichter Falter,
Der gaukelnd sich von Kelch' zu Kelche schwang,
Und — flüchtig nippend — stets dem süßen Drang
Nach fremden Düften willig nachgegeben,
Da liegt und zuckt und — geht er aus dem Leben!

Zwar — schad' ist's freilich um die bunten Flügel
Und um den Falter schade! — Doch — er war!
Wie schwang er leicht von Hügel sich zu Hügel,
Wie manche Blüte ward ihm offenbar,
Prunkvoller Kelche Duft und Farbenfülle!
Sie lockten hold; er flog zu ihnen hin.
— Da öffnet ihm die unscheinbare Hülle
Ein schlichter Kelch; — er kann nicht fürder ziehn.

So einsam stand das Blümchen, prunklos, klein!
Es barg sich schüchtern in den tiefsten Tiefen,
Neugierig sucht mein Flatterer hinein,
Es öffnet sich; der Liebe warmer Schein
Erweckt die Kräfte, die im Innern schliefen.
Kaum, daß der holde Zauber ihn umfing,
Ward angst und bang dem armen Schmetterling,
Der sonst gewöhnt an leicht're Blütendüfte.
Wohl flieg' er gerne wieder in die Lüfte;
Doch vor den Äuglein wird ihm plötzlich Nacht,
Die Flügel zittern, ruhen, sinken sacht — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Hier! Sieh' ihn sterbend Dir zu Füßen liegen!
Erschrick nur nicht! — Er lernt nicht wieder fliegen,
Der jugendlichen Liebe leichter Falter! —

*) Der stattlichen Zahl junger Lyriker, die, nachdem sie in den Spalten dieser Zeitschrift sich ihre Sporen verdient, nun mit einer Sammlung vor das Publikum treten, wird sich in den nächsten Wochen als der Jüngste, aber wahrlich nicht als der Geringste, der junge Schweizer anschließen, dessen Name über diesen Zeilen steht. Die „Gedichte", die Hans Müller in „Zürich-Girslanden, oder, wie er sich auf dem Titelblatte dieses Büchleins nennt, Hans Müller-Irminger, im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin im September d. Js. wird erscheinen lassen, werden nur ein dünnes, aber wahrlich kein leicht wiegendes Bändchen sein, denn sie zeugen von einem feinen und eigenartigen Talent und einem strengen Pflichtgefühl im Dienste der Kunst. Das beweisen auch die vorliegenden Proben; sie schließen sich der langen Reihe von Liedern des jungen Dichters, die wir in den letzten Jahren mit wachsender Freude an seiner gedeihlichen Entwicklung an dieser Stelle mitteilten, nicht unebenbürtig an. D. R.

Digitized by Google

Seligkeit.

Heiter, wie der Sonnenschein,
Lächelt uns das Heute,
Leben wir, Tag aus und ein,
Sel'ge Liebesleute!

Drum, in Glück und Überfluß,
Denke nicht an Morgen: —
Bitter wird der beste Kuß
Durch ein Tröpflein Sorgen.

Trübe Tage.

Seit uns die Scheidestunde schlug,
Wie müde kroch die Zeit,
Der Himmel überdeckt im Flug
Ein düster Trauerkleid.

Jetzt irr' ich in den Tag hinein,
So einsam, ohne Dich! —
Heiß lechzen wir nach Sonnenschein, —
Das dunkle Thal und ich.

Aus tausend Blumenaugen schaut
Die weite Flur mich an: —
Die sind von Thränen all' betaut,
Soweit ich blicken kann.

Abendgedanken.

Trüb schau' ich in den Abendschein
Und denke schön'rer Maientage,
Und frage voller Seelenpein,
Wie lang dies Sehnen ich ertrage.

Ob ich erleben kann den Tag,
Wo's auch für uns noch grünt auf Erden?
Ob ich das Glück ertragen mag,
Wenn über Nacht wir selig werden?

Ob, wie im Meer des Schattens jetzt
Des Tages Strahlen untergehen,
Wir, wenn wir unser sind, entsetzt
Nicht nur in Nacht und Sorgen sehen?

Hinweg, grausam' Gedankenspiel!
Ich weiß es doch: Das Morgengrauen
Läßt mich mit klarem Blick das Ziel,
Das heut so ferne, näher schauen!

Wozu das Grübeln? — Matt und schwer
Von Tages Arbeit, Tages Sorgen,
Seh' ich der Hoffnung Schale leer,
Die voll des Goldes fließt am Morgen.

Wunsch.

Nach Ruhm und Ehren lechz' ich nicht,
Will gern verborgen gehen
Und nur in einem Angesicht
Den Glanz der Liebe sehen.

Und nur aus einem lieben Aug'
Möcht' lesen ich die Kunde,
Möcht' hören, ob ich etwas lang',
Aus einem rinz'gen Munde.

Mir öffnet ja ein Blick, ein Kuß,
Gepaart mit lieben Worten,
Ein Herz voll Liebesüberfluß
Zur Seligkeit die Pforten.

Denn nur ein Glück, das keiner kennt,
Als der, dem es beschieden,
Das keiner je mit Namen nennt,
Lebt mit der Welt im Frieden.

Schweigen.

Du warst bei mir als lieber Gast,
Bist schweigend neben mir gesessen,
So still und ernst! — Ich glaubte fast,
Die Sprache hättest Du vergessen.
Dein Schweigen aber wie beredt!
Doch niemals fühlte ich im Leben
Um Liebe solch' ein heiß' Gebet
An mir vorbei zum Himmel schweben!

Digitized by Google

Ein Liebeshandel à l'empire.

Aus ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen **Ernst Schulze's.**

Mitgeteilt von **Karl Emil Franzos.**

(Schluß.)

XV.

Wie kühl sich nun auch Schulze und Frau von Pentz gegenüberstanden, so hatten sie sich doch während jener Tage in Celle wieder insoweit auf freundschaftlichen Fuß gesetzt, daß die Dame seine Adresse benutzte, um mit ihren Gönnern, die sich am wiederhergestellten hannoverschen Hofe für sie verwendeten, ihr aber nicht direkt schreiben konnten, zu korrespondieren. Aus solcher Veranlassung ist der folgende Brief Schulze's an Frau von Pentz geschrieben:

„Göttingen, Am 8. Nov. 13. Eben erhalte ich inliegenden Brief mit einem Zettel von unbekannter Hand, worin ich zur schnellsten Besorgung der Einlage aufgefordert werde. Es ist mir sehr lieb, daß der Übersender sein Vertrauen auf mich gesetzt hat, denn ich erhalte dadurch Gelegenheit, einige Worte mit Ihnen, meine liebe Freundin, zu sprechen. Aber darüber möchte ich dem Unbekannten etwas böse werden, daß er mir das Geschäft so eilig macht, und mir die Muße raubt mich so lange mit Ihnen zu unterhalten, als ich möchte. Wir finden es boshaft, wenn Jemand einem Kinde ein Stückchen Zucker vor den Mund hält und es dann plötzlich wieder fortzieht, wenn das Kleine eben danach haschen will: muß ich den Briefschreiber nicht für eben so boshaft halten? Aber wer weiß, ob die Einlage nicht vielleicht von so interessanten Händen kömmt, daß mein Brief doch überseben würde und wohl gar desto langweiliger schiene, je länger er wäre. Weil dieser Zweifel mich sehr beunruhigt, kann ich nichts Besseres thun, als so bald als möglich schließen. Leben Sie wohl, meine liebe Freundin und denken Sie zuweilen an mich. Der Brief nach Cassel ist richtig besorgt.

Ihr E. Sch."

Frau von Pentz dankte durch nachstehendes Schreiben:

„Da in diesen Augenblick ein Bekannter nach Göttingen reiset so kann ich gar nicht unterlassen meinen Dank für den erhaltenen Brief abzustatten, der eine Antwort auf Ihren gütig besorgten Auftrag aus Cassel war. Das Zuckerküßte davon ließ sich ertragen, denn ich fand leider die Bestätigung das Ihre Majestäten sich meiner dort zurück gelassenen Effekten bedient hatten, Inquisitorisch durchsucht ohne was zu finden das mir eine freie Wohnung im Castel hätte Verschaffen können ließen sie dieselben in den Händen der Polizey, aus welchen mir meine Freundinn die Generalinn von Borstel noch einige Fragmente davon zu retten hoft. Einige Verse wurden den Kronprinzen hier Ueberreicht von der Mamsell Hagemann und Engelken, die mir ohn längst bekannten Schweden haten unter den Gellschen Mädchen herzen, einen gewaltigen Eindruck zurück gelassen, noch ist Alles im Enthusiasmus über die Liebenswürdigkeit dieser Nordischen Söhne welche mit ehmaliger Deutscher Biederkeit, die Feine Lebensart des Gebildeten Franzosen verbinden. Ein kleiner Ball den einige dieser Herren bei Best gaben, war äußerst hübsch und amüsant.

Ich binn den auch so glücklich gewesen, durch die retour des Churfürsten einen Brief von meinen Mann vom 9. Nov: zu bekommen worüber ich mich sehr freue, gehen diese Reg: in der Gegend von Frankfurth so werde ich dahin Reisen, und Sie dann hoffentlich wenn mir keine Eile Befohlen wird in Göttingen sehn, doch ist es noch Ungewiß.

Jetzt sehe ich Sie schon seitwärts auf Ihre Folianten Blicken von denen mein raisonnement Sie abzog, ich will mich daher ganz Bescheiden retiriren, und den Göttern Griechenlands das Feld überlassen — doch Ihren Andenken empfehle ich mich zuvor mit der unwandelbarsten Freundschaft. L. v. P.

Celle, d. 24. Nov. 13."

Dies ist Alles, was sich in Ernst Schulze's Nachlaß über seine Beziehungen zu Frau von Pentz findet. Von ihrem ferneren Leben weiß ich nur zu berichten, daß sich auch jene Stürme, welche der Untergang des westfälischen Regiments über sie und ihr Haus gebracht, friedlich lötten. Herr v. P. trat später in die Dienste eines deutschen Kleinstaates und brachte es bis zum General. Seine Gattin hat ihn lange überlebt und ist hochbetagt gestorben — das Todesjahr habe ich nicht feststellen können. Kurz vor ihrem Tode verbrannte die Greisin ihre gesamte Korrespondenz — daß Ernst Schulze Abschriften seiner Briefe zurückbehalten und ihre Briefe aufbewahrt, war ihr wohl nicht bekannt. Die beiden Töchter, die sich in der Korrespondenz so oft genannt finden, vermählten sich mit Offizieren, die es in der Folge zu hohen Stellungen brachten. Die Damen sind nun auch tot; Nachkommen von ihnen leben gleichfalls nicht mehr. Beide erinnerten sich bis in ihr hohes Alter lebhaft an den Dichter, den sie in ihrer Kinderzeit den „Brillendoktor" zu nennen pflegten, an sein liebreiches Wesen, sowie an seinen Anzug, einem hell-

Digitized by Google

gelben Leibrock mit weißen, blanken Knöpfen; namentlich die vielen Knöpfe auf den Ärmeln blieben ihnen in der Erinnerung. Die ältere, Lisette, erbte auch das einzige Blatt, welches Frau von P. zu vernichten nicht übers Herz brachte, jenes Stammbuchblatt der Fanny Tarnow mit der Fortsetzung von Ernst Schulze. Gewiß geschah es nur um Fanny Tarnows willen daß, Frau v. P. nicht auch dieses Blatt vernichtete: sie bewahrte der einst viel gelesenen Schriftstellerin eine treue Erinnerung. Kennen gelernt hatten sich die beiden Damen zu Roggow, einem Gute bei Dobberan in Mecklenburg, wo die Dichterin als Erzieherin im Hause eines Herrn von O., dem Schwager des Herrn von P., lebte.

In Ernst Schulze's Leben bedeutet die Beziehung zu Frau von P. wie die erste, so auch die letzte Periode, über die sich sein Gewissen mit Fug und Recht bedrückt fühlen konnte. Die Beziehung zu Caecilie Tychsen, deren erstes Aufflackern wir verfolgt, rief in ihm nicht blos den Dichter wach, sondern läuterte auch den Menschen; der Schmerz um ihren Verlust, die Teilnahme an den Befreiungskriegen, das tiefe Weh, welches ihm das vergebliche Werben um Adelheid Tychsen brachte, all diese Erlebnisse läuterten seine Seele von den Schlacken der Eitelkeit und des Egoismus. Wir sagten schon: was er an Frau von Pentz gefehlt haben mag, dafür hat ihn Adelheid Tychsen büßen lassen. Um dies zu erweisen, mag nur aus seinem letzten, bereits vor Jahren an dieser Stelle (Band XVI, S. 287 ff.) abgedruckten Brief an Adelheid folgende Stelle wiederholt sein:

„Es sind nun drey Jahre, daß ich mich in trostloser Liebe um Sie verzehre. Jetzt gilt es einen männlichen Entschluß, denn ich fühle, es darf nicht ferner so bleiben. Mein Leben gehört nicht mir allein; viele haben Ansprüche auf das, was ich künftig vermag, und gründeten Hoffnungen auf das, was ich einst zu werden versprach. Ich darf sie nicht täuschen; ich muß jene Zeit wie ein leeres Blatt aus meinem Leben vertilgen; ich muß mit meiner ganzen Kraft diese unseelige Leidenschaft aus meinem Herzen reißen und das Theuerste, was ich auf der Welt habe, Sie und meine Liebe, zu vergessen suchen.

Leben Sie wohl meine geliebte Adelheid. Tausend Dank für die schönen Augenblicke, die Sie mir zuweilen wie Sterne mitten in der Nacht erscheinen ließen, tausend Dank für die Liebe, die Sie mir einflößten, so viel Schmerz sie mir auch gab. Ich kann und werde Sie nicht vergessen; aber dieses zerstörenden, herzzerschneidenden Schmerz Ihrer Nähe muß ich vermeiden.

Leben Sie wohl zum letzten Mahl. Es ist schrecklich, von einem lebenden, über Alles geliebten Wesen so Abschied zu nehmen, als stände man am offenen Grabe. Aber auch das muß ertragen werden, wie schon so vieles ertragen ist. Und sollten wir uns auch nie wiedersehen, einen Ort weiß ich, wo wenigstens unsre Gedanken so freundlich und vertraulich wie in vergangenen Tagen sich treffen werden: das ist Cecilliens Grab. Sie, mit der meine Liebe zu Ihnen begann, soll auch das letzte Wort meiner Liebe an Sie sein. Leben Sie wohl, meine einzige, holde Geliebte."

Auch für seine Malice gegen Frau von Jasmund hat das Schicksal Vergeltung an ihm genommen. Die leichtfertige, aber gutmütige Frau war die einzige, die sich freundlich gegen ihn erwies, als ihn Tychsens aus ihrem Kreise verbannten. Sie hatten ihm immer zu seinem Geburtstage eine kleine Aufmerksamkeit erwiesen, am 22. März 1815 geschah dies zum ersten Male nicht. In seinem Weh darüber, in seiner brennenden Sehnsucht nach einem Wort der Teilnahme eilte er zu Frau von Jasmund und sie nahm ihn gütig auf. Die Stelle des Tagebuchs, die dies berichtet, findet sich bereits in Band XVI, S. 218 abgedruckt. Ebenso nahm sie sich in seiner Krankheit seiner teilnahmsvoll an. Auch dabei empfand er, wie in den Seelenleiden, die er um Adelheids willen trug, „das Gefühl der göttlichen Ruhe des Überwunds". Seine Schuld hat Ernst Schulze bezahlt und man darf wohl sagen, daß in dem Dichter der „bezauberten Rose", als er am 29. Juni 1817, kaum 28 Jahre alt, dahinschied, ein erniter, geläuterter, sittlich reiner Mensch gestorben ist.

Über das Wesen dieses Liebeshandels, über den Charakter der beiden Personen, enthalte ich mich jedes Urteils: man soll nicht aussprechen wollen, was sich jeder denkende Leser selbst sagen kann. Nur an eines sei nochmals erinnert, an die Zeit, die geistige Athmosphäre, in welcher sich diese Fäden spannen und lösten; wer sie vergißt, wird auch kein gerechtes Urteil zu fällen vermögen.

Versäumt.

Sprach heimlich nicht die Liebe
Aus deiner Frage Ton?
Nun du hinweggegangen,
Erwacht mein Herz voll Bangen
Und weiß, es sprach die Liebe
Aus deiner Frage Ton.

Ich sinne deinen Worten,
Den längst verhallten, nach.
Die Schwestern spielen und singen —
In einer Welt voll Klingen
Sinn' ich nur deinen Worten,
Den längst verhallten, nach.

Nun möcht' ich Dir Antwort geben
Mit Herzen, Mund und Hand,
Doch wirst du nicht mehr fragen;
Still muß die Qual ich tragen:
Das Glück trat in mein Leben
Und ich hab's nicht erkannt.

Rosa Rübsaamen.

Digitized by Google

Aus der Jugendzeit.

Eine Skizze

von

Alfred Semerau.

Die Sonne ist gesunken, und die grauen Wolken, die schwerfällig an der Grenze der Erde dahinziehen, sind mit rosigem Goldrand umsäumt. Die Schatten der Dämmerung legen sich über den Hügel da droben und das Waldesdunkel, weiterhin ist es schon so dunkel geworden, daß man nichts von einander scheiden kann. Der Abend kommt näher und näher und hüllt die Felder in feuchten Nebel; der Wind geht leise im Blattwerk und die Töne ziehen klagend durch die Luft wie die Hilferufe gefangener Geister. Die einsame Nacht gewinnt die Herrschaft. Da steigen sie alle herauf, die zarten Gestalten, aus den Birkenstämmen löst sich ein Zug, der Elfenkönig fährt mit seiner Königin im duftenden Blumenwagen und bunte Falter ziehen den fahrenden Thron. Ihm folgt der Troß, die Elfenherren und Fräulein, in den Locken die Tautropfen, die sie aus der Lilie genommen, in der sie bis jetzt geschlummert haben. Denn das Elfenvolk schläft bei Sonnenschein und wischt den Schlaf aus den Träumerangen, wenn der erste Mondstrahl es weckt. Ein Singen und Klingen geht durch die Nacht wie fern verwehender Gesang und tausend feine Stimmen singen von der Pracht ihrer Zauberwelt, die keiner kennt, keiner als das Kind, das in der ersten Sonntagsstunde geboren ist. Leise wallt der Zug durch die weißen Stämme, der Mond leuchtet ihm, und jacht über die Waldwege geht es weiter in die Nacht, bis die weißen wehenden Schleier der Elfenfräulein verschwinden und das Singen und Klingen in der Ferne verhallt. —

In solcher Nacht denkt man an alles, was vergangen und dahingeschwunden in Nacht und Nebel wie der Elfenzug. Die flüchtigen Stunden verlorenen Glückes gehen mit glänzenden Augen vorüber und mahnen an die sonnigen Träume, die das Herz erwärmt haben. Die Geister vergangener Tage steigen empor, klagen und weinen um ihre verschollene Jugend, ziehen traurig davon, immer wieder flehend heben sie die Hände — und ist doch alles vorbei, vorbei, so lange, lange vorbei.

*

Daheim.

„Sie müssen also schon fort? Ist es denn ein wirkliches Muß oder —?“

„Ein wirkliches. Ich bin nun schon zwei Monate hier zu Haus. Ich habe alles gefunden, wie ich es verließ. Dieselben bekannten Gesichter, die kleinen zierlichen Häuschen, die warme, sonnige Luft, gerad wie ich es vor einem Jahre traf. Alles wie einst. Nur meine Mutter ist ein bischen älter geworden und grauer und Sie — Sie sind auch bischen älter und —“

„Auch älter und —“

„Und größer und — — hübscher geworden, Fräulein Lene,“ sagte Robert und sah aufmerksam zu dem jungen Mädchen hinüber.

Die Nachmittagssonne lag auf den Gartenwegen in hellen Fluten und goß durch das Fenster ihren Glanz in das kleine, behagliche Zimmer, das so recht geschaffen war für zwei Menschen, die ungestört plaudern wollen.

Vor ihnen blüten die Rosen und der Wind trug den süßen Duft zu ihnen. In den Beeten reckten alle die bunten, vielfarbigen Kinder des Sommers ihre Köpfchen dem Licht und der Wärme zu. Am Zaun, der das Häuschen von der Straße trennte, wuchsen Himbeersträucher und Johannisbeeren und bildeten zur Reifezeit eine einladende und ergiebige Hecke. Wenn die Beeren rot waren, pflegten bei günstiger Gelegenheit gewandte Jungen über die Hindernisse zu setzen und holten ihren auf diese Weise wohlerworbenen Raub. Das ging aber nur, wenn ein besonders pfiffiges Mitglied dieser Gesellschaft erforscht hatte, daß der alte Herr Erdner auf einem längeren Spaziergange in das Wäldchen

Digitized by Google

begriffen war, das da unten hinter dem Flusse lag. Vor Lene und der alten Rieke fürchteten sie sich nicht.

Die Sonne wanderte mit goldenen Füßen über die Tapetenblumen langsam weiter und hatte nun Lenes Scheitel erreicht. Das dunkelbraune Haar lag in Kränzen um den kleinen Kopf, der für diese Last fast zu zierlich war. In dem schmalen Gesicht lag auf den Backen ein leichtes Rot, das dem ein wenig blassen ein frisches Aussehen gab. Es war wie ein reifer Pfirsich. Die ganze schlanke Figur lag nachlässig in dem breiten Armstuhl und die dünnen Finger ruhten schlaff auf der Lehne. Gerad vor dem offenen Fenster hing ein Käfig im Ständer und drinnen schlief Jakob der Dompfaff seine Nachmittagsruhe. Er saß neben dem Futternapf auf der Rohrstange, den grauen Kopf hatte er matt und schläfrig unter die Federn gesteckt. Robert hatte seinen Stuhl vorgezogen und stützte sich auf das alte kleine Spinett, ein Erbstück aus Großväterzeiten. So hatte er einmal den Vorteil, daß ihn die Sonne nicht fand und dann konnte er besser Lene sehen, die indes das ruhige Beobachten Roberts durchaus nicht nach ihrem Sinn fand.

„Na weiter, Herr Robert, das Schmeicheln verstehen Sie ganz gut. Das hätte ich Ihnen garnicht zugetraut. Solch ernsten Menschen —" sagte sie mutwillig und sah ihn lächelnd an.

„Ich sprach nur die Wahrheit. Sie sind auch hübscher geworden. Sehen Sie, ich kann das auch besser beurteilen, als alle die anderen, weil ich Sie so lange nicht gesehen habe — ein ganzes Jahr lang. Größer sind Sie auch geworden, aber nur ein bischen und ich glaube fast, Sie sind so groß als ich."

„Das wollen wir gleich sehen," sagte Lene und sprang auf. „Nun kommen Sie mal her."

Und sie stellten sich Rücken an Rücken und hielten Kopf an Kopf.

„Aber Sie dürfen mich nicht übervorteilen, Fräulein Lene."

„Aber ich werd' doch nicht!" sagte Lene entrüstet. Robert merkte trotzdem ein heimliches Aufrecken und auf den Zehen Stehen und griff nach Lenes Händen und zog sie von ihrer erschlichenen Höhe.

„Sehn Sie: doch einen halben Kopf kleiner als ich!" Robert sah in den kleinen Spiegel und prüfte die Größe.

„Na ja. Ich hab's bald gewußt," sagte Lene, um doch Recht zu behalten. „Das ist auch gleich. Kommen Sie in den Garten, wir wollen noch bischen gehen. Sie haben doch noch Zeit?"

Ohne Antwort zu erwarten, nahm Lene ihren Strohhut. Dann gingen sie durch den kühlen Flur die drei Stufen der Veranda hinab in den Garten, der sich hinter dem Hause ausbreitete, indes vorn nur ein kleiner Ziergarten seine sorgfältig gepflegten Rabatten zeigte.

Ihre Schatten wanderten gemächlich vor ihnen und so kamen sie an den großen Wallnußbaum, der als einsamer Riese zwischen den Apfel- und Birnbäumen aufragte. Unten an seinem Stamm war eine Holzbank ohne Rücken- und Armstützen und sie setzten sich still neben einander.

Eine wundersame Ruhe war um sie. Die Sonne ging ihre weite Bahn nach Westen, an dem mattblauen Himmel zogen zerstreut wie eine verlaufene Herde kleine rosa Wolken dahin. Der Wind kam leise und spielte in den Wipfeln und Kronen und dann lief er mit schnellen Füßen über das reifende Korn, das hinter dem Garten wogte wie ein weites Goldmeer.

„Nun erzählen Sie von sich, Herr Robert, Sie waren ja so lange nicht daheim und bis jetzt haben Sie mir doch recht wenig erzählt von dem, was Ihnen begegnet ist," sagte Lene und blickte Robert forschend an.

„Im Grunde ist mir wenig, sehr wenig begegnet. Ich meine so im äußeren Leben. Das Innere macht natürlich Wandlungen, allmähliche Wandlungen durch. Da ist man mit einem Mal anders geworden und hat nur wenig davon gemerkt, wie es wurde."

„Ja, man legt das eine alte Kleid nach dem andern ab und steckt sich in neue, nicht wahr? So meinen Sie es doch? Äußerlich haben Sie sich aber gar nicht verändert. Der große Haarwald — so blaß und so ernst! — Wissen Sie, manchmal könnt' ich mich vor Ihnen fürchten. Dann sehen Sie so fragend aus, als wollten Sie was ausforschen."

„Vielleicht will ich das auch." Und Robert sah Lene an.

„Wir wollen gehen," sagte sie endlich leise und gab ihm die kleine Hand.

Sie gingen langsam den schmalen Weg hinunter, den junge Birnbäume umfaßten. Der Weg teilte den Garten und wurde in der Hälfte gekreuzt durch einen andern, der zwischen Hagebutten und Stachelbeersträuchern dahinlief.

Digitized by Google

Hinter dem Zaun, der den Garten umschloß, war freies Feld, es stiegen sanfte Hügel an, die mit dichtem Korn bestanden waren. Ferne, aber deutlich sichtbar, lag eine Mühle, doch ließ sie ihre Flügel ruhen. Es war schon Feierabend und die Arbeit war zu Ende. Das kleine Müllerhaus in der Nähe hob freundlich sein rotes Dach und die blanken Fenster blinkten in der Abendsonne.

„Ihren Vater sah ich auch nicht mehr so oft, wie früher. Er hat wohl viel zu thun?“ fragte Robert.

„Ja, er hat so viel auf seinem alten Kopf,“ sagte Lene bekümmert. „Sie haben es also auch bemerkt? Wenn ich ihn frage, sagt er: ‚Laß mich, Kindchen, es wird mit der Zeit schon besser werden. Es ist manchmal im Leben so' — und streicht mein Gesicht und schickt mich fort. Und dann ist er immer allein mit sich und seinen Sorgen.“

Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Immer wenn Breitenfeld kommt, wird es schlimmer.“

„Breitenfeld, wer ist das?“ fragte Robert.

„Auch einer, mit dem er Geschäfte hat. Er kommt jetzt sehr oft. Macht mir auch den Hof, der alte E —“, aber Lene besann sich noch zur rechten Zeit. „Papa hat fast keinen ruhigen Tag. Was kann ich da machen!“ sagte sie hilflos.

„Es wird schon wieder anders werden,“ tröstete Robert. „Das geht vorbei. Nur Mut!“

„Glauben Sie wirklich?“

„Ja, Fräulein Lene,“ sagte er so recht zuversichtlich.

„Na, dann will ich's glauben. Jetzt erzählen Sie mir mal etwas von sich!“ Sie hing sich in seinen Arm und guckte ihm ins Gesicht.

„Da ist nicht viel zu erzählen. Ich arbeite viel auf der Bibliothek am Vormittag, dann, nachdem ich gegessen und Kaffee getrunken, schreibe ich zu Hause.“

„Was schreiben Sie?“ unterbrach sie ihn.

„Allerlei, an meiner Arbeit und sonst, was man so Gedanken und Einfälle nennt. Sie wissen, ich will das Examen bald machen, das nimmt auch viel Zeit für sich.“

„Das muß schwer sein, nicht wahr? Aber wenn man soviel arbeitet wie Sie! Und Sie sind doch noch so jung“, wandte Lene ein. „Erst vierundzwanzig Jahre.“

„Das ist schon alt genug. Wie alt sind Sie denn, Sie Kiek in die Welt?“

„Oho, neunzehn und im März werd' ich zwanzig“.

Der Abend war näher gekommen. Der Himmel hatte sich in mattes Grau gehüllt und die Sonne verging in rosig schimmernden Fluten. Der Wind strich sachte durch die Wipfel und trug die Töne der Abendglocken herauf von der alten, kleinen Kirche, die unter mächtigen Linden versteckt lag, bald stärker, bald schwächer kam es zu den beiden hinüber.

Sie gingen durch den Garten und an der Pforte zog Lene ihre Hand aus Roberts Arm.

Aus dem Küchenfenster winkte die alte Rieke.

Lene nickte. „Ich komme schon. Aber ich begleite Sie noch ein bischen“.

Sie gingen unter den Ahornbäumen, die vor dem Hause wuchsen, entlang, ohne zu sprechen. Dort wo der Weg hinunter in die kleine Stadt führt, gab sie ihm die Hand: Auf Wiedersehen“ und ging schnell zurück.

„Morgen“ sagte er.

Die Akazien, die die Ahornbäume ablösten, führten allmählich absteigend hinunter, wo zwischen Hügeln die Stadt lag, über welche die erste Dämmerung ihre feinen Schleier legte.

Robert ging langsam weiter, in Sinnen versunken und hätte fast nicht den alten Herrn Erdner gesehen. „Ah Sie, Robert — Herr Dahl,“ verbesserte er sich sofort. „Schönes Wetter heut, nur etwas warm,“ sagte er hastig. Mit ihm kam ein untersetzter älterer Herr mit glattem, rundem Gesicht und funkelnder Brille, der mit gesuchter Einfachheit gekleidet war. „Aber ich will Sie nicht aufhalten, es ist schon spät und wir müssen rechtzeitig heim zum Nachtessen. „Kommen Sie, Herr Breitenfeld.“ Und er grüßte und eilte fort.

Robert wandte sich um und sah den beiden nach. Er schüttelte den Kopf, dann ging er hinab unter den dunkelnden Bäumen und es war schon spät, als er zu seiner Mutter und zu seinen Büchern kam.

*

Im Walde.

„Wissen Sie was das ist, Herr Robert?“ fragte Lene und deutete mit dem Finger auf ihr zierliches Ohr. „Das Summen und Singen im Walde“?

Roberts Blick folgte der weisenden Hand und er sagte mit leisem Lächeln:

„Der Wind erzählt den Bäumen Märchen

Digitized by Google

und wenn ihnen eins besonders gut gefallen hat, gaben sie ihren Beifall kund und murmeln sacht".

Sie gingen zwischen den hohen Tannen und Kiefern auf dem grünen Moose. Die Sonne lag in breiten, goldnen Streifen auf den Waldpfaden.

„Sie haben wohl schon manchmal so ein Märchen gehört, Herr Robert? — Die Tannen sahen zu ernst aus, um Märchen zu hören."

„Ja, Fräulein Lene, die sind aber doch froh, wenn ihnen der lockere Gesell etwas vorplaudert. Das kann man sich auch vorstellen, so auf sich angewiesen zu sein. Da ist es ein wahres Labsal, ein fremdes zu hören."

Lene hatte nickend zugehört. „Sie haben Recht. Ich kann mir das denken und ich habe auch eine gewisse Ähnlichkeit mit solch einsamer Tanne", sagte sie. Robert sah auf ihr Gesicht, ihre Augen gingen auf dem Waldesgrün und sie blickte nicht auf. Sie waren jetzt zu einer kleinen Lichtung gekommen, wo eine junge Tanne hoch in der Mitte, fern den andern, emporragte.

Ein leichter Wind ging über die Kronen und die Wipfel neigten sich zu einander, das Flüstern und Rauschen hob stärker an.

Lene schüttelte den Kopf und fragte: „Was er ihnen wohl vorschwatzen mag. Schade, daß das keiner versteht, es müßte schön zu hören sein."

„Die Dichter können es, die sagen wieder was die Bäume sich erzählen und was der Wind ihnen zugeflüstert hat. Er kommt von weiter Ferne, er sieht alles und hört alles, aber er behält nichts für sich. Er ist eine große Plaudertasche. Er schwatzt davon, was für Freude es ihm gemacht hat, an die hellen Glöckchen zu rühren, die an den Häusern und Türmchen hingen im fernen Osten, wo die Menschen lange Zöpfe tragen und in gelber Seide gehen und die kleinen Füße in Schnabelschuh stecken. Wie sie mit ihren geschlitzten Augen erfreut aufsehen, wenn das feine Klingen durch die Lüfte zieht. Wenn dann die alten Tannen ihm beifällig zugenickt haben, erzählt er von den sanften Menschen, die unter schlanken Palmen wohnen, von den großen, plumpen Elefanten, den bunten Tigern und den fleckigen Schlangen, von dem weiten, mächtigen Fluß, der durch Reisfelder zum Meere zieht, an dessen Ufern die Tempel stehen, wo alle Jahre viel tausend Menschen zusammenströmen und beten."

„Nur die Dichter können wiedergeben, was der Wind dem Wald erzählt. Sie sind ja ein Dichter und ich will Sie krönen." Lene brach von dem Laub hier und da einen Zweig und flocht sie ineinander. „So, jetzt knieen Sie nieder." Und Robert beugte sich nieder und sie setzte ihm den Kranz auf seine langen welligen Haare. Er hielt ihre Hand und küßte sie. Dann erhob er sich rasch.

„So gefallen Sie mir, — aber wir wollen uns eilen und noch tiefer in den Wald laufen, da hinten die Sonnenscheinchen wollen wir fangen", sagte Lene. Sie hielt ihren Hut am Gummiband und flog in ihrem hellen Sommerkleid wie ein weißer Schmetterling zwischen den Bäumen dahin.

„Hei ho, hier bin ich" rief sie zurück und es hallte noch lange nach.

Robert mußte ein tüchtiges Stück laufen, ehe er sie einholte. Da traf er sie mit hastigem Atem und heißen Wangen.

„Sehen Sie, Fräulein Lene, jetzt sind Sie erhitzt und —"

„Vergessen Sie doch einmal, daß ich erwachsen bin und eigentlich nicht laufen, sondern ganz artig gehen sollte. Jetzt geben Sie mir Ihren Arm und schweigen Sie hübsch still, horchen Sie!"

Lene wies auf einen Bach vor ihnen, der mit leisem Plätschern über glatte Kiesel floß. Sie konnten auf den Grund sehen. Sie gingen über die Brücke und Lene stützte sich auf das weiße Birkengeländer.

„Da unten am Bach in der kleinen Moosecke sitzt's sich gar gut. Wenn alles blüht, Veilchen und Anemone und Erdbeere. Und ich kann da träumen, es ist alles so still, als wär ich allein auf der Welt, so ganz mutterseelen allein."

Das letzte Wort kam ganz leise aus Lenes Mund. Robert nahm ihre Hand, aber sie neigte den Kopf tiefer und sagte noch einmal, es war als spräche sie unbewußt: „Mutterseelen allein".

Die Sonne leuchtete rot durch die Bäume und der Wind ging durch den Wald.

„Sie wissen gar nicht, wie gut Sie es haben, Herr Robert. Sie haben eine Mutter. Ich hab ja meinen Vater noch, aber besser, weit besser ist es, doch eine Mutter zu haben, der man all seine Gedanken sagen könnte, was man erlebt, was einem in den Sinn kommt. Mein Vater ist ja gut und lieb, aber ich kann ihm nichts sagen, dann hat er auch so viel zu thun —

Digitized by Google

gerade in letzter Zeit. Er macht so ein sorgenschweres Gesicht, daß ich ihm nicht zur Last fallen will. Wenns zu arg wird, geh' ich zu Ihrer Mutter, die ist immer so freundlich und gütig, als wärs die meine. Ich weiß nicht, was es mit Vater ist. Ich möchte ihm so gerne beistehen, aber —" sie sagte es nicht zu Ende. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Er muß viel zu tragen haben, ich möchte so gerne helfen, ich trüge tapfer mit. Glauben Sie mir." Lene richtete sich in die Höhe wie ein junger Waldbaum und in ihren Augen leuchtete die Siegeszuversicht der Jugend.

„Das glaube ich und ich würde Ihnen tragen helfen, glauben Sie das auch? Glaubst Du das auch, Leuchen?" Und er zog sie zu sich und küßte sie. Dann nahm er die schlanke Gestalt auf die Arme und trug sie mit schnellen Schritten durch den dämmernden Wald.

Lene schlang ihre Arme um seinen Hals und legte den Kopf an seine Schulter. „Bob, mein Bob, Du Lieber" flüsterte sie. „Ich kann Dir keinen Kuß geben, ich muß mir erst den Weg bahnen durch den Urwald" — und sie riß sein Haar zur Seite und küßte ihn. „Was die für Gesichter machen werden, Papa und Rieke. So schnell ist das gekommen, mir ist als wie im Traum. Und ich bin so froh, so froh. Was die nur sagen werden! Und nun hab ich auch wieder eine Mutter, nicht Bob?"

„Ja, Leuchen."

Und er trug sie weiter und sie küßte ihn. „Und Jakob der Dompfaff pfeift Abends immer:

‚Blau blüht ein Blümelein,
Heißet Vergißmeinnicht.'

Alle Abend pfeift ers, dann schläft er ein. Ist das nicht schön. Ob Papa wohl schon zu Haus ist. — — Ich weiß nicht wie mir ist," fing Lene zu seufzen an.

„Aber, mein Herzchen, Du bist nur so aufgeregt. Du mußt doch ruhig werden."

„Ja, ja, ich will schon." Sie strich ihm die Wangen. Nach einer Weile begann sie wieder: „Aber wie er heut fortfuhr, war er so blaß, so blaß und er gab mir die Hand und sagte so ernst und bekümmert: ‚Es wird mir schwer, Du bist doch mein Kind.' Ich nickte und da lächelte er — nein er versuchte zu lächeln: ‚Ich habs ja gewußt, Du bist tapfer'. Wie er nur darauf kam. Ach Bob, ich hab Dich so lieb."

„Und ich Dich auch."

Sie waren bis zum Waldessaum gekommen, da ließ er sie zur Erde. Sie eilten auf der Landstraße weiter, am Wege standen Linden- und Ahornbäume. Vereinzelt lagen die Häuschen da, klein und zierlich.

Sie gingen Hand in Hand. Lene war erregt.

„Nicht wahr, Bob?" fragte sie und drückte seine Hand.

„Was, mein Herz?"

„Es wird doch nichts sein?"

„Aber Leuchen, was soll denn sein? Was fürchtest Du denn?"

„Ach, Bob, so viel Glück kommt nicht allein. Rieke sagt auch: Glück wohnt bei Leide."

„Aber Leuchen, selbst wenns Rieke sagt, ist das doch noch nicht so sicher."

„Wie Du nur bist, Bob."

„Ich bin Dir so gut." Und er küßte sie und sie schauerte leise zusammen, es war, als drücke sie das lastende Glück. Die Häuschen waren hänfiger geworden und die kleinen Vorgärten zeigten ihren bunten Schmuck. Endlich waren sie daheim.

Der Himmel war klar über die Erde ausgespannt und keine Wolke am Horizont, nur der Mond zeigte seine matte, silberne Scheibe. Der Wind kam über die Felder und strich über die Wipfel.

„Da steht Rieke, sie schaut nach mir aus," schrie Lene und riß ihre Hand aus Roberts Fingern. Sie lief vor ihm und er konnte ihr kaum folgen. In der Gartenthür stand die alte Dienstmagd. Lene stürmte auf sie zu: „Was giebts? Ist Vater schon da?"

„Seit einer Stunde, oben in seiner Stube. Sie möchten gleich zu ihm kommen."

„Siehst Du, Bob, ich habs geahnt. Leb' wohl, auf Wiedersehn morgen."

Sie eilte die Stufen empor. In der Thür drehte sie sich um und grüßte noch zurück. Sie konnte ihn vor Thränen fast nicht sehen.

„Leb wohl, Bob."

Dann kam sie mit einemmal wieder herunter geflogen und drückte ihn an sich und küßte ihn, daß ihm der Atem schwand. Dann war sie verschwunden.

„Was giebts denn da oben, Rieke?"

„Weiß nicht, Herr Robert", sagte Rieke, die kein großes Erstaunen über Lenes Betragen zeigte. „Wohl Geschäfte. Gutes nicht viel, der Herr sieht zum Erbarmen aus."

*

Digitized by Google

Vergiß nicht mein.

„Aber Robert, was ist Dir? Diese Unruhe bin ich ja gar nicht an meinem ruhigen Jungen gewöhnt. Schon seit gestern Abend bist Du so. Was ist Dir, mein Sohn?“

Die alte Dame stand vom Kaffeetische auf und ging langsam zum Fenster, wo Robert stand und auf die Landstraße blickte. Kein Mensch war draußen und die Sonne lag auf allen Wegen. Roberts Augen suchten unstät umher; keiner kam, der ihm Botschaft gebracht hätte. Und es war doch schon so lange her, daß er Lene gesehen. Er ging im Zimmer auf und ab mit gesenktem Kopf. Er trank wohl auch etwas, aber nur um sich die Zeit zu vertreiben. „Du gefällst mir nicht mehr,“ sagte die Mutter. „Robert, Du hast Geheimnisse vor mir. Glaubst Du, ich könnte keine bewahren? Ich hab doch sonst wenig ausgeplaudert.“ Sie blickte ihn seitwärts an und schüttelte den Kopf.

Robert versuchte zu lächeln: „Aber Mama, welche Geheimnisse sollte ich wohl haben!“

„Nun, ich will Dich nicht zwingen, ich weiß, Du kommst allein, ist es Not“, sagte Frau Dahl. „Was machen Erdners?“ fuhr sie fort, „weshalb kommt Leuchen nicht öfter zu mir? Aber die Jugend findet am Alter wenig Vergnügen.“

„Wie kannst Du nur sprechen, worau Du doch selbst nicht glaubst. Du weißt doch, wie Leuchen Dir zugethan ist.“

„Ja, Leuchen ist ein liebes Mädchen, dem ich von Herzen alles Glück wünsche, so viel ein Mensch wohl erreichen mag, doch oft dünkt unserm Herrgott das geringste zu viel“, sagte die Mutter seufzend.

Robert setzte sich zu ihr auf das braune Sopha und griff nach ihrer Hand: „Würdest Du Deinen Jungen recht glücklich, so in tiefstem Herzen froh sehen wollen?“

„Wie kannst Du nur fragen?“ erwiderte Frau Dahl und strich über sein Haar.

„Nun, Mutter —“ Die Klingel schrillte durch die einsame Ruhe und Robert erhob sich hastig: „Laß mich sehn, wer da ist“ und eilte hinaus. Das Mädchen kam ihm schon entgegen und gab ihm einen schmalen Brief. Robert riß den Umschlag ab und las. „Mutterchen, ich muß gleich zu Erdners. Lene hat mir geschrieben, adieu, ich komme bald.“ Über das Gesicht der Frau Dahl ging ein leises Lächeln: „Das ist das Geheimnis,“ sprach sie vor sich hin.

Sie trat ans Fenster und sah ihrem Sohn nach, der mit schnellen Füßen dahineilte. — So lang wie jetzt war Robert der Weg noch nie vorgekommen. Endlich sah er das Haus. Es lag in der Stille, als gäb es keine Welt mit rastlosem Jagen und lärmendem Treiben. Er öffnete schnell die Gartenpforte und stieg die Stufen der Veranda empor in den Flur. Rieke kam ihm entgegen. „Wo ist Lene?“ fragte er, ohne Guten Tag zu bieten. — „In ihrem Zimmer“, versetzte die Alte bekümmert. „Das Kind ist krank, Herr Robert. So blaß, als läge sie im Sarge und war gestern noch so frisch.“

Das Letzte hörte Robert gar nicht mehr. Er klopfte an Lenes Stube. Es blieb still. Er klopfte wieder. Nichts gab Antwort. Da trat er ein. Lene stand am offenen Fenster und blickte hinaus. Sie war dunkel gekleidet und ihre Gestalt hob sich scharf von dem hellen Hintergrunde ab. Auf dem Tisch lagen verstreut rote Rosen. Jakob der Dompfaff saß ruhig in seinem Käfig im tiefsten Frieden. Die Sonne ging mählich zur Küste und Lene nickte ihr zu, als sende sie ihr letzte Grüße.

„Da bin ich“, sagte Robert leise, als fürchte er, sie zu stören.

„Da bist Du“, sagte Lene und gab ihm die Hand. Er zog sie zu sich und küßte ihren Mund: „Aber Du hast ja Thränen in den Augen, die muß ich fortküssen.“ Und er küßte ihre Augen.

„Ich habe von vielen Perlen geträumt, die hatte ich alle in eine Schale gesammelt. Das war vor Tagen. Und neulich träumte mir wieder, die Schale zerbräche und alle Perlen rollten zur Erde, ein Bach von Perlen, und wurden zu Wasser und wogten um mich und rissen mich fort. Und der Wind riß von den Bäumen Blätter, gelbe und rote, und warf sie hinab und ich mußte hinab, hinab — Es war ein arger Traum.“ Er fühlte, wie sie zitterte.

„Wie bleich Du bist. Du bist krank, mein Herz.“

Er führte sie sanft zum Sopha und wartete, daß sie spräche. — — —

„Wie das bald welkt, wenn es aus seinem Erdreich genommen wird“, sagte sie und nahm eine Rose. Dann legte sie wieder die Blumen hin und einige Blätter lösten sich aus der Blüte.

„Ich bin doch nicht so tapfer, sieh, ich hab' nicht den Mut zu sprechen und doch muß ich.“

Sie sah vor sich hin, immer auf einen Punkt.

„Was würdest Du machen, wenn Deine Mutter alles verlieren würde? Du würdest doch

Digitized by Google

thun alles, was in Deiner Macht steht, wenn Du ihr helfen könntest?"

Robert nickte.

„Ich weiß das ja. Es ist Kindespflicht." sagte Lene fest. „Gieb mir Deine Hand, Bob, und bleib ruhig. Du siehst, ich bin ja auch ruhig." Und sie hielt seine Hand, er fühlte, wie ihre kleinen Finger bebten. „Gestern Abend, als ich nach Haus kam, ging ich gleich zu meinem Vater. Ich erschrak bei seinem Anblick, er war fast weiß geworden. ‚Mein Kind', sagte er zu mir, ‚mein armes Kind' und hielt mich, wie ich Dich halte. Dann erzählte er mir seine Sorgen, der alte Mann. Er hat Unglück gehabt, viel Unglück. Er hat Bürgschaft geleistet, hohe Summen, Wechsel ausgestellt, die alle in die Hände eines einzigen Mannes gekommen sind, des Herrn Breitenfeld. Papa kann sie nicht einlösen, er ist bankrott."

„Das ist sehr traurig, Lenchen, aber doch nicht das Schlimmste. Wir können helfen, Mutter und ich."

„Ich bin noch nicht am Ende. Um sich zu erhalten und in dem Glauben, es würde sich alles bald bessern, fälschte er Wechsel und auch diese Wechsel hat Breitenfeld. Jetzt hat er die Maske fallen gelassen, der alte Heuchler, er droht, das Gericht werde einschreiten, aber er will Abstand nehmen, wenn —"

„Wenn" fragte Robert atemlos.

Lene hielt seine Hand. „Bob, mein Bob, wenn — ich seine Frau werde. Vater fragte mich, ob ich ihn vor Schande schützen wolle, bat mich mit flehenden Augen und ich durfte ihm nichts von uns sagen, von unserm Glück. Das hätte ihm den Tod gebracht. Ich schwieg. Da sagte er: „Du bist mein tapfres Kind" und da — sagte ich ja."

„Aber Bob, mein Einziger, was ist Dir?" schrie Lene und sank wieder vor ihm. Sie hob seinen Kopf. Robert sah aus, wie Einer, dessen Gedanken sich verwirrt haben.

„Bob, mein Bob" schluchzte Lene, er strich ihr unablässig über ihr Haar, „sieh mich doch an, sprich doch ein Wort!" bat sie.

Er wandte seine Augen auf sie, aber sie gingen weit in die Ferne. Und stoßweise kamen Worte aus seinem Munde und rangen sich mit Mühe los: „Es war zu viel für mich, viel zu viel."

Lene stand auf: „Bob, Du weißt, mein Herz bleibt bei Dir."

„Was soll ich, wenn ich Dich nicht habe, was soll ich thun", fragte er hilflos.

„O Bob, mein Herz ist so thränenschwer, ich habe die ganze Nacht geweint."

Robert trat ans Fenster und sah hinaus. Er faltete die Hände um das Kreuz.

Da fühlte er sich umschlungen und er wandte sich hastig um und drückte Lene an sich, als wolle er sie nimmer freigeben. Er küßte ihre Augen, aus denen die Thränen rannen, ihren Mund, das Haar und die Hände. Und küßte sie wieder und wieder.

Endlich machte Lene sich frei. „Bob, nun der Abschied, laß ihn uns leicht machen, er wird uns ja doch so schwer."

Sie küßte ihn innig: „Leb wohl, mein Bob, leb wohl und — und denk nicht zu oft an mich", schluchzte sie. Ihre Kraft war zu Ende. „Nun geh."

Und Robert nahm den Hut und ging wie einer, der keine Eile hat, zum Ziel zu kommen.

Die ersten Schatten der Dämmerung sanken auf den Garten. Die Sonne im Westen zerfloß in roten Gluten. Die Bäume rauschten leise im Winde und die Blätter wisperten einander wundersam zu, ein warmer Luftstrom kam durch das Fenster und brachte den süßen Duft der Rosen herein. Es ward dunkler und die Schleier der Dämmerung flossen nieder, daß alles verschwamm. Der Dompfaff reckte müde das Köpfchen aus den grauen Flügeln und wie im Traum leise pfiff er:

„Blau blüht ein Blümelein,
Heißet Vergißmeinnein."

Die Kranke.

Ich bin so krank, kommt Niemand,
Mich mir zu fragen?
Ich sehne mich nach Jemand,
Dem ich kann klagen,
Was mir in heißen Nächten
Den Schlaf vertreibt,
Was mir an stillen Tagen
Das Hirn zerreibt.

Wenn doch nur Einer käme,
Die Hand mir reichen,
Ich würde sie umklammern,
Er dürft' nicht weichen.
Ich wär mit meinen Träumen
Nicht mehr allein.
Die Sonne müßte scheinen
Und Frühling sein.

Fr. Linder

Digitized by Google

Aus dem XVIII. Jahrhundert.

Ungedruckte Briefe und Gedichte.

IV.

H. Chr. Boie. Wilh. Heinse. Chr. L. Heyne (Anton Wall). Chr. A. Tiedge. J. Fr. Schink. Fr. Chr. Schlenkert. Gottl. von Leon. A. F. Langbein. K. L. Reinhold. J. P. Hebel. Fr. von Matthisson. J. Chr. Fr. Haug. Johannes Falk.

Der folgende Brief stammt von einem feinen und liebenswürdigen Manne, der, als Dichter nicht unbedeutend, als Redakteur wohl der beste war, der im Deutschland des XVIII. Jahrhunderts wirkte, von Heinr. Christ. Boie, dem Herausgeber des „Teutschen Museums" (geb. 1744), der seit 1781 als Landvogt zu Meldorf im Holsteinischen lebte. Er schreibt an Göschen:

„Meldorf, 23. April 1792.

Um Verzeihung, lieber H. Göschen, daß ich Ihnen so lange geschwiegen habe. Nicht die Auszahlung Ihres Saldo aus unserer bisherigen Rechnung, die ich Ihnen ohnehin erst in der Meße zugedacht hatte, war Schuld daran, sondern — Sie kennen das alles, was einen bei dem besten Willen abhalten kan, einem Freunde zu schreiben, was soll ich Ihnen weitläufig vorerzählen! H. Bohn hat versprochen Ihnen die Zahlung der 34 Rthlr. 9 Grosch. mit beigehendem Briefe zu leisten.

Seitdem ich mich nicht mehr mit der Litteratur beschäftige, pflanze und beschneide ich in meinem Garten und Gewächshaus, wenn ich mich an meinen Akten blind und ungeduldig gelesen habe, und befinde mich dabei so übel nicht. Doch lese ich noch immer. Auch mitunter etwas zum bloßen Zeitvertreibe. Sie werden daher so gut sein dem Herrn Bohn die zwei letzten Stücke der blauen Bibliothek zuzustellen, die mir aus dem zweiten Jahrgang noch zukommen.

Welche Ereignisse in der politischen Welt, seitdem wir uns nicht geschrieben haben! Vermuthlich wird sich Denk- und Preßfreiheit unter Franz noch beßer befinden, als unter Leopold, da dieser mehr nach Josephs Grundsätzen regieren zu wollen scheint.

Der größte Beschützer der Denk- und Preßfreiheit unter uns ist der vortreffliche Prinz von Augustenburg, den Ihr Leipzig gebildet hat.

Leben Sie wohl und seien meiner fort dauernden Achtung und Freundschaft gewiß.

H. C. Boie."

Nie hat sich eine politische Prophezeiung so wenig erfüllt, als die des sonst so scharfblickenden Publizisten: Kaiser Franz war auch politisch der verkörperte Gegensatz zu den Ideen seines großen Oheims. Wie Boie zu seinem Irrtum kam, ist gleichwohl nicht unbegreiflich; ähnliche Hoffnungen wurden auf Franz II. damals, in den Flitterwochen seiner Regierung, vielfach gesetzt.

Wilhelm Heinse (geb. 1749), durch die Schlüpfrigkeit seiner Romane ebenso berüchtigt, wie durch sein Kunstverständnis berühmt, ist in der kleinen Sammlung durch einen Brief vertreten, der sich auf seinen, 1796 veröffentlichten Roman: „Hildegard von Hohenthal" bezieht:

„Wohlgeborener

Hochzuehrender Herr,

Eh ich die Musik zur Hildegard herausgeben kann, muß ich in eine Gegend am Niederrhein reisen, aus welcher der größte Theil derselben mit andern Sachen an verschiedene Orte in Sicherheit gebracht worden ist. Noch sind die Franzosen dort, und werden auch bis zum Frieden mit dem Reiche dort bleiben. Es hat mir sehr leid gethan, daß ich nicht einmal die Beispiele zu dem Abschnitt über den Ausdruck der Accorde dem dritten Band sogleich beifügen konnte. Ich wählte deswegen die nothwendigen aus Glucks bekanntesten Werken.

Da der Friede sich verzögert, so werd ich wahrscheinlich nicht eher als im Herbst oder zu Anfang des Winters die Reise machen können. Aber alsdann ist auch alles bald geschehen.

Mit der Musik von Maß soll der Anfang gemacht werden. Die wenig bekannten Scenen von Traetta und Jomelli folgen.

Über die Art der Herausgabe bin ich noch nicht entschieden; ich werde aber gewiß nicht vergeßen, sie Ihnen zu melden.

Die Beschreibung von der Aufführung und Wirkung der Musik Lockmanns ist, um junge Tonkünstler anzufeuern, und die Leser in der Einbildung in die Opernhäuser Italiens zu versetzen. Ich werde davon nichts herausgeben. Es freut mich und mein Zweck ist erreicht, wenn Ihnen und andern Kennern Hildegard einige

Digitized by Google

angenehme Stunden gemacht hat, und überhaupt das Verlangen bei den Deutschen dadurch reger geworden ist, die Musik auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Berlin zeichnete sich unter den Städten unsers Vaterlandes schon vorzüglich darin aus.

Ich bin mit der größten Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener

Heinse.

Aschaffenburg, den 27. July 1797."

Einen wehmüthigen Eindruck macht der folgende Brief; es ist der Versuch eines armen Gestrandeten, irgendwo eine sichere Zufluchtsstätte zu finden. Chr. Leberecht Heyne (geb. 1751) hatte als junger Mann unter dem Pseudonym Anton Wall durch Gedichte, Lustspiele und Erzählungen rasch eine Stellung in der Litteratur gewonnen und durch Vielschreiberei, aber auch durch Krankheit, die seine Kräfte lähmte, ebenso rasch wieder verloren; er war, was seine Schicksale betrifft, eine Art Sacher-Masoch des XVIII. Jahrhunderts. Da es mit der Produktion nicht mehr ging, so suchte er sich als Übersetzer durchzubringen und schrieb demgemäß an die Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig:

„Hochwohlgebohrener Herr,

Insonders hochgeehrtester Herr,

Da ich nach einer völligen litterarischen Unthätigkeit von mehreren Jahren, die mir meine Gesundheits-Umstände und das damit verbundene Mißtrauen in meine Kräfte nothwendig machten, seit einiger Zeit wiederum so viel Muth gefaßt habe, daß ich mir getraue Übersetzungen aus dem Französischen unternehmen zu können: so nehme ich mir hiermit die Freyheit bei Ew. Hochwohlgebohren ergebenst anzufragen, ob Sie Sich wohl getrauen, mir eine Arbeit dieser Art im Nahmen der von Ihnen verwaltenden Handlung anzuvertrauen. Ich würde fürs erste um eine Beschäftigung von nicht allzulangem Athem bitten, würde um eine nicht zu enge Frist, und um das Mittel-Honorarium solcher Übersetzer, die das Publicum, ihren Verleger und sich selbst achten, anhalten und übrigens die Bekanntmachung meines Namens, dagegen auch allen Vorschuß verbitten. Das brauche ich wohl nicht hinzuzusetzen, daß ich nicht anders, als mit Censur schreibe, und daß ich mit verfänglichen Werken mich nicht befasse.

Haben Sie die Güte, mich mit einigen Zeilen Antwort baldigst zu beehren, und wenn Sie etwas für mich wählen, auf den Geist meiner Bagatellen, wenn Sie diese kennen. Rücksicht zu nehmen. Ich bin in Erwartung Ihrer ge. neigten Antwort Ew. Hochwohlgebohren

ergebenster Diener

Heyne, genannt Anton Wall.

Kloster Geringswalde, den 31. Octbr. 1797.

N-S.: Ich habe seit meiner Krankheit noch niemanden Anträge gethan, und Ihre Buchhandlung ist die erste, an die ich mich wende."

Ob der Brief von Erfolg war, wissen wir nicht; in den letzten Jahren seines Lebens brachte sich Heyne Wall als Lehrer fort.

Äußerlich in ganz anderer Lage, in behaglicher Lebensstellung, aber doch auch ein Mann, der nach großen Erfolgen nun die Vernachlässigung der Welt zu spüren bekam, so war Christoph August Tiedge (geb. 1752), als er, ein 76jähriger Greis, fast zaghaft an den Verleger des Taschenbuchs „Minerva" schrieb:

„Dresden den 5. März 1828.

Hochverehrter Freund,

Es ist sehr lange, daß ich mit Ihnen litterarisch nicht verkehrt habe. Jetzt finde ich mich zu einem solchen Verkehr mit Ihnen veranlaßt. Ich habe nämlich ein größeres Gedicht geschrieben, betitelt Wanderungen durch den Markt des Lebens in Vier Büchern. Das vierte Buch dieses Gedichtes heißt Wanderung durch den Markt des Ruhmes. Der Inhalt dieses Abschnittes scheint mir ein Wort zu seiner Zeit zu sein. Ich würde wünschen, daß Sie diesen Abschnitt, der ein für sich bestehendes Ganze bildet, in Ihre Minerva aufzunehmen geneigt sein mögten, wenn Sie finden sollten, daß ein solcher Beitrag für Ihr Institut, dessen Tendenz und Umfang ich jetzt nicht kenne, geeignet sey. Es würde freilich nach meiner Berechnung, wenn Ihre Minerva noch dasselbe Format, wie sonst hat, drei, höchstens drei ein Viertel Bogen betragen. Ich habe in jenem Fragmente dem guten Tischbein ein kleines Denkmal gesetzt, welches ich Ihnen als eine Probe hier beilege, mit der Bitte, solches Niemandem weiter zu zeigen, darin vertraue ich ganz Ihrer mir wohlbekannten Redlichkeit. Sollte mein Antrag für Sie nicht annehmlich seyn, so bitte ich Sie, mir die beigefügte Probe möglichst bald wieder zuzusenden.

Vielleicht nähme es wol Ihr Herr Sohn auf, dessen Taschenbuch ein angehendes ist und noch keine so feste Form als das Ihrige angenommen hat.

Sehnlich harre ich auf eine baldige Antwort.

Und nun leben Sie wohl, mein lieber Freund!

Ihr

Tiedge."

Der Antrag wurde angenommen; die „Wanderungen durch den Markt des Lebens" erschienen zuerst in der „Minerva" für 1829.

Ist der Name des Dichters der „Urania" auch heute noch nicht ganz verschollen, so ist hingegen Johann Friedrich Schink (geb. 1755) jetzt wohl nur noch den berufsmäßigen Kennern unserer

Digitized by Google

Litteratur bekannt. Und doch hatte er, dessen Talent Bürger und Göcking freudig erkannt, Zeiten, wo seine Stücke auf den meisten Bühnen heimisch, seine satirischen Erzählungen und Gedichte in Aller Hände waren. Als Dramaturg in Berlin, dann in Hannover, schließlich in Wien thätig, hatte er von dort aus bei Goeschen in Leipzig den ersten Teil seiner satirischen Schrift: „Das Theater zu Abdera" erscheinen lassen; das Manuskript des zweiten Teils blieb er zunächst dem Verleger schuldig. Nachdem direkte Mahnungen und solche durch Mittelspersonen vergeblich geblieben, schrieb Goeschen einen offenbar sehr deutlichen Brief, auf den Schink in folgender, sehr charakteristischer Weise erwiderte:

„Wien, den 5. Januar 1788.

Eben erhalt' ich durch Paul **Malvieux** Ihren Brief vom 20. Dezember vorigen Jahres. Ihr Kopf, mein guter Göschen, war sehr warm, als Sie Ihren Brief schrieben, und deswegen verzeih ich Ihnen den sonderbaren Ton, der darin herrscht. Es ist nicht meine Schuld, daß ich Ihres Freundes, **La Garde**, Brief unbeantwortet ließ, da Stahel vergessen hatte, mir ihn zu geben. Seinen zweiten, den ich bekam, hab' ich auf der Stelle beantwortet. Übrigens ist ein Werk des Witzes und der Laune kein Schuh und kein Kleid, das man machen kann, wanns bestellt wird. Man kann zu allen Zeiten Schuh und Kleider ausbessern, Waaren abschneiden und Contos abschreiben, aber Darstellung von Schönheit und Laster läßt sich nicht zu jeder Zeit und Stunde erzwingen. Sie sollten das nicht erst von mir hören — wissen es auch ohne mich, daß ein Autor kein Tagelöhner und kein Handwerker ist, den man dingt und bey dem man bestellt und er muß seine Schuldigkeit thun. Daß ich nicht faul bin, daß ich arbeite wie ein Mann, das können Ihnen alle meine Freunde bezeugen. Aber man kann seine Phantasie und seinen Witz nicht dressiren, wie ein Pferd, daß sie springen müssen, wie man will. Rezensiren, raisonniren und theologisiren, das kann und will ich immer, aber nicht immer poetisch darstellen. Kömmt aber Zeit und Laune dazu, nun so gehts auch desto besser. Diese Zeit muß' ich abwarten. Ich wollte den Sommer über mit **Gewalt** diese Arbeiten fortsetzen und schrieb das dritte Buch, aber als ich es im September durchlaß, so gefiel es mir so gut, daß ich es ganz von neuem wieder umarbeitete. So geht es mit allen Zwangsprodukten. Daß ich übrigens gern Geld verdiene, das wissen Sie, nur mag' ich es nicht auf Kosten meines kleinen Ruhms verdienen, den ich, wie mir Privatbriefe aus Kurland, Hamburg, Kiel, Berlin, Braunschweig und Königsberg versichern, mit meinem ersten Theil erhalten habe. Ihrem Freunde hab' ich versprochen zu thun, was ich als ehrlicher Mann kann, denn noch einmahl, ich habe nicht gefaullenzt. Ich hoffe daher auch, Sie werden sich den schneidenden Ton leid seyn lassen, dessen Sie sich, ein wenig gar zu **cavallierement**, gegen mich bedient haben. Ich wenigstens würde mir gegen einen Freund, der mir wert ist, wie so etwas erlaubt haben. Guter Göschen, thun Sie das nicht wieder. Einem Menschen, den Sie achten, darum mit Verlust Ihrer Freundschaft zu **drohen**, weil er einen Brief nicht beantwortet, den er nicht erhalten hat, oder seinen Witz nicht, wie ein Schuster seinen Schuh, behandeln kann, ist doch ein wenig **übereilt**. Auch ich, mein lieber Göschen, lege **Wert** auf meine Freundschaft, und möchte sie auch dem größten Menschen nicht **aufdrängen**. Und gottlob, es giebt noch manchen edlen und großen Mann, dem meine Freundschaft nicht so **gleichgültig** ist, daß er sie, um das erste Mißverständniß von sich wirft, als ob sie faules Obst wäre. Eine so verlegene Waare ist meine Freundschaft nicht, das werd ich wenigstens so lange glauben, so lang ich weiß, daß Bürger, Göcking, Engel, Selle, Nicolai meine Freunde sind, und Eschenburg, Campe, Klopstock und Lichtenberg mich schätzen, so lange mir Menschen, wie Friedrich Sufemihl, Hilchenbach, Hornbostel die unläugbarsten Beweise ihrer Liebe und Achtung geben. Schink."

Auf der letzten Seite des Briefs steht von Goeschens Hand vermerkt:

„Ich habe auf diesen Brief nichts weiter ge antwortet als: Hätten Sie diesen Brief wohl damals an mich geschrieben, als ich wegen Ihres **Mspts.** bemüht war? Ich weiß, daß der Witz kein Leder und der Schriftsteller kein Schuhmacher ist; aber Wort halten muß der Schriftsteller wie der Schuster. Hierin sind beyde gleich und weder Witz noch Leder kann irgend einen davon los sprechen. Goeschen."

Auch der Romanschreiber und Dramatiker Friedrich Christian Schlenkert (geb. 8. Februar 1757) war ein seinerzeit vielgelesener Schriftsteller; der folgende Brief zeigt ihn als recht kuriosen Geschäftsmann. Der Brief ist an einen Verleger gerichtet, den er um einen Vorschuß in Form eines — Damen-Negligees anspricht und lautet:

„P. P.

Meinem Weiblein, das sich Ihnen beider seits, bekannt und unbekannt, beiens empfehlen läßt, wäßert das Mündlein beute noch über die Beschreibung, die ich ihr gestern von einem allerliebsten Negligée gemacht habe. Darum bitte ich des freundlichsten, mir einen oder etliche solcher Dinger zur Ansicht und Auswahl zu schicken.

Die Ider, die ich Ihnen gestern vertraute, werde ich, jedoch mit Ausdehnung auf Cranzens

Digitized by Google

Herrlichkeit, womöglich noch in diesen Tagen zu realisiren anfangen. Werden wir einig, so rechnen wir das Kleidchen auf's Honorar ab. Vor der Hand aber und überhaupt von dieser Geschichte tiefstes Schweigen. Ich habe noch das Vergnügen, Sie mündlich zu sprechen, denn unter acht Tagen werde ich wohl nicht heimkehren.

Ihr ergebener Freund

d. 10. Juni 91. Schlenkert."

Hingegen führt uns der folgende Brief wieder in feinste Gesellschaft, sogar mittelbar in Hofkreise. Sein Verfasser, Gottlieb von Leon (geb. 16. April 1757), war ein feinerzeit geschätzter Lyriker und Kustos der Wiener Hofbibliothek. Der Brief sollte seinem jungen Freunde Deinhardstein zur Erfüllung eines heißen Wunsches verhelfen; er lautet:

„Verehrtester Herr und Freund!

Ich nehme mir die Ehre, Sie mit Herrn von Deinhardstein, Professor der Aesthetik am Kk. Theresianum, einem unserer beliebtesten vaterländischen Dichter, in Bekanntschaft zu setzen. Er hat nun eben vor, eine Sammlung seiner sowohl im In- und Auslande mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen Theaterstücke herauszugeben, und wünscht dieselben zum Beweis seiner tiefen Verehrung der allverehrten Gemahlin unseres trefflichen Erzherzogs Karl K.K. Hoheit zu widmen. Da ich bereits von Ihrer Güte und Gefälligkeit gegen mich überzeugt bin, so ersuche ich Sie inständigst, meinem Freunde die Wege und Mittel anzuweisen, wodurch er sich schmeicheln dürfte, seinen schönen Wunsch erfüllt zu sehen. Ich erbiethe mich für einen solchen Freundschaftsdienst zu jeder möglichen Erwiederung und verharre voll aufrichtigster Hochachtung

Am 14. Julius 1825 Ihr ergebenster

in der Kk. Hofbibliothek. Gottlieb v. Leon.

An des

Herrn von Seugel Wohlgeboren

Bibliothekar bey Sr. K. K. Hoheit des Erzherzogs

Karl

zur gütigen Aufnahme."

Ob Deinhardstein diesmal sein erhofftes Ziel erreicht, wissen wir nicht zu sagen, aber in der Folge hat er seine Bücher sehr oft höchsten und allerhöchsten Herrschaften widmen dürfen. Dieser Zug seines Wesens, das Haschen nach vornehmen Beziehungen, war zweifellos ein Schade für sein Talent; ob es für den Menschen ein Glück oder ein Unglück war, ist nicht leicht zu entscheiden. Denn allerdings kam er dadurch als Dichter zu geringerer Bedeutung und Wirkung, als sie ihm seine Begabung sonst hätte erkämpfen können, aber er fühlte sich im Besitz seiner Titel und Orden so wohl, wie ihn vielleicht auch größerer Ruhm nicht hätte machen können, und dankte seiner Loyalität seine ganze, schließlich allerdings nicht eben glänzende Existenz. Der Mann, der einst auf Grund juristischer Studien Professor der Aesthetik, dann Herausgeber der „Wiener Jahrbücher", schließlich Direktor des Wiener Burgtheaters geworden, mußte schließlich, als der Sturm von 1848 seine Gönner hinweggefegt, zufrieden sein, als er einen kleinen Posten bei der Theater-Zensur fand.

Auch A. F. Langbein (geb. 6. September 1757) mußte schließlich mit diesem Amt vorlieb nehmen; der folgende Brief an Deinhardstein stammt aus seinem 76. Lebensjahre:

„Hochwohlgeborener Herr,

Hochverehrter Herr Professor,

Empfangen Sie meinen innigsten Dank, daß Sie die Ihnen empfohlene Künstlerin, die gute Fournier, bei ihrer Gastreise nach Wien so wohlwollend aufgenommen, und wahrscheinlich zu ihrer vortheilhaften Anstellung bei dem Hofburgtheater freundlich mitgewirkt haben. Schenken Sie ihr ferner Ihre theilnehmende Gewogenheit! Sie ist der Achtung edler Menschen vollkommen werth.

Als Sie mich vor einigen Jahren der Ehre Ihres Besuches würdigten, sprach ich mit Ihnen über eine Ausgabe meiner sämmtlichen Schriften, worüber ich damals mit der Hilscher'schen Buchhandlung zu Dresden in Unterhandlung stand. Sie gerieth aber bald darauf in Verfall und konnte den Vertrag nicht erfüllen. Seitdem habe ich bei mehreren Buchhandlungen vergebens nachgefragt. Jetzt versuche ich es bei der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden. Sollte sie darauf eingehen und den Weg der Unterzeichnung wählen, so erlaube ich mir die gehorsamste Bitte, auch in Wien einige mir geneigte Personen zur Theilnahme einzuladen.

Leben Sie wohl, und gehen Sie in Ihrer dramatischen Laufbahn rüstig fort! Jung und voll Geisteskraft werden Sie Ihr Haupt bald reich mit Lorbeern schmücken.

Mit aufrichtigster Verehrung

Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster Diener

Berlin, den 30. Januar 1833. A. F. Langbein."

Langbeins sämtliche Schriften sind erst nach seinem Tode, von 1835 ab, erschienen. Ihr Erscheinen gesichert zu sehen, war die letzte Freude seines Lebens, auf die er kaum mehr zu hoffen gewagt.

Auch der folgende Brief ist der eines müden Mannes, den die Welt vergessen und der sich dagegen stemmt, soweit ihm noch die Kraft reicht. Es ist Karl Ludwig Reinhold (geb. 1758), der Philosoph:

„Kiel, 2. Apr. 1812.

Als einer Ihrer älteren Verehrer, ehemaliger Collegen, und treuen Mitarbeiter erscheine ich

Digitized by Google

um der Bitte vor Ihnen: sich weder durch Ihre eigenen Wahrnehmungen meines bisherigen vergeblichen speculativen Strebens, noch durch den Bericht, den die Recension des V. und VI. Heftes meiner Beyträge N. 133. 7. Nov. 1789 von der Dunkelheit, Trockenheit, Einförmigkeit, Unverständlichkeit und Unverhändigkeit meiner Philosophene abgestattet hat, abhalten zu lassen, den Vorbericht zu der eben die Presse verlassenden Grundlegung einer Synonymik für den allg. Sprachgebrauch in der Philosophie — Ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen. Sie werden keine Fortsetzung des nicht angenehmen Schauspieles des philosophischen Sisyphus das ich bisher zum allgemeinen Überdruß aufgeführt habe, wiederfinden, und so unglaublich es Ihnen nach meinen bisherigen vergeblichen Steinwälzen scheinen muß, werden Sie aus dem besagten Steine ein Schärflein zu einem haltbaren Fundamente geworden, und dasselbe auf einen festen Grund und Boden ruhend finden. An Mängeln und Fehlern wird es freylich auch diesem Versuche, unter andern auch schon darum nicht fehlen können, weil derselbe bisher wirklich noch ein völlig Unversuchter ist. Ich habe ihn nach einer dritthalbjährigen Bearbeitung itzt dem Drucke übergeben, weil ich glaube, daß wenigstens die Hauptidee unverkennbar aus der Darstellung hervorgehen wird, und weil ich wünsche, durch belehrende Beurtheilungen in den Stand gesetzt zu werden, noch vor dem für mich wahrscheinlich nahen Thorschlusse hienieden, etwas zur Verbesserung des Versuches thun zu können. Versehren und verschollen, wie ich schon eine geraume Zeit und nicht ganz unverdient bey unserm immer kleiner werdenden philosophischen Publikum bin, besonders seit dem nach der Sprache der modernen Seher des absolut-Absoluten, meine Dummheit, geschwängert durch Bardeles Narrheit, das Mondkalb, der rationele Realismus genannt, gebohren hat, darf ich nicht hoffen, daß meine Synonymik Leser finden wird. Wenn dieselbe nicht etwa durch kritische Journale wie die A. L. Z. und durch Männer wie Sie, mein verehrter Schütz! das öffentliche Zeugniß erhält, daß manches Erwägenswerthe im Buche enthalten sey.

Es hat mir sehr wehgethan, daß es mir unmöglich geworden ist, meinen Sommeraufenthalt in Weimar und Jena 1789 zu einem Besuche in Halle zu benutzen, der mir durch das voraussichtliche Wiedersehen von Ihnen und Ihrer theuren Gattin so sehr am Herzen lag. —

Noch geben wir, ich spreche hier zugleich aus dem Herzen meiner Frau, die schöne Hoffnung dieses Wiedersehens nicht auf. Vielleicht gelingt es uns, unsern zweyten Sohn Ernst, der hier itzt Theologie studiert, im Sommer des künftigen Jahres in Jena, wo er unter unseres hochverehrten Griesbachs Anleitung seine theologischen Studien vollenden soll, nach Jena begleiten zu können, und am 5. Sept. in Weimar den 80. Geburtstag unsres Vaters Wieland zu feyern. Nichts soll uns davon abhalten, auf der Rückreise unsern Weg über Halle zu nehmen. Meinen ältesten Sohn Carl erwarte ich künftigen Monath von Wien zurück, wo er mit einer hiesigen adeligen Familie als Mentor ihres Sohnes ein Jahr zugebracht hat. Mein dritter, Fritz (sein gebohrener Kieler) ist seit einem halben Jahre in Copenhagen als Cadett bey der Artillerieleibschule untergebracht; und meine Eveline soll diesen Sommer die Gattin eines braven jungen Mannes werden, der ein geschickter Arzt und glücklicher Practicus im Schleßwigischen ist, — aber leider! wie ich seit gestern erfahren habe, itzt an einem bedenklichen Schleimfieber bettlägerig geworden ist. Gott wende dieses Unglück von meinem armen, in seliger Hoffnung nichts davon ahnenden Kinde ab!

Meine Sophie empfiehlt sich nebst mir Ihnen und Ihrer uns unvergeßlichen Henriette freundlichen Andenken aufs angelegentliche. Mit inniger Verehrung und treuer Ergebenheit

Kiel, den 2. April 1812. Ihr Reinhold."

Reinhold war bekanntlich Wielands Schwiegersohn. Der Adressat ist der damalige Herausgeber der in Halle erscheinenden „Allgemeinen Litteratur-Zeitung", Horat Schütz.

Der folgende Brief Johann Peter Hebels (geb. 1760) zeigt uns den trefflichen Verfasser der „Allemannischen Gedichte" im Baun der Hofetikette; in der That war er ja auch Prälat zu Markgrafe und als solcher Mitglied der Hofgesellschaft. Der Adressat ist ein Legations-Rath Kölle, der zu einer Geburtstagsfeier Karl Friedrichs von Baden ein Festlied dichtete, das von einer großen Versammlung gesungen werden sollte. Hebel wünschte einige Änderungen an dem Poem; welcher Art sie waren, ist nicht ganz uninteressant. Der Brief lautet:

„Indem ich, lieber Freund, wenigstens mit Ihrer selben Einwilligung noch einen Vers, als Signal zum feierlichen Pankenschlag und Trunk Ihrem Lied ein- oder anfügen wollte, sehe ich, daß Sie es allerdings im Anfang der 2. Strophe: „Den kennt' ich wohl, dem dieses gilt" ꝛc. schon selber gethan haben, und daß sich die 4. Strophe durch ihre letzte Zeile: „Werd Er zuerst genannt", schön darauf bezieht. Deswegen wollte ich mir itzt, auch nicht mit Ihrer Erlaubniß erlauben, dem Lied ein Überbein anzuschaffen.

Dagegen seyen Sie nicht wunderlich und billigen Sie mir den Vorschlag zu einer kleinen Veränderung der 1. u. 2. Zeile der zweiten

Digitized by Google

Strophe, etwa so: „Wem tönt der frohe Becherklang? Carl Friedrich tönt er zu", oder was Sie besser angeben wollen. — Denn

erstlich, so fein und lieblich an sich der Ausdruck „den kenn' ich wohl" allerdings ist, so scheint es mir doch, daß Er in einer großen, gemischten Gesellschaft denn feierlichen Ausbringen seiner Gesundheit sollte genannt sein;

zweitens sagt der Ausdruck: ich brings ihm zu nach dem Sprachgebrauch doch etwas andres, als Wir damit sagen wollen, und etwas, das sich gegen einen Landesfürsten fast nicht schicklich sagen läßt.

Ich erbitte mir Ihre Antwort und werde von Ihrem Manuscript, das Sie mir anvertraut haben, keinen Gebrauch machen, den Sie nicht billigen. J. P. Hebel.

d. 21. Sept."

Man sieht, es ist eine Geschmacksfrage, in der man sich schwerlich auf Hebels Seite stellen wird.

In einer ebenso ungewohnten Rolle, wie Hebel als Wächter höfischer Etikette, erscheint im nächsten Schreiben der sentimentale Friedrich von Matthisson (geb. 23. Januar 1761) als Verfasser jokoser Gedichte nach gegebenen, sehr drastischen Reimen. Der Brief, an einen unbekannten Adressaten gerichtet, lautet:

„Theurer und verehrter Freund!

Da der Buchhändler Cotta mir den Antrag machte, eine vollständige Ausgabe meiner poetischen Versuche seinem Verlage zu übergeben, so kam mir der Gedanke, dieser Sammlung einige Jocose, die ich bisher im Pulte bewahrte, als Anhang beizufügen. Hierzu fehlt mir nur noch ein gewisses Bout-rimé, wozu einst unser trefflicher Graf von Walderfee mir die Reime aufgab. Es begann mit C—r und endete mit Schwerenoth. Das Ganze fand damals Beifall. Gern hätte ich es wieder. Ich wende mich mit der Bitte an Sie, mir womöglich zu dieser Schnurre, im Falle man sie noch irgendwo des Aufbewahrens Werth gefunden hätte, wieder zu verhelfen. Vielleicht gelingt es Ihrer Freundschaft; wo nicht, so ist auch nicht viel daran verloren. Viele meiner Gedichte habe ich auf diese Weise durch freundliche Verwendung wieder zusammentreiben müssen, weil ich keine Copien aufbewahrte. Mais déja trop de bruit pour une omelette.

Ich bitte Sie angelegentlich, mich der Frau Erbprinzessin, so bald sie zurückgekehrt seyn wird, zu Füßen zu legen. Ihrer Frau Gemahlin empfehle ich mich hochachtungsvoll. Mit alter treuer Anhänglichkeit und Freundschaft nach wie vor

Ihr ganz eigener F. v. Matthisson.

Wörlitz, 11. Oktober 1810."

Joh. Christoph Friedrich Haug (geb. 9. März 1761) ist in der Sammlung durch ein kleines Scherzgedicht vertreten, das u

aber für seine Tonart bezeichnend ist und daher hier seinen Platz finden mag:

„Wünsch an Rosetten.

Tibullus weiß kein süßeres Vergnügen,
Als wenn der rauhe Nordwind brüllt,
Und Regen von den Dächern quillt,
Am Busen seiner Delia zu liegen:
Doch zehnmal süßer ist die Lust,
Wenn ich erwach an Deiner Brust
Und meines Glückes unbewußt
Verschmähte Nebenbuhler starren,
Zur Winterfrost auf Einlaß harren
Und fruchtlos klimpern auf Guitarren.

Haug."

Den Beschluß der Reihe mag Johannes Falck, der Weimarische Satiriker und Humorist (geb. 1770) machen. Der erste Brief ist ein Geschäftsbrief an einen Verleger, und nicht bloß durch die Orthographie sonderbar. Er lautet:

„Weimar den 4. July 1790.

P. T.

Hochzuverehrender Herr

Sie äussern in ihrem letzten gütigen schreiben den wunsch irgend etwas von mir im verlag zu haben. Dazu wär' ich auch nicht abgeneigt, wenn der contract, zwischen mir und Herrn Simmer, nicht noch immer in aller seiner rechtskräftigkeit fortdauerte. Wenn dieser sich auch nicht auf almanachsaufsätze und solche kleine brochüren erstreckt, welche die Hoffmannsche Buchhandlung von mir in Verlag hat, so gilt er doch für jede grössere arbeit. Jene kleine Piece war mehr eine gelegenheitsschrift, und die sommerschen Pressen waren gerade zu dem zeitpunkt, wo sie notwendig erscheinen musste, zu besetzt, sonst hätte sie die Hoffmannsche Buchhandlung auch nicht bekommen. Um Ew. Wohlg. indess einen Beweis zu geben, wie schmeichelhaft dero gütiges zutrauen für mich ist, nehm ich mir die freyheit beyfolgendes manuscript, nebst einem eigenhändig von Wieland geschriebenen Briefe, der ein urtheil über dasselbe enthält, beyzufügen. — — Es wird blos von Ihnen abhängen, ob Sie den verlag nun übernehmen wollen. Nach dem Urtheil eines solchen Kenners, wie des Herrn Hofrath Wieland wag ich keine sylbe mehr hinzuzusetzen. Die Bedingungen sind folgende:

1. 50 Ducaten in Gold Honorar für die erste beiliegende Haelfte des Manuscripts, die zweyte und letzte Haelfte, worin sich zugleich der schluss dieses satirischen Romans befindet, erhalten Sie gegen künftige Neujahrsmesse unausbleiblich gewiss.

2. Das Honorar für die erste Hälfte (50 Ducaten) wünscht der verfasser binnen heut und einem Monat spätestens. Das Honorar für

Digitized by Google

die zweyte um Neujahr bey der zweyten Lieferung. Für die richtige und regelmässige Erscheinung des zweyten Theils verbürgt sich der Herr Hofrath Wieland und ich.

3. Einige Freyexemplare für den verfasser. Da die Lecture des ganzen Werkes für sie zu weitläufig seyn dürfte, so empfehle Ich Ihnen, um die Laune des Verfassers kennen zu lernen, das dritte Kapitel: S. 105.

Den an mich gerichteten Brief des Herrn Hofraths Wieland werden sie die gütigkeit haben mir wieder zurückzuschicken. In Erwartung einer baldigen antwort bin ich mit ausgezeichneter Hochachtung Ew. Wohlgebohren

Ergebenster Falk."

Ein Werk Falks, auf welches sich das Anerbieten beziehen könnte, ist in den nächsten Jahren nicht erschienen.

Bleibender, als die Wirkung seiner einst mit ungemeinem Beifall aufgenommenen, aber bald fühl genug beurteilten Satiren, waren die seines humanitären Wirkens. Die von Falk gegründete „Gesellschaft der Freunde in der Not", seine Bemühung für die Erziehung besserungsbedürftiger Knaben haben vielen Segen gestiftet, ihm selbst freilich nur Not und Sorge gebracht. Beide Seiten dieser Wirksamkeit spiegeln sich in dem folgenden, an seinen Freund, den Oberpostdirektor Hüttner gerichteten Schreiben wieder:

„Weimar d. 22. Sept. 1824.

Mein theuerster und innigst geliebter Hüttner!

Gott und meinen treuen Handschlag zum Gruß dem edeln Oberpostdirector und seiner frommen, liebenswürdigen Ehehälfte.

Ich sende Ihnen hierdurch 50 Exemplare von der Ankündigung unseres Glaubens, und bitte Sie herzlich, ein Wenig thätig für mich zu seyn; denn nach den ungeheuersten Anstrengungen in diesem abgelaufenen Sommer halben Jahre reicht es nicht (?) zu Michaelis und ich werde gerichtet, aber hoffentlich nicht zu Grunde.

Wenn ich nicht wüßte, daß Gott mir zur Seite wäre, und seine Hand über mich hielte, so müßte ich erschrecken, theuerster Hüttner! So ungeheuer ist die Aufgabe, die vor mir steht, so klein, so unscheinbar sind die Mittel, die mir zu Dienste stehen, daß ich in den Augen der klugen Welt, die Gottes Gnade und unendliche Allmacht und Güte so gern in Tabellen verfaßt, wenn ich es öffentlich und in diesem Augenblicke bekannt machte, für einen Narren und Tollhäusler gelten würde. So ist es aber schon oft gewesen und Gott hat uns dennoch herausgerissen, und eben weil wir diesen Heldenmuth besitzen, sind wir auch berechtigt, den Glauben herauszugeben und den edlen Hüttner zu bitten, daß er sich dieses frommen Vorhabens ein wenig annehme, wie solches gegenwärtig von uns geschieht. Herr hilf! Herr laß es wohl gelingen! Den Plan zum Landgut habe ich durch Wagner erhalten und ihn sogleich dem jungen Baron geschickt. So bald eine Antwort erfolgt, melde ich Ihnen, lieber Hüttner, das Resultat und nehme Rücksprache mit Ihnen wegen des weiteren Ganges der Unterhandlung. Die Einlagen, lieber Hüttner, besorgen Sie gefälligst und ziehen das Porto für dieses Packet von den zu halbierenden Interessen des Brockhausischen, nun bald fälligen Wechsels ab.

Alle meine Verbindlichkeiten gegen den Herrn Brockhaus sind erfüllt, so daß der baaren Zahlung nun nichts entgegensteht. §. 5 des von Brockhaus unterschriebenen und besiegelten Contracts heißt es wörtlich also: „von der F. A. Brockhausischen Buchhandlung wird dem Verfasser erstattet, was er an der Anweisung verlieren sollte, insofern dieß nicht sechs pro Cent des Jahres übersteigt." Ich dächte, wir könnten vom 5. Juny 1824 mit dem 31. October 1824 fünf pro Cent rechnen, die eigentlich Ihnen ganz zufallen müßten, ich aber würde dennoch mit 20 pro Cent ein großer Schuldner Ihrer Liebe und Freundschaft bleiben; denn Sie haben mir damals, lieber Herzens-Hüttner, durch die baare Auszahlung aus einer großen Sorge und Verlegenheit geholfen, welches mit herzlicher und dankbarer Freude bekennt Ihr treuergebener Freund

Johannes Falk."

Etwa anderthalb Jahre später (14. Februar 1826) war der ebenso edle als seltsame Mann aller seiner Sorgen für immer enthoben.

Bei einer Mitteilung wie der vorliegenden wirbelt immer auch Staub und Moder auf; das ist nicht zu vermeiden. Aber sind dem Leser durch dieses Wölkchen hindurch Züge und Wesen der Menschen, deren Stimme wir hier vernommen, ab und zu ein wenig deutlicher geworden, als bisher, so ist der Zweck dieser Aufsätze erreicht.

Litterarische Notizen.

— Herr August Kellner in Neapel schreibt uns: „In meinem Schrecken sehe ich eben in dem mir heute zugekommenen 9. Hefte der „Deutschen Dichtung" (S. 225) das Sonett „Magnetismus" allein unter meinem Namen abgedruckt. Es ist dies Gedicht aber meine fast wörtliche Uebersetzung eines italienischen Sonetts von Giulio Alfieri. Meine Abschreiberin, die ich deshalb befragte, meinte, es sei nichts davon auf dem Manuskript gestanden, das ich ihr gegeben. Es mag so sein! Jedenfalls bitte ich Sie, freundlichst nun den wahren Sachverhalt mitzuteilen!" Gleichzeitig geht uns eine Mitteilung ähnlichen Inhalts aus unserem Leserkreise zu, die ein Versehen der Redaktion vermutet. Daß ein solches nicht vorlag, geht aus der obigen Zuschrift hervor.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Bückmann in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 08671 9989